Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Curtmann, Wilhelm Jakob Georg,

Das Vaterland, ein Lesebuch für die oberen Klassen der Volksschule

Darmstadt 1848

L.germ. 52 d
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10583524-5

Oeffentlicher

Schul-Preis

1849

L. germ. 52 d

Curtmann

Aus der v. Kolln'schen Stiftung.

Erste Mädchenklasse.

Obere Abtheilung.

Erster Preis

für

Louise Josepha Pracher.

Am Tage der öffentl. Preisevertheilung.

Kaufbeuren d. 2. Spt. 1849.

Kgl. Local-Schulcommission:

K. B. LOCAL SCHUL COMMISSION KAUF-BEUREN

Hengelmann
Bgstr

Königsheim,
Schulinspektor.

Lehrer:

Friedr. Mayer.

Das

Vaterland,

ein

Leſebuch

für die oberen Klaſſen der Volksſchule

von

Dr. W. J. G. Curtman,
Direktor des Schullehrer-Seminars zu Friedberg.

Zweite, verbeſſerte Auflage.

Darmſtadt, 1848.

Verlag von Johann Philipp Diehl.

(Rheinſtraße, Lit. E. Nr. 4.)

G. n. 553.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Buchdruckerei von J. P. Achtelſtätter.

Aus der Vorrede zur erſten Auflage.

Der Gebrauch dieſes Leſebuches ſetzt den eines elementariſchen voraus, das mechaniſche oder buchſtäbliche Leſen muß bereits zu einer gewiſſen Fertigkeit erhoben ſein. Der Schüler ſoll durch dieſes Buch auf die beiden höheren Stufen geführt werden: zum Verſtändniſſe und zum Vorleſen. Gerade weil es Verſtändniß gilt, konnten die ſogenannten gemeinnützigen Kenntniſſe als Stoff benutzt werden, nicht in Gerippen, ſondern in einzelen ausgemahlten Bildern. Der Lehrer mag daran anknüpfen, denn es iſt weit methodiſcher, dem Buche in den Händen der Schüler ausgeführte Einzelheiten zuzuweiſen und den Lehrer mit deren Vervollſtändigung nach den Umſtänden zu beauftragen, als umgekehrt, wenn anders dieſe Einzelheiten nicht willkürliche ſind, die eine organiſche Verbindung nicht zulaſſen.

Die gegebenen Einzelbilder werden alſo nicht blos zum verſtändigen und betonten Leſen, ſondern auch als Anhaltpunkte weiterer Belehrung dienen. Aber auch der ſprachliche Zweck, welchen man mit Unrecht anderwärts alle übrigen faſt verſchlingen läßt, hat ſeine Berückſichtigung gefunden, wenn die Überſchriften gleich keine grammatiſchen ſind. Ich ſtelle überhaupt die ſtyliſtiſche Aufgabe der Volksſchule — nein aller Schulen weit höher als die grammatiſche. Und die aufmerkſamen Leſer werden finden, daß faſt alle ſtyliſtiſchen Formen von Bedeutung für die Volksſchule in dem Buche repräſentirt ſind. Laſſe man nun leſen und nachahmen, umarbeiten, verkürzen, wie die Methode des Styls es verlangt. Man wird hoffentlich das Material geeigneter finden als in den meiſten Leſebüchern, ſelbſt als in den eng begränzten Lernſtoffen, welche man nun auch, den Gymnaſien nachahmend, in manche Volksſchulen eingeführt hat. Ich traue jedem Lehrer zu, daß er ſich aus meinem Leſebuche diejenigen Stücke herauszuſuchen weiß, welche er öfter und vielſeitiger gebrauchen mag, als die übrigen, und alſo als Lernſtoffe benutzen will. Ich hätte ſelbſt den Fingerzeig über Leichteres und Schwereres durch mehrerlei Schriftgattung weggelaſſen, wenn nicht aus einleuchtenden Gründen doch lateiniſcher Druck neben dem deutſchen angewandt werden mußte und wenn nicht der kleinere Druck zugleich als Raum- und Preis-Erſparniß dienen ſollte. Kein Lehrer, wie ich deren im Sinne habe, wird gerade auf Pagina 1 anfangen, weil er

ja aus der Überſchrift erſieht, daß hier nicht Erzählung, ſondern entweder Beſchreibung oder Abhandlung zu finden iſt. Wer das Regiſter durchmuſtert, wird wahrſcheinlich zuerſt nach den Mährchen im 3. Abſchnitt, als dem leichteſten und anziehendſten Lehrſtoffe greifen. Die Zeit iſt gekommen, wo alle pädagogiſchen Gängelbänder, alle traditionellen Reihen der Schulbücher durch die methodiſchen Einſichten der Lehrer erſetzt werden können und ſollen. Ein Lehrer, welcher immer nur „weiter", „das folgende Stück", „der folgende Schüler" u. ſ. w. kommandirt, gehört nicht unter diejenigen, welche wirklich weiter zu ſchreiten ſtreben.

Die poetiſchen Stücke ſind wenig zahlreich, und man wird darin gleichwohl noch einiges Altfränkiſche finden. Beides iſt nicht ohne Vorbedacht geſchehen. Wenn das Leſebuch der Sprachſchatz des Kindes für die Schriftſprache werden ſoll, ſo muß die Proſa vorwalten, denn dieſe enthält das Regelmäßige und das im Leben Gültige, die Poeſie iſt Zugabe, vornehmlich für das Vorleſen berechnet. Auch habe ich auf Zuflüſſe zur Poeſie durch den in der Schule zu pflegenden Geſang und durch das kirchliche Geſangbuch gerechnet, weßhalb ich ſingbare Lieder, welche auf anderem Wege zur Kenntniß der Kinder zu kommen pflegen, nicht aufgenommen habe. Daß ich aber ältere und nach jetzigem Geſchmacke allzu proſaiſche Gedichte vorgezogen habe, rechtfertigt ſich ſchon aus dem Obigen. Allein außerdem laſſen ſich die Schriftſteller in ihren Studierſtuben gar leicht über den Geſchmack des Volkes täuſchen. Das Volk und deſſen Jugend iſt noch nicht durch die literariſchen Überreizungen ſo abgeſtumpft, wie Dies bei uns ſelbſt unvermerkt geſchieht. Ich glaube nicht zuviel zu behaupten, wenn ich ſage: von den neueren Dichtungen iſt nur ein unglaublich kleiner Theil volksmäßig, Gellert iſt unſerem Volke verwandter als Rückert. Man mache die Probe!

Daß ich gar nichts direkt auf Religion Bezügliches und ſelbſt ſo wenig ausdrücklich moraliſche Erzählungen aufgenommen habe, wird mir Mancher übel nehmen, allein ich glaube aus guten pädagogiſchen Gründen gehandelt zu haben: Man mache die Religion und Alles, was damit zuſammenhängt, nicht trivial, Was durch öfteres und tägliches Wiederleſen faſt nothwendig geſchieht. Gerade um der intenſiveren Wirkung des Religionsunterrichts willen behandle man denſelben nicht allzu extenſiv. In dieſem Punkte iſt früher unendlich viel geſündigt worden, und von dem Religionsunterrichte könnte man auch faſt ſagen: Gott ſchütze mich vor meinen Freunden.....

Der Titel „Vaterland" iſt kein bloßer Aushängeſchild, ich glaube wirklich etwas dem Vaterlande zu gute Kommendes dargeboten zu haben. Möge es nur richtig benutzt werden! Wünſcht man in manchen Gegenden mehr Berückſichtigung des engeren Vaterlandes, ſo bin ich gern bereit, in einer folgenden Auflage dieſes Buches dazu die Hand zu bieten.

Für jetzt mußte ich meine Feder dem allgemeinen deutſchen Vaterlande widmen und ich glaube, keinen Theil deſſelben ungebührlich vernachläſſigt zu haben, ſelbſt die deutſch redende Schweiz nicht. Darum wird das Buch hoffentlich auch da, wo es nicht als Leſebuch im engeren Sinne des Wortes dienen kann, als Vorleſebuch doch Aufnahme finden.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Daß die bedeutend ſtarke erſte Auflage dieſes Leſebuches ſich in ſo kurzer Zeit vergriffen hat, iſt dem Verfaſſer vor Allem ein erfreulicher Beweis geweſen, daß ſeine Anſichten von dem Leſen in der Volksſchule zahlreiche Freunde gefunden haben. Noch weit befriedigender aber iſt mir das Bewußtſein, daß in dem deutſchen Vaterlande ſich auch ſchon vor den Ereigniſſen der letzten Monate eine vaterländiſche Geſinnung offenbart hat, welche für die Zukunft die ſchönſten Früchte verheißt. Ja der Deutſche hört gern von ſeinem Vaterlande, er will, daß die Jugend dies Vaterland liebgewinne. Das bewährt ſich unter Andern auch in der Erfahrung, daß eine deutſche Kolonie in den Nordamerikaniſchen Freiſtaaten 200 Exemplare dieſes Leſebuchs für ihre Schulen begehrt hat. Da habe ich es für dreifache Pflicht gehalten, das Buch bei der neuen Auflage mit Sorgfalt durchzuſehen, um ihm diejenige Korrektheit zu verleihen, welche einem Schulbuche überhaupt, einem weit verbreiteten aber inſonderheit gebührt. Alle mir zugekommenen Winke habe ich zu dieſem Zwecke gewiſſenhaft benutzt. Gewiſſenhaft, das heißt nicht jedesmal nach der buchſtäblichen Meinung des Beurtheilers, ſondern nach ſelbſtändiger Prüfung der Wahrheit oder des Verhältniſſes zu der ganzen Idee des Buches.

Größere Veränderungen vorzunehmen, wäre gegen die pädagogiſche Rathſamkeit geweſen. Aber für Eins gedachte ich ein Plätzchen übrig zu behalten — für eine Darſtellung der neueſten, freien und hoffnungsreichen Geſtaltung unſeres Vaterlandes, ein ſchwarz-roth-goldnes Bild für die Jugend. Allein ich habe es mir verſagen müſſen. Denn noch ſtehen wir zu ſehr in den erſchütternden Schwankungen des Werdens, als daß ſich der Jugend ein treues Bild vorführen ließe. Und täuſchen wollen wir ſie doch nicht. Das muß alſo vorbehalten bleiben. Vielleicht folgt es bald als Zugabe, wenn die erſten Schöpfungen unſeres deutſchen Parlaments vor Augen liegen.

Friedberg den 30. April 1848.

Curtman.

Regiſter.

I Die Natur des Vaterlandes.

Nr.		Seite.
1.	Die Produkte unſeres Vaterlandes	1
2.	Eintheilung der Thiere	2
3.	Lebensart der Säugethiere	3
4.	Die Hausthiere	5
5.	Der Hund und die Katze	7
6.	Hund und Katze als Zeugen einer Mordthat	9
7.	Beſtrafte Thierquälerei	10
8.	Die Laſtthiere	11
9.	Bucephalus	13
10.	Der Eſel	14
11.	Die Ziege	15
12.	Die Schafzucht	16
13.	Das Kaninchen	17
14.	Die Hausmaus	20
15.	Die Ratte	20
16.	Die Feldmaus	22
17.	Die Jagd auf Säugethiere	24
18.	Die Felle der Thiere	27
19.	Iltiß und Frett	28
20.	Das Reh	29
21.	Die Gemſe	30
22.	Das Eichhörnchen	31
23.	Klage des Haſen	32
24.	Tollheit der Füchſe	33
25.	Der Hamſter	34
26.	Der Maulwurf	36
27.	Der Igel	38
28.	Die Fledermaus	39
29.	Die Menagerie	40
30.	Die Vögel	42
31.	Die Vogelneſter	44
32.	Die Zugvögel	46
33.	Über Nutzen und Schaden der Raubvögel	48
34.	Die Singvögel	50
35.	Der Fang der Vögel	51
36.	Die Finken. (Fabel)	52
37.	Der Gimpel	54
38.	Der Kanarienvogel	55
39.	Die Schwalben	56
40.	Die überwinternden Vögel	57
41.	Die Nachtigall	58
42.	Der Staar	59
43.	Die Kohlmeiſe	60
44.	Der Sperling	61
45.	Die Krähen	63
46.	Die Elſter	64
47.	Die Eule	65
48.	Der Uhu	66
49.	Der Bartgeier	67
50.	Der Kuckuck	68
51.	Die Hühnereier	69
52.	Das Rebhuhn	70
53.	Der Pfau	71
54.	Die Tauben	72
55.	Der Schnepfenſtrich	73
56.	Storch und Reiher	74
57.	Die Ente	75
58.	Die Gans	76
59.	Die Amphibien	78
60.	Die Eidechſen	79
61.	Die Schlangen	80
62.	Die Kreuzotter	81
63.	Die Kröte	82
64.	Der Laubfroſch	83
65.	Die Fiſche	84
66.	Der Krebs	87
67.	Weichthiere	88
68.	Die Spinne	89
69.	Die Inſekten	91
70.	Die Stubenfliege	92
71.	Die Schmetterlingſammlung	94
72.	Der Todtenkopf	95
73.	Der Seidenbau	96
74.	Die geſelligen Inſekten	97
75.	Die geiſtigen Fähigkeiten der Inſekten	99
76.	Der Maikäfer	101
77.	Pflanze und Thier	102
78.	Nützliche u. ſchädliche Gewächſe	103
79.	Die Tollkirſche	105
80.	Der Stechapfel	106
81.	Das Laubholz	108
82.	Das Nadelholz	110
83.	Das Obſt	112
84.	Die Beeren - tragenden Sträucher	115
85.	Der Johannisbeerſtrauch	117
86.	Der Wein	118
87.	Die Gärtnerei	120
88.	Die Frühlingsblumen	122
89.	Die Scheibenblumen	123
90.	Die Doldengewächſe	124
91.	Schotengewächſe	126
92.	Die Hülſenfrüchte	127
93.	Hanf und Flachs	129
94.	Der Tabak	130
95.	Der Mohn	132
96.	Zwiebelgewächſe	133
97.	Die erſten Kartoffeln	134
98.	Das Getraide	136
99.	Das Moos	137
100.	Die Schwämme	138
101.	Mutterkorn	139
102.	Das Gift	141
103.	Die Felsarten	143
104.	Brennbare Mineralien	145
105.	Die Metalle	146
106.	Das Gold	149
107.	Das Silber	150

Nr.		Seite.
108.	Das Kupfer	151
109.	Eiſen und Blei	152
110.	Das Glas	153
111.	Der Thon	154
112.	Das Salz	156

II. Land und Volk.

Nr.		Seite.
1.	Unſer deutſches Vaterland	158
2.	Das deutſche Land	159
3.	Die Gebirge Deutſchlands	161
4.	Die deutſchen Flüſſe	165
5.	Das deutſche Volk	168
6.	Die deutſchen Sprüchwörter	171
7.	Die Drangſale unſerer Vorfahren	173
8.	Der dreißigjährige Krieg	175
9.	Das Jahr 1813	177
10.a.	Des Deutſchen Vaterland	178
10.b.	Der deutſche Rhein	178
11.	Die Deutſchen im Auslande	179
12.	Das Alpenleben	180
13.	Die Alpenpäſſe	182
14.	Der Bodenſee	182
15.	Die Küſte der Nordſee	183
16.	Die Teufelsmauer	185
17.	Das Steinthal im Elſaß	186
18.	Die deutſchen Bundesſtädte	190
19.	Die Taunuseiſenbahn	192
20.	Der Brand von Hamburg	193
21.	Die Umgebungen v. Hamburg	195
22.	Das Königreich Hannover	196
23.	Die Lüneburger Heide	197
24.	Papenburg	199
25.	Die Inſel Norderney	199
26.	Der Bergbau im Harz	200
27.	Die Baumannshöhle	201
28.	Das Großherzogth. Oldenburg	202
29.	Wangerog; der Leuchtthurm	203
30.	Die Großherzogthümer Meklenburg und das Herzogthum Holſtein	203
31.	Das Herzogth. Braunſchweig	204
32.	Der Herzog von Braunſchweig in der Schlacht bei Waterloo	205
33.	Die Fürſtenthümer Lippe	207
34.	Das Fürſtenthum Waldeck	207
35.	Thüringen	207
36.	Das Frühſtück zu Rudolſtadt	210
37.	Der Kyffhäuſer	211
38.	Altenburg; Kunz v. Kaufungen	214
39.	Der Verein für Handwerksgeſellen in Koburg	215
40.	Ludwig der Eiſerne	217
41.	Das Königreich Sachſen	219
42.	Die Völkerſchlacht bei Leipzig	221
43.	Herrnhut	222
44.	Freiberg im Erzgebirge	223
45.	Schöneck	224
46.	Der Königſtein	224
47.	Die Herzogthümer Anhalt	226
48.	Das Königreich Preußen	226
49.	Der alte Fritz	227
50.	Die Schlacht bei Roßbach	229
51.	Maria Prochaska	230
52.	Die Provinz Brandenburg	232
53.	Berlin	232
54.	Das Militärwaiſenhaus zu Potsdam	233
55.	Frankfurt an der Oder; Leopold von Braunſchweig	235
56.	Die Provinz Sachſen	235
57.	Magdeburg und ſeine Zerſtörung 1631	236
58.	Eisleben	237
59.	Lukas Cranach	238
60.	Lützen	239
61.	Naumburg	241
62.	Merſeburg	242
63.	Halle	243
64.	Weſtphalen	246
65.	Rheinpreußen	247
66.	Der Dom zu Köln	249
67.	Solingen und Remſcheid	250
68.	Die Gründung d. Stadt Aachen	251
69.	Die Provinz Schleſien	252
70.	Rübezahl. (Eine Volksſage)	254
71.	Wahlſtatt und Katzbach	258
72.	Pommern	260
73.	Die Theurung	260
74.	Der Brand in dem Thurme zu Colberg	261
75.	Die Provinzen Preußen u. Poſen	264
76.	Heſſen	265
77.	Rodenſtein	267
78.	Das Kloſter Lorſch	268
79.	Der Frankenſtein	269
80.	Worms	270
81.	Der hörnerne Siegfried	271
82.	Bingen, der Mäuſethurm	272
83.	Wimpfen	272
84.	Der Apoſtel der Deutſchen	273
85.	Ziegenhain	273
86.	Die Plünderung von Hersfeld 1807	274
87.	Das Herzogthum Naſſau	275
88.	Adolf von Naſſau und Wilhelm von Oranien	276
89.	Die Zigeuner	277
90.	Das Großherzogthum Baden	277
91.	Burg Windeck an der Bergſtraße	278
92.	Heidelberg	279
93.	Die Verwüſtung der Pfalz	280
94.	Konſtanz oder Koſtnitz	280
95.	Das Königreich Würtemberg	281
96.	Die Rauhe Alp	283
97.	Das Wildbad	284
98.	Eberhard im Barte	284
99.	Das Königreich Baiern	285
100.	Schloß Trausnitz	287
101.	Das landwirthſchaftliche Feſt bei München	288
102.	Das Juliushoſpital zu Würzburg	288

Nr. Seite.
103. Die Hexenprozeſſe 289
104. Nürnberg 290
105. Die Nürnberger 292
106. Der Ludwigs-Kanal . . 293
107. Das Kaiſerthum Öſtreich . 295
108. Der Kaiſer Franz . . . 296
109. Rudolf von Habsburg . . 297
110. Wien 298
111. Die Türkennoth 1683 . . 299
112. Böhmen 302
113. Die Tyroler 303
114. Kaiſer Max auf der Martinswand 304
115. Salzburg 305
116. Das Hagelwetter zu Gräz . 306
117. Adelsberg 307
118. Idria 308
119. Der Cirknitzer See . . . 309
120. Die Schweizer 309
121. Die Rindviehzucht in der Schweiz 312
122. Der Rheinfall bei Schaffhauſen 315
123. Das Hospiz auf dem großen St. Bernhard . . . 316
124. Der Vierwaldſtädter See . 317
125. Die Schlacht bei Morgarten und Sempach. Arnold von Winkelried 318
126. Beſteigung des Finſteraarhorns 319
127. Der Bergſturz von Goldau 321

III. Poeſie der Deutſchen.

1. Mährchen, Sage, Fabel und Legende 325
2. Der Mann im Monde . . 325
3. Gott Überall 325
4. Das Kätzchen und die Stricknadeln 327
5. Mann und Frau im Eſſigkrug 327
6. Die dankbaren Thiere . . . 330
7. Das Mährchen vom Schlaraffenland 332
8. Der Teufel iſt los 334
9. Der beherzte Flötenſpieler . 335
10. Der alte Hofhund 337
11. Der Wolf und der Fuchs . 338
12. Die Sternthaler 340
13. Sankt Meinhard 340
14. Chriſtian Fürchtegott Gellert 341
15. Der Blinde und der Lahme . 342
16. Der Bauer und ſein Sohn . 342
17. Der Informator 343
18. Gottlieb Conrad Pfeffel . . 344
19. Die Tabakspfeife 345
20. Ibrahim 346
21. Die Stufenleiter 347
22. Die drei Blümchen . . . 347
23. Johann Gottfried von Herder 348
24. Der gerettete Jüngling . . 348
25. Gewalt und Liebe 350
26. Alles zum Guten 350
Nr. Seite.
27. Die drei Freunde 350
28. Lud. Heinrich Chriſtoph Hölty 351
29. Aufmunterung zur Freude . 351
30. Der Vater an ſeinen Sohn . 352
31. Die Knaben im Walde . . 352
32. Gottfried Auguſt Bürger . . 354
33. Der brave Mann 354
34. Die Kuh 357
35. Johann Wolfgang von Göthe 358
36. Gefunden 359
37. Johanna Sebus 359
38. Die wandelnde Glocke . . 360
39. Friedrich von Schiller . . 361
40. Die Worte des Glaubens . 361
41. Auslegung der Worte des Glaubens 362
42. Der Pflug 364
43. Der Regenbogen 364
44. Der Funke 364
45. Pflicht für Jeden 364
46. Der Schlüſſel 365
47. Inneres und Äußeres . . . 365
48. Freund und Feind 365
49. Der Alpenjäger 365
50. Der Graf von Habsburg . . 366
51. Johann Peter Hebel . . . 368
52. Der Wegweiſer 369
53. Der Wächterruf 370
54. Der Knabe im Erdbeerſchlag 371
55. Der unſchuldig Gehenkte . . 372
56. Der geheilte Kranke . . . 373
57. Nützliche Lehren 375
58. Ein Kriegsſchiff 378
59. Adelbert von Chamiſſo . . 379
60. Das Rieſen-Spielzeug . . 379
61. Die alte Waſchfrau . . . 380
62. Die Sonne bringt es an den Tag 381
63. Ludwig Uhland 382
64. Zimmerſpruch 382
65. Graf Eberhard's Weißdorn . 383
66. Der gute Kamerad 383
67. Einkehr 384
68. Schwäbiſche Kunde 384
69. Friedrich Rückert 385
70. Vierzeilen 386
71. Beſtrafte Ungenügſamkeit . 387
72. Drei Paare und Einer . . 387
73. Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt . . 387
74. Der betrogene Teufel . . . 389

IV. Blicke über das Vaterland hinaus.

1. Das Klima 390
2. Die Tageszeiten 393
3. Die Kugelgeſtalt der Erde . 395
4. Das heilige Land 399
5. Die natürliche Beſchaffenheit Paläſtina's 400
6. Jahreszeiten und Witterung Paläſtina's 403

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

I. Die Natur des Vaterlandes.

1. Die Produkte unſeres Vaterlandes.

Die Geſchöpfe Gottes: Menſchen, Thiere, Pflanzen, Mineralien ſind über den ganzen Erdball verbreitet, und keine Gegend iſt ſo arm und vernachläſſigt, daß nur todtes Geſtein daſelbſt gefunden würde. Allein es kann auch nicht allenthalben Alles angetroffen werden; das eine Land iſt reich an dieſen Schätzen, das andere an jenen, und eines ſoll dem anderen mit ſeinen Erzeugniſſen aushelfen.

Unſer Deutſchland hat die glückliche Lage in der gemäßigten Zone. Es wird weder von einer verſengenden Hitze, noch von einer erſtarrenden Kälte heimgeſucht. Und es iſt darum ein geſunder Wohnplatz für Menſchen und Thiere. Sein Boden bringt eine Fülle von nützlichen Gewächſen und in dem Inneren ſeiner Erde ſind brauchbare Steine und Metalle zur Genüge vorhanden. Dazu fehlt es nicht an Waſſer. Flüſſe, Seen und das anſtoßende Meer, die Nord- und Oſtſee enthalten Fiſche und andere Waſſerbewohner in Überfluß. So kann man denn auch in Deutſchland aus unmittelbarer Anſchauung alle Klaſſen von Thieren, wenn auch nicht gerade alle Gattungen und Arten kennen lernen. Haben wir keinen Elephanten und kein Kameel, ſo haben wir doch in den Pferden und dem Rindvieh Säugethiere von anſehnlicher Größe und Stärke. Das Nashorn fehlt uns, aber die Gattung der Dickhäuter iſt bei uns durch das Schwein vertreten. So iſt es mit den Raubthieren. Wir ſind froh, unſere Wälder nicht von Löwen und Leoparden beſetzt zu wiſſen, aber die Katze, ſowohl die wilde als die zahme, zeigt uns den Körperbau jener Thiere im Kleinen, und wir ſind gar nicht verdrüßlich darüber, daß auch die katzenartigen, aber räuberiſchen Luchſe immer ſeltener in Deutſchland vorkommen. So wollen wir uns auch gerne mit dem Hunde ſtatt des Wolfes und der Hyäne behelfen, und mit dem Dachſe ſtatt des Bären. Über die Seltenheit der Lämmergeier und Adler ſind wir gar nicht aufgebracht, denn die Raben genügen uns, um das Aas wegzuräumen, und an den Weihen und Buſſarden können wir ſchon ſehen, wie ein Raubvogel ſich ſeiner Beute bemächtigt. Mit unſeren Amphibien ſind wir vollends zufrieden. Wir verzichten auf Rieſen- und Klapperſchlangen, auf Krokodile und Ochſenfröſche. Unſere Fröſche quaken uns laut genug, und an unſeren Eidechſen vergegenwärtigen wir uns das zwanzig Fuß lange Krokodil. Auch mit den Fiſchen verhält es ſich ſo; Haie und Sägefiſche brauchen wir nicht, die Häringe aber und Kabeljaue laſſen

wir uns eingeſalzen ſchicken. Überdies können wir ja die Seltenheiten der Thierwelt entweder in Menagerien, oder in Sammlungen von ausgeſtopften Thieren ſehen. Deren gibt es aber in faſt allen großen Städten Deutſchlands. Auch von den Inſekten beſitzt unſer Vaterland die nützlichſten, ohne von allen ſchädlichen geplagt zu werden. Wir haben Bienen, haben auch Seidenraupen; aber die verwüſtende Zugheuſchrecke kommt nicht leicht bis hierher. Über das Ungeziefer können die Vögel oder kann die Reinlichkeit der Menſchen hier noch Herr werden; über das Ungeziefer in den heißen Gegenden iſt es oft unmöglich. Kurz Wer in Deutſchland die Natur recht genau kennen lernen will, dem fehlt es nicht an Gelegenheit, weder in dem Thierreiche, noch in dem Gewächsreiche, noch in dem Mineralreiche. Sehen wir uns nur in der Heimath recht um, ſo werden wir ſpäter die fremden Geſchöpfe auch an ihren rechten Ort hinzuthun wiſſen, und aus der Vergleichung derſelben mit dem bereits Bekannten deſto Mehr lernen.

2. Die Eintheilung der Thiere.

Um einigermaßen genügend den Körper der Thiere zu beſchreiben, muß man ſie in Klaſſen abtheilen, Was auch wegen ihrer außerordentlichen Menge ſchon zur Überſicht nothwendig wird. Man hat Dies auch ſchon längſt gethan und unterſchied damals 6 Klaſſen, nämlich: Vierfüßige Thiere, Vögel, Amphibien, Fiſche, Inſekten und Würmer. Später ſah man ein, daß die Bezeichnung: vierfüßige Thiere nicht paſſend ſei, weil die Wallfiſche und ähnliche Thiere nur ſehr uneigentlich vierfüßig genannt werden können, und weil Fröſche, Kröten, Eidechſen und andere Amphibien ſich doch auch mit 4 Füßen bewegen. Man zog deßhalb die Benennung Säugethiere vor, weil wirklich ein ziemlich ſcharfer Unterſchied zwiſchen den Thieren, die lebendige Jungen gebären und dieſelben anfangs durch Säugen mit ihrer Milch ernähren, und den übrigen beſteht. Sie haben alle rothes, warmes Blut, feſte Knochen und ihre Haut iſt mehr oder weniger behaart. Freilich ſind manche Säugethiere den Fiſchen ähnlich genug, und in Neuholland lebt eins mit einem Schnabel wie ein Vogel. Daß unwiſſende Menſchen auch die Fledermäuſe für Vögel gehalten haben, iſt bekannt.

Die Vögel haben mit den Säugethieren die Knochen, das rothe, warme Blut, die deutliche Scheidung von Rumpf und Gliedern, den Beſitz von fünf Sinnen und höheren geiſtigen Fähigkeiten gemein. Allein ſie ſind mit Federn ſtatt Haaren bedeckt, ſie gebrauchen zum Gehen nur zwei Füße, ſtatt der Vorderfüße haben ſie zwei Flügel, wodurch ſich die meiſten in der Luft fortbewegen können, endlich zeichnet ſie der hornartige Schnabel und die Fortpflanzung durch Eier aus. Man faßt dieſe beiden höchſten Thierklaſſen (Säugethiere und Vögel) unter dem Namen der warmblütigen zuſammen, obgleich das Blut mancher Arten nicht viel wärmer iſt, als das der Amphibien und Fiſche.

Deutlicher iſt der Unterſchied, wodurch man die Säugethiere, Vögel, Amphibien und Fiſche zuſammen von den übrigen Thieren trennt. Sie ſind die Knochen- oder Wirbelthiere. Denn ihr Körper iſt auf ein feſtes Gerüſt von Knochen oder wenigſtens Knorpeln geſtützt, welches für ſich allein Skelett heißt. Die Knochen ſind aber durch Wirbel oder

Gelenke in einander gefügt, an welchen die Muskeln angewachſen ſind. Durch Verlängerung oder Verkürzung der Muskeln entſteht die Bewegung.

Die Amphibien haben ihren Namen davon, daß ſie zugleich im Waſſer und auf dem Lande leben können. Dies iſt aber ein ſehr willkürlich aufgegriffenes Merkmal. Denn es gibt Amphibien, welche durchaus nicht in dem Waſſer ausdauern können, und andere, denen ein längerer Aufenthalt auf dem Lande tödtlich wird. Jedenfalls gehörte dann der Seehund und das Wallroß eher zu den Amphibien als die Eidechſe und die Blindſchleiche. Das Weſentliche des Körperbaues der Amphibien iſt vielmehr ihr Athemen durch Lungen von einfacherer Einrichtung als bei den höheren Thieren, woneben einige ſogar noch Kiemen gleich den Fiſchen beſitzen. Auch ihr Herz iſt einfacher gebaut als das der Säugethiere und Vögel, daher der Umlauf des Blutes träger. Hieraus und aus der geringeren Quantität Luft, welche ſie einathmen, erklärt ſich auch die geringere Blutwärme, ſo wie ihr zähes Leben.

Die niedrigſten unter den Wirbelthieren ſind die Fiſche, welche den Amphibien durch ihr kaltes Blut gleichen, aber durch Kiemen die im Waſſer befindliche Luft aufſaugen. Dies macht ihnen die Lunge entbehrlich und eignet das Waſſer zu ihrem beſtändigen Aufenthalte. Rumpf und Glieder ſind bei ihnen nicht deutlich getrennt, und die Füße, welche wenigſtens noch einigen Amphibien zukommen, fehlen ihnen gänzlich.

Den Wirbelthieren ſtehen die wirbelloſen entgegen, welche wieder in Weichthiere, Gliederthiere und Pflanzenthiere zerfallen. Zu den Weichthieren rechnet man die in kalkigen Gehäuſen wohnenden, alſo Muſcheln und Schnecken; die meiſten derſelben wohnen im Meere. Unter den Gliederthieren ſind die zahlreichſten die Inſekten oder Kerbthiere, doch gehören auch die Spinnen und Krebſe, ſelbſt die Würmer, wie man auch manche kriechenden Inſekten nennt, dazu. Pflanzenthiere heißen ſolche, welche ſich nicht mehr durch Eier fortpflanzen, ſondern durch aus ihrem Körper hervorwachſende Keime. Dahin gehören die Polypen, Korallen u. ſ. w. Auch die Infuſionsthierchen, welche man nur durch Vergrößerungsgläſer wahrnehmen kann, ſcheinen zu den Letzteren zu gehören. Für den gewöhnlichen Beobachter genügt es zu wiſſen, daß faules Waſſer, Eſſig und andere Flüſſigkeiten mit lebendigen, beweglichen Geſchöpfchen der mannigfaltigſten Geſtalt angefüllt ſind. Und ſo wie dieſe lange den menſchlichen Augen ihrer Kleinheit wegen verborgen waren, ſind uns ohne Zweifel noch immer viele Werke des Schöpfers unbekannt. Wir müſſen aber darnach ſtreben, Gott immer deutlicher in ſeinen Werken zu erkennen.

3. Lebensart der Säugethiere.

Wer die Thiere mit Aufmerkſamkeit und mit Nachdenken betrachtet, der findet nicht blos eine edle Unterhaltung, ſondern fühlt ſich auch zu ihnen als Geſchöpfen des nämlichen Vaters, der uns Menſchen ſchuf, hingezogen. Endlich erkennt man aus nichts Anderem die Weisheit und Güte des Schöpfers ſo deutlich als aus der Betrachtung Deſſen, was er ſo kunſtvoll und liebevoll eingerichtet hat. Darum hier einige Anſichten über die Lebensart der Thiere.

Die Menge der Nahrung, deren ein Thier bedarf, hängt nicht blos von ſeiner Größe ab, ſondern auch von der Raſchheit ſeines Blutumlaufes und von der Geſchwindigkeit ſeiner Verdauung. Die reißenden Thiere brauchen darum verhältnißmäßig weit mehr Nahrung, als andere. Doch verzehren die Inſektenfreſſer z. B. die Spitzmaus, der Maulwurf u. ſ. w. für ihre Größe am meiſten und können am wenigſten Hunger ertragen. Während des Winterſchlafes, in welchen manche Säugethiere verfallen, bedürfen ſie gar keine Nahrung, dafür ſchlägt aber ihr Puls auch äußerſt langſam und ſie magern ab. Andere, welche nicht gänzlich einſchlafen, bedürfen wenigſtens nicht ſo viel Nahrung als zu anderen Zeiten, z. B. der Hamſter.

Die Art, wie ſich die Säugethiere ihre Nahrung verſchaffen, iſt oft ſehr ſinnreich. Mit welcher Liſt beſchleicht die Katze einen Vogel! mit welcher Geduld erwartet der Reiher einen Fiſch! das Rennthier ſcharrt ſich ſein Moos unter dem Schnee heraus; das Eichhorn beißt die härteſte Nuß auf, weil es gerade die Naht zu treffen verſteht, das Schoberthier (eine Art Kaninchen) ſammelt im Sommer Heu trotz dem tüchtigſten Landwirthe.

Zum Schutze ihres Lebens haben die Thiere mancherlei Mittel von der gütigen Mutter Natur, oder richtiger von der Güte ihres Schöpfers erhalten. Nicht blos Zähne und Krallen, nicht blos Hörner und Rüſſel beſitzen die ſtärkeren, ſondern es iſt auch für die ſchwächeren geſorgt. Den Haſen und den Hirſch rettet ihre Schnellfüßigkeit, das Kaninchen die Kunſt ſich Höhlen zu graben, das Eichhorn verbirgt ſich in die höchſten Gipfel der Bäume, die Otter taucht in das Waſſer unter und kommt erſt an einer entfernten Stelle wieder zum Vorſchein. Igel und Stachelſchwein ſind durch ihre Stacheln und durch die Fähigkeit ſich zuſammenzurollen geſchützt. Die Maus hört das leiſeſte Geräuſch, der Haſe ſchläft mit offenen Augen. Die Jungen werden durch die Alten geſchützt, und der Schutz der Hausthiere iſt dem Menſchen anvertraut.

Auch die Stimme dient manchen Säugethieren, um ſich Warnungszeichen zu geben. Die Gemſen ſtellen ordentliche Wachen aus, und ſobald dieſe Schildwache eine Gefahr merkt, thut ſie einen pfeifenden Schrei, worauf ſich die ganze Heerde flüchtet. Das Brüllen des Löwen und des Tigers mahnt die ſchwächeren Thiere zur eiligen Flucht, das Bellen der Hunde weckt die ſchlafenden Menſchen vor Gefahr. Sonſt kann man nicht ſagen, daß die Stimme der Säugethiere ſehr ausgebildet wäre. Selbſt wenn ſie ihre Freude zu erkennen geben wollen, bleibt es ein Blöken, Wiehern oder Belfern ohne Annehmlichkeit. Sie können ſich in dieſem Punkte durchaus nicht mit den Vögeln vergleichen, auch lernt kein einziges von ihnen Wörter nachſprechen. Manche laſſen faſt nie, nur etwa in der Todesangſt, einen Laut hören wie z. B. der Haſe.

Von dem Nutzen der Säugethiere, den ſie den Menſchen gewähren, ließe ſich ein ganzes Buch ſchreiben. Ohne Rindvieh und Schafe wäre gar kein dichtes Beiſammenleben der Menſchen möglich. Sie würden weder Nahrung, noch Kleidung genug finden. Ohne den Dienſt der Pferde würde der Ackerbau höchſt mühſam, aber der Verkehr der Menſchen durch Reiſen und Handel faſt gar nicht ausführbar ſein. Und was uns das Pferd, das iſt den Bewohnern der Wüſten das ausdauernde Kameel, den Bewohnern Südamerikas das Lama, den Lappländern das

Rennthier. Oder vielmehr das Rennthier macht dieſe öden, ſchneeigen Gegenden allein bewohnbar. Es gibt ſeinem Herrn Alles, was er braucht: Nahrung, Kleidung, Wohnung. Der Hund iſt der treue Begleiter des Menſchen auf allen ſeinen Wegen, ſein Mitkämpfer gegen wilde Thiere und feindliche Menſchen. Doch je höher die Kultur ſteigt, deſto entbehrlicher wird der Hund, weil die Jagd abnimmt, die Viehzucht mehr in Ställen betrieben wird. Deßhalb mehrt ſich die Zahl der Hunde in Europa nicht in dem Grade, wie die der eßbaren, Milch-gebenden, Laſt-tragenden und Wolle-liefernden Thiere. Die Gefahr der Tollheit empfiehlt ſogar die Verminderung des treuſten aller Thiere.

Überhaupt wird durch die ſteigende Bevölkerung die Zahl der ſchädlichen oder minder nützlichen Thiere immer mehr beſchränkt. In manchen Ländern ſind die ſchädlichſten Raubthiere bereits ausgerottet, in anderen auf die Gebirge und Waldbezirke eingeſchränkt. Bald werden manche Gattungen ganz ausgerottet ſein. Schon lange gibt es z. B. keine Wölfe mehr in England, und in Deutſchland ſind ſie große Seltenheiten geworden. Ähnlich geht es mit den Bären und Luchſen. Löwen und Tiger haben ſich faſt aus allen Gegenden, wo ſich Europäer niedergelaſſen haben, zurückgezogen, und die Zeit wird kommen, wo man ſolche Thiere als Seltenheiten hegen muß. So iſt es bereits mit manchen eben nicht ſchädlichen, aber die Jagdluſt reizenden Thieren gegangen z. B. mit dem Steinbock, der Gemſe, dem Auerochſen. Hoffentlich wird indeſſen die Erkenntniß immer mehr um ſich greifen, daß man Thiere überhaupt nicht quälen oder ohne Noth töden dürfe, und Dies wird wenigſtens die unſchädlichen vom gänzlichen Untergange retten. Denn warum ſollte man Gottes Welt arm an Geſchöpfen machen? warum zerſtören, Was wir nicht wieder ſchaffen können?

4. Die Hausthiere.

Als die Menſchen nicht mehr in dem Paradieſe lebten, und nicht mehr überall reife Früchte zu ihrer Nahrung fanden, mußten ſie arbeiten und im Schweiße ihres Angeſichtes ihr Brod eſſen. Da bauten die einen das Feld, die anderen aber zähmten ſich Thiere, von deren Fleiſche und deren Milch ſie lebten, für deren Schutz und Nahrung ſie dagegen ſorgten. So wurden die erſten Menſchen Hirten, beſonders aber Schäfer; denn die Zähmung der Schafe war ohne Zweifel leichter als die des Rindviehes. Man kennt indeſſen von vielen unſerer Hausthiere die eigentlichen Stammeltern nicht mehr; ſo ſehr ſind die zahmen Nachkommen von ihren wilden Vorfahren ausgeartet. Denn es gibt zwar in manchen Ländern wilde Pferde, Rinder, Hunde u. ſ. w. allein dieſe ſind blos verwildert, weil ſich Niemand ihrer annahm. Auch laſſen ſich dieſelben mit nicht gar großer Mühe wieder zähmen.

Die jetzigen Hausthiere werden aber zu verſchiedenen Zwecken unterhalten. Die einen nützen den Menſchen nur durch ihren Tod, indem man ihr Fleiſch als Nahrung und ihre Haut oder Federn zur Kleidung oder Bettung benutzt. Dieſe beſitzen die geringſten geiſtigen Fähigkeiten und können in den Gegenden, wo die Menſchen noch nicht ſo zahlreich ſind, durch die Jagd der wilden Thiere erſetzt werden.

So iſt es wirklich in manchen Länder. Der Isländer hält keine zahmen Gänſe und Enten, weil er genug wilde töden oder ihrer Eier berauben kann. Aber bei uns würden ſolche wilden Vögel bald ausgerottet ſein. Kaum die Reichſten würden Eier kaufen können, wenn die Hühner nicht in Höfen und Ställen unterhalten würden, ſondern frei herumliefen.

Auch würde weder das Fleiſch noch das Haar der wilden Thiere ſo brauchbar ſein, als das der zahmen. Der Jäger ſchießt das alte wie das junge Wild, das magere wie das fette, wenn er es gerade trifft. Der Metzger hingegen kann das beſte Vieh zum Schlachten auswählen. Die Wolle der wilden Thiere, welche dem Schafe ähnlich ſind, iſt meiſtens ſo rauh und ſtraff, daß ſie faſt gar nicht gebraucht werden kann. Feine Wolle gedeiht nur unter der ſorgfältigſten Pflege der Menſchen. Die Jagd, auch die reichlichſte, kann alſo eigentlich nicht erſetzen, Was uns die zahmen Thiere leiſten.

Viele Hausthiere nützen uns aber ſchon in ihrem Leben, entweder durch Bereitung täglicher Nahrung, wie alles Milch-gebende Vieh, wie auch das Eier-legende Geflügel oder durch Übernahme von Arbeiten an unſerer ſtatt. Es gibt Gegenden, wo die Menſchen faſt von nichts Anderem leben als von Milch und Milchſpeiſen. In den hohen Gebirgen z. B. der Schweiz würde kaum die Hälfte der jetzt vorhandenen Menſchen ihren Unterhalt finden, wenn ſie nicht Milchnahrung hätten Denn Brod gibt es dort nicht, wo man keinen Pflug gebrauchen kann. Und ſo würden wieder manche kalten Inſeln in der Nordſee nicht bevölkert ſein können, wenn die Einwohner nicht durch die Milch ihres Rindviehes eine ſtändige Verſorgung fänden. Auch die Bibel erzählt uns von den Hirten der uralten Zeiten, welche keine anderen Reichthümer kannten als ihre Heerden.

Noch weniger könnten die Lappländer in ihrem armen, kalten Lande exiſtiren ohne das Rennthier, das ihnen noch weit mehr leiſtet als uns die Kuh, und das ſich mit geringem Mooſe als Futter begnügt, welches es obendrein ſich ſelbſt unter dem Schnee herausſcharrt. Wenn es wahr iſt, daß das Rennthier vor 2000 Jahren auch in Deutſchland gelebt haben ſoll, ſo muß es damals noch ſehr unfreundlich in unſerem Vaterlande geweſen ſein, und wir haben es jetzt viel beſſer als unſere Vorfahren. Beide aber, das Rind und das Rennthier dienen auch als Zugvieh, helfen alſo dem Menſchen an ſeiner Arbeit und zum Fortkommen. Freilich nimmt bei uns das Pferd unter den Thieren, die den Menſchen tragen oder ſein Fuhrwerk ziehen, den erſten Platz ein, allein nicht überall ſind Pferde zu brauchen. In den Gebirgsgegenden zieht man der Sicherheit wegen die Eſel und Maulthiere vor. In den heißen Sandebenen kommt nur das Kameel fort. Doch reitet man in Afrika auch auf Ochſen und in Aſien auf Elephanten. Und in den ſüdamerikaniſchen Gebirgen iſt es wieder ein anderes Thier, das dem Menſchen die Laſten tragen muß, das Lama.

Das Wichtigſte bleibt indeſſen doch die Hülfe, welche die Thiere dem Menſchen bei dem Ackerbau leiſten. Wie traurig ſtünde es um die Menſchen, wenn ſie den Pflug ſelbſt ziehen müßten! Die ſchwere Arbeit würde ſie ſelbſt zu Thieren erniedrigen. Darum haben auch

die alten Ägypter den Stier als ein wohlthätiges Geſchenk der Gottheit angeſehen und zuletzt ſogar göttlich verehrt. Das goldne Kalb der Israeliten war nichts Anderes als ein ſolches Abbild eines vergötterten Ochſen. So thöricht ſind nun freilich die chriſtlichen Völker nicht mehr, aber ſie ſollten ſich doch dankbarer für die Wohlthaten beweiſen, die uns Gott durch die Erſchaffung der Hausthiere erwieſen hat. Gar viele ſehen ſich nicht blos als die Herrn der Thiere an, ſondern als deren Tyrannen, ſtrengen das Vieh über Vermögen an, verkürzen es in ſeiner Nahrung, quälen es ſogar muthwillig oder wollen es ſtrafen, wo ſie eigentlich Strafe verdient haben. Solche Thierquälerei iſt ſchändlich, iſt ein Zeichen der Rohheit und der liebloſen Geſinnung. Wer auf den Schmerz der Thiere nicht achtet oder ihn abſichtlich vermehrt, der wird bei anderer Gelegenheit ſich auch gegen ſeine Mitmenſchen unbarmherzig beweiſen.

Deßhalb hatte eine alte Völkerſchaft recht, daß ſie einen königlichen Prinzen, welcher zu ſeinem Vergnügen gefangenen Vögeln die Augen ausgeſtochen hatte, auf das härteſte beſtrafte und für unwürdig erklärte, jemals König zu werden. Denn, ſagten ſie, iſt er jetzt in ſeiner frühen Jugend ſchon ſo grauſam gegen die unſchuldigen Thiere, wie grauſam wird er erſt als König gegen die Menſchen ſein?

So wie der Ochſe und das Pferd den Menſchen bei dem Ackerbau unterſtützen, ſo iſt der Hund ſein Beiſtand auf der Jagd, bei der Hütung des Viehes, und der Bewachung des Hauſes. Beſonders da, wo der Menſch noch mit wilden Thieren oder auch mit Feinden aus ſeinem eigenen Geſchlechte zu kämpfen hat, iſt ihm der Hund ein unentbehrlicher Gefährte. Eher wäre die Katze zu entbehren, da ſie weiter kein Geſchäft verſieht, als das Haus von Mäuſen rein zu halten. Übrigens gehören Katze und Hund zu den verſtändigſten Hausthieren, und der Letztere beweiſ't durch ſeine Treue und ſeinen Gehorſam beinahe menſchliche Eigenſchaften. Ein ſolches Thier, welches ſich zu ſo vielem Nützlichen abrichten und zu ſo vielem Guten erziehen läßt, ſoll man ſchätzen und ihm eine gute Behandlung zu Theil werden laſſen.

5. Der Hund und die Katze.

Dieſe beiden Hausthiere ſind in der Regel die einzigen, welche die Menſchen in ihrer nächſten Nähe, ſelbſt in ihren Wohnzimmern dulden. Die übrigen werden in Ställe und Höfe verwieſen. Beide haben dieſen Vorzug theils ihrer geringeren Größe und ihrer vorzüglicheren Gewandheit, theils aber und vornehmlich ihrer Reinlichkeit zu verdanken. Obgleich nämlich der Hund bei weitem nicht ſo reinlich iſt als die Katze, ſo gewöhnt er ſich doch leicht daran, das Haus mit ſeinem Unrathe zu verſchonen; und bei einiger Aufmerkſamkeit kann man ihn auch von Ungeziefer und übler Ausdünſtung frei halten. Die Katze würde ſogar, wenn man ſie aus dem Hauſe ſperren wollte, ganz den Zweck ihrer Zähmung verfehlen, ſie würde das Haus nicht von Mäuſen befreien. Freilich aber iſt ihr der Zutritt nicht überall hin zu geſtatten. Denn die Naſchhaftigkeit kann allenfalls dem Hunde, der Katze aber niemals abgewöhnt werden. Auch hat man ſie nicht gern in Schlafzimmern, weil ſie ſich gern auf Betten und um der Wärme

willen auch wohl auf das Geſicht ſchlafender Menſchen legt. Überhaupt iſt es zu tadeln, wenn manche Perſonen die Freundſchaft mit Hunden und Katzen bis zur Verwöhnung und Verzärtelung treiben, und wohl gar Menſchen hungern und frieren laſſen, während ſie ihre Lieblingsthiere mit Leckerbiſſen füttern und auf Polſter und an den warmen Ofen legen. Bis zu welcher Thorheit und Hartherzigkeit dieſe Liebhaberei ausarten kann, davon können ſtatt vieler Exempel folgende zwei dienen.

In Leipzig ſtarben vor, ich weiß nicht wie viel Jahren, ein Paar alte kinderloſe Leute, welche ein Windſpiel, alſo einen Hund, welcher eher auf die Jagd als in das Haus gehört, wie ein Kind behandelten und verzärtelten. Kam das Weihnachtsfeſt, ſo putzten ſie jedesmal ein Tannenbäumchen für ihren hochbeinigen Hund, beſteckten es mit Wachslichtchen und hängten an jeden Zweig eine Bratwurſt. Wenn nun der Hund eine nach der anderen hinabſchlang und ſich den Magen bis zum Zerplatzen überlud, ſo hatten ſie ihre kindiſche Freude daran.

Noch ärger iſt, daß eine vornehme Frau ihren kleinen Sohn einmal mit Füßen trat, weil er ihre Lieblingskatze unverſehens auf die Pfote getreten hatte. Und wenn es der Knabe mit Willen gethan hätte, ſo wäre es ihm nicht ſehr zu verargen geweſen. Denn die Köchin ſchnitt ihm öfters ein Stückchen trocknes Brod ab und ſtreute Salz darüber, während ſie dem Kätzchen ein gebratenes Täubchen anrichtete.

Daß ſowohl der Hund als die Katze, obwohl gezähmt, zu den Raubthieren gehören, läßt ſich leicht aus ihrem Gebiß und ihren Krallen abnehmen. Nur Fleiſch-freſſende Thiere bedürfen dergleichen. Zwar haben ſie ſich faſt an alle Speiſen gewöhnt, welche der Menſch ihnen vorſetzt, und der Hund insbeſondere iſt ein ſehr genügſames Thier, dem es weniger auf die Art der Speiſen, als auf ihre Menge ankommt; allein wenn ſie die Wahl haben, ſo ziehen doch Hunde wie Katzen allemal Fleiſch den Speiſen aus dem Pflanzenreiche vor. Die Katze ſetzt ihre natürliche Raubgier gegen Mäuſe, Ratten und Vögel fort und Jagdhunde, welche nicht unter guter Aufſicht gehalten werden, jagen ebenfalls ſehr gern zu ihrem eignen Vortheil. Auch iſt die Katze ihren Stammverwandten, dem Tiger, Leopard, Panther, Luchs und ſelbſt dem Löwen ähnlich genug, um anzudeuten, daß ſie eigentlich für dieſelbe Lebensart geſchaffen iſt. Und die noch ähnlichere wilde Katze lebt ja in unſeren Wäldern ebenſo räuberiſch als der Tiger in den aſiatiſchen, nur daß kleinere Thiere: Vögel, Eichhörnchen, Haſen u. dgl. ihre Beute werden. Der Hund gehört zu einer anderen Familie von Raubthieren, denen er aber oft täuſchend ähnlich iſt. Der Wolf iſt nämlich ganz leicht mit einem ſtarken Metzgerhunde zu verwechſeln, und der Fuchs kann von weitem geſehen recht gut für einen Hund paſſiren. Und noch näher kommt ihm der Schakal, welcher im jüdiſchen Lande lebte, und welcher ohne Zweifel unter den Füchſen zu verſtehen iſt, welche Simſon fing. Auch die gräßliche Hyäne, welche die Leichname ausſcharrt, iſt mit dem Hunde einigermaßen verwandt, was man ſchon daraus abnehmen kann, daß die Hunde ſich auch durchaus nicht vor Aas und Leichnamen ekeln.

Jedoch zum Ruhme unſeres gezähmten Hundes muß es geſagt werden, er hat von den ſchlimmen Eigenſchaften ſeiner wilden Verwandten nur wenig beibehalten und ſich zum klugen, gehorſamen und treuen Begleiter des Menſchen in allen Theilen der Erde gebildet. Er iſt im Gegentheil der eifrigſte und kühnſte Gegner aller Raubthiere und vielleicht auch darum ein Feind der falſchen Katze. Er meint es redlich mit ſeinem Herrn, er ſchützt nicht blos deſſen Perſon, ſondern auch deſſen Eigenthum und wagt ſogar, wo es darauf ankommt, ſein Leben für denſelben. Ganz anders die Katze. Sie ſucht nur ihren Vortheil, nur ihre Bequemlichkeit, ſie gewöhnt ſich nur an die Perſonen, welche ſie füttern und ihr ſchmeicheln und genau genommen nur an das Haus, worin ſie ihre Nahrung findet. Denn ſie begleitet ihren Herrn nicht auf Reiſen, zieht nicht einmal freiwillig mit in ein anderes Haus. Doch muß man bekennen, daß es Ausnahmen unter den Katzen gibt, wie es ja auch ſchon treue Wölfe und Löwen gegeben haben ſoll.

Die Katze iſt überhaupt ihren wilden Voreltern treuer geblieben, als der Hund den ſeinigen. Denn ihre Geſtalt iſt faſt allenthalben dieſelbe, der runde Kopf, die kurzen Ohren, der lange, ſich ſchlangenartig windende Schwanz. Die kurzen reinlichen Haare über den ganzen Körper, auch die mäßige Größe bleiben ſich immer gleich, wenn auch die Farbe zwiſchen ſchwarz, weiß, grau und gelblich wechſelt. Wie mannigfaltig ſind dagegen die Hunde an Größe und Geſtalt, von den kleinen Löwenhündchen bis zu der engliſchen Dogge und von dem kugelförmigen Kopfe des Mopſes bis zu der ſpitzen Schnauze des Windſpiels! Und wiederum wie weicht das wollige Haar des Pudels von dem dünn anliegenden des Pinſchers ab! Deßgleichen auch die Lebensart. Der rauhe Schäferhund, der Schlitten-ziehende und Fiſch-freſſende Hund von Kamtſchatka, der eßbare Hund in Auſtralien, der neufundländiſche Hund mit den Schwimmfüßen und dagegen das Schooßhündchen einer Dame, welch' ein Abſtand!

Daß es in der Nähe der Stadt Angora in der aſiatiſchen Türkei Katzen mit langem, weißem ſeidenartigen Haare gibt, darf uns nicht Wunder nehmen, da in jenem Klima die Haare aller Thiere eine ähnliche Veränderung erleiden. Auch die angoriſche Ziege hat ein Haar, welches ſich zu dem unter dem Namen Kameelgarn bekannten Geſpinnſt verarbeiten läßt. Der ſogenannte Seidenhaſe iſt ebenfalls nichts Anderes als ein dort ausgeartetes Kaninchen. Selbſt die Hunde jener Gegend haben den Einfluß des Klimas auf das Haar erfahren. Merkwürdig iſt aber, daß dieſe angoriſche Raſſe der Katzen, Hunde, Ziegen, Kaninchen ſich auch außerhalb fortpflanzt und ihr ſchönes Haar wenigſtens eine Zeit lang behält.

6. Hund und Katze als Zeugen einer Mordthat.

Von der Treue der Hunde und ihrer Anhänglichkeit ſelbſt an ihren todten Herrn hat man mancherlei Erzählungen. Mehr als ein Mörder iſt durch den Hund des Ermordeten entdeckt und überführt worden. In der folgenden Geſchichte, welche aus der neueren Zeit

ſtammt, und zuverläſſig wahr iſt, ſind es aber ein Hund und eine Katze zuſammen, welche zur Entdeckung eines Mordes führten.

Ein Arzt in einer franzöſiſchen Stadt wurde von dem Richter benachrichtiget, es ſei an einer Frau in einem näher bezeichneten Hauſe ein Mord begangen worden, und beauftragt die Leiche zu unterſuchen, wie Dies bei jedem Ermordeten geſchehen muß. Der Bericht dieſes Arztes lautet nun wie folgt.

Ich ging in das bezeichnete Haus, und fand in einem kleinen Gemache den blutigen Leichnam einer Frau auf der Erde. Ein Windſpiel, das zu ihren Füßen lag, leckte ſie von Zeit zu Zeit und heulte. Bei unſerer Erſcheinung ſtand es auf, bellte nicht, lief auf uns zu, und kehrte zu ſeiner Gebieterin zurück. Sein eingezogenes Haupt, ſein langſamer Gang, alle ſeine Züge drückten die tiefſte Trauer aus. Aber mehr noch zog eine große, weiße Katze meine Aufmerkſamkeit auf ſich. Sie war wahrſcheinlich im Augenblicke der Ermordung auf einen Schrank in dem Hintergrunde des Zimmers geſprungen. Unbeweglich auf dieſer Stelle heftete ſie ihren Blick auf den Leichnam; ihre Stellung ihre Blicke bezeichneten ihr Entſetzen. Nach einer kurzen Unterſuchung entfernte ich mich und verſprach dem Richter am anderen Morgen um 10 Uhr mit noch einem Arzte wieder zu kommen und die Leiche in Gegenwart der wahrſcheinlichen Mörder zu öffnen. Ich kam. Der erſte Gegenſtand, der die Blicke meines Kollegen auf ſich zog, war die nämliche Katze. Sie befand ſich auf dem nämlichen Platze, in der nämlichen Stellung und ihre Blicke hatten einen Grad von Wildheit erreicht, der uns befürchten ließ, ſie wäre wüthend.

Darauf erſchienen die Juſtizbeamten und die Wache. Der Tumult der Umſtehenden, das Geräuſch der Waffen, Nichts konnte die Aufmerkſamkeit der Katze und ihre wilde, drohende Stellung ſtören oder verändern. Ich war eben im Begriff, die unglückliche Frau zu öffnen, als man die angeklagten Mörder hereinführte. Kaum hatte die Katze ſie erblickt, ſo wurden ihre Augen noch wilder, und ſprühten Feuer, ihre Haare ſträubten ſich in die Höhe, ſie ſprang mitten in das Zimmer, hielt einen Augenblick ſtille und legte ſich dann unter das Bett zu dem treuen Hunde. Dieſe ſtummen, aber furchtbaren Zeugen entgingen den Schuldigen nicht; vielleicht ließ ſich die Stimme des Gewiſſens in dieſen Augenblicken hören. Sie läugneten zwar, aber gewiß iſt es, daß ihre Züge ſich veränderten, und ihre wilde Unverſchämtheit wurde weit ſtärker als während der ganzen Unterſuchung erſchüttert.

Nach ſpäteren Nachrichten geſtanden ſie wirklich ihr Verbrechen ein und erlitten die verdiente Strafe.

7. Beſtrafte Thierquälerei.

Ein Bauer in Thüringen, der im Rufe der Rohheit ſtand, traf eines Morgens ſeinen kräftigen Kater über dem Milchnapfe. Statt den Dieb mit einigen Schlägen zu beſtrafen, ſteckt er den Kater in die Röhren eines glühend heißen Ofens, die er darauf verſchließt. Das unglückliche Thier gab bald durch entſetzliches Heulen und Kratzen ſeine Schmerzen kund, und als nach einer Viertelſtunde der hartherzige

Bauer, um den Kater aus ſeinem entſetzlichen Gefängniſſe zu befreien oder vielleicht gar ſich an den Qualen des Beſtraften zu weiden, die Ofenthüre öffnet, fährt ihm das Thier voll raſender Wuth nach dem Geſicht, beißt ihn in die Wange und fällt dann ſelbſt todt zur Erde. Der Bauer empfindet zwar anfangs einigen Schmerz an der Wunde, achtet ihn aber nicht weiter, bis er heftiger wird, und ſich über den ganzen Körper verbreitet. Nach 5 Tagen ſtarb der Unglückliche im Zuſtande höchſter Raſerei, welchen die Ärzte für eine der Hundswuth ähnliche Krankheit erklärten.

8 Die Laſtthiere.

Um nicht ſelbſt ein Laſtthier zu werden, hat ſich der Menſch einige der ſtärkſten Säugethiere unterthänig gemacht, daß ſie ihm Laſten auf ihrem Rücken oder in mannigfaltigen von ihm erfundenen Fuhrwerken fortſchaffen. Er aber lenkt dabei ihren Weg und ſorgt, daß ſie Alles nach ſeinen Abſichten verrichten. Ja in vielen Fällen verzichtet er auf ſein Vermögen zu gehen und läßt ſich von den Thieren, um ſchneller oder bequemer fortzukommen, tragen.

Die Kunſt des Reitens iſt ſchon ſehr alt, und man weiß nicht mehr, ob dieſelbe zuerſt auf Pferden oder Eſeln oder Kameelen, oder gar Ochſen verſucht worden iſt; denn auf allen dieſen Thieren wird jetzt geritten, die Elephanten gar nicht zu rechnen, welche wegen ihrer Koſtſpieligkeit nur von Wenigen zu dieſem Vergnügen benutzt werden können.

Bei uns iſt jetzt das Pferd das vorzüglichſte Thier zum Reiten und Fahren. Und man muß geſtehen, daß die Natur es auch auf das trefflichſte zu dieſem Dienſte ausgerüſtet hat. Seine Größe iſt gerade recht, um einen Mann auf ſeinen Rücken zu nehmen, ohne daß deſſen Beine zu nahe an den Boden kommen, und ohne daß die Höhe des Sitzes das Beſteigen allzu beſchwerlich oder einen etwaigen Fall zu gefährlich macht. Schon das Kameel iſt viel zu hoch, um es ohne Schwierigkeiten beſteigen zu können, wie vielmehr der zimmerhohe Elephant. An Schnelligkeit und Ausdauer wird zwar das Pferd von jenen weit plumper gebauten Thieren übertroffen, denn ein Kameel trabt wohl in einem Tage 10 bis 15 Meilen und im Nothfalle noch weit mehr, ebenſo der Elephant. Für kürzere Zeit leiſtet dagegen das Pferd doch Mehr, da es außer dem Traben auch noch galoppiren kann. Überhaupt iſt das eine der ſchätzenswertheſten Eigenſchaften des Pferdes, daß es ſich auf dreierlei Art fortbewegt: im Schritt, im Trab oder im Galopp, und daß der Reiter ein wohl zugerittenes Pferd nach ſeinem Belieben zu jeder dieſer Bewegungen bringen kann. Das Kameel geht einen ſo ſchweren Trab, daß ein Europäer, der eine ſolche Art zu reiſen nicht gewöhnt iſt, ſehr bald Kopfſchmerz empfindet und auf dem hohen Sattel leicht ſchwindlig wird.

Auch die Art das Pferd zu lenken iſt einfacher und der edlen Natur des Thieres angemeſſener, als die Lenkung des Kameel's. Denn dem Letzteren wird die Naſenwand durchbohrt und ein Holz hindurch geſteckt, wodurch ſein ohnehin häßliches Ausſehen noch vermehrt wird. Stange und Trenſe in dem Munde des Pferdes, die Sporen an den Füßen ſeines Reiters und die Steigebügel an ſeinem Sattel ſind zwar auch Zeichen

ſeiner Dienſtbarkeit, aber die Naſenſtange des Kameels und die Schwielen auf ſeinen Knieen, welche es durch das häufige Niederknieen erhält, und die nach langer Knechtſchaft nun den jungen ſchon angeboren werden, ſind doch häßlichere Zeichen. Da aber der Reiter ohne Niederknieen des Kameels den hohen Buckel, worauf der Sattel befeſtiget iſt, gar nicht erreichen und man es ſtehend auch nicht mit andern Laſten beladen könnte, ſo hat ſchon die Natur dafür geſorgt, daß das Kameel gern und leicht kniet, und ſogar meiſtens kniend ſchläft.

Das Pferd iſt ohne Zweifel ein ſchöneres, edleres und klügeres Thier, als das Kameel, aber dafür auch empfindlicher. Es will gut aufgewartet haben, muß reinlich gehalten, zu rechter Zeit gefüttert und getränkt werden, ſonſt verfällt es leicht in Krankheiten. Das Kameel iſt genügſamer, es kann lange hungern und noch länger dürſten, denn ſein Magen iſt beſonders dazu eingerichtet, das getrunkene Waſſer lange zu verwahren. Auch trübes, ſalziges Waſſer, ſo wie die dürrſten und härteſten Gewächſe ſind dem Kameele nicht zu ſchlecht. Dadurch und durch ſeine breiten, ſchwieligen Hufe, welche in dem Sande nicht tief einſinken und von der Hitze nicht leiden, iſt es ein ſo geeignetes Thier für den Transport durch die Wüſten Afrikas und Aſiens und heißt mit Recht das Schiff der Wüſte. Dagegen erträgt es nicht gut Kälte und noch weniger Feuchtigkeit. Auch das Pferd liebt die Kälte nicht, und in den nördlichen Ländern werden die Pferde kleiner und unanſehnlicher, während ſich die ſchönſten neben dem Kameel in Arabien finden.

Das Kameel läßt ſich nicht als Zugthier gebrauchen, ſondern trägt die Laſten auf ſeinem eigenen Rücken. Es würde aber auch nicht viel helfen, wenn es Fuhrwerke ziehen könnte, da in ſeinem Vaterlande von Straßen wie bei uns nicht die Rede iſt, und da viele Nationen, die das Kameel benutzen, noch Nomaden ſind, alſo vor den Pflug kein Thier nöthig haben. Dagegen nützt es dieſen Leuten noch durch ſeine Milch, ſein Fleiſch und ſein Haar, woraus grobes Zeug verfertigt wird. Bei dem Pferde fällt dieſer Nutzen weg, da die Sitte meiſtens nicht erlaubt, ſein Fleiſch zu eſſen. Es vergütet aber die auf ſeine Zucht verwendeten Koſten reichlich durch das Ziehen des Fuhrwerkes und des Pfluges, an vielen Orten ſelbſt der Schiffe und durch das Treiben mancher Maſchinen. Selbſt für den Krieg iſt es von der größeſten Wichtigkeit, obgleich es nicht ſelbſt mitkämpft wie der Elephant und nicht Kanonen auf ſeinen Rücken nimmt wie das Kameel.

Für gewöhnlich iſt das Kameel ein noch ſanftmüthigeres und geduldigeres Thier als das Pferd. Allein es gibt Zeiten, wo ſich dieſe Geduld in Wuth verwandelt, und wo es gefährlich wird, ſich dem Kameel zu nähern, denn es ſchlägt nicht blos wie das Pferd nach hinten, ſondern auch ſeitwärts aus und wendet zugleich ſein zwar nicht ſcharfes, aber deſto härteres Gebiß an. Daß die Benutzung des Elephanten noch weit gefährlicher iſt, erklärt ſich ſchon aus ſeinem Anblick. Seine furchtbaren Stoßzähne und ſein noch furchtbarerer Rüſſel ſind Waffen, welche dem Menſchen augenblicklichen Tod bringen. Und ſo zahm und gelehrig auch ein Elephant iſt, ſo bleibt er immer launenhaft und rachſüchtig und wenige ſeiner Führer (Kornaks) ſterben eines natürlichen Todes.

Daß auch Eſel und Ochſen als Thiere zum Reiten erwähnt worden ſind, wundert nur den, welcher nicht weiß, daß der Eſel in unſerem nördlichen Klima weit kleiner und langſamer iſt als in warmen Ländern, und daß es ſich auch mit dem Rindvieh ähnlich verhält. Im ſüdlichen Afrika reiten die Bauern faſt durchgehends auf Ochſen und in Spanien und Italien ſteht der Eſel ſchon in ganz anderem Anſehen als in Deutſchland. Noch lieber reitet man aber dort auf Maulthieren, welche ein Mittelding zwiſchen Pferd und Eſel ſind und mit der Raſchheit des Erſteren die Vorſicht des Letzteren verbinden. Auch bei uns ließe ſich mehr mit dem Eſel ausrichten, wenn man das arme Thier nicht mißhandelte, und ſeine Zucht nicht vernachläſſigte.

9. Bucephalus.

Kein Pferd iſt berühmter geworden als Bucephalus, das Schlachtroß des Königs von Macedonien Alexander des Großen. Als dieſer nämlich noch als ſechzehnjähriger Prinz an dem Hofe ſeines Vaters lebte, brachte ein Mann ein Pferd von außerordentlicher Schönheit zum Kaufe. Ungeachtet der Preis von 15000 Thalern dem Könige gleich anfangs ganz übermäßig hoch erſchien, ſo ließ er doch das Roß vorführen und forderte die geſchickteſten Reiter ſeines Hofes auf, es zu probiren. Allein das Thier war ſo unbändig, daß keiner es zu bändigen und zu lenken vermochte, ſo daß der König im Unwillen ausrief: „Geht mir mit eurem Pferde, das keinen Vorzug hat, als ſeinen gewaltigen Kopf und ſeinen unſinnigen Preis. Ich weiß mein Geld beſſer zu verwenden.“ Doch der junge Alexander, welcher bis dahin aufmerkſam zugeſehen hatte, trat herzu und bat ſeinen Vater, das ſchöne Roß noch nicht fortzuſchicken, ſondern ihm einen Ritt zu erlauben. Der König willigte endlich wiewohl kopfſchüttelnd ein. Und ſiehe der junge Prinz näherte ſich dem ſtolzen Bucephalus, ſtreichelte ihn, wandte ſeinen Kopf nach der andern Seite hin, und hopp ſaß er in dem Sattel. Pfeilſchnell flog nun freilich das Roß davon, aber ſein junger Reiter wußte es zu lenken und kam bald zu ſeinem Vater zurück, ohne daß Bucephalus ſich weiter widerſetzte oder ſich beim Aufſteigen noch ſtörrig zeigte. Alexander hatte nämlich beobachtet, daß, als die Anderen aufſteigen wollten, das Pferd vor ſeinem eignen Schatten ſcheute, und hatte deßhalb klüglich den Kopf deſſelben nach der anderen Seite gerichtet.

Der König war über den Muth und die Klugheit ſeines Sohnes ſo erfreut, daß er nicht nur den ungeheuren Preis ohne Abzug bezahlte, ſondern auch die merkwürdigen Worte ausrief: „Mein Sohn, ſuche dir ein anderes Königreich, Macedonien iſt für dich zu klein!“ Wirklich ward ſpäter Macedonien dem kühnen Alexander zu klein, er eroberte faſt ganz Aſien und ritt nie auf einem anderen Roſſe in die Schlacht als auf ſeinem Bucephalus. Und als dieſer endlich ſtarb, ließ ihn der König mit hohen Ehren begraben, und baute an dieſer Stelle eine Stadt, welche er nach dem Namen ſeines treuen Roſſes benannte.

10. Der Eſel.

Wohin es durch Sklaverei und ſchlechte Behandlung mit einem ſonſt ſtattlichen Geſchöpfe kommen kann, ſieht man an dem Eſel. In Deutſchland und andern Ländern von gleichem Klima iſt er wegen ſeiner Dummheit und Langſamkeit verachtet, iſt zu den niedrigſten Arbeiten und dem ſchlechteſten Futter verurtheilt, und ſieht auch wirklich in ſeinem grauen Kleide troz des Kreuzes auf dem Rücken ziemlich kläglich aus. So ſteht es aber nicht überall mit ihm. Der wilde Eſel iſt ein durch Schnelligkeit und Munterkeit im mittleren Aſien bekanntes Thier und wird als ſolches ſchon in der Bibel erwähnt. Auch der zahme Eſel wird in allen heißen Ländern, beſonders wenn ſie zugleich gebirgig ſind, in Ehren gehalten Er iſt dort beträchtlich größer, ſein Haar dunkler gefärbt und glätter, ſeine Augen lebhafter und ſein Gang raſch genug, um ihn zum Reiten zu empfehlen. In den kälteren Gegenden iſt der Eſel deſto mehr ausgeartet, da man auf ſeine Pflege Nichts verwendet, ſich um ſein Gedeihen nicht kümmert, nicht fragt, ob er zu ſchwer beladen iſt, ſo lange ſeine Geduld nur ausreicht, den Sack an Ort und Stelle zu bringen. In Schweden, wo das Klima noch ungünſtiger iſt, hört ſelbſt dieſes kümmerliche Daſein auf. Auch in unſerer Gegend laſſen ſich indeſſen noch manche guten Eigenſchaften an ihm entdecken, wenn man gerecht genug ſein will, ſie anzuerkennen. Er iſt zum Beiſpiel weit vorſichtiger als das Pferd, ſtolpert äußerſt ſelten, und kann die ſteilſten Pfade ohne beſondere Mühe erklimmen. Daher auch ſein Gebrauch zum Reiten in ſolchen Badeörtern, welche von ſteilen Bergen umgeben ſind. Er iſt ferner reinlich, tritt nicht ohne Noth in den Schmuz, und zum Wälzen ſucht er ſich wenigſtens trockne Stellen aus. In ſeiner Nahrung iſt er ſo genügſam als möglich, doch würde er auch wohl beſſer gedeihen, wenn man ihm manchmal etwas Beſſeres als Diſteln und ſolche geringe Kräuter reichen wollte. Aber die Herren des Eſels ſparen gewöhnlich am Futter und ſind deſto freigebiger mit Schlägen. Seine langen Ohren machen ihn zwar öfters zum Gegenſtande des Spottes, allein man ſollte doch zugleich wiſſen, daß er wirklich ein ſo feines Gehör hat, als kaum ein anderes Thier, und daß gerade darum der wilde Eſel ſo ſelten eingeholt wird und ſeine Lebensart ſo wenig bekannt iſt. Es iſt ſogar behauptet worden, daß eben dies feine Gehör dem Eſel den Aufenthalt in unſeren volkreichen Ländern verleide und ſein Gedeihen hindere; allein auf den einſamen Mühlen kommt er ja nicht beſſer fort als in den Städten. Die Laſt, welche der Eſel auf ſeinem Rücken trägt, iſt verhältnißmäßig ſehr beträchtlich, denn ſie ſteigt auf 3 Centner. Einem Pferde würde Dies ſehr viel zu ſchaffen machen, obgleich es um ein Drittheil größer iſt. Freilich iſt auch der Bau der beiden Thiere etwas verſchieden, bei dem Pferde die Bruſt, bei dem Eſel der Rücken ſtärker. Doch thut auch die größere Geduld das Ihrige. Aber troz dieſer ſprüchwörtlichen Geduld, trifft man doch mehr Falſchheit bei dem Eſel als bei dem edleren Pferde. Vor dem Gebiß wie vor den Hufen der Eſel ſoll man ſich hüten. Die Milch der Eſelin iſt nicht blos brauchbar, ſondern für Kranke, namentlich Bruſtleidende, beſonders nüzlich. Und eine Art Käſe, welcher auf die vornehmſten Tafeln

kommt, iſt aus Eſelsmilch bereitet. Das Fleiſch des wilden Eſels gilt für einen Leckerbiſſen, das des zahmen wird wahrſcheinlich aus den nämlichen Urſachen wie das Pferdefleiſch nicht gegeſſen. Seine Haut aber dient zu Pergament und anderen ſtarken Lederarten, ſein Huf wird wie der des Pferdes zu Kämmen u. dgl. benutzt, und ſein Dünger hat die nämliche Eigenſchaft wie der Pferdedünger, er iſt hitzig und paßt nur für feuchten oder kalten Boden.

11. Die Ziege.

In den ebenen und fruchtbaren Gegenden legt man gemeiniglich nicht viel Werth auf die Zucht der Ziegen, weil man lieber Rindvieh hält, deſſen Milch und Fleiſch wohlſchmeckender iſt, und welches zugleich als Zugvieh dient. Allein nicht Jeder kann ſich eine Kuh anſchaffen und noch weniger Futter für dieſelbe aufbringen, eine Ziege dagegen iſt wohlfeiler im Ankauf und bedarf weniger und geringeres Futter. Sie iſt deßhalb recht eigentlich das Hausthier für ärmere Leute. An den eigenthümlichen Beigeſchmack ihrer Milch gewöhnt man ſich bald, und dann iſt dieſe eine vorzüglich geſunde Speiſe, weßhalb man ja auch kleine Kinder, denen die Muttermilch fehlt, am liebſten mit Ziegenmilch aufzieht. Obgleich die Ziegen, beſonders die Böcke oft einen unangenehmen Gebrauch von ihren Hörnern machen, ſo ſind dergleichen Stöße doch ſelten gefährlich. Doch hält man allerdings in manchen Ställen lieber die ungehörnte Art. Sonſt ſind die Böcke auch noch unbeliebt wegen ihres widrigen Geruches, den ſie beſonders im Frühlinge und Herbſte verbreiten. Dies abgerechnet ſind aber die Ziegen nicht nur nützliche, ſondern auch poſſierliche Thiere und zeigen dem Menſchen mehr Anhänglichkeit als die meiſten anderen Hausthiere.

Von zwei aſiatiſchen Arten werden auch die Haare zu Geweben gebraucht. Die ſchneeweißen Haare der angoriſchen oder Kämelziege werden nämlich zu Kameelgarn und Kamelot verarbeitet, und um dieſes Nutzens willen hat man ſie auch nach Deutſchland verpflanzt, obgleich ſie weniger Milch gibt als die gemeine. Weit feinere Gewebe verfertigt man aber aus dem flaumartigen Haar der Kaſchmirziege. Die koſtbaren Shawls, davon einer oft auf mehr als 1000 Gulden kommt, werden aus dieſem Stoff bereitet. Da man auch dieſe Ziegenart aus Aſien nach Europa gebracht hat und dieſelbe in den Berggegenden von Frankreich recht gut fortkommt, ſo wird Mancher denken, daran ließe ſich ein großer Gewinn machen. Dem iſt jedoch nicht ſo. Jene feine, flaumartige Wolle ſitzt nämlich auf der Haut unter den anderen längeren Haaren, und muß mit größeſter Sorgfalt herausgeleſen werden, eine Arbeit, welche den Stoff außerordentlich vertheuert, zumal in Europa, wo der Arbeitslohn nicht ſo gering iſt, als in dem Vaterlande der Ziege, in Kaſchmir. Denn dort bekommt ein Arbeiter am Webeſtuhl nicht mehr als 5 Kreuzer täglich, geſchweige denn die Weiber und Kinder, welche die Haare ſortiren.

Von der Herzhaftigkeit der Ziegen hat man intereſſante Beiſpiele. In Schweden hat einmal ein Ziegenbock einen Luchs erlegt. Dies Raubthier hatte ſich nämlich ein Loch in den Stall der Ziege gewühlt und wollte eben den letzten Ruck thun, um einzudringen. Da ſtößt

ihn aber der Bock ſo gewaltig mit ſeinen Hörnern wider den Kopf, daß er nicht weiter kann, und in dieſer hülfloſen Stellung erliegt er endlich völlig den Stößen des Thieres, das ihm im Freien eine leichte Beute geworden wäre.

12. Die Schafzucht.

Schafe finden ſich faſt überall auf der Erde, zumal in den hochliegenden Gegenden, allein es iſt ein außerordentlicher Unterſchied unter denſelben, ſowohl rückſichtlich ihrer Größe, als rückſichtlich der Feinheit ihrer Wolle. Die kleinen Heideſchnucken auf der Lüneburger Heide ſehen gegen ein engliſches Schaf wie Lämmer aus, und die grobe und wenige Wolle eines ſolchen Heideſchäfchens iſt vielleicht nur den dreißigſten Theil von dem werth, was das Vließ eines edlen Schafes koſtet. Deßhalb hat man ſchon längſt in Spanien und England und ſeit 60 Jahren auch in Deutſchland die Schafzucht durch größere Sorgfalt zu verbeſſern geſucht. Man hat ſich nämlich von den ſpaniſchen Merino's, welche eigentlich aus Afrika ſtammen, und ſorgfältig vor Vermiſchung mit gewöhnlichen Schafen gehütet worden ſind, Zuchtſchafe kommen laſſen und es damit in Sachſen ſoweit gebracht, daß die dort erzeugte Wolle noch Vorzüge vor der ſpaniſchen beſitzt. Aber freilich iſt es nicht genug damit, ſich edle Zuchtſchafe zu kaufen, ſie wollen auch ſorgfältig gewartet ſein. Schon das gemeine Schaf iſt ein empfindliches Thier und mancherlei Krankheiten unterworfen; bei den veredelten iſt Dies noch weit mehr der Fall. Da müſſen die Ställe trocken, warm und reinlich, das Futter ausgeſucht und auf keinen Fall naß ſein, bei dem Aufenthalte im Freien muß die Witterung beachtet, und das Scheeren zu rechter Zeit vorgenommen werden. Dabei darf es ihnen nicht an Gelegenheit Salz zu lecken fehlen, denn Dies dient weſentlich zu ihrer Geſundheit, und ſie ſind äußerſt erpicht darauf. Die Schäfer ſolcher veredelter Heerden dürfen nicht ganz rohe, unwiſſende Menſchen ſein, ſondern müſſen die Behandlung der Schafe verſtehen. Auch nicht durch ihre Hunde die Thiere mißhandeln laſſen. Ein ſolcher Schäfer hat freilich auch Arbeit genug, ſelbſt im Winter, wenn die Schafe in dem Stalle gehalten werden, denn es gibt immer Etwas zu ſorgen. Die Schafe werden zwar alle mit einem Zeichen verſehen, woran man ihren Herren erkennt; allein ein guter Schäfer braucht dieſe Schrift nicht einmal, er kennt trotz ihrer Ähnlichkeit unter einander jedes einzele Schaf. Die Zahl der Jahre, welche ein Schaf alt iſt, wird gewöhnlich durch Einſchnitte an den Ohren bemerklich gemacht, kann indeſſen auch aus den Zähnen erkannt werden. Vordem hatte der Hirt ſeine Schuldigkeit gethan, wenn er die Schafe gegen die reißenden Thiere, beſonders die Wölfe vertheidigte. Heutiges Tages iſt in Deutſchland wenigſtens dieſe Sorge verſchwunden, und er kann deſto leichter ſeine Aufmerkſamkeit auf die Geſundheit und das Wohlbefinden der ihm anvertrauten Thiere richten.

Aus der Wolle wird der Hauptnutzen einer Schafheerde gezogen, und man zieht deßhalb die etwas kleineren Merinos den größeren Schafen mit gröberer Wolle weit vor. Doch iſt auch der Verkauf der Hämmel als Schlachtvieh gar kein unbedeutender Erwerb für den

Landmann. Denn da die Schafe nur eine kurze Lebensdauer von etwa 10 — 12 Jahren haben, ſo muß man natürlich jährlich viele ſchlachten, wenn ſie nicht eines natürlichen Todes ſterben ſollen. Auch wird ja das Fleiſch der fetten Hämmel hinreichend geſchätzt, um ſie immer in gutem Preiſe zu erhalten. Dazu kommt, daß die Haut ein brauchbares Leder gibt und die Knochen zu Leim und die Därme zu Saiten benutzt werden.

Die Widder haben bei uns ſtark gekrümmte Hörner, womit ſie tüchtige, jedoch unſchädliche Stöße verſetzen können; in anderen Ländern gibt es aber auch Schafe mit größeren, ſogar mit 4 Hörnern. In den ſehr heißen Ländern hört die Wolle der Schafe auf kraus zu ſein, dagegen haben die Schafe in einem Theile von Aſien ungeheuer große, fette Schwänze, dergeſtalt, daß man ihnen bisweilen ein kleines Wägelchen anbindet, worauf ſie ihren eigenen Fettſchwanz fortziehen.

13. Das Kaninchen.

Hochgeehrteſter Herr Verwalter!

Ew. Wohlgeboren wollen die Freiheit eines Ihnen nur wenig bekannten Knaben entſchuldigen, wenn er Sie mit einem Schreiben behelligt. Allein Ihre Freundlichkeit, als ich vor einiger Zeit Ihren Hof beſuchte, und das Zureden meines Vaters gibt mir Muth, meine Bitte vorzubringen. Hätte ich gerade Ferien, ſo würde ich vorgezogen haben, Sie mündlich darum anzureden, da ich aber jetzt an die Schule gefeſſelt bin, ſo muß ich den ſchriftlichen Weg einſchlagen, und Sie freilich um eine Antwort bitten, obſchon ich mich überzeugt habe, wie koſtbar Ihnen Ihre Zeit iſt.

Die Sache betrifft nämlich die Kaninchen, welche Sie bei meiner neulichen Anweſenheit die Güte hatten mir zu zeigen, und welche mir ſo viel Vergnügen machten, daß ſie mir ſeitdem nicht aus dem Sinne gekommen ſind. Mein gütiger Vater hat nun meinen Wünſchen nachgegeben und mir zu meinem Geburtstage drei ſolcher niedlichen Thierchen zum Geſchenke gemacht, und die Erlaubniß ertheilt, dieſelben in unſerem Viehſtalle zu unterhalten. Dabei hat er aber die Bedingung gemacht, daß ich es nicht treiben ſoll, wie ſo mancher Knabe, welcher ſich zwar im Anfang mit allem Eifer ſeinen zahmen Thieren widmet, hernach ſie aber vernachläſſigt. Auch, ſagte der Vater, müſſe ich Ordnung in der Behandlung der Thiere lernen und alle Regeln beobachten, welche in guten Ökonomien befolgt würden. Dazu habe ich nun allerdings guten Willen, aber leider gar zu wenig Kenntniſſe. Und Dies iſt der Punkt, weßhalb ich mich an Ew. Wohlgeboren zu wenden erdreiſte. Vielleicht dürften die Aufſchlüſſe über meine Fragen allzu weitläufig werden. Dann aber könnten Sie mir doch wohl ein Buch angeben, worin ich finden könnte, Was ich ſuche.

In der Hoffnung, daß Ew. Wohlgeboren mir meine Freiheit nicht verübeln, vielmehr meine Bitte geneigteſt erfüllen werden, bin ich

Ew. Wohlgeboren

Hornthal
den 21. Juni 1846.

ergebenſter Diener
Karl Mals.

Mein lieber junger Freund!

Deine Zuſchrift vom 21. d. M. hat mir viele Freude gemacht nicht blos wegen des Zutrauens, das Du mir darin beweiſeſt, ſondern auch wegen der Wißbegierde, womit Du Deine Kenntniſſe zu erweitern ſtrebſt. Da jedoch allerdings meine Zeit beſchränkt iſt, beſonders jetzt in der Heuernte, ſo ſchicke ich Dir ein Buch, welches Dir die beſte Auskunft über alle Deine Fragen geben wird, und woraus ich ſelbſt ſehr Viel gelernt habe. Der Verfaſſer heißt Lenz und iſt ein gar wackerer Naturforſcher. Ich weiß, Du wirſt ein ſolches Buch in Ehren halten und hoffe, daß Du mir es in deiner nächſten Vakanz ſelbſt wiederbringen und dann unſere Kaninchenzucht noch genauer beobachten wirſt, als das vorige Mal.

Mit freundlichen Grüßen an Deinen Herrn Vater,

Dein

Hof Bieber
den 25. Juni 1846.

aufrichtiger Freund
Werkenhof.

(Aus Lenz's gemeinnütziger Naturgeſchichte.)

Das zahme Kaninchen hat ſehr verſchiedene Farben, ſchwarz, weiß, grau, gelb, bunt; manche ſehen faſt aus wie wilde. Die ganz weißen haben rothe Augen. Sie leben zwar gern geſellſchaftlich, und zuſammengewöhnte zanken ſich nie um das Futter; allein gegen fremde ſind beſonders die Weibchen, vorzüglich wenn ſie Junge haben, oft ſehr boshaft. Meine Kaninchen haben mir ſchon öfters fremde ſo zerbiſſen, daß ich ſie eilig wegthun mußte, ja auch ſchon mehrere umgebracht. Das geht ſo weit, daß, als einmal ein noch nicht halbwüchſiges Junge weggeſchenkt, aber nach 3 Tagen zurückgebracht wurde, die ganze Schaar es, wie ein fremdes, mörderiſch anfiel. Über junge Haſen fallen ſie ebenfalls wüthend her. Mit Meerſchweinchen vertragen ſie ſich zwar beſſer, beißen ihnen aber doch leicht die Jungen todt. Die Männchen beißen ſich auch zuweilen unter einander, auch wenn ſie mit einander aufgezogen ſind. Gegen Menſchen ſind ſie ſehr gutmüthig; doch gibt es auch welche, die um ſich beißen, wenn man nach dem Neſte mit Jungen greift. Nimmt man alte bei den Löffeln (Ohren), ſo ſuchen ſie zu kratzen. Da ſie gern graben, ſo pflaſtert oder dielt man ihren Stall, auch macht man ihnen bretterne Röhren, die 1 Schuh breit und hoch ſind, viele Eingänge und Abtheilungen haben und mit einem Deckel verſehen ſind, den man heben kann, um ſie zuweilen reinigen zu können. Man gibt den Kaninchen viel Stroh oder Moos, ſchützt im Winter den Stall vor Kälte, füttert ſie mit Gras, Kohl, Rüben, Baumblättern u. ſ. w., und mäſtet ſie, wenn man ſie ſchlachten will, mit Brod und Hafer. Man kann ſie leicht gewöhnen, jedesmal auf einen Ruf oder Pfiff zur Fütterung zu erſcheinen, zumal wenn man ihnen öfters Hafer reicht, den ſie bald aus der Hand freſſen lernen. Junge müſſen immer gut mit Futter verſorgt werden, denn ſie verhungern ſehr leicht. Die Kaninchen können zwar ohne Saufen beſtehen, allein ſie befinden ſich weit beſſer, wenn man ihnen, zumal, ſo lange ſie nur Heu erhalten, Etwas zu ſaufen gibt Dies kann friſches Waſſer ſein, aber lieber haben ſie einen lauen Trank

wie ihn Kühe und Ziegen bekommen. Es ſieht gar niedlich aus, wenn eine Schaar von 12 Kaninchen um ein Näpfchen im Kreiſe ſitzt, und jedes ſein Schnäuzchen hineinſteckt. Säugende Weibchen trinken viel und ſind ſehr erpicht auf Milch. Sie hecken ſo fleißig, daß ihrer leicht zuviel werden. Die Jungen ſind 12 Tage blind. Für die Unterkunft derſelben trägt das Weibchen oft einen ungeheuren Klumpen Moos oder Stroh in die Röhre, macht darin ein paſſendes Behältniß und füttert es recht weich mit ſeinen Bauchhaaren aus. Des Tages ſäugt es in der Regel die Jungen, ſelbſt wenn ſie noch ganz klein ſind, nicht, ſondern es verrammelt, wenn es angeht, den Eingang zu ihnen und beſucht ſie auch über Tag nicht einmal, ſondern ſitzt, als ob es von alle Dem Nichts wüßte, bei den andern Kaninchen. Dabei hat es aber doch ſein Augenmerk immer auf das Neſt gerichtet. Sind die Jungen ſo groß, daß ſie bald auslaufen wollen, und ſitzen ſie in einem dunken Neſtchen recht bequem, ſo fallen ſie zuweilen mit Biſſen über die Hand Desjenigen her, der es wagt ihre Ruhe zu ſtören. Im achten Monat ſind ſie vollkommen erwachſen. Das Alter der Kaninchen erſtreckt ſich auf 7—10 Jahre. Zu 4—6 Weibchen gehört in der Regel ein Männchen; droht Gefahr, ſo gibt dies meiſtens ein Zeichen, indem es mit dem Hinterfuße auf die Erde klopft. Ihre natürlichen Feinde erkennen die Kaninchen wahrſcheinlich durch den Geruch, auch wenn ſie dieſelben nie vorher geſehen haben. So that ich einmal 5 Kaninchen in einen Stall, woraus ich ſo eben einen Fuchs, der ihnen Platz machen mußte, entfernt hatte. So wie ich ſie losließ, waren ſie wie raſend und rannten mit den Köpfen geradezu an alle Wände. Allmählich aber gewöhnten ſie ſich doch ein. Daß man Kaninchen mit Hunden zuſammengewöhnen kann, davon gibt es nicht wenige Beiſpiele. Hier füge ich nur noch eine merkwürdige Thatſache bei: Im Januar heckte mein kleines Spitzhündchen, und da es nur ein Junges lebend zur Welt brachte, und ich glaubte, dieſes würde ihm nicht alle Milch ausſaugen können, ſo ging ich in meinen Stall, holte ein ganz junges Kaninchen aus dem Neſte und legte es dem auf meiner Wohnſtube liegenden Hündchen unter, welches ihm auch die Erlaubniß, ſich an ſeiner Milch zu laben, ohne Weigerung ertheilte. Am dritten Tage ſchaffte ich den Hund ſammt ſeinem Söhnlein und Pflegekinde in den Stall. Er blieb da, ohne vom Neſte zu weichen und ohne die dort hauſenden Kaninchen und Ziegen zu ſtören, 2 Tage lang. Am dritten rief es meine Schweſter hinaus, damit es einmal friſche Luft ſchöpfen könnte. Während es draußen iſt, ſchleicht ſich das alte Kaninchen in das Hundeneſt, nimmt ſein Junges, und trägt es zu ſeinen Geſchwiſtern zurück. Ich rief nun ſogleich den Hund zurück, ob er vielleicht ſeinerſeits das Kaninchen zurückfordern würde. Er ſchien aber deſſen Verluſt nicht zu beachten.

Das angoriſche Kaninchen oder der Seidenhaſe unterſcheidet ſich von dem vorigen durch lange, feine Haare und ſtammt von Angora in Kleinaſien. Man hielt daſſelbe früher viel mehr als jetzt, da ſeine Haare beſſer bezahlt wurden. Letztere geben Handſchuhe und Strümpfe, die ſehr fein ſind, aber wegen leichter Zerreißbarkeit der Haare immer abhären und der Geſundheit nachtheilig ſein ſollen; auch hat man ſich zu hüten, daß Nichts von den Haaren in die Augen kommt. Man hält die Seidenhaſen wie die Kaninchen, mit denen ſie auch hecken,

und ſieht darauf, daß beide dem Vieh nicht in die Krippe ſpringen und ſelbige verunreinigen. Alle 8 Wochen kann man die Seidenhaſen kahl rupfen, wobei man nur etwas Wolle am Bauche läßt.

14. Die Hausmaus.

Die Hausmaus hat ſich von Europa aus über faſt alle Länder und Inſeln verbreitet. Sie wohnt in Häuſern, wo ſie ſich Löcher gräbt und nagt; zuweilen jedoch auch im Freien, weit von Häuſern. Sie iſt munter, reinlich, naſchhaft, flink, ſpringt weit, ſchwimmt, gleich den anderen Mäuſearten, in der Noth ſchnell, klettert mit Hülfe der kurzen, ſteifen Borſten des Schwanzes vortrefflich. Sie frißt ſehr vielerlei, z. B. Getraide, Nüſſe, Hanf, Hirſen, Rübſamen, Speck, Butter, Brod, Kuchen, Honig, Zucker, Fliegen, Milch. Sie bekommt jährlich 3 mal, an ſolchen Orten, die das ganze Jahr warm ſind, und wo viel Nahrung iſt, auch wohl 4 bis 5 mal, 4 bis 7 nackte 9 Tage blinde Jungen. Um ihnen ein recht weiches Neſt zu machen, zernagt ſie gern Bücher, Betten und Kleider, je feiner, deſto lieber. Sie nagt aber oft auch blos zum Zeitvertreibe, um ihre Zähne zu üben. Merkwürdig iſt ihre Liebe zur Muſik. Es geſchieht nicht ſelten, daß ſie aus ihrem Loche hervorkommt, um einem Spielenden aufmerkſam zuzuhören. Zu ihrer Vertilgung hält man Katzen, und ſtellt Fallen. Letztere ſind ſehr verſchieden, und die Lockſpeiſen ſind Speck, Hanf, Nuß- oder Mandelkern und in Butter gebratenes Brod. Bei überhand nehmender Menge vergiftet man die Mäuſe; allein Dies iſt immer gefährlich, weil ſie das Gift bisweilen wieder ausſpeien. Am gefährlichſten iſt die Vergiftung durch Arſenik; daher nehme man lieber gepulverte Krähenaugen, und miſche ſie unter mit Milch oder Butter gekneteten Kuchen, oder unter Brod, oder gehackten Speck. Mehlpillen oder Weizen mit Phosphorſäure beſprengt, ſoll ebenfalls ein gutes Mittel ſein, und wäre für den Menſchen nicht gefährlich. Weiße Mäuſe hält man ſich oft zum Vergnügen in beſonderen Käfigen. Im Gefängniß dienen die Mäuſe oft den Gefangenen zur Unterhaltung. So hatte z. B. der bekannte Baron von Trenk in ſeinem Kerker eine ſo zahm gemacht, daß ſie auf ſeinen Ruf jedesmal herbeikam und auf ſeine Schulter ſprang. Ein Officier nahm ſie ihm weg, aber ſie entwiſchte, kauerte ſich in eine Ecke vor dem Kerker und huſchte, ſobald er wieder geöffnet wurde, hinein. Der unbarmherzige Officier holte ſie abermals und that ſie in einen ſchönen Käfig; allein ſie wollte, fern von ihrem Freunde, keine Nahrung zu ſich nehmen, und ſtarb ſchon am dritten Tage.

15. Die Ratte.

Dies häßliche, langſchwänzige Thier iſt wie bekannt von ſchwarzgrauer Farbe und von der Länge einer Mannshand. Da in alten Schriften die Ratten nicht erwähnt werden, ſo glaubt man, ſie ſeien erſt nach der Entdeckung von Amerika von dorther auf Schiffen zu uns gebracht worden. Jetzt bewohnt die Ratte ganz Europa, iſt durch Schiffe in alle Kolonien verpflanzt und an vielen Orten, zu-

mal in den Zuckerpflanzungen eine fürchterliche Plage. In Deutſchland iſt ſie durch die größere und noch beißigere Wanderratte ſchon ſehr verdrängt und in vielen Gegenden ganz vertilgt. Bis vor 8 Jahren war ſie z. B. in Thüringen, neben der Wanderratte, noch im Überfluß, jetzt aber iſt ſie von dieſer ganz ausgerottet.

Sie bewohnt die menſchlichen Wohnungen, durchnagt die Dielen, durchwühlt die Erde und Mauern, die nicht aus lauter großen, genau paſſenden Steinen beſtehen, klettert mit Hülfe ihres langen Schwanzes vortrefflich, kann große Sprünge machen und gut ſchwimmen. Sie frißt faſt Alles, was nur irgend genießbar iſt; Getraide, Kartoffeln, Möhren, Brod, Butter, Käſe, Obſt, Eier, junge Hühner und Tauben, junge Kaninchen u. ſ. w., und wird durch ihre Gefräßigkeit äußerſt ſchädlich. Das Weibchen bekommt jährlich wenigſtens 3 mal eine gute Anzahl nackter, häßlicher Jungen, die 10 Tage blind bleiben; findet man ein Neſt voll ſolcher häßlichen Geſchöpfe, ſo kann man ſie den Hühnern oder Enten vorwerfen, die ſie gern verſchlucken. Eine ſehr merkwürdige Erſcheinung iſt der Rattenkönig. Es finden ſich nämlich zuweilen mehrere mit den Schwänzen feſt verwachſene Ratten, die an einem ruhigen, recht verſteckten Orte ſitzen. Ohne Zweifel verhält ſich die Sache ſo: Sitzen die Jungen in einem engen Loche recht dicht beiſammen, und verſchlingen ſich ihre noch nackten und weichen Schwänzchen, ſo verwachſen dieſelben wie die ſogenannten Zwillinge unter dem Obſte. Das Merkwürdigſte iſt, daß ein ſolcher Rattenkönig, der ſich ſelbſt nicht helfen kann, von ſeinen Eltern immerfort mit Nahrung verſorgt wird. Überhaupt muß man Ratten und Mäuſen den Ruhm laſſen, daß ſie ihre Jungen ſehr getreulich pflegen und lieben. Daß ſich die Ratten auch zähmen laſſen, zutraulich gegen Menſchen werden und zu allerlei Künſten abgerichtet werden können, davon gibt es merkwürdige Beiſpiele.

Im Jahre 1741, ſo erzählt ein franzöſiſcher Naturforſcher, ſah ich einen herumreiſenden Deutſchen, welcher 6 Ratten ganz herrlich dreſſirt hatte. Sie ſtacken in einer Schachtel; er öffnete ſie, aber keine kam heraus, wenn ſie nicht bei Namen gerufen wurde. Die Schachtel ward auf einen Tiſch geſtellt; davor ſtand der Meiſter mit einem Stöckchen in der Hand. Er rief eine Ratte hervor; ſie lief an ihm empor, hüpfte auf den Stab, ſetzte ſich darauf und grüßte alle Zuſchauer. Dann lauerte ſie auf die Befehle ihres Herrn, die ſie auf das pünktlichſte vollzog. So lief ſie auf dem Stabe auf und ab, ſtellte ſich todt, hängte ſich, wie es ihr Herr verlangte, mit der linken, dann mit der rechten Pfote auf. Die Belohnung für ihre Mühe war, daß ſie die Erlaubniß erhielt, an ihm empor zu laufen, ihm das Geſicht zu lecken und eine halbe Nuß zu freſſen, die er ihm Munde hielt. Jetzt mußten die 5 andern nach und nach dieſelben Kunſtſtücke machen, und wurden ebenſo belohnt, außer eine, welche einen Fehler machte und nun ſtatt der Nuß eine Strafpredigt erhielt, die ſie demüthig und mit geſenktem Kopfe anhörte, worauf ſie ſich beſchämt in der Schachtel verkroch. Darauf mußten die 5 andern beſtimmte Bewegungen, eine Art Tanz, auf dem Tiſche ausführen; zuletzt kam es jedoch zu Geſchrei und Balgerei. Da aber der Meiſter ſah, daß einige der zuſchauenden Damen in Angſt geriethen, ſo ſagte er nur ein Wort und es war Frieden.

Während des Tanzes guckte die in die Schachtel verbannte Sünderin ganz heimlich hervor und den andern zu.

Als ein franzöſiſcher Gelehrter in's Gefängniß geſchickt wurde. ward er gleich in der erſten Nacht durch etwas Warmes aufgeweckt, das er an ſich fühlte; es war ein haariges Ding; er hielt es für eine Katze, warf es hinaus uud ſchlief wieder ein. Am folgenden Morgen ſuchte er allenthalben nach der vermeintlichen Katze, denn er hatte dieſe Thiere gern, und verſprach ſich von einer ſolcher Geſellſchafterin viel Unterhaltung in der Einſamkeit. Er fand jedoch Nichts. Mittags aber, da er ſpeiſ'te, ſah er plötzlich auf der andern Seite des Tiſches ein Thier ſitzen, das er, bei der Dunkelheit des Kerkers, für ſein Kätzchen hielt und ſchmeichelnd an ſich lockte. Es kam, aber bald ward es deutlich, daß es nur eine ungeheure Ratte war. Bei dieſem Anblick ſchrie der Gelehrte, der einen natürlichen Abſcheu vor dieſen lang geſchwänzten Thieren hatte, laut auf und warf den Tiſch ſammt Suppe und Ratte um. Jetzt trat ein Gefängnißwärter, welcher den Lärm gehört hatte, ein, und fragte den blaſſen und zitternden Gefangenen, Was vorgefallen wäre. Als er die Sache erfuhr, brach er in ein ſchallendes Gelächter aus, und erzählte, daß der vorige Gefangene, die Ratte aufgezogen und ganz zahm gemacht hätte. Als er ſeine Erzählung geendet, rief er laut: Rättchen! Rättchen! komm her mein Thierchen! Da guckte Rättchen erſt ſchüchtern aus ſeinem Loche hervor, ſprang, da es ſeinen Freund erkannte, ihm auf den Arm und ließ ſich die ihm dargereichten Krümmchen köſtlich ſchmecken. „Von dieſem Augenblick an," erzählte der Gelehrte, „überwand ich meinen Abſcheu, und gewann die Ratte ſo lieb, daß ich ſie nach meiner Befreiung mit nach Paris genommen haben würde, wenn ſie nicht der Wärter hätte behalten wollen."

Trotz dieſer guten Eigenſchaften einzeler Ratten wird man doch gern erfahren, daß dieſelben durch Phosphor oder auch durch gebratene Stückchen Badeſchwamm vertilgt werden können. Der Letztere iſt nämlich im trocknen Zuſtande klein, ſchwillt aber in dem Magen der Ratte dergeſtalt auf, daß dieſer zerſprengt wird.

16. Die Feldmaus.

Die Feldmaus bewohnt nicht blos die Felder, ſondern auch, und zwar ſehr gerne, die trockneren Stellen der Sümpfe, vorzüglich wo recht viel Binſen oder Riedgras ſtehen, ſie findet ſich auf ganz dürren Sandſtrecken, in magerer Heide, nicht ſelten auf Bergen bis auf die höchſten Spitzen. Im Winter kommt ſie in die Häuſer, vorzüglich in die Scheuern, wohin ſie ſich zum Theil mit den Getraidegarben ganz bequem fahren läßt. Die Löcher dieſer Maus kann man von denen anderer Mäuſe daran unterſcheiden, daß von einer Öffnung zur andern immer ein feſtgetretener Weg führt. Auf dieſen Pfaden ſieht man ſie auch öfters am Tage hin und her huſchen. Hat auch das Loch vielleicht 6 und mehr Einfahrten, ſo ſteht doch unter der Erde Alles in Verbindung. Im Inneren findet man ein weich ausgepolſtertes Neſtchen und oft kleine Vorräthe, vorzüglich von Getraide. Weder im Laufen, noch im Springen und noch weniger im Klettern zeigt die

Feldmaus beſondere Fertigkeit; ſie gräbt dagegen ſchnell und gern, im Winter ſelbſt zwiſchen Schnee und Erde hin. Schwimmen kann ſie, wie alle Mäuſe in der Noth ſehr geſchickt. Je nach der Gelegenheit ändern die Feldmäuſe oft ihren Wohnſitz, verlaſſen die friſch gepflügten und Brachfelder, um ſich auf beſäete oder Kleefelder zu begeben. Gern haben ſie ihre Wohnung in Rainen; oft auch auf Wieſen, zumal gut gedüngten. Auch in Maulwurfslöchern reuten ſie auf und ab. Im Winter leben ſie hauptſächlich von Blättern und Wurzeln der jungen Saat, des Klees und der Quecken, während der warmen Jahreszeit hauptſächlich von Getraide, Erbſen, Linſen, Wicken, Kartoffeln, Möhren, Rüben u. ſ. w. In den Wäldern freſſen ſie Buchecken, Nüſſe u. ſ. w. und benagen im Winter die Rinde junger Bäume, vorzüglich der Buchen. Das Weibchen kann 8 Junge auf einmal ſäugen, und bekommt jährlich 3 bis 4 mal ein Neſt voll nackter, blinder Jungen, und die von der erſten Hecke ſollen ſich in guten Jahren im Herbſte ſchon wieder fortpflanzen. Daher iſt ihre Vermehrung in einzelen Gegenden zuweilen ungeheuer, ſo daß ganze Ernten zu Grunde gerichtet werden. Nach officiellen Nachrichten wurden 1822 im Bezirke von Zabern binnen 14 Tagen 1 570 000 Mäuſe gefangen; deßgleichen im Landrathsbezirke Nidda in der Wetterau 590 327; im Landrathsbezirke Butzbach 271 941. Einigemal hat man über den Rhein eine unzählbare Schaar ſchwimmen ſehen, ohne daß man eine beſtimmte Urſache der Wanderung angeben konnte. Anhaltende kalte Näſſe und im Winter viel Glatteis vermindert ſie oft ganz plötzlich wieder; auch hat man Beiſpiele, daß ſie im Herbſte beim herrlichſten Wetter ohne eine erkennbare Urſache ausgeſtorben ſind. Dabei mögen ſie wohl, wenn die Vermehrung gar zu groß iſt, und Mangel an Nahrung eintritt, einander ſelbſt auffreſſen. Wenigſtens hat man Dies öfters in Fallen geſehen. Sie haben indeſſen wie alle Mäuſe, ſehr viel Feinde, z. B. Igel, Dachs, Marder, Iltiß, Wieſel, Fuchs, Katze, Hamſter, Tag- und Nachtraubvögel, Würger, Krähe, Rabe, Elſter, Eichelhäher, Reiher, Storch u. ſ. w. Die Kreuzotter lebt faſt blos von Feldmäuſen. Treibt man Schweine auf Äcker, wo viel Mäuſe ſind, ſo wühlen ſie deren Löcher auf und freſſen die Jungen ſammt den eingeſchleppten Vorräthen. Hunde kann man leicht abrichten, die Mäuſe in lockerem Boden auszukratzen und todt zu beißen. Um Raubvögeln und Raben Gelegenheit zu geben, ſich ruhig auf dem Felde nach Mäuſen umzuſehen, ſchlägt man Pfähle ein, die oben einen Querſtock haben, worauf ſich jene ſetzen können. Das beßte Vertilgungsmittel iſt indeſſen in nicht zu lockerem Boden unſtreitig der Mäuſebohrer. Dieſer gleicht dem Bohrer, den die Wagner haben, um Räder zu durchbohren. Hiermit bohrt man in die Furchen, denn da laufen ſie meiſt auf und ab, gegen 2 Fuß tiefe Löcher, wobei man den Bohrer ins Waſſer taucht und die Wände des Loches recht glatt macht. Die Mäuſe ſtürzen des Nachts hinein und hüpfen ſich, um heraus zu kommen, zu Tode, oder freſſen einander drinnen auf. Am Tage wirft man dann die gefangnen Mäuſe frei auf die Äcker, um die Raben deſto mehr anzulocken. In der Noth nimmt man auch wohl ſeine Zuflucht zu Vergiftungsmitteln, indem man z. B. 1 Maaß Gerſtenmehl mit 1 Pfund fein gepülverter weißer Nießwurz und 8 Loth

Läuſekraut vermiſcht, die Miſchung mit ¼ Pfd. Honig und ½ Pfd. Milch in einen Teich verwandelt und erbſengroße Kügelchen davon in die Mäuſelöcher wirft. Auch kocht man Eichenholzaſche zu einer ſtarken Lauge, worin man dann Getraide oder Wallnußkerne 24 Stunden lang einweicht. Dies Gift wirft man, wie jenes in ihre Löcher. Arſenik darf man zu dieſem Zwecke ja nicht anwenden, weil die Gefahr für Menſchen und nützliche Thiere zu groß iſt. Lieber nimmt man Krähenaugen, indem man ein Nöſel (½ Maas) Weizen in 1 Nöſel Waſſer, worin 1¼ Loth Krähenaugen gekocht ſind, einquellt.

17. Die Jagd auf Säugethiere.

Vor Zeiten mußten die Männer in Deutſchland jagen, um ſich Nahrung und Kleidung zu verſchaffen und um ſich und die Ihrigen vor den Angriffen der wilden Thiere zu ſchützen, und in manchen Gegenden der Erde iſt es noch jetzt ſo. Da iſt natürlich die Jagd eine nützliche und ehrenvolle Beſchäftigung, zumal da großer Muth und Geſchicklichkeit dazu gehört, Bären, Wölfe, Luchſe, wilde Ochſen und ähnliche Thiere anzugreifen und zu erlegen. Unſere Vorfahren beſaßen dazu nicht einmal die vollkommnen Waffen, deren ſich die jetzigen Jäger bedienen. Feuergewehre waren noch nicht erfunden; Alles mußte mit Pfeil und Bogen, mit Lanze und Schwert ausgerichtet werden, und mancher herzhafte Mann hat ſogar mit einer bloßen Keule ein Raubthier erlegt, wie König David den Löwen und den Bären.

Jetzt iſt Das anders geworden. Größere Raubthiere gibt es in Deutſchland kaum noch; höchſtens verirrt ſich einmal ein Wolf aus Frankreich oder Polen in die Gränzländer, oder ein einſamer Bär aus den Alpen bricht in die Thäler hervor. Im Ganzen ſind die reißenden Thiere in dem gebildeten Theile von Europa ausgerottet, und die Jagd der Menſchen iſt nicht mehr Vertheidigung, ſondern meiſtens ein unterhaltendes Vergnügen. Freilich gibt es noch jagdbare Thiere, welche den Menſchen auf andere Weiſe ſchaden, als durch Angriffe auf ihr Leben oder durch Raub der nützlichen Hausthiere. Es ſind diejenigen, welche ihre Nahrung auf Koſten des Landbaues, auf Feldern, Wieſen, in Gärten oder auch im Walde ſuchen, das gewöhnlich ſogenannte Wild. Den ſchlimmſten Schaden thut das Schwarzwild. So nennt man nämlich die wilden Schweine, welche heerdenweiſe auf die Aecker fallen und alles Eßbare herauswühlen, und da ſie gleich ihren zahmen Verwandten höchſt gefräßig und auch nicht ſehr ſcheu ſind, den armen Bauer, deſſen Feld in der Nähe großer Waldungen liegt, an den Bettelſtab bringen können. Nicht viel weniger ſchadet das Rothwild d. h. die Hirſche, welche ſich zwar mehr von Gras und jungen Knospen nähren, aber auch das grüne wie das reife Getraide abweiden, und um ſo mehr ſchaden, als ihre großen Rudel zugleich die Feldgewächſe zertreten. Eher läßt ſich ſchon das Rehwild und die Haſen dulden, obgleich auch ſie bei ihrer raſchen Vermehrung den Landbau und ganz beſonders den Obſtbau beeinträchtigen. Denn im Winter, wenn andere Nahrung rar oder gar nicht zu bekommen iſt, benagen ſie die jungen Bäume und ſchälen die Rinde bisweilen ſo rein ab, daß der Baum ſofort abſtirbt. Die wilden Kaninchen unterhöhlen daneben noch den Boden, dergeſtalt

daß Pferde und Menſchen einbrechen und die Wurzeln mancher Gewächſe Noth leiden. Doch iſt das Fleiſch dieſes Wildprets eßbar und vergütet wenigſtens einigermaßen den angerichteten Schaden, wenn gleich oft ganz anderen Perſonen als denen, welche ihn erleiden. Der Fuchs gewährt dagegen keinen Braten, ſein Balg iſt alles Nutzbare an ihm, allein der Bauer kann doch eher zufrieden mit ihm ſein, als mit Hirſchen, Rehen, Haſen und wilden Schweinen; denn der Fuchs lebt nur ſelten auf ſeine Koſten. So verrufen er nämlich als Hühner- und Gänſedieb iſt, ſo gelingt ein ſolcher Raub doch nur höchſt ſelten, zumal in den bewohnteren Gegenden, wo der Fuchs alle ſeine Liſt nöthig hat, ſich ſelbſt vor den Gewehren und Fallen zu hüten. Allerdings verzehrt der Fuchs manches Feldhuhn, manche Wachtel und nicht wenige junge Häschen, ja bisweilen ſogar ein junges Rehchen, allein dadurch ſchadet er nur dem Jagdliebhaber, nicht dem Landmann. Dem Letzteren nützt er vielmehr durch Vertilgung vieler Feldmäuſe, Käfer, Heuſchrecken u. ſ. w.

Aehnlich wie mit dem Fuchſe verhält es ſich mit dem übrigen kleinen Raubwild, dem Marder, Iltiß, Wieſel. Sie ſchaden der Jagd mehr als der Landwirthſchaft. Denn wenn es auch höchſt verdrüßlich iſt, ſeine Tauben oder anderes Geflügel von dem blutdürſtigen Marder erwürgt, oder die Hühnerneſter geleert zu finden, ſo kann man ſich dagegen durch Vorſicht doch einigermaßen ſichern, oder der Schaden iſt wenigſtens nicht ſo bedeutend. Der Iltiß und das Wieſel vergüten auch dem Menſchen wieder den von ihnen verurſachten Schaden durch Vertilgung zahlloſer kleinerer Thiere auf dem Felde und im Hauſe. Selbſt Hamſter unterliegen oft ihren Angriffen. Der Marder iſt ſchon vornehmer und hält ſich lieber an Wildpret und Geflügel, welches auch den Menſchen mundet, oder an Kirſchen und Weintrauben, ſtatt ſich mit Mäuſen, Ratten und Hamſtern abzugeben. Vollends der Baummarder, welcher im Klettern faſt alle Thiere übertrifft, iſt das Schrecken aller Vögel, die er in ihren Neſtern überraſcht, und deren Eier ihm als Leckerei dienen. Auch das Eichhorn wird oft ſeine Beute. Da iſt es den Jägern ſehr zu gönnen, wenn ſie einen ſolchen Räuber zum Schuſſe bringen, und ſich mit ſeinem ſchönen Balge für die viele Mühe bezahlt machen.

Die Art, wie ſich der Jäger des Wildes bemächtigt, iſt indeſſen ſehr verſchieden. Zu allen Zeiten und an allen Orten hat man auf Erfindungen geſonnen, die Thiere ſowohl um des zu hoffenden Nutzens, als um des erlittenen Schadens willen bald lebendig, bald todt in unſere Gewalt zu bringen. Das Hauptmittel für die Jagd iſt gegenwärtig das Schießgewehr, womit man aus hinreichender Entfernung und mit ziemlicher Sicherheit das Wild erlegen kann. Deßhalb muß der Jäger ein guter Schütze ſein. Iſt er dies nicht, ſo läuft er bei den reißenden Thieren und ſelbſt bei wilden Schweinen, mitunter ſogar bei Hirſchen Gefahr, ſelbſt getödtet oder verwundet zu werden. Denn auch ſonſt ſcheue Thiere wehren ſich ihres Lebens, wenn ſie nicht entfliehen können. Darum gehört zu einem tüchtigen Jäger Herzhaftigkeit und Beſonnenheit, damit er nicht etwa im entſcheidenden Augenblick zittert und ſein Ziel verfehlt.

Bei der Jagd der kleineren Thiere kommt es weniger auf Muth als auf Liſt und Vorſicht an, damit die Beute nicht eher entflieht als ſie ſchußgerecht iſt. Da das meiſte Wild nicht blos ſcharf ſieht und

hört, ſondern auch einen feinen Geruch hat, ſo muß der Jäger wo möglich gegen den Wind gehen, damit die Thiere ihn nicht zu frühe wittern. Bisweilen verſteckt er ſich an einen Ort, wo das Wild vorbeizukommen pflegt, oder wohin es durch Futter oder gar durch Nachahmung der Stimme ſeines Gleichen gelockt wird. Vorzüglich iſt es aber der Hund, welcher dem Jäger das Wild aufſuchen hilft, herbeitreibt, nach dem Schuſſe verfolgt und das gefallene herbeiträgt (apportirt). Ohne Hülfe der Hunde würde manche Jagd gar nicht auszuführen, mindeſtens höchſt beſchwerlich ſein. Wer wollte die Füchſe in ihren unterirdiſchen Bauen aufſuchen, wenn es nicht die Dachshunde thäten? Wer würde die Haſen und Feldhühner in den Getraidefeldern finden, wenn nicht der Hühnerhund durch ſeinen Geruch ihren Aufenthalt ausfindig machte?

Auch in Fallen und Schlingen wird Wild gefangen, zumal die nächtlichen Thiere, welche ſich am Tage nicht leicht ſehen laſſen, und ſolche, deren Balg nicht von Schüſſen verdorben werden ſoll. Freilich fangen ſich nicht ſelten auch zahme Thiere in ſolchen Vorrichtungen z. B. Katzen in den Marderfallen. Aber auch Menſchen verunglücken zuweilen auf der Jagd oder wenigſtens durch die Jagdgewehre. Wie viele ſind ſchon das Opfer eines unvorſichtigen Schuſſes geworden! Wie oft haben ſich Kinder und andere unverſtändige Leute der Jagdgewehre bemächtigt und Unglück damit angerichtet!

Es gibt aber auch Leute, welche ſich durch unerlaubte Jagdluſt zu Verbrechern machen. Dies ſind die Wilddiebe. Da es nicht Jedem erlaubt ſein kann auf die Jagd zu gehen, weil dadurch bald alles Wild ausgerottet ſein, auch durch ungeſchickte Schützen Gefahren entſtehen würden, ſo bleibt es Denen, welche durch Eigenthum oder Pachtung ein Recht zu der Jagd haben, vorbehalten zu jagen. Thun es Andere doch, ſo ſtehlen ſie eben ſo gut fremdes Gut, wie Diebe, die in ein Haus einbrechen. Solche Menſchen verwildern aber gemeiniglich ganz, weil ſie über der Jagd den Müßiggang lernen und häusliche Arbeit ſcheuen, und ſie werden dann aus Armuth meiſtens wirkliche Diebe. Weib und Kind muß dann unter der Leidenſchaft eines ſolchen Wilddiebes leiden, welcher oft genug im Gefängniß endet.

Es wäre ſehr zu wünſchen, daß die vornehmen Herrn das dem Landbau ſchädliche Wild nicht mehr hegten, und wenn ſie das Jagdvergnügen durchaus nicht entbehren wollten, wenigſtens nur in wohlumzäunten Parken ihre Hirſche und Sauen hielten. Gäbe es nicht viel und großes Wildpret mehr, ſo würde die Luſt an der Wilddieberei ſich auch verlieren. Denn um der Haſen und Rebhühner willen wird nicht leicht Einer zum Dieb. Dann würde man in Deutſchland immer mehr vergeſſen, daß es einſt eine Zeit gab, wo der Bauer es ſich ruhig gefallen laſſen mußte, wenn das Schwarz- und Rothwild ſeine Ernte verzehrte. Wagte damals Einer, um ſein Feld zu ſchützen, einen Hirſch zu tödten, ſo wurde der arme Mann ſogleich als Wilddieb behandelt und aufs ſchrecklichſte beſtraft. Man band nämlich den Jagdfrevler mit Stricken auf den Rücken eines noch lebenden Hirſches und ließ dieſen wieder nach dem Walde zu laufen. Schon ſo würde das Thier ſeinen Reiter abzuwerfen oder abzuſtreifen geſucht haben und alſo durch Gebüſch und Stangen gelaufen ſein. Nun hetzte man aber noch das ge-

ängſtigte Thier mit Hunden, und nöthigte es dadurch zum ſchnellſten und unabläſſigſten Laufe durch Wald und Hecken, über Sumpf und Gräben, wobei der unglückliche Reiter bald durch das zurückgelegte Geweih des Hirſches, bald durch die anſtreifenden Äſte und Bäume verwundet und gequetſcht wurde, bis der Tod ihn von ſeiner Qual erlöſ'te.

18. Die Felle der Thiere.

Neulich begegnete ein Mann ſchon ziemlich bei Jahren ſeinem Pfarrer, der gerade ſeinen Abendſpaziergang machte und grüßte denſelben überaus freundlich.

Nun woher, Nachbar Klaus? fragte der Pfarrer. Aus der Stadt, antwortete der Gefragte. Ich habe mir dort eine neue Pelzkappe gekauft, und zugleich meinen Brudersſohn, der dort bei dem Kürſchner in der Lehre ſteht, beſucht. Ich bin aber erſtaunt, Herr Pfarrer, über Das, was ich all geſehen habe.

Pfarrer. Wie ſo lieber Nachbar? Was habt ihr denn geſehen?

Klaus. Man ſollte es nicht glauben, Herr Pfarrer, aber es iſt wahr, man mag ſo alt werden wie Methuſalah, ſo kann man immer noch Etwas lernen. Wo hätte ich gedacht, daß ich von einem Kürſchner, und gar noch von meinem Leichtfuß von Neffen Etwas lernen könnte!

Pfarrer. Nun, nun! Das iſt ſchon gelehrteren Leuten widerfahren. Der Menſch lernt nie aus, und es iſt ſehr gut, wenn er Dies gleich von Anfang an merkt und überall Etwas zu lernen ſucht. Aber gebt einmal Euer Gelerntes zum beſten, ich möchte auch gerne Theil daran haben.

Klaus. Ja, ſehen Sie, Herr Pfarrer, als ich den Matthes, ſo heißt mein Bruderſohn, nach einer Pelzkappe fragte, natürlich ſo einer, wie ich mein Leben lang getragen habe, bringt mir der Schelm wahrhaftig ein ganzes Dutzend, immer eine ſchöner als die andere, aber doch keine ſolche, wie ich ſie brauchte. Ei, was ſoll denn Das, Junge? rief ich. Da iſt ja keine darunter mit einer Verbrämung von Fuchsbalg. Du weißt doch, wie es unſer einer trägt. — Ja Vetter, ſagte der Schalk, da iſt wohl eine von Fuchspelz und zwar von ſchwarzem, und ſetzt mir eine Kappe auf, wahrhaftig als wenn ich ein Edelmann wäre. — Du biſt ein Narr, Matthes, und ich glaubte, du hätteſt etwas Klügeres gelernt, als daß die Füchſe ſchwarz ſind. — Ja wohl gibt es ſchwarze Füchſe, und zwar in Rußland, ſagte er, fragt nur meinen Meiſter. Und ſeht einmal wie zart ein ſolcher Balg iſt. Wißt Ihr aber auch, daß dieſe Kappe wie ſie da iſt, zwei Friedrichsdor koſtet? — Ich ſperrte die Augen auf wie ein Narr und dachte der Junge wollte mich foppen. Da kam aber gerade der Meiſter und ſagte: ja es wäre allerdings ſo.

Pfarrer. Ihr habt Euch aber doch keine von den theuren ſchwarzen Mützen gekauft, Nachbar?

Klaus. Das habe ich wohl bleiben laſſen, allein ich habe mir, weil ich nun doch einmal da war, Alles zeigen laſſen, und da habe ich Pelzwerk geſehen, ich hätte in meinem Leben nicht geglaubt, daß es ſo viel Pelz und ſo vielerlei Thiere gäbe. Da haben ſie mir den Balg einer *Fiſchotter* vorgelegt. Ich habe meine Lebtage ein ſolches Thier nicht lebendig geſehen, aber vor dem Pelz muß man Reſpekt haben, der iſt ſo zart wie Maulwurfsfell. Und der Kürſchner ſagte, von den ein-

heimiſchen Thieren ſei dies das theuerſte Fell. Aber er hatte auch ein Stück Pelz von einer Meerotter, das war noch zärter und das Thier ſoll noch viel größer ſein, als die Fiſchotter. Von den Marderfellen will ich gar nicht reden, obgleich ſie mir auch ſehr gut gefallen haben, beſonders die gelbe Kehle des Baummarders. Wenn die Jäger Nichts dagegen hätten, ich ſtellte dem Raubzeug auch einmal Fallen.

Pfarrer. Wenn Ihr es in Eurem Hauſe thut, wird es Euch wohl Niemand wehren. Ich will mich ſelbſt freuen, wenn Ihr uns das Raubzeug wegfangt. Aber Was ſaht Ihr denn noch weiter?

Klaus. Nun Alles werde ich gerade nicht behalten haben. Sie wiſſen, Herr Pfarrer, ein alter Kopf vergißt leicht. Aber die Lämmerpelze aus Rußland mit den ganz krauſen ſchwarzen oder grauen Haaren haben mir außerordentlich gefallen. Ich möchte nur wiſſen, wie es die Ruſſen anfangen. Unſeren Lämmern könnte man alle das Fell abziehen, es wäre kein einziges von der Sorte darunter.

Pfarrer. Die Ruſſen haben aber auch die Pelze nöthiger, als wir. Ihr würdet doch nicht ganz mit ihnen tauſchen.

Klaus. Das nicht, Herr Pfarrer, auch wenn mir der Kürſchner einen Zobelpelz ſchenken wollte, der das Koſtbarſte unter allen ſeinen Sachen ſein ſoll. Ich wäre aber ſchon zufrieden, wenn ich in den kalten Wintertagen einen von den Wolfspelzen umzuhängen hätte, welche, wie er verſicherte, auch vor den Motten ſicher ſind. Denn die gar zu zarten Felle möchten bei unſer einem nicht ſehr lange dauern. Aber Eins muß ich Ihnen doch noch erzählen, Herr Pfarrer. Der Kürſchner hatte auch einen Schwanenpelz da hängen. Ein Pelz von einem Vogel, das wollte mir gar nicht in den Kopf.

Pfarrer. Es mußte aber doch hinein, weil es wahr war.

Klaus. Ja, Herr Pfarrer, und ich habe daran gelernt, daß noch gar Vieles möglich iſt, was wir jetzt nicht wiſſen und denken.

19. Iltiß und Frett.

Dieſe beiden Thiere ſind ſo nahe mit einander verwandt, daß manche Naturforſcher der Meinung ſind, das Frett ſei nichts Anderes als ein ausgearteter Iltiß. Man will Dies vorzüglich aus den rothen Augen des gelblichen Fretts ſchließen, weil rothe Augen das Zeichen der Ausartung unter Thieren zu ſein pflegen. Indeſſen ſind Nachrichten vorhanden, daß man ſchon zu Zeiten der Römer, als in Spanien die wilden Kaninchen ſo überhand nahmen, daß die Einwohner vor ihnen Nichts mehr erhalten konnten, ein Thier aus Afrika gebracht habe, welches jene in ihren Höhlen verfolgte und dadurch der Landplage ein Ende machte. Dies Thier kann nicht wohl ein anderes geweſen ſein, als das Frett, welches noch heutiges Tages auf Nichts lieber Jagd macht, als auf Kaninchen, und gerade um dieſer Eigenſchaft willen von Jägern in beſonderen Kammern oder Kiſten unterhalten wird. Hier wird es gewöhnlich mit Weißbrod und Milch gefüttert, Was allerdings zu ſeiner Zähmung beiträgt; allein um es geſund und muthig zu erhalten, muß man ihm abwechſelnd auch etwas friſches Fleiſch, am beſten von Kaninchen reichen. Gegen den Winter nimmt der Jäger 1 oder 2 Frettchen in ſeine Jagdtaſche — ihre Länge von ¾ Fuß hindert natürlich daran

nicht — treibt die Kaninchen zuerſt durch Lärm oder Hunde in ihre Höhlen, verſtopft nun die Ausgänge derſelben bis auf wenige, und vor dieſe werden Netze aufgeſtellt. Nach dieſen Vorrichtungen läßt er ein Frettchen in die Hauptröhre, welches nun mit wahrer Mordluſt auf die ſchüchternen Kaninchen eindringt. Dieſe fliehen ſchon vor dem Geruche des kleinen Feindes oder vor dem Geraſſel der Schellen, die bisweilen deſſen Halsbande angehängt werden, und ſtürzen ſich in ihrer Angſt in die ausgeſpannten Garne, wo der Jäger ſie ſofort tödet. Im Sommer verliert man bei dieſer Jagd zu leicht das Frettchen, indem dasſelbe junge Kaninchen antrifft, ſich an ihrem Blute ſättigt und nun in der Höhle einſchläft. Da weiß dann der Jäger nicht, ob ſein Frett verunglückt iſt, oder wo es ſteckt, und kann doch aufs Gerathewohl nicht hinunter graben. Ueberhaupt ſind es zärtliche Thiere, welchen man anmerkt, daß ſie aus einem wärmeren Klima ſtammen. Deßhalb ſucht man ſie mit ihren ſtärkeren Verwandten, dem Iltiß, zu paaren, wodurch etwas größere und dauerhaftere Jungen entſpringen, die ſich übrigens auch deſto ſchwerer zähmen laſſen und noch weniger auf den Ruf hören, als das Frett. Der Iltiß (oder Ratz) unterſcheidet ſich nebſt der Größe auch durch ſein braun, weiß und ſchwarz geflecktes Fell und durch ſeinen widrigen Geruch, der ihm auch den Namen Stänkerratz verſchafft hat. Er iſt ein gefährlicher Feind des Geflügels und der kleineren Säugethiere, ſelbſt Gänſe und Hamſter ſind ihm nicht zu groß, zumal da er ſeinen Raub mit Liſt zu erfaſſen weiß. Da er ſich am liebſten Schlupfwinkel in der Nähe der menſchlichen Wohnungen, ſelten verlaſſene Höhlen im Felde ausſucht, ſo thut er der Oekonomie empfindlichen Schaden. Sind auch die Hühner gut verſchloſſen, ſo ſtiehlt er doch ihre Eier, wovon er ganze Vorräthe in ſein Neſt trägt. Die Bienenſtöcke wirft er um und bemächtigt ſich des Honigs, und im Winter holt er auch die Fiſche aus den Teichen. Dafür wird ihm natürlich eifrig nachgeſtellt. Am erſten wird er in Fallen gefangen, allein man kann auf ſeiner Hut ſein, daß er nicht doch entſchlüpft oder wohl gar todt ſcheinend noch grimmig um ſich beißt; denn er beſitzt unter allen Säugethieren das zäheſte Leben. Die Zähmung der jungen Rätze gelingt wohl einigermaßen, allein Wer mag ſo ſtinkende Thiere, deren Balg ſelbſt den Geruch nicht verliert, um ſich leiden?

20. Das Reh,

welches kaum die Größe und Schwere einer Ziege erreicht, und manche Ähnlichkeit mit derſelben beſitzt, iſt eines der niedlichſten Säugethiere in Europa Seine großen hellen, blauen Augen, ſeine ſchlanken Beine, der aufwärts getragene Hals, ſeine röthlich braune Farbe geben ihm ſchon ein gutes Ausſehen, welches bei dem Bocke noch durch das zwar nicht vielzackige, aber doch kräftige Geweih vermehrt wird. Vollends die weiß gefleckten Zicklein ſind ſo liebliche Geſchöpfchen, daß man ſie gern zum Vergnügen aufzieht. Sie werden auch wirklich äußerſt zahm, die Böcke jedoch ſobald die Hörner durchſtoßen, oft boshaft und gefährlich. Die Leichtigkeit ihrer Sprünge iſt ebenſo groß, als die Schnelligkeit ihres Laufes. Kein Jagdhund vermag ein Reh einzuholen, zumal, da es voll Liſt ſeine Richtung, bald hierhin, bald dorthin ändert. Uebrigens laſſen ſie ſich auch nicht leicht auf freiem Felde jagen; ſie lieben den Wald, beſonders nied-

riges Gehölz, und kommen nur vorſichtig heraus, um auf dem Felde zu graſen. Sumpfige Gegenden gefallen ihnen ſo wenig, als ſteile Berge, heiße Länder ſo wenig, als ganz kalte. Deßhalb findet ſich das Reh auch vorzugsweiſe in Deutſchland, und ſeine Liſt und Schnelligkeit haben es bisher vor Ausrottung bewahrt. Doch ſchießen ordentliche Jäger auch nicht leicht eine Rehgeis, beſonders nicht zu der Zeit, wo dieſe Junge haben, ſondern nur Böcke oder junge Thiere. In manchen Gegenden aber locken die Wilddiebe durch Locktöne alle Arten von Rehen an ſich und ſchießen ſie ohne Unterſchied nieder. Die Bauern ſind darüber freilich nicht ſehr verdrüßlich, weil die Rehe Klee, Rüben u. dgl. von den Äckern freſſen, auch wohl Obſtbäumchen verderben. Auch in den Wäldern, beſonders an jungen Lärchen thun ſie Schaden. Allein es wäre doch auch traurig, wenn man alle Thiere, welche einmal mit dem Menſchen eine Mahlzeit halten wollen, ſogleich vertilgen wollte! Die Welt iſt ja nicht blos um unſertwillen geſchaffen worden. Was aber die Rehe betrifft, ſo gewähren ſie auch wieder Vortheil durch ihr äußerſt zartes Fleiſch, durch ihre Haut, woraus Handſchuhe und durch ihr behaartes Fell, woraus Fußteppiche verfertigt werden! Auch das Gehörn wird zu Meſſerſtielen, Pfeifenrohren u. dgl. verarbeitet. Der Schade, welchen die Rehe thun, iſt auch dadurch weniger beträchtlich, weil ſie nur familienweiſe beiſammen leben, nicht in Rudeln, wie die Hirſche. Der Bock nimmt ſich nämlich, gegen die Gewohnheit anderer Wiederkäuer, ſeiner 2 Jungen an, und iſt beim Austreten aus dem Walde der vorderſte, beim Flüchten der hinterſte; auch die mütterliche Zärtlichkeit der Geis iſt muſterhaft. Durch dieſes Leben in Familien werden auch die Kämpfe unter den Männchen vermieden, wenn jedoch die Jungen 8 bis 9 Monate alt ſind, ſo treibt ſie der Vater von ſich, damit ſie ihren eigenen Haushalt anfangen. Das Alter der Rehe ſchätzt man auf 16 Jahre.

21. Die Gemſe.

Die Gemſe iſt die einzige in Europa einheimiſche Antilopenart, von der Größe und auch beinahe von der Geſtalt einer Ziege und der braunen Farbe eines jungen Rehs. Man würde weniger von ihr reden, wenn ſie nicht der Gegenſtand der leidenſchaftlichſten Jagd der Schweizer und Tyroler wäre. Denn ſie iſt ein harmloſes Thier, welches die Geſellſchaft der Menſchen meidet, weder Schaden noch großen Nutzen bringt. Die Gemſen leben in den höchſten Gebirgen von Europa und Aſien, auf den Alpen, Pyrenäen, dem Kaukaſus u. ſ. w. Sie nähren ſich von Alpenkräutern und den jungen Trieben der Erlen, Weiden und Nadelholzbäume. Sie halten ſich in Rudeln beiſammen, ſind äußerſt wachſam, ſehen ſich beſtändig um, und fliehen, wenn ſie einen Feind wahrnehmen in ungeheuren Sätzen mit der größten Schnelligkeit davon. Sie ſtellen Wachen aus, welche die andern bei Annäherung der Gefahr durch einen pfeifenden Ton warnen. Ihre Feinde ſind beſonders der Menſch, und ein großer Raubvogel, der Lämmergeier. Dieſer letztere ſucht ſie mit den Flügeln von den Felſenwänden in den Abgrund zu ſtürzen. Ihre Jagd iſt für Menſchen mit großen Gefahren verbunden, und die meiſten Gemſenjäger büßen ihre Luſt endlich mit dem Tode, indem ſie in Abgründe ſtürzen, von Lawinen begraben werden, oder ſich ſo verſteigen, daß ſie weder vor- noch rückwärts können.

Der Gemſenjäger muß ſcharfe Augen, gute Füße und eine ſtarke Bruſt haben und ſchwindelfrei ſein; vorzüglich muß er gut ſchießen können. Er muß gewohnt ſein, über Eisfelder, ſteile Klippen und neben den tiefſten Abgründen zu gehen; er muß Sturm, Unwetter, Kälte und Hunger ertragen können. Seine Ausrüſtung beſteht in einem leichten Kleide, ſtark benagelten Schuhen, woran er Fußeiſen ſchnallen kann, einem mit einer eiſernen Spitze beſchlagenen Stock, einer guten Büchſe, einem Fernrohre und einer Jagdtaſche mit einigen Lebensmitteln. Mit Sonnenaufgang betrachtet er mit ſeinem Fernrohre die höheren Gebirgswände und ſteigt immer höher gegen den Wind. Erblickt er endlich eine oder mehrere Gemſen, ſo ſtellt er ſich an einen Felſen und wartet mit vieler Geduld, bis ſich ihm dieſe nahen. Sobald er die Hörner unterſcheiden kann, ſchießt er. Die Gemſe hat aber ein zähes Leben, und wenn er nicht Kopf oder Bruſt trifft, ſo iſt ſeine Mühe umſonſt. Oft ſtürzt auch die Gemſe in einen Abgrund, in welchen der Jäger nicht gelangen kann, oder ſie wird durch den Sturz ganz unbrauchbar. Hat er endlich eine Gemſe erlegt, ſo hat er noch größere Mühe, weil er dieſelbe tragen muß. Zu dieſem Zwecke weidet er ſie aus (d. h. er nimmt die Eingeweide aus dem Leibe), bindet die Füße zuſammen und hängt ſie über den Rücken. Dann ſteigt er, ſich auf ſeinen Stock ſtützend, langſam, indem er oft einen gangbaren Pfad mühſam ſuchen muß, herunter.

Das Fleiſch der jungen Gemſen iſt ſehr ſchmackhaft; das Fell gibt ein vortreffliches Handſchuhleder und die Hörner werden zu Griffen an Spazierſtöcken benutzt. Zähmen laſſen ſie ſich wohl, ertragen aber das eingeſperrte Leben nicht. So wird es denn kommen, daß in einiger Zeit die Gemſen auf den deutſchen Alpen ebenſo rein ausgerottet ſein werden, als es die dortigen Steinböcke bereits ſind.

22. Das Eichhörnchen.

Das Eichhörnchen bewohnt die Wälder, baut ſich Neſter auf den Bäumen und verbirgt ſich darin bei ſtarkem Regen, Stürmen und vorzüglich bei ſtarker Kälte, wo es ſich nur ſelten ſehen läßt. Es nährt ſich von verſchiedenen Sämereien, vorzüglich von Kiefern-, Fichten-, Tannenſamen, Bucheckern, Eicheln, Haſel- und Wallnüſſen, Äpfel- und Birnkernen, Kaſtanien, Hanf, Ahorn- und Masholderſamen u. ſ. w. Auch verzehren die Eichhörnchen die Knospen vieler Bäume, vorzüglich der Kiefern, die ſie überhaupt gern zu ihrem Aufenthalte wählen, mancherlei Pilze, auch ſüße Mandeln; aber bittere Mandeln, Aprikoſen- und Pfirſichkerne ſind ihnen, wegen der darin enthaltenen Blauſäure, tödlich. Bisweilen rauben ſie ſogar Vögel. Einige Knaben trafen ein Eichhorn an, das eben beſchäftigt war eine große Droſſel zu rupfen, und als ſie zuſprangen und das Eichhorn die Droſſel fahren ließ, flog dieſe noch ſo ſchnell davon, daß ſie nicht ereilt werden konnte. Ein ander Mal wurde eins gefunden, das eine Meiſe zwiſchen den Zähnen hatte, welche nicht ſo glücklich davon kam. Es plündert auch oft Vogelneſter. Mit großer Schnelligkeit zernagt das Eichhörnchen die härteſte Nuß, indem es dieſelbe in den Vorderpfoten hält und dreht, bis es die rechte Stelle zum Zerknacken gefunden hat. Eine taube Nuß öffnet es gar nicht, da es ſchon durch die Schale riecht oder am Gewichte merkt, daß ſie leer iſt;

von den Zapfen der Tannen bricht es am dicken Ende anfangend, eine Schuppe nach der anderen ab, um den Samen hervorzuholen. Gern verbirgt es auch überflüſſige Lebensmittel und legt ſich kleine Magazine an, mit denen es aber gar nicht haushälteriſch umgeht.

Das Eichhorn iſt nur am Tage munter, ſeine Bewegung auf der Erde nicht anders als hüpfend, ſeine Stimme im Schreck ein lautes: duck, duck; im Schmerze ein leiſeres: murx murx. Um ſich Nüſſe zu verſchaffen, wandert es oft ziemlich weit in Gärten und Zäunen umher; aber aus einem Walde, wo es ihm gefällt, kann es ſelbſt durch die wiederholteſten Nachſtellungen nicht vertrieben werden. Jedes Paar hat mehrere Neſter auf Bäumen; dieſe ſind von oben bedeckt, und dasjenige, worin die 3 bis 7 Jungen aufgezogen werden, iſt beſonders warm ausgefüttert. Die Jungen ſind 8 bis 9 Tage blind, dunkelbraun und werden 4 Wochen geſäugt; bei Beunruhigung trägt die Alte ſie in ein anderes Neſt. Nach 7 Monaten ſind die Jungen erwachſen. Der Hauptfeind des Eichhorns iſt der Baummarder, der es des Nachts im Schlafe überraſcht, auch zuweilen am Tage wüthend von Baum zu Baume, wie im Fluge, verfolgt; der Fuchs, der Uhu, und einige Tagraubvögel erhaſchen es auch zuweilen, doch nur ausnahmsweiſe. Der Pelz der in nördlichen Ländern lebenden, iſt trefflich, doch auch bei uns im Winter brauchbar; das Fleiſch iſt ſchmackhaft, und, wenn man es nicht anders benutzen will, wenigſtens zum Krebsfange ſehr tauglich. Schaden richten die Eichhörnchen dadurch an, daß ſie den friſch ausgeſäeten Waldſamen herausſuchen und verzehren, und dadurch, daß ſie Nüſſe ſtehlen. In Schlingen und dergleichen ſind ſie ſehr ſchwer zu fangen, deſto leichter zu ſchießen. Schlägt oder wirft man nämlich wider Bäume, ſo fahren ſie aus ihrem Verſteck heraus und ſind dann leicht zum Schuſſe zu bringen.

Da die Eichhörnchen ſo niedliche Thierchen ſind, welche ſich auch in Zimmern mit der größten Behendigkeit bewegen und beſonders durch ihre Art zu freſſen Vergnügen gewähren, denn ſie ſitzen dabei auf den Hinterbeinen und führen die Nahrung mit den Vorderfüßen ſehr geſchickt zu Munde, ſo hält man ſie gern in Käfigen oder frei in Stuben. Bekommt man ſie recht jung, ſo werden ſie äußerſt zahm und laſſen ſich mit Milch und Weck (Semmel) auffüttern. Doch werden auch die zahmſten ſpäterhin, beſonders im Frühling wieder beißig, und man hat ſich zu hüten, daß ſie mit ihren ſcharfen Zähnen die zu große Vertraulichkeit nicht übel vergelten.

23. Klage des Haſen.

Ich armer verfolgter Haſe, was ſoll ich noch anfangen? wohin mich flüchten? Allenthalben droht mir der Tod. Nicht blos der Jäger und ſein Hund ſtellen mir nach, Raubvögel aus der Luft ſtürzen auf mich herab, Füchſe aus den Höhlen ſchleichen mir nach, ſelbſt Katzen und Raben wagen ſich an meine Jungen. Und Nichts gewährt mir Schutz vor all dieſen Verfolgern. Ich kann nicht auf Bäume klettern, wie das Eichhorn, nicht in Höhlen ſchlüpfen wie meine Gebrüder, die Kaninchen. Ich habe wohl Zähne zum Nagen, und mancher Baum kann von der Schärfe derſelben reden, aber zum Beißen, zur Verthei-

digung fehlt mir der Muth. Höre ich ein Geräuſch, ſogleich muß ich meine langen Ohren in die Höhe recken und horchen, Wer kommt, und kann ich mich nicht in eine Hecke oder Furche ducken, ſo laufe ich lieber ſo weit mich meine Beine tragen. Es iſt wahr, im Laufe holt mich ſo leicht Keiner ein, es müßte gerade ein Windſpiel ſein, auch an Kreuz- und Querſprüngen laſſe ich es nicht fehlen, um meine Feinde irre zu führen, aber Was hilft es mich? Ehe ein Jahr vergeht, bin ich doch ein Kind des Todes. Entweder paßt mir der Jäger auf, wenn ich des Abends aus dem Walde komme und meinen Hunger an dem fetten Graſe ſtillen will. Da ſitzt er in der Dämmerung hinter einer Mauer oder einer Hecke, und ehe ich michs verſehe, knallt ſein Gewehr und ich habe das tödtliche Schrot im Leibe. Habe ich noch Leben genug, um dem Walde zu zu fliehen, flugs kommt auch noch der Hühnerhund, packt mich unbarmherzig und trägt mich ſeinem grauſamen Herrn zu; quike ich dann in der Todesangſt vielleicht ein wenig, ſo werde ich noch ausgelacht. Im Winter verfolgen ſie meine Spuren im Schnee, oder füllen den Wald und das Feld mit häßlichen Treibern, welche klappern und ſchreien, bis wir armen Haſen unſeren Zufluchtsort verlaſſen und vor die offenen Gewehre der Jäger laufen. Und wär unſer Tod noch ehrenvoll und würden wir ehrlich begraben wie ein Hund oder ein Pferd! Allein unſer Loos iſt in die Küche zu wandern. Da ſtreift uns die blutige Hand einer Köchin den Balg ab und ſtopft ihn aus, bis er verhandelt wird. Unſer Kopf, unſere Beine und Eingeweide werden in einem braunen Pfeffer zerkocht, und der Reſt, das Beſte an uns wird mit Spicknadeln zerfleiſcht, und dann erſt gebraten. Nachdem die Menſchen unſer Fleiſch abgeſchält und verzehrt haben, werfen ſie die Knochen ihren Hunden vor. Nein, es iſt ein jämmerliches Schickſal, ein Haſe zu ſein!

24. Tollheit der Füchſe.

Triebheim den 27. Auguſt 1845.

An

den Königlichen Landrath zu Beuggen.

Bericht

des Königlichen Bürgermeiſters zu Triebheim.

Betreff: Das Erſcheinen toller Füchſe
in der Umgegend von Triebheim.

Ich beeile mich Königlichem Landrathe die gehorſamſte Anzeige von einer ganz unerwarteten Gefahr, welche den Einwohnern der hieſigen Gegend droht, zu machen. Schon ſeit längerer Zeit ging ein Gerede unter den Leuten, es ſeien tolle Füchſe in dem benachbarten Walde geſehen worden. Da mir aber nicht bekannt war, daß die Füchſe auch der Waſſerſcheu gleich den Hunden unterworfen ſind, ſo achtete ich nicht ſonderlich auf dieſe Erzählungen, glaubte vielmehr, daß ſie auf Irrthum oder Furchtſamkeit beruhten. Geſtern Vormittag jedoch erſchien der Ackermann Heinrich Orth, ein ſehr rechtſchaffener und glaubwürdiger Mann bei mir, und berichtete Folgendes:

Ich ging auf meine Wieſe, wo meine Leute Grummet machten, um zu ſehen, wie weit ſie gekommen wären. Als ich gegen die Ecke des Waldes komme, höre ich auf einmal ein Geſchrei der arbeitenden Mädchen, das mir für Scherz doch zu ängſtlich klang. Alſo beſchleunige ich meine Schritte, und rufe meinen Hund, der bis dahin frei herumgelaufen war an mich. In dieſem Augenblicke ruft es vor mir „Um Gottes willen gebt acht! ein toller Fuchs!“ Und ehe ich mich beſinnen konnte, rennt auch wirklich ein ſtarker Fuchs gerade auf meinen Hund los. Ich dachte dieſer ſolle ihn packen, wie er ſich denn ſonſt kaum vor einem Wolfe, geſchweige denn vor einem Fuchſe fürchtet. Aber ſtatt deſſen reißt er aus, als wenn der Satan hinter ihm wäre; der Fuchs aber hinter drein. Nun, dachte ich, kann man ſchon die Beſtie verfolgen, du haſt ja deinen Rechen. Wirklich kam ich dem Fuchs ſo nahe, daß ich ihm einen Schlag über den Rücken verſetzte und er einen Rain hinunterſtürzte. Weil aber mein Rechen zerbrach, und es zu lang dauerte, bis andere Leute dazu kamen, ſo raffte ſich der Fuchs wieder auf und kroch in das Gebüſch. Die Leute erzählten mir aber, daß der Fuchs ein Mädchen beinahe in das Bein gebiſſen hätte, daß es ſich nur durch Vorhaltung ihres Rechens und durch einen Sprung über das Bächlein noch zur Noth gerettet habe. Daß der Fuchs wirklich toll war, habe ich nicht blos daran erkannt, daß er auf Menſchen und Thiere losging und das Waſſer mied, ſondern auch daran, daß er den Schwanz hängen ließ und die Zunge herausſtreckte.

Auf dieſe Nachricht ließ ich vor Allem den Herrn Oberförſter von dem Vorgefallenen benachrichtigen, und erſuchen, doch Jagd auf die Füchſe machen zu laſſen. Dieſer war auch ſogleich bereit, und es wurde noch an demſelben Nachmittag ein Fuchs mit den oben beſchriebenen Kennzeichen der Tollheit erlegt. Außerdem aber ließ der Oberförſter in zwei benachbarten Fuchsbauen nachgraben, um wo möglich die Brut zu vernichten, ehe ſie auch toll würde. Wirklich haben wir ein Neſt mit 4 jungen Füchſen aufgegraben und dieſelben getödtet, jedoch aus Vorſicht ohne Hülfe der Dachshunde. Zugleich habe ich alle Hunde des Dorfes einſperren laſſen, um allenfalls gebiſſene unſchädlich zu machen.

Indem ich Dies gehorſamſt berichte, bitte ich um weitere Verhaltungs=Befehle.

Dörnlein, Bürgermeiſter.

25. Der Hamſter.

Der Hamſter bewohnt fruchtbare, ebene Getraidefelder in Aſien und Europa, aber nicht weiter weſtlich, als bis höchſtens an den Rhein. Gebirge vermeidet er durchaus. Er iſt ein äußerſt boshaftes Thier, das ſich ſelbſt mit ſeines Gleichen nicht verträgt, oft ganz unverſehens und unbeleidigt nach Menſchen, Hunden und Pferden ſpringt und ſich feſtbeißt. In der Bosheit faucht er und knirſcht mit ſeinen gewaltigen Zähnen. Zur Wohnung bereitet er ſich einen unterirdiſchen Bau, der 3 bis 6 Fuß tief iſt, wenigſtens 2 Röhren, nämlich eine ſchiefe und eine ſenkrechte, hat, und 5 bis 7 Kammern von der Größe einer Rinds=

blaſe und drüber enthält, deren eine zur Wohnung beſtimmt iſt, die andern für den einzutragenden Vorrath. Männchen und Weibchen wohnen in verſchiedenen Bauen, und der des Weibchens hat eine wärmer ausgefütterte Wohnkammer und mehr Röhren. Auch die Jungen müſſen, ſobald ſie es können, ſich eigne Baue graben. Während des Winters, etwa von Mitte Octobers bis Ende Februars, ruht und ſchläft der Hamſter, nachdem er die Eingänge feſt verſtopft hat. Wenn er im Winterſchlafe liegt, ſo iſt er zuſammengekugelt, kalt und athmet nicht. Dehnt man ihn aus, ſo kugelt er ſich ohne zu erwachen, wieder zuſammen; öffnet man ſeine Augen, ſo ſchließt er ſie unwillkürlich wieder; zerſchneidet man ihn, ſo gibt er kein Zeichen des Schmerzes von ſich; aber das Herz ſchlägt gleichwohl 14 bis 15 mal in einer Minute. Auch in der Gefangenſchaft ſchläft er während des Winters am liebſten, wenn er ſich anders verkriechen und vor der Luft verwahren kann; es widerfuhr einmal einem von einem Naturforſcher unterhaltenen Hamſter, der entwiſcht war und ſich durch die Lehmwand bis unter die Dielen gebohrt hatte, daß er dort einſchlief und ſo von Ratten überfallen und gefreſſen wurde. Sein Herr merkte es zu ſpät und fand nur noch Knochen und Haare. Ein in der Gefangenſchaft lebender Hamſter, welcher im Winter zwar nicht ganz eingeſchlafen war, aber doch ziemlich träge in einer Ecke ſaß, kam auf eine andere Weiſe ums Leben. Eine abergläubiſche Magd, die noch nie einen geſehen hatte, trat nämlich mit dem Beſen herein, um zu kehren. Als ſie der Ecke naht, wird ſie unverſehens von dem Ungeheuerchen angefaucht, hält es in der erſten Beſtürzung für eine Hexe und ſchlägt es auf der Stelle todt. Da die Hamſter im Freien ſo ſehr viel Vorrath, zuweilen 1 Zentner Getraide, eingetragen, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß ſie auch im Winter zuweilen freſſen. Jedenfalls darf man einem Hamſter im Winterſchlafe nicht trauen. Der obenerwähnte Naturforſcher nahm einmal einen aus der Kiſte und hatte ſeinen Spaß daran, daß er ſo ganz todtenähnlich ſchlief, und nahm ihn endlich in die bloße Hand, bekam aber augenblicklich einen tiefen Biß in den Finger, und wußte nun, daß der Hamſter wachte. Der Hamſter frißt faſt Alles, was eßbar iſt: grüne Saat und andere Kräuter und Wurzeln, vorzüglich aber Hülſenfrüchte und Getraide, wovon er jene großen Vorräthe einſchleppt. Hat er die Backentaſchen recht voll gepfropft, ſo ſieht er wegen der Dicke ſeines Halſes ganz komiſch aus; ſtört man ihn dabei, ſo ſtreicht er ſchnell, auf den Hinterbeinen ſitzend, an den Backen auswendig mit den Vorderpfoten hin, ſo daß der Vorrath hervorſpritzt, die Taſchen leer und die Kinnladen zum Beißen geſchickt werden. Auch beim Vollſtopfen der Backentaſchen, ſo wie beim Freſſen, bedient er ſich der Vorderpfoten. Lieber noch als Getraide frißt indeſſen der Hamſter Thiere, nicht blos allerhand Inſekten, ſondern vorzüglich gern kleine Vögel, auch Mäuſe, Eidechſen, Blindſchleichen, Ringelnattern u. ſ. w. Wirft man ihm lebende oder todte Vögelchen vor, ſo ſpringt er ſchnell zu und zerbeißt ihnen zuerſt die Flügel. Das Weibchen des Hamſters bekommt jährlich zweimal 4 bis 12 nackte, blinde Junge, und die Jungen der erſten Hecke ſollen in trocknen Jahren im Herbſte ebenfalls wieder hecken, auch wohl die Alten zum dritten Male. An manchen Orten vorzüglich aber auf den fruchtbaren Fluren, welche die Stadt Gotha umgeben, iſt er daher in gewiſſen Jahren in Unzahl vorhanden und thut ſehr empfindlichen

Schaden. Eigne Hamſtergräber ſtellen ihm dort nach und liefern ihn bei der Obrigkeit ab. Dieſe müſſen ſich zu dieſem Geſchäfte einen Erlaubnißſchein holen; die Frucht, welche ſie im Hamſterbau finden, dürfen ſie behalten. Den Hamſter ziehen ſie, nachdem ſie bis zu ſeiner Kammer gegraben haben, mit einem ſcharfen eiſernen Haken hervor, in den ſie ihn beißen laſſen, und ſchlagen ihn dann mit einem Stocke todt. Sie erhalten für ein altes Hamſterweibchen 1 guten Groſchen, für ein Männchen oder einen ſchon behaarten jungen Hamſter 2 Pfennige, für einen noch nackten jungen 1 Pfennig. Hauptſächlich gräbt man im Herbſte nach, ſobald die Felder abgeräumt ſind, im Winter ſind die Löcher ſchwer zu finden, weil ſie von ihren Bewohnern verſtopft ſind. Da die Hamſter ſich immer gerade auf die Saatfelder zuſammen ziehen, indem Wieſen und Brachfelder ihnen nicht behagen, ſo iſt in hamſterreichen Jahren der Schaden zuweilen ſehr arg, und man hat Beiſpiele, daß ganze Felder, wo das geſchnittene Getraide über Nacht liegen blieb, am folgenden Morgen faſt nur noch Stroh zeigten, indem die Hamſter alle Körner unter die Erde geſchleppt hatten. Eine Aehre leeren ſie gar ſchnell aus, indem ſie dieſelbe durch das Maul ziehen. Die Gothaiſche Stadtflur, von welcher die Hamſter eingeliefert werden, beträgt 12 718 Acker (Morgen). Aus dieſer wurden ungerechnet die von den Eigenthümern erlegten im Jahr 1817 111 817 Stück abgeliefert, wofür der Stadtrath 2 237 Thlr. 19 Gr. 7 Pf. zahlte. In dieſem Jahre brachen auch zwei Pferde das Bein, indem ſie plötzlich in Hamſterlöcher ſanken. Hierauf kam die Zahl ins Abnehmen, doch blieben noch im Jahre 1818: 13 054; — 1819: 25 370; — 1820: 7 331; — 1821: 8 689; — 1822: 19 087; — 1823: 5 429; — 1824: 12 084; — 1825: 14 248: — 1826: 7 002; — 1827: 14 735; — 1828: 6 133. Man kann den Hamſter auch leicht wie Mäuſe und Ratten in Fallen locken, desgleichen gräbt man tiefe, glatte Töpfe ein und thut etwas Stroh, Brod und Getraide hinein, in dieſe ſtürzt er hinein wie die Mäuſe; kommen mehrere zuſammen, ſo freſſen ſie einander auf. Von Füchſen, Iltiſſen, Eulen, Buſſarden werden viele Hamſter vertilgt, auch ſtört das kleine Wieſel viele Neſter derſelben aus. Am meiſten Abbruch thut ihnen jedoch der Iltiß, welcher ſich ſehr gern in ihre Löcher einquartiert. Nicht alle Hunde und Katzen wagen ſich an Hamſter, beſonders an alte, welche freilich die größeſte Ratte an Größe übertreffen. Das Fett kann man ausbraten und in der Lampe brennen; mit dem Fleiſche füttert man die Schweine; der ſchwarz und weiße Balg gibt ein recht hübſches, leichtes, und doch dauerhaftes Pelzwerk.

26. Der Maulwurf.

Unter allen Thieren, die ihre Jungen ſäugen, iſt der Maulwurf das einzige, welches ſeiner Nahrung allein in dunkeln Gängen unter der Erde nachgeht. Und an dem einen iſt's zuviel, wird Mancher ſagen, der an ſeine Felder und Wieſen denkt, wie ſie mit Maulwurfshügeln bedeckt ſind, wie der Boden zerwühlt und durchlöchert wird, wie die Gewächſe oben abſterben, wenn das heimtückiſche Thier unten an den Wurzeln weidet.

Nun ſo wollen wir denn Gericht halten über die Miſſethäter. — Wahr iſt es und nicht zu läugnen, daß er durch ſeine unterirdiſchen

Gänge den Boden durchwühlt und ihm hin und wieder Etwas von ſeiner Feſtigkeit raubt. Wahr iſt es ferner, daß durch herausgeſtoßenen Grundhaufen viel fruchtbares Land bedeckt, und die darunter liegenden Keime im Wachsthume gehindert, ja erſtickt werden können. Dafür iſt jedoch in einer fleißigen Hand der Rechen gut. Aber Wer hat's geſehen, daß der Maulwurf die Wurzeln abfrißt? Wer kann's behaupten? — Nun, man ſagt ſo: „Wo die Wurzeln abgenagt ſind und die Pflanzen ſterben, wird man auch Maulwürfe finden, und wo keine Maulwürfe ſind, geſchieht es weit ſeltner. Folglich thuts der Maulwurf.“ — Der Das ſagt, iſt vermuthlich der Nämliche, der einmal ſo behauptet hat: „Wenn im Frühlinge die Fröſche zeitig quaken, ſo ſchlägt auch das Laub bei Zeiten aus; wenn aber die Fröſche lange nicht quaken wollen, ſo will auch das Laub nicht kommen. Folglich quaken die Fröſche das Laub heraus.“ — Seht doch, wie man ſich irren kann! — Aber da kommt ein Advokat des Maulwurfs, ein erfahrener Landwirth und Naturbeobachter, der ſagt ſo: „Nicht der Maulwurf frißt die Wurzeln ab, ſondern die Engerlinge und die anderen Larven, die unter der Erde ſind, aus welchen hernach die Maikäfer und anderes Ungeziefer kommen. Der Maulwurf aber frißt die Larven und reinigt den Boden von dieſen Feinden.“ — Jetzt wird es alſo begreiflich, daß der Maulwurf immer da iſt, wo das Gras und die Pflanzen krank ſind und abſterben, weil die Engerlinge da ſind, denen er nachgeht, und die er verfolgt. Und doch muß er's gethan haben, Was dieſe anſtellen, und bekommt für eine Wohlthat, die er euch erweiſen will, des Henkers Dank.

„Das hat wieder Einer in der Stube erfunden, oder aus Büchern gelernt, der noch keinen Maulwurf geſehen hat“ werdet ihr ſagen. — Halt, guter Freund! der Das ſagt, kennt den Maulwurf beſſer als ihr alle, wie ihr ſogleich ſehen werdet. Denn ihr könnt zweierlei Proben anſtellen, ob er die Wahrheit ſagt. — Erſtlich, wenn ihr dem Maulwurf in den Mund ſchauet. Denn alle Säugethiere, welche die Natur zum Nagen an Pflanzenwerk beſtellt hat, haben in jeder Kinnlade, oben und unten, nur zwei einzige, und zwar ſcharfe Vorderzähne, dann Eckzähne auf beiden Seiten, und hinter dieſen zahlreiche Stockzähne. Wenn ihr nun das Gebiß eines Maulwurfs betrachtet, ſo werdet ihr finden: er hat in der oberen Kinnlade ſechs und in der untern acht ſpitzige Vorderzähne und hinter denſelben Eckzähne auf allen vier Seiten, und daraus folgt: er iſt kein Thier, das an Pflanzen nagt, ſondern ein kleines Raubthier, das andere Thiere frißt. — Zweitens, wenn ihr einem getödeten Maulwurfe den Bauch aufſchneidet und in den Magen ſchauet. Denn Was er frißt, muß er im Magen haben, und Was er im Magen hat, muß er gefreſſen haben. Nun werdet ihr, wenn ihr die Probe machen wollt, nie Wurzelfaſern oder ſo Etwas in dem Magen des Maulwurfs finden, aber immer die Häute von Engerlingen, Regenwürmern und anderm Ungeziefer, das unter der Erde lebt. — Wie ſieht's jetzt aus? Wenn ihr alſo den Maulwurf fleißig verfolgt und mit Stumpf und Stiel vertilgen wollt, ſo thut ihr euch ſelbſt den größten Schaden und den Engerlingen den größten Gefallen. Da können ſie alsdann ohne Gefahr eure Wieſen und Felder verwüſten, dabei wachſen und gedeihen, und im Frühjahr

kommt alsdann der Maikäfer, frißt euch die Bäume kahl wie Beſenreiſer und bringt euch zur Vergeltung auch des Kuckucks Dank und Lohn. — So ſieht's aus.

27. Der Igel.

Auch eins von den Thieren, welche aus Unverſtand verfolgt werden, ſtatt daß man ihre Vermehrung auf alle Weiſe begünſtigen ſollte. Die Igel ſind ohnedieß ſelten, obgleich ſo ziemlich in der ganzen nördlichen gemäßigten Zone verbreitet. Woher dieſe Seltenheit kommt, da das Weibchen doch wohl ein halbes Dutzend Junge auf einmal wirft, läßt ſich nicht ſagen. Wenigſtens ſchützen ihn die Stacheln, womit er ſtatt der Haare bedeckt iſt, und ſein Vermögen ſich ſo zuſammenzukugeln, daß er keine verwundbare Stelle zeigt, vor den Angriffen der meiſten Thiere. Die größeſten Hunde bellen ihn blos an, wagen aber nicht ihn anzutaſten Nur durch reichlich aufgeſchüttetes Waſſer iſt er dahin zu bringen, daß er ſich aufrollt. Und ſeine Stacheln, obgleich nur einen Zoll lang, ſind doch ſpitz und ſtark genug, um empfindlich zu verwunden. Und ſo wie er durch dieſe äußerlichen Waffen vor Feinden geſchützt iſt, ſo beſitzt er auch eine innere Schutzwehr, worin ihm kein anderes Thier gleicht. Der Igel iſt nämlich giftfeſt. Spaniſche Fliegen, welche allen Thieren und auch den Menſchen höchſt verderblich ſind, verzehrt er ohne Unbequemlichkeit. Ebenſo Arſenik, Blauſäure und andere ſtarken Gifte. Ja auch die Schlangen vermögen ihm Nichts anzuhaben. Ein Naturforſcher that abſichtlich eine Kreuzotter in den Kaſten, worin er einen Igel mit Jungen ſitzen hatte. Das Igel-Weibchen machte ſich ſogleich über die Schlange her, ließ ſich durch deren wüthende Biſſe nicht im mindeſten ſtören, und zermalmte den giftigen Kopf der Schlange zu allererſt Die erhaltenen Wunden, welche bei jedem anderen Thiere die heftigſte Geſchwulſt verurſacht hätten, thaten ihm und ſeinen ſaugenden Jungen nicht das Mindeſte. Daß er zur Vertilgung der Schlangen hilft, geht ſchon aus dieſer Erzählung hervor. Er verzehrt aber außerdem Mäuſe, Fröſche, Kröten, Inſekten in Menge, weit weniger gern Obſt, leiſtet alſo mehr als eine Katze. Daß er ſich auf dem herabgefallenen Obſte wälze, um es anzuſpießen, und ſo nach Hauſe zu tragen, iſt wohl eine Fabel, weil nicht einzuſehen iſt, wie er es wieder abnehmen ſoll. Ebenſo fabelhaft iſt der Unterſchied zwiſchen Hunds- und Schweins-Igeln, denn nicht einmal die graue Farbe, oder die Größe von 10 Zoll iſt einer merklichen Abweichung unterworfen, wieviel weniger die Geſtalt des Kopfes. Man würde ihn vielleicht mehr in Häuſern und Scheuern zur Mäuſevertilgung halten, — denn er läßt ſich einigermaßen zähmen — wenn er nicht einen unleidlichen Geſtank verbreitete, und wenn er nicht in einen Winterſchlaf verfiele, welcher ihn hindert die Mäuſe zu der Zeit zu vertreiben, wo ſie ſich am meiſten in die Nähe der Menſchen drängen. Auch Das macht ihn in Häuſern unangenehm, daß er ſein Weſen hauptſächlich bei Nacht treibt, und mit ſeinem plumpen Laufe, beſonders auf Treppen Gepolter verurſacht, ſo daß man des Nachts im Schlafe geſtört wird.

28. Die Fledermaus.

Gegen wenige Thiere iſt der Menſch ungerechter geweſen, als gegen dieſes Mittelding zwiſchen Säugethier und Vogel. Wie verabſcheut iſt überall die ſogenannte Speckmaus, wie ſchreit man, wenn ſich eine bei ihrem Fluge nach dem Lichte in ein Zimmer verirrt! Und hier und da wird ſie ſogar grauſamer Weiſe mit ausgebreiteten Flügeln feſtgenagelt. Und doch iſt der Vorwurf, daß ſie den Speck benage, wahrſcheinlich gänzlich unbegründet, denn noch Niemand hat eine Speck freſſen ſehen; und wenn es wäre, ſo könnte man ſich ja gegen einen ſolchen Speckdieb leicht ſchützen. Dagegen verzehrt die Fledermaus zahlloſe Inſekten: Maikäfer, Nachtſchmetterlinge, Mücken, Fliegen, welche ſie im Fluge mit ihrem offenen Rachen erhaſcht. Und die Natur hat ſie mit einem ſo außerordentlichen Appetit begabt, daß ſie täglich mehr ſolchen Ungeziefers frißt, als ihr eignes Gewicht beträgt. Sie fliegt indeſſen nur gegen Abend und in der Nacht umher, den Tag über ſchläft ſie in einem Schlupfwinkel. Die Dunkelheit hindert ſie aber nicht im geringſten an ihrem Geſchäfte, denn ihr Auge iſt ohnehin blöde. Dafür iſt ſie aber mit einer Feinheit des Gefühls begabt, welche in Erſtaunen ſetzt. Auch blinde Fledermäuſe fliegen ungehindert umher, und vermeiden alle feſten Körper, ſelbſt dünne Fäden blos durch das Gefühl. Auch ſind ſie geſchickt genug im Umwenden, um in dem Augenblicke, wo ſie durch das Anprallen der Luft merken, daß ihnen Etwas im Wege ſteht, eine andere Richtung einſchlagen zu können. Ebenſo ſcharf muß ihr Gehör ſein, denn ſobald eine Mücke ſummt, auch in großer Entfernung, reckt die Fledermaus die Ohren in die Höhe. Merkwürdig ſind auch ihre Flugwerkzeuge. Es ſind nicht eigentliche Flügel, ſondern eine zwiſchen den Vorder- und Hinterbeinen und zwiſchen den außerordentlich verlängerten Zehen der Vorderfüße ausgeſpannte Haut. Dieſe Fächer wiſſen ſie aber ſo ſchnell und kräftig zu bewegen, daß ſie wenn auch ſchwankend, doch hurtiger fliegen als die meiſten Vögel. Ihr Körper iſt mit grauen Haaren bewachſen, aber zugleich etwas fettig, damit Regen und Thau ſie nicht im Fluge hindern. Am liebſten fliegen ſie an warmen Abenden und an Orten umher, wo ſich viel Inſekten finden und ſie nehmen bei gutem Fange in einer Art Backentaſchen noch einen Vorrath mit nach Hauſe. Die Jungen werden von der Mutter oft mit herumgetragen, ſelbſt wenn ſie ſchon ziemlich herangewachſen ſind, und ſie halten ſich dann mit ihrem hakigen Daumen feſt. Auf der Erde rutſchen ſie ebenfalls mit Hülfe dieſes Daumens, ſcheinbar ſehr ungeſchickt, aber doch ziemlich ſchnell. Im Winter, wo es an Inſekten fehlt, erſtarren die Fledermäuſe und hängen ſich dann vermittelſt ihrer Hinterzehen alſo verkehrt, an einen vor Froſt geſchützten Ort z. B. in einem Schornſtein, Keller u. dgl. auf. Nur unverſtändige Leute benutzen dieſe Gelegenheit, die nützlichen, wenn gleich häßlichen Thiere zu töden. In heißeren Ländern gibt es weit größere Fledermäuſe, deren eine Art, die Vampyre, den ſchlafenden Menſchen das Blut ausſaugen ſoll. Die Sache iſt aber ebenfalls nicht ſo ſchlimm als die Reiſenden ſie gemacht haben. Ich wollte auf die Gefahr hin ſogleich nach Südamerika reiſen.

29. Die Menagerie.

Liebſter Vater!

Wie danke ich Dir für die Erlaubniß zur Reiſe hierher! Welches Vergnügen haſt Du mir dadurch bereitet! In einem Briefe Alles zu erzählen, Was ich geſehen und erlebt habe, iſt unmöglich. Nach meiner Rückkehr ſollſt Du es ausführlich hören. Allein damit Du nicht glaubſt, ich ſehe nur leichtſinnig in die Welt hinein und beobachte Nichts genau, will ich wenigſtens eine Beſchreibung verſuchen, die Beſchreibung der Menagerie, wohin mich der Vetter vorgeſtern führte. — Auf dem Paradeplatz iſt eine bretterne Bude aufgeſchlagen, worin recht füglich manches unſerer Bauernhäuschen Platz hätte. Vor dem Eingange derſelben ſind große Leinwandtafeln aufgehängt, worauf die Abbildungen der wichtigſten Thiere den Vorübergehenden verkünden, Was hier zu ſehen iſt. Allein es wäre gar nicht nöthig, da das beſtändige Geſchrei der Affen und Papageien und das bisweilen einfallende Gebrüll des Leoparden und Löwen ſchon hinlänglich aufmerkſam macht Dazu kommt noch, daß ein ſchwarzbraunes Ungeheuer, mit zottigem Fell auf einer Erhöhung neben dem Eingange angekettet liegt und entweder an ſeinen ungeheuren Tatzen ſaugt, oder in beſtändiger Unruhe bald an der Kette rüttelt, bald ſich aufrecht ſetzt, dazwiſchen aber ein Brummen hören läßt, woran ich ſogleich den Bären erkannte.

Die am Eingange ſtehenden, ſonderbar gekleideten Männer, wieſen uns, ſo wie wir bezahlt hatten, hinter einen Vorhang, und plötzlich ſtanden wir mitten unter den Thieren Afrika's, Amerika's und Auſtraliens. Es überlief mich anfangs ein kleiner Schauder, als ich drei Schritte von mir in einem hölzernen Kaſten ein katzenähnliches Thier herumrennen und die Zähne fletſchen ſah. Beſonders als es die eiſernen Stäbe, womit die offne Seite des Kaſtens verwahrt war, mit ſeinen gewaltigen Tatzen faßte und zu zerbrechen drohte. Als Dies nicht ging, reichte es an den Stäben in die Höhe, lehnte ſich mit ſeiner ganzen Länge dawider und biß mit ſeinen gewaltigen Zähnen in das Eiſen. Doch der Käfig war feſt genug, und der ergrimmte Leopard, denn ein ſolcher war es, beruhigte ſich, indem er ſich an den Wänden des Kerkers herſchmiegte und ſeinen ellenlangen Schweif hinter ſich herzog. Jetzt, nachdem ich mich von meiner Furcht erholt hatte, betrachtete ich mit Wohlgefallen das gefleckte Fell des Thieres und bewunderte die Geſchmeidigkeit und Stärke ſeiner Glieder. Der Vetter erinnerte mich jedoch, daß ich bei einem einzigen Thiere nicht ſo lange verweilen dürfe, wenn ich nicht den ganzen Tag in der Menagerie bleiben wolle. Er machte mich auf die Menge von Affen aufmerkſam, welche in den kleineren Käfigen umher ein betäubendes Geſchrei verführten und die poſſierlichſten Gebärden machten. Die Urſache waren etliche Äpfel und Nüſſe, die ein Zuſchauer denſelben vorhielt und nach einigem Necken zuwarf. Poſſierlich waren allerdings die Grimaſſen der begierigen Thiere, aber liebenswürdig konnte ich nur ein kleines Äffchen aus Amerika finden, welches wegen ſeiner Sanftmuth gar nicht in einen Käfig geſperrt war, ſondern auf einem

Tiſche an einem leichten Kettchen herumſpringen durfte und einem Eichhorn an Größe und Geſtalt glich. Den übrigen hätte ich nicht unter die Zähnen kommen mögen, beſonders einem Pavian mit rother Naſe und blauem Geſäße, den der Führer Waldteufel nannte, und der in ſeinem Vaterlande die Wälder gegen das Eindringen der Menſchen mit der größeſten Erbitterung vertheidigen ſoll. Ich habe wirklich noch nie ein ſo boshaftes Thier geſehen. Beſſer gefielen mir die Papageien, wenigſtens ihr Gefieder, denn ihre Stimme iſt ſo wenig lieblich, als die der Affen. Ihre Käfige müſſen jedoch von dauerhaftem Stoffe gemacht ſein, denn ſie hören gar nicht auf mit ihren ſcharfen krummen Schnäbeln daran zu beißen. Ich glaube, ſie thun Das zur Unterhaltung und erinnern ſich dabei an das Klettern in ihrem Vaterlande, wobei ſie ſich auch mit den Schnäbeln feſthalten. Einige ſaßen gar nicht in Käfigen, ſondern in ſchwebenden Bügeln, woran ſie mit einem Kettchen gefeſſelt waren; darunter war einer, den ſie indianiſcher Rabe nannten, der aber wohl nur von ſeiner Größe und ſeinem häßlichen Geſchrei Rabe heißen kann. Denn die Pracht ſeiner blau roth und gelben Federn übertrifft Alles, was ich von Vögeln geſehen habe. Auch die Länge ſeines Schwanzes macht ihn eher einer Elſter als einem Raben ähnlich.

Doch, lieber Vater, ich thue ja gerade, als wäre Dir Das alles unbekannt, und ich ſollte Dir es zum erſten Male beſchreiben. Ich will lieber gleich von dem Thiere reden, welches mich bei weitem am meiſten intereſſirt hat, von dem Löwen, und Du kannſt dann ſehen, ob ich richtig beobachtet habe.

In der Mitte der Bude war ein größerer Käfig aufgeſtellt, um welchen ſich die meiſten Leute ſammelten. Allein der Bewohner des Käfigs, ein Löwe aus Afrika, ſchien ſich gar nicht um die gaffende Menge zu kümmern. Er lag ausgeſtreckt auf der Seite, halb wie ein Hund, halb wie eine Katze, die Augen geſchloſſen, nur dann und wann blinzelnd. Ich konnte nur ſeinen gewaltigen Kopf mit den ſchwärzlichen Mähnen bemerken, welche gegen das ſchwarzgelbe Fell nicht beſonders abſtachen. Auch die Stärke der Beine und der Tatzen, die Länge des Schweifes und der am Ende befindliche Büſchel fielen mir auf. Sonſt kam er mir vor wie ein Metzgerhund von der allergrößeſten Art. Aber plötzlich mußte ihn entweder eine Mücke geſtochen oder ſonſt Etwas im Traume geſtört haben, denn er richtete ſeinen Kopf in die Höhe und ſah mit den großen feurigen Augen um ſich, als wolle er uns alle durchbohren. Dabei ließ er ein Murren hören, welches dem weit ſchrecklicheren Brüllen voranging. Als er ſich aber vollends erhoben und die Mähnen mehrmals geſchüttelt und mit dem Schweife die Wände des Käfigs gepeitſcht hatte, erhob er ſeine Stimme ſo furchtbar, daß die Fenſterſcheiben der Bude klirrten, und alle übrigen Thiere ſich ſchüchtern in die Ecken ihrer Behälter duckten. Der Wärter trat herzu und ſuchte den gewaltigen König der Thiere mit Worten zu begütigen. Wirklich ſchien der Löwe ſeinen Freund zu kennen und auf ſeine Worte zu hören. Beſonders ſchien es ihm zu gefallen, als der Mann von dem Fleiſch redete, das er bekommen ſolle. Denn die Zeit der Fütterung war nahe. Ich hätte es gerne mit angeſehen, wie die Beſtien ihr Futter verzehrten, und wie nament-

lich der Löwe mit dem lebendigen Geislein umginge, das ihm verſprochen worden war. Allein der Vetter verſicherte, daß ihm Das zu lange daure, auch müßten wir nochmals bezahlen, wenn wir über eine Stunde verweilten und das war mir doch zu viel.

Ich betrachtete mir alſo ſchnell noch den Schakal, der mir aus der heiligen Schrift intereſſant war, weil die Füchſe, die Simſon in das Getraide der Philiſter laufen ließ, eigentlich Schakale geweſen ſein ſollen. Nun, er hat Ähnlichkeit genug mit dem Fuchſe, nur daß er etwas größer und von graugelber Farbe iſt. Seine Augen ſind ſo heimtückiſch, daß ich gerne glauben will, daß er auch Kinder anfällt, wo er dieſelben ohne Beiſtand findet. Überhaupt hat ſein Weſen noch mehr Ähnlichkeit mit dem Wolfe als mit dem Fuchſe. Dies konnte ich recht deutlich bemerken, weil gerade unter dem Käfige des Schakals ein Wolf eingeſperrt war. Da er kein hungriger Wolf war, ſo ging ich ganz nahe und konnte ſehen, wie malitiös ſeine Augen gegen die eines Hundes ſind. Ich dachte an unſeren Phylax, wie ehrlich Einen der anſieht. Nein, im Walde möchte ich keinem Wolfe begegnen, wenn er auch nicht ſo hoch wäre, wie der größeſte Jagdhund. Und was für Zähne die Beſtie hat, ich glaube der Löwe hat nicht viel größere. Von der ſtolzen Haltung des Löwen habe ich an dem Wolfe Nichts bemerkt, die Farbe der beiden iſt aber nicht außerordentlich verſchieden. Aber an der Länge der Haare und der Dichtigkeit des Pelzes ſieht man wohl, daß der Wolf nicht für die heißen Länder geſchaffen iſt, wo es Einem auch ohne Kleider zu warm wird.

Es wäre allerdings noch Manches weiter zu ſehen geweſen, allein die Zeit war verfloſſen und der Vetter ſagte: es wäre beſſer an einem anderen Tage nochmals hierher zu gehen, als jetzt, wo ich den Kopf ſchon zu voll hätte, länger zu verweilen. Das leuchtete mir denn auch ein, und ich hoffe, lieber Vater, Du wirſt Nichts dagegen haben, wenn ich noch einmal und gerade zur Fütterungszeit in die Menagerie gehe. Ich verſpreche Dir gut aufzumerken. Du ſollſt mich examiniren, ob ich Wort gehalten habe.

30. Die Vögel.

Alle Vögel haben als gemeinſame Merkmale: einen hornartigen Schnabel, einen mit Federn bedeckten Leib, zwei Flügel und zwei Füße. Allein welche unendliche Mannigfaltigkeit herrſcht nun in der Bildung der Gattungen und Arten und wieder unter den einzelen! Von dem Strauß, der an Höhe einem Reiter gleicht bis zu dem Zaunkönig, der durch die Hecken ſchlüpft und dem Kolibri, der über Blumen ſchwebt! von der trüben Rauchſchwalbe bis zu dem prächtigen Kanarienvogel und Diſtelfink! von dem furchtſamen Rebhuhn bis zu dem kühnen Adler, der kaum vor dem Menſchen zurückweicht!

Die Vögel ſind ihrem größeren Theile nach beſtimmt, Bewohner der Luft zu ſein, wie die Säugethiere des feſten Erdbodens, die Fiſche des Waſſers. Dieſer Beſtimmung gemäß iſt auch der Bau des Vogels eingerichtet. Die Flügel ſind das Hauptwerkzeug zum Fliegen, doch auch alle übrigen Theile des Vogelkörpers unterſtützen die Flügel in ihrer Thätigkeit. Das Knochenwerk macht bei den Säugethieren einen Haupt-

theil ihres Gewichtes aus, bei den Vögeln iſt es hohl und darum von ausnehmender Leichtigkeit. Man hat ſich die Mühe genommen die Knochenmaſſe einer Kropfgans (Pelikan) zu wiegen, eines Vogels, der den Schwan an Größe übertrifft, und dieſelben noch nicht völlig 1½ Pfund ſchwer gefunden. Wie ſchwer wiegt dagegen wohl das Skelett eines Kalbes, das an Umfang der Haut dem Pelikan ungefähr gleichkommt! Das ſpitze Bruſtbein des Vogels gleicht der Kante eines Nachens oder einer Pflugſchar und hilft nächſt dem ſpitzigen Schnabel und dem allmählich dicker werdenden Halſe die Luft durchſchneiden. Der Schwanz ſtellt ein Steuerruder dar, womit die Richtung des Fluges entweder unterſtützt oder geändert zu werden vermag.

Auch die Federn haben nicht blos den Zweck die Vögel gegen die Witterung zu ſchützen, ſondern auch ihren Flug zu erleichtern. Darum ſind ſie von außerordentlicher Leichtigkeit, liegen nach einer Richtung glatt an, laſſen ſich aber auch ſträuben, wenn ſie das ſchnelle Herabſinken hindern ſollen. Schon weil alle dieſe Bedingungen mangeln, iſt es ein thörichtes Beginnen mancher Menſchen, durch künſtliche Flügel den Flug der Vögel nachzuahmen; es kommt aber noch hinzu, daß der Menſch gar nicht athmen könnte, wenn er mit ſolcher Schnelligkeit wie die Vögel die Luft durchſchneiden ſollte. Die Tauben, die Raubvögel und vollends die Zugvögel fliegen viele Meilen ohne zu ruhen gegen den Wind und in hohen Regionen, die man mit dem Gipfel eines Berges vergleichen kann. Die Lerche hat im Fluge noch ſo viel Athem übrig, daß ſie anhaltend ſingen kann. Wie wollte Dies ein Menſch ausdauern, deſſen Lunge von einer weit geringeren Anſtrengung erſchöpft oder wohl gar entzündet wird. Die Lunge der Vögel iſt nicht nur viel vortheilhafter befeſtigt als die der Menſchen und Säugethiere, ſondern ſie ſteht auch mit einer Menge von Zellen in dem übrigen Körper in Verbindung, wodurch ſie Luft erhalten kann, ohne die Luftröhre zu öffnen, aber zugleich den Überfluß an Luft, welcher ihr zuſtrömt, abzuſetzen im Stande iſt. In den Knochen, in den Federkielen, allenthalben in dem Körper des Vogels befindet ſich Luft. Dieſe Menge von Luft in ſeinem Körper macht aber zugleich das Blut des Vogels wärmer, als das der meiſten Säugethiere, gibt ihm alſo mehr Lebenskraft und Munterkeit, freilich auch eine kürzere Lebensdauer als den kaltblütigen Fiſchen und Amphibien. Gleichwohl ſollen der Rabe und der Papagei doch auch über hundert Jahre alt werden.

An geiſtigen Fähigkeiten ſtehen die Vögel hinter den Säugethieren nicht zurück, wenn ſie gleich dem Menſchen nicht dieſelben Dienſte leiſten können, wie Pferd, Hund, Ochſe oder Kameel. Schon das Sprechen der Raben, Staare, Papageien und anderer, wenn es gleich nur ein Nachplaudern iſt, zeichnet ſie vor den Säugethieren aus. Dazu kommt noch das Nachpfeifen gehörter Melodien, welches oft in ſo reinen Tönen geſchieht, als würden dieſelben aus einem Inſtrument hervorgelockt. Und daß Kanarienvögel Buchſtaben und Ziffern kennen gelernt haben und zu bewundernswürdigen Kunſtſtücken abgerichtet worden ſind, iſt bekannt genug. Beſonders aber ſcheinen die Vögel den ſanfteren Gefühlen der Eltern= und Gattenliebe zugänglich zu ſein. Denn mit welcher Zärtlichkeit lieben ſich die Gatten! Manche ſterben vor Trauer, wenn man ſie von einander trennt! Und wie ſorglich bauen ſie ihr Neſt! wie ängſtlich

bebrüten ſie ihre Eier! wie zärtlich pflegen ſie ihre Jungen! Die wenigſten Säugethiere kommen ihnen darin gleich; Amphibien und Fiſche ſtehen auf einer weit, weit niederen Stufe. Und die Menſchen könnten mitunter auch noch Etwas von ihnen lernen.

31. Die Vogelneſter.

Von allen Thieren ſind uns die Vögel durch die Art ihrer Fortpflanzung am intereſſanteſten. Ihre Neſter, wie ſorgfältig, wie künſtlich werden ſie oft angelegt! ihre Eier, wie gewiſſenhaft werden ſie bebrütet! ihre Jungen, wie zärtlich gewärmt und gepflegt! Es iſt wahrhaft rührend zu ſehen, wie Männchen und Weibchen mancher Vogelgattungen in der Liebe zu ihren Jungen wetteifern.

Und gerade dieſe zärtlichen Eltern werden ſo oft durch die rohe Hand muthwilliger Menſchen betrübt. Schon die grauſamen Raubthiere, die ohne Vernunft nur der Begierde ihres Magens folgen: die Marder, Wieſel, Füchſe, Katzen, die Häher, Elſtern, Eulen, Habichte verſchlingen eine Unzahl Eier vor den Augen der brütenden Eltern und zerfleiſchen die hülfloſen Jungen in dem Neſte. Aber die Menſchen, die es beſſer erkennen ſollten, geſellen ſich zu den Raubthieren und ſtatt die Vöglein, zumal die lieblichen Sänger zu ſchützen, berauben ſie dieſelben ihrer Eier und Jungen. Wer kann zählen, wie viel Neſter nützlicher und beliebter Vögel jährlich muthwillig zerſtört werden! Von dem neugierigen Knaben, der in ſeiner Einfalt das Neſt beguckt und die Eier in die Hand nimmt, bis zu dem Vogelfänger, der die jungen Sänger auffüttern und verkaufen will, ſchaden Alle dem allgemeinen Beſten. Denn der rechte Vortheil der Menſchen verlangt, die Vögel, welche Inſekten verzehren und die Natur durch Geſang beleben, zu ſchützen.

Die meiſten Vögel, insbeſondere die kleineren Arten, leben paarweiſe, und die Gatten beweiſen ſich ſo große Anhänglichkeit, daß manche, wenn ſie getrennt werden, vor Betrübniß ſterben. Hat ſich, Was beſonders im Frühlinge geſchieht, ein Pärchen vereinigt, ſo geht es ſofort an den Neſtbau. Hierfür wird zuförderſt ein ſicherer Platz ausgeſucht. Die einen ſuchen dieſe Sicherheit in der Höhe unzugänglicher Felſen oder Baumgipfel, die andern auf ſchwanken Zweigen, noch andere in Baumlöchern, Erdhöhlen oder in dem dichteſten Gebüſche. Nur wenige Arten, welche in unbewohnten Gegenden leben, ſcharren ſich an dem erſten beſten Platze Löcher. Einige wie z. B. die Schwalben bauen ihre Neſter zu, und laſſen blos ein nothdürftiges Schlupfloch, andere z. B. die Kraniche erhöhen dieſelben, damit ſie trotz ihrer hohen Beine ſich darauf ſetzen und brüten können. Ebenſo verſchieden iſt das Material und die Kunſt des Baues ſelbſt. Von dem Strauß, welcher nur eine Vertiefung in den Sand ſcharrt und der Ente, welche nur dafür ſorgt, daß ihre Eier nicht fortrollen können, bis zu dem Schneidervogel, der die Blätter mit Baumwolle zuſammennäht, um ſein Neſtchen dazwiſchen zu bauen, und zu der Beutelmeiſe, welche ſich ein ſackartiges Neſt aus Halmen webt, welche Reihe von Stufen! Die Raubvögel bauen meiſtens aus Reiſig und ihr hochgelegenes Neſt heißt Horſt. Die Singvögel tragen Halme zuſammen und füttern das Innere mit

Federn, Haaren, Wollflocken aus. Der Hausſchwalbe dient Koth zum Material, den ſie mit ihrem klebrigen Speichel an Wände anheftet. Eine Schwalbenart in Indien verfertigt ſogar aus unbekanntem Stoffe ein eßbares Neſt. — Die Größe jedes Neſtes richtet ſich theils nach der Größe des brütenden Vogels, theils nach der Menge der zu legenden Eier. Vögel, welche mehr Eier legen als ſie mit ihrem Körper bedecken können, brüten dieſelben nicht alle aus. Dies geſchieht von den Straußen, wo mehrere Weibchen in ein Neſt legen, und deren Junge ſich mit den um den Rand liegenden Eiern nähren ſollen, bisweilen auch von Hühnern. In der Regel wird alle Tage ein Ei gelegt, bis die Zahl zur Brut voll iſt. Manche Vögel ſetzen jedoch auch einen Tag dazwiſchen aus. Verfließt zu viel Zeit dazwiſchen, ſo verderben die zuerſt gelegten Eier, bis das Brüten beginnt. Der Kuckuck, welcher nur alle 8 Tage ein Ei legt, iſt deßhalb außer Stande, ſeine Eier ſelbſt auszubrüten und iſt genöthigt anderen Vögel dies Geſchäft zu übertragen. Er baut darum auch gar kein Neſt. Überhaupt aber ſchlafen nur wenige Vögel außer der Brütezeit in ihrem Neſte, ſondern ſuchen ſich beliebige Sitze zum Übernachten auf.

Die Zahl der Eier und demnach auch der Jungen iſt bei den verſchiedenen Vogelarten ſehr ungleich. Die großen Raubvögel: Adler, Geier u. ſ. w. legen jährlich nur 1, höchſtens 2 Eier. Die Tauben beſchränken ſich zwar auch auf 2 jedesmal, allein durch die Menge der jährlichen Bruten iſt ihre Vermehrung doch außerordentlich ſtark. Die Möven und Weihen legen jährlich 3, die Raben 3 bis 4, die meiſten Singvögel 4 bis 5, die Schwalben 5 bis 6, die Meiſen 5 bis 8, die Wendehälſe 7 bis 11, Rebhühner und Wachteln ſogar 8 bis 16 Eier. Die Farbe der Eierſchalen iſt keineswegs immer weiß, doch entfernt ſie ſich nicht gar weit davon, eigentlich dunkelgefärbte kommen nicht vor, wohl aber mit dunkelen Farben geſprenkelte. Das Innere der Eier iſt weit gleicher; es beſteht immer aus einem gelben, höchſtens röthlichen Dotter, und einer Umhüllung von waſſerfarbigem oder weißem Eiweiß und einem Häutchen, welches dann von der kalkartigen Schale bedeckt wird. Der Dotter enthält den Lebenskeim des jungen Vögelchens; durch die Löchelchen der Schale erhält es Luft, bis es ſtark genug iſt, dieſelbe durchzupicken und zu ſprengen. Die Geſtalt der meiſten Vogeleier iſt länglich rund, doch mit mancherlei Abweichungen. Auch die Größe der Eier richtet ſich nicht genau nach der Größe des Vogels. Zwar legt der Strauß die größeſten, der Kolibri die kleinſten, allein zwiſchen dem Ei einer Taube und einer Wachtel iſt kein merklicher Unterſchied.

Bei den meiſten Vögeln brütet blos das Weibchen, das Männchen trägt ihm höchſtens Futter herbei, und ſelbſt dieſen Dienſt unterlaſſen die in Vielweiberei lebenden Hähne, Enteriche und Gänſeriche. Dagegen löſet der Tauber die Täubin und bei den meiſten Singvögeln das Männchen das Weibchen im Brüten ab, und verſorgt gleich ihm die Jungen mit Futter, ſo wie es auch ſchon bei dem Bau des Neſtes mit thätig war. Die Brütezeit iſt wieder bei den verſchiedenen Arten von ungleicher Länge. Die kleinen Vögel bedürfen meiſtens nur 13 bis 14 Tage, die Tauben durchſchnittlich 17 Tage, das Haushuhn 3 Wochen, Reiher und Störche eine halbe Woche länger, Enten, Gänſe

und Kraniche 4 Wochen, Schwäne 5, der Strauß endlich 6 Wochen, um ihre Jungen auszubringen.

Die Jungen der meiſten Vögel kommen nackt und blind aus dem Ei, müſſen bis zur vollſtändigeren Ausbildung ihres Körpers von den Alten gewärmt und durch deren Einſpeien geätzt werden. Andere Arten haben Dies nicht nöthig, weil die Jungen, ſobald ſie das Ei durchbrochen haben, auch ſofort ſehen, laufen und mit Flaumfedern bedeckt ſind. So die jungen Hühner, Enten, Gänſe, auch die Strauße. Doch werden die Letzteren darum nicht minder von ihren Müttern geführt und beſchirmt, bis ihr Körper weniger zärtlich geworden iſt, und ſie Erfahrung genug beſitzen, ſich ſelbſt vor Gefahren zu ſchützen. Ein eigner Lockton ſammelt die Jungen um die Mutter her. Doch erſtreckt ſich dieſe mütterliche Sorgfalt nicht leicht über das Jahr der Geburt hinaus.

Manche Alten ſcheinen ihre Jungen auch zu unterrichten. Sie fliegen ihnen vor, drängen ſie zum Verſuchen und helfen ihnen, wenn ſie ängſtlich ſind. Alle Vögel aber verlieren einen Theil ihrer ſonſtigen Furchtſamkeit, wenn ſie Jungen zu beſchützen haben.

32. Die Zugvögel.

Sohn. Vater, Vater! Der Storch iſt wieder da!

Vater. Haſt du ihn geſehen?

Sohn. Ja, zweimal, einmal auf ſeinem Neſte, da klapperte er mit dem Schnabel, und das andre Mal auf der Wieſe.

Vater. Nun was hat er denn auf der Wieſe gethan?

Sohn. Ei, einen Froſch hat er ſich geholt. Ich ſah ihn in den Graben ſchreiten, und ſchnapp! hatte er ſeinen langen Hals hinuntergeſchnellt, und als er ihn wieder in die Höhe richtete, zappelte Etwas in dem Schnabel. Das war gewiß nichts Anderes als ein Froſch. Hernach flog er mit ſeinem Weibchen zurück.

Vater. Haſt du ihn denn nicht gefragt, wo er den ganzen Winter über geweſen iſt?

Sohn. Ich hatte es nicht nöthig, denn unſer Lehrer hat es uns ſchon geſagt. In Afrika war er, jenſeit des Meeres, in dem heißen Lande, wo es keinen Winter gibt und die Fröſche niemals fehlen.

Vater. Das läßt ſich hören. Aber wie kommt er denn dorthin, der Weg iſt doch weit und leſen kann er auch nicht, Was auf dem Wegweiſer ſteht. Und wie findet er gerade ſein Neſt wieder, ohne irre zu werden?

Sohn. Das hat uns der Lehrer nicht geſagt; aber ich denke, das iſt nun einmal ſo.

Vater. Das iſt wohl ſo; damit iſt es aber nicht genug. Man will auch wiſſen, wie? und warum? Einem Knaben von deinem Alter, der doch verſtändiger ſein will als ein Storch, ſollte es ſchwer genug werden, den rechten Platz in Afrika zu finden und hernach wieder in ſein deutſches Dorf zu gelangen.

Sohn. Das iſt auch ganz etwas Anderes. Ich müßte Geld haben, der Storch braucht keines. Auf jeder Wieſe iſt ſein Tiſch gedeckt. Ich müßte zu Fuße gehen, und durch tauſend Ortſchaften paſſiren,

wo man mir vielleicht meinen Paß abforderte. Der Storch hat Das alles bequemer. Auf ſeinem Weg durch die Luft iſt er durch Nichts aufgehalten und kann ſich über ganze Landſchaften hin umſehen.

Vater. Ja, aber wie geht es über das Meer? Da gibts doch keine Wieſen mit Fröſchen und keine Dachfirſten, worauf ein ſolch langbeiniger Wandersmann ausruhen kann; und immer zu fliegen, obendrein mit leerem Magen, Das geht doch auch nicht.

Sohn. Nun, da ſucht ſich ein kluger Vogel die ſchmalſte Stelle aus. Unſer Lehrer hat geſagt, bei Gibraltar ſei das Meer nicht breiter als anderthalb Meilen und ſo weit wollte ich doch auch zwiſchen Frühſtück und Mittageſſen zu Fuße gehen.

Vater. Du weißt guten Rath. Es iſt aber die Frage, ob ihn die Störche und die übrigen Zugvögel befolgen. Denn Wer hat denn geſehen, daß alle Störche aus ganz Deutſchland, Frankreich und Spanien von den übrigen noch gar nicht zu reden, bei Gibraltar überfliegen. Und nun erſt die Nachtigallen, die Lerchen, die Wachteln, die Schwalben, Rothkehlchen, Bachſtelzen, Finken, die Kuckucke und Kraniche; ſollen dieſe auch alle über jene Meerenge ziehen? Da müßte ja dort ein beſtändiges Gewimmel ſein, wie wenn Bienen ſchwärmen.

Sohn. Ich bin freilich noch nicht dort geweſen und unſer Lehrer hat uns davon auch Nichts erzählt, aber ich wünſchte, ich hätte einen guten Freund in Gibraltar, dem würde ich einmal darüber ſchreiben.

Vater. Das wäre mir auch lieb. Allein du brauchſt Das noch gar nicht, es iſt noch genug in der Nähe zu thun. Man hat noch gar wenig auf die Zugvögel achtgegeben. Wir wiſſen nicht genau, wann ſie ziehen, ob bei Tag oder bei Nacht; wir wiſſen nicht, wie ſie ſich ſammeln, welche Zeichen ſie ſich geben, wo ſie ihre Ruheplätze haben. Noch weniger wiſſen wir, wie die einzelen, welche mit einem großen Zuge kommen, ſich wieder in ihre alte Heimath wenden, und wie die Jungen eine neue Heimath aufſuchen. Wir wiſſen nicht, wie es zugeht, daß die Weibchen oft 14 Tage ſpäter kommen als die Männchen, und wie die Pärchen ſich dennoch finden. Kurz, wenn du Beobachtungen über die Zugvögel anſtellen willſt, da brauchſt du nicht nach Gibraltar zu gehen, in Deutſchland gibt es noch genug zu thun. Aber ſchön wäre es allerdings, wenn man auch anderswo darauf achtgeben und uns dadurch dieſes Wunder der Natur aufklären wollte.

Sohn. So lange ich klein bin, will ich einmal hier achtgeben. Wenn ich groß bin, nun dann gehe ich unter die Franzoſen nach Algier, da kann ich die Störche und Nachtigallen in Afrika beobachten und im Vorbeigehen werde ich auch ſehen, wie es in Gibraltar ausſieht.

Vater. Schöne Vorſätze, die du haſt! Führe nur einmal die erſten aus. Wie es mit den übrigen geht, wird ſich ſpäter finden.

Sohn. Wenigſtens hänge ich im nächſten Herbſte einem Storch oder einer Schwalbe ein Zettelchen an. Vielleicht lieſ't es Einer in Afrika, und ſchreibt eine Antwort darauf.

Vater. Wenn ſie in Afrika nur deutſch könnten! Aber thue es nur immer; man weiß nicht, wie der Himmel es fügt.

33. Über Nutzen und Schaden der Raubvögel.

In dem Hofe des Pfarres zu N. entſtand plötzlich ein gewaltiger Lärm unter dem Geflügel. Die Tauben flogen auf, die Hühner flüchteten ſich, die Enten und Gänſe ſteckten die Köpfe zuſammen und liefen dann eilig nach dem Hauſe. Auch die Kinder waren beſtürzt, denn ſie erblickten einen Habicht, der wie ein Pfeil auf ein ſchönes weißes Täubchen ſtürzte und es trotz alles Sträubens in ſeinen Krallen feſthielt. Die Kinder ſchrien laut auf, der Hofhund fing an zu bellen, erſchreckt dadurch liefen auch Vater und Mutter an das Fenſter. Allein der Räuber ließ ſich dadurch nicht irre machen; er preßte ſeine Beute zwiſchen den Fängen, daß das Blut floß und die Federn davon flogen und eilte nach dem Garten. Man verfolgte ihn, aber vergeblich. Nur die Stelle fand man, wo er ſeine Beute verzehrt hatte, denn ſie war mit einem Haufen weißer Federn bezeichnet.

In höchſter Entrüſtung kamen die Kinder nach Hauſe und machten ihrem Unmuthe durch Klagen über den garſtigen Habicht Luft. Dadurch entſpann ſich folgendes Geſpräch:

Vater. Es thut mir leid für euch, daß ihr euer Täubchen verloren habt, aber beruhigt euch! das Unglück iſt ſo groß nicht, ihr habt ja noch mehr Tauben.

Karl. Das iſt es auch nicht gerade, was uns ſo betrübt macht, ſondern der Gedanke, daß unſer Täubchen auf eine ſo ſchändliche Weiſe umkommen mußte.

Vater. Wäre es ihm denn beſſer gegangen, wenn es in der Küche geſchlachtet worden wäre?

Friederike. Es war ja aber auch nicht zum Schlachten beſtimmt.

Vater. Nun gut! ſo wäre es vielleicht 10 Jahre ſpäter vor Hunger umgekommen.

Friederike. Vor Hunger? Wir füttern unſere Tauben ja täglich.

Vater. Habt ſie aber doch auch ſchon vergeſſen. Aber abgeſehen davon, ſo kommen die meiſten frei lebenden Thiere, auch viele der Hausthiere zuletzt vor Hunger um. Wenn Alterſchwäche ihnen nicht mehr erlaubt ihrem Futter nachzugehen, ſo verkriechen ſie ſich in einen Schlupfwinkel, und ſterben, ohne daß man recht weiß, Was aus ihnen geworden iſt.

Karl. Das berechtigt aber doch den abſcheulichen Habicht nicht, unſer Täubchen zu morden, das ſich noch gern des Lebens gefreut hätte.

Vater. Aber der Habicht will ſich auch des Lebens freuen, und dazu bedarf er bisweilen auch eines Täubchens.

Minchen. Warum hat aber auch der liebe Gott die meſchanten Habichte geſchaffen?

Vater. Gerade ſo aus Liebe, wie er uns Menſchen geſchaffen hat. Denn wir entreißen ja auch zahlloſen lebenden Weſen, die ſich noch gern länger ihres Daſeins gefreut hätten, ihr Leben, und zwar ebenſo um unſeres Magens willen, wie die Raubvögel. Und der Tod durch Menſchenhand iſt oft weit qualvoller, als der durch den Schnabel eines Habichts.

Friederike. Ich mag auch keine Tauben ſchlachten.

Vater. Aber doch eſſen. Das kommt zuletzt auf Eins heraus. Das Verdienſt, kein Blut ſehen zu können, iſt nicht groß. Deßhalb werden doch Schafe und Rinder geſchlachtet, Haſen und Hirſche geſchoſſen, Fiſche geangelt, Krebſe geſotten, die vielen Vögel aller Art gar noch nicht zu rechnen.

Karl. Das iſt wohl wahr. Die Menſchen müſſen leben und bedürfen dazu auch Fleiſch. Aber es iſt doch ein Unterſchied zu machen zwiſchen ſchädlichen und nützlichen, unſchuldigen und bösartigen Thieren. Den Habicht z. B. könnte ich ohne Bedenken umbringen, er verdient es nicht beſſer.

Vater. Der Habicht, wie alle Raubvögel, hat auch ſeinen Nutzen für die Menſchen, denn bis er ein einziges Täubchen erhaſcht, muß er gewiß hundertmal mit Mäuſen, Maulwürfen, Hamſtern, ja bei großem Hunger auch mit Aas fürlieb nehmen, und Dies wirſt du ihm doch erlauben. Und wenn er bisweilen ein Häschen erſchnappt, ſo nehmen ihm Das auch nur die Jäger, nicht aber die Bauern übel.

Minchen. Nun meinetwegen! da draußen im Felde möchte er denn ſeine Nahrung ſuchen. Aber unſeren Hof ſollte er in Ruhe laſſen. Das iſt doch wahrlich unverſchämt, das unſchuldige Täubchen vor unſeren Augen zu morden.

Vater. Darin haſt du recht; der Habicht iſt ein höchſt dreiſter Raubvogel, der ſogar ſchon in die Hausthüren oder in Ställe geſtürmt iſt, um einen Raub zu faſſen. Aber wir wiſſen doch auch nicht, wie lange ein ſolcher arme Schelm vorher gehungert hat. Und genauer betrachtet, thun doch gar viele Thiere das Nämliche vor unſeren Augen.

Friederike. Das wüßte ich doch nicht, ich habe noch nie etwas ſo Schreckliches geſehen.

Vater. Das kommt daher, weil du nur das Blutvergießen für etwas Schreckliches hältſt. Thut aber das Huhn etwas Anderes als der Habicht, wenn es Maikäfer verſchluckt, oder die Ente, wenn ſie Schnecken zermalmt, oder das Rothſchwänzchen, indem es Fliegen erſchnappt? Wir loben den Sperling, wenn er Raupen frißt, und tadeln ihn, wenn er Kirſchen oder Erbſen verzehrt. Die Raupen fühlen aber doch Schmerz, die Früchte nicht, thun wir alſo nicht Unrecht?

Karl. Ich merke wohl, wir Menſchen urtheilen immer nur nach unſerem Vortheil, an die Luſt oder den Schmerz der übrigen Geſchöpfe denken wir nicht.

Vater. Auch iſt es uns erlaubt, die Thiere zu unſerem Vortheile zu verwenden, weil der Schöpfer den Menſchen zum Herrn der Erde beſtimmt hat. Allein dieſe Herrſchaft darf nur mit Mäßigung gebraucht werden, ſonſt ſind wir Tyrannen der Thiere. Bedauert alſo immerhin euer Täubchen, aber verdammt auch den Raubvogel nicht, welcher ſich keiner Grauſamkeit ſchuldig gemacht hat, ſondern nur ſeinem Naturtriebe gefolgt iſt. Würden ſich freilich die Raubvögel ſo vermehren, daß kein Huhn im Hofe und keine Taube auf dem Dache mehr ſicher wäre, dann wäre es Pflicht, dieſelben durch beſondere Maaßregeln zu vermindern, damit das Gleichgewicht zwiſchen den Schwachen und Starken wieder hergeſtellt würde. Allein ausrotten ſollen wir die Raubvögel ſo wenig als irgend eine Thiergattung, wenn ſie uns auch mehr Schaden als Nutzen bringt.

34. Die Singvögel.

Ich kenne keine lieblicheren Geſchöpfe als die Singvögel. Ohne ihren Geſang wäre es auf der Erde nur halb ſo ſchön. Wie munter wirbelt die Lerche in der Luft! Den ganzen Tag über wird ſie nicht müde, und bei dem Schein der Morgenſonne mag keine einzige es in ihrem Neſte aushalten. Wie flötend, wie ſchmetternd wieder iſt der Schlag der Nachtigall! man kann ſich gar nicht ſatt hören an ihren Trillern, und es thut Einem ordentlich leid, daß ſie ſo früh im Jahre verſtummt und ſo bald von uns wegzieht. Aber auch das Zwitſchern der Grasmücken, der Schlag der Finken ſind nicht zu verachten, und vollends das Abendlied der Amſeln und Droſſeln, welches aus dem Walde ſchallt, iſt mir lieber als manche Muſik. Iſt es nicht, als ſängen die Vögel nur um ihren Schöpfer zu preiſen, weil er die Welt ſo ſchön gemacht hat!

Und doch gibt es ſo viele Menſchen, welche dieſe Sänger ſtören, verfolgen und dazu beitragen, daß die Schönheit der Natur von Jahr zu Jahre abnimmt. Hört man doch jetzt ſchon in manchen Gegenden keine Nachtigall, keine Wachtel, keine Amſel mehr; ziehen ſich doch die verfolgten Staare, Droſſeln, Ammern immer weiter aus den angebauten Gegenden zurück. Die meiſten Städter kennen die Vögel und ihre Stimmen nur aus den Käfigen in den Zimmern und vor den Fenſtern. Daß die armen gefangenen Vögel in dieſen Gefängniſſen nicht recht froh werden, und nicht ſo lieblich ſingen können als in der Freiheit, bedenkt man nicht, daß die Sänger hinter dieſen Drahtgittern trotz aller Pflege kein ſo hohes Alter erreichen, ja daß ihre ſchönen Farben oft vor der Zeit verbleichen. Das Schlimmſte iſt aber eigentlich, daß um den Liebhabern der Singvögel in den Städten ihre Käfige füllen zu können, ſo viele Vögel weggefangen, ſo viele Neſter ausgehoben und dadurch die Zahl der Sänger im Freien immer vermindert wird. An dem Geſange der Vögel ſollte Jedermann Theil haben, wie an dem Genuſſe der Luft und des Waſſers, und an dem Anblick der Sonne und der Sterne. Und wenn es zuletzt nur Jeder, der Vögel fangen und auffüttern will, verſtünde, ſie nicht quälte, beſchädigte oder verkommen ließe! Aber da gibt es Knaben, welche jedem Vogelneſt nachſtreben, gleichviel, ob ſie deſſen Bewohner benutzen können oder nicht. Schon die Eierchen können ſie nicht in Ruhe laſſen, und verſcheuchen oft die ängſtlichen Alten davon. Vollends die Jungen, kaum ſind dieſe aus den Eiern ausgeſchlüpft, ſo nehmen die Knaben dieſelben in ihre ungeſchickten Hände, und drücken ſie oder erkälten ſie wenigſtens. Denn die jungen Singvögel ſind ja anfangs ſo nackt und hülflos, daß ſie ohne die beſtändige Bedeckung und Pflege ihrer Eltern nicht leben, geſchweige gedeihen können. Auch können nur dieſe ihnen die rechte Nahrung und auf die rechte Weiſe beibringen. Erſt wenn die Jungen ſchon etwas herangewachſen ſind, kann man ihnen mit einem Hölzchen Futter in die aufgeſperrten Schnäbel ſchieben. Es gehört aber dazu, daß man auch das richtige Futter kennt, denn nicht ein Vogel frißt, was der andere, und Manches ſchmeckt ihnen anfangs gut, bekommt ihnen aber hintennach übel. Unreinliches Futter und Getränk verträgt kein Vogel. Wer alſo die Näpfchen nicht immer

wieder reinigt und nicht für friſches Waſſer ſorgt, der hat es ſich ſelbſt zuzuſchreiben, wenn ſeine Vögel krank werden und verkümmern. So iſt es auch mit dem Käfig, iſt dieſer mit Koth angefüllt ſtatt mit friſchem Sande, ſo mache man ſich nur gefaßt darauf, daß der Vogel nicht lange dauern wird. Ein Menſch aber, der bei ſich ſelbſt und bei ſeinem Vieh nicht auf Reinlichkeit und Ordnung ſieht, iſt der wohl werth, daß man ihm junge Sänger anvertraue? Ich glaube, wenn man alle jungen und alten Vögel, welche jährlich durch den Unverſtand und die Sorgloſigkeit der Perſonen, die ſich ihrer Wartung unterzogen haben, umkommen, frei ließe, man könnte ganze Wälder und Felder damit bevölkern. Bosheit iſt es von den wenigſten Menſchen, daß ihre Vögelchen nicht aufkommen oder nicht ausdauern, ſondern Unverſtand. Sie wiſſen nicht, wie ſie es machen ſollen. Aber ſie könnten ſich ja erkundigen, und könnten die Vögel ſo lange in Freiheit laſſen, bis ſie deren Behandlung beſſer verſtünden.

Schon dadurch wird viel Schaden gethan, daß Mancher nicht weiß, welche Vögel ſich in einem Käfig halten laſſen, und welche nicht. Einige Arten kommen recht gut fort, wenn ſie frei in der Stube herumhüpfen dürfen, in dem Käfig aber ſterben ſie vor Traurigkeit. Allein Wer mag gerade immer ſeine Stube von einer Bachſtelze oder von einem Rothkehlchen beſchmutzen laſſen? Die Fliegen fangen ſie wohl weg, aber Fußboden, Möbel, Alles was ſie erreichen können, wird mit Kothe beſudelt. Sind es mehrere zuſammen, ſo entſteht oft ein unleidlicher Geſtank in der Stube. Dazu kommt noch die Gefahr, daß ſie von einer Katze erhaſcht und erwürgt werden. Denn es gibt nicht viel Katzen, ſelbſt nicht einmal viele Hunde, welche mit den Vögelchen Freundſchaft halten. Auch unter einander ſelbſt vertragen ſich manche Singvögel nicht, beſonders die Meiſen und Rothkehlchen.

35. Der Fang der Vögel.

Obgleich man weit weniger Vögel fangen und töden ſollte, als man zu thun pflegt, ſo iſt es doch wenigſtens gut, wenn der Fang kunſtmäßig geſchieht. Die Pfuſcher im Vogelfang verderben gar manches Vögelchen, ohne einen Nutzen davon zu haben, oder ſie ängſtigen und quälen es, und bringen es doch nicht mit dem Leben davon. So treiben gar viele Knaben im Herbſte ein grauſames Spiel mit ihren Sprenkeln. Sie ſtellen dieſelben auf, nicht weil ſie Rothkehlchen in dem Hauſe ihrer Eltern halten dürfen und wollen, ſondern weil es ihnen Vergnügen macht, die armen Thierchen in ihre Gewalt zu bekommen. Nun machen ſie aber gar oft die Sprenkel zu ſtark, ſo daß bei dem Zufahren dem Vögelchen ſogleich das Bein zerknickt wird, und da es äußerſt ſchwer gelingt einen ſolchen Beinbruch zu heilen, ſo iſt das Thierchen ein Opfer dieſes Muthwillens. Aber auch im günſtigen Falle geht der Knabe vielleicht nicht oft genug nach ſeinen Sprenkeln und ſo flattert ſich das arme Rothkehlchen unter grauſamen Schmerzen halb oder wohl gar ganz todt. So geht es auch den Krametsvögeln und den Droſſeln in den Dohnen (Schneißen). Freilich ſind dieſe Vögel bei ihrem Fange ſchon zum Tode beſtimmt, und die meiſten ziehen ſich ſogleich die Kehle mit der Schlinge von Pferdhaar zu; aber gar mancher geräth doch auch nicht mit dem Halſe in die

Schlinge und muß flattern bis der Jäger kommt und ihm den Schädel eindrückt oder ein Marder ihn vorher von ſeinem Leiden befreit. Warum fängt man aber die Droſſeln, Amſeln und alle die Sänger des Waldes, welche den rothen Beeren nachgehen, in Schlingen und freut ſich ſo ſehr, wenn man ganze Säcke voll mit nach Hauſe ſchleppen kann? der Magen iſt es, der gefräßige Magen, der die Menſchen ſo grauſam macht. Um ein Gericht Krammetsvögel, woran der Hunger doch nicht ſehr geſtillt wird, bindet der Jäger Schlingen in die Schneißen, geht er in dem Herbſtnebel in den Wald, ſieht er ohne Erbarmen die erhängten Vögel. Um eine Schüſſel voll kleiner Lerchen, deren ein Mann wohl ein Dutzend zur Sättigung bedarf, ziehen die Vogelfänger bei Nacht aus, ziehen ihre Netze über die Stoppelfelder, ſcheuchen die armen Vögel auf, und drücken ihnen den Kopf ein. Die Gutſchmecker ſind es, welche all dieſes Unheil über die armen Sänger bringen, und Gärten, Feld und Wald öde machen. Wahr iſt es, daß die Franzoſen und Italiener noch ärgere Verfolger der gefiederten Thiere ſind als die Deutſchen, aber daß es auch in Deutſchland nicht an Leckermäulern fehlt, beweiſ't der Lerchenfang bei Leipzig, von wo jährlich viele, viele Tauſende zum Verſpeiſen verſandt werden.

Und doch iſt dieſer Vogelfang im Herbſte, wann die Vögel wohl genährt und wirklich ſchmackhaft ſind, ſich auch gerade zur Auswanderung in andere Länder anſchicken, wo doch viele umkommen würden, doch iſt, ſage ich, dieſe Art von Jagd noch erträglicher, als die Berückung der Vögel im Winter und im Anfange des Frühlings, wo der Hunger dieſelben in die Nähe der Menſchen treibt. Statt ihnen da aus chriſtlicher Geſinnung zu Hülfe zu kommen und ſie durch einige Brodkrümchen oder Gerſtenkörnchen vor dem Hungertode zu retten, lockt man ſie in Meiſenkaſten, an Leimruthen, unter Fallen und denkt nicht daran, welchen Schaden man ſich ſelbſt und ſeinen Nachbarn damit zufügt. Denn nicht blos, daß nun im Sommer ihr Geſang ausbleibt, ſondern es mangeln dann auch die Vertilger der Inſekten. Auf einer Inſel in Aſien hatte man eine Gattung Droſſeln ganz vertilgt. Was war die Folge? Die Raupen und Käfer verwüſteten alle Bäume, dergeſtalt, daß man mit Mühe und Koſten die erſt vertilgten Droſſeln wieder aus der Fremde holte und hegte. Nun ließ das Übel nach. So wird es in Deutſchland wohl auch noch gehen, wenn man unter dem Vorwande, die übermäßige Vermehrung der Sperlinge einzuſchränken, einen beſtändigen Krieg gegen die Sperlinge, aber zugleich gegen alle Singvögel führt. Man ſollte ſich lieber den Verluſt einiger Körner Weizen gefallen laſſen, als den Raupen alle Bäume preisgeben. In den Gärten ſind es die Sperlinge, Finken, Grasmücken, Bachſtelzen, Schwalben, Rothſchwänzchen, Rothkehlchen und Meiſen, welche das Ungeziefer vertilgen, in den Wäldern die Droſſeln, Amſeln, Baumläufer, Spechte, Kuckucke und viele andere. Kurz einen Vogel, von dem du nicht mit Beſtimmtheit weißt, welchen Schaden er dir thut, den ſollſt du hegen und dich ſeiner freuen.

36. Die Finken. (Fabel.)

Die ganze Familie der Finken kam einmal im Walde zuſammen, um ſich über den Vorrang unter einander zu beſprechen. Denn wo

zwei zuſammentrafen, da gab es allemal Streit darüber, Wer den oberſten Platz einnehmen oder zuerſt der Thüre hinein gehen ſollte.

Der lockere Zeiſig, obgleich der kleinſte unter allen, wollte auch jetzt wieder den Zank beginnen, indem er ſich auf den oberſten Aſt der Birke ſetzte, worauf ſie ihre Zuſammenkunft hielten; allein der verſtändige Blutfink, den die Leute ſeines ſchwarzen Scheitels wegen Dompfaff nennen, gebot Stillſchweigen und machte einen Vorſchlag zur Güte.

Laßt uns, liebe Vettern, ſprach er, nicht mit Zank beginnen, ſondern unſere Sachen in der Ordnung verhandeln, wie ich es in der Stube des Bürgermeiſters, in deſſen Käfig ich zwei Jahre lang gepfiffen habe, oft genug ſah, wenn die Ortsräthe beiſammen waren. Einer ſpricht nach dem Andern, ein Jeder vertheidigt ſeine Sache ſo gut er kann, und wenn er genug geſprochen hat, ſo nimmt ihm der Vorſitzende das Wort und gibt es einem Andern.

Dies waren alle Finken zufrieden und übertrugen dem verſtändigen Blutfinken, der wohl ein Gimpel, aber doch kein Dummkopf war, das Amt des Vorſitzers.

Und nun durfte der Buchfink, weil er der Älteſte war, das Wort zuerſt nehmen. Von mir, ſprach er, hat das ganze Finkengeſchlecht den Namen, denn riefe ich nicht pink, pink, ſo hätten die Menſchen nie daran gedacht uns Finken zu nennen. Wenn die anderen Vögel noch ſchlafen, bin ich ſchon munter und höre bis an den Abend nicht auf zu ſchlagen. Und dieſer Schlag iſt keineswegs immer einerlei, wie der der meiſten von euch, ſondern ich liebe die Mannigfaltigkeit. Gebt nur Acht, welch neuen Schlag ich erfunden habe: tititititetotototo-zeſpeuzia.

Ohne die Erlaubniß des Vorſitzenden abzuwarten, fiel jetzt der vorwitzige Zeiſig in die Rede: Das iſt ſchon ganz gut, daß du den Schneidern und Leinewebern Etwas vorſingſt. Aber man muß doch auch noch andere Künſte verſtehen und ein wenig ſauber angezogen ſein. Dein grau und braunes Kleid ſetzt dich ja faſt den Sperlingen gleich. Und Was den Namen betrifft, ſo höre ich mich weit lieber Zeiſig, als Erlenfink nennen. Denn es iſt ſchlimm genug, daß ich mir im Winter, wenn ihr anderen ausgewandert ſeid, meine Nahrung auf den Erlenbäumen ſuchen muß. Doch bleibe ich in meinem Vaterlande und nähre mich redlich. Dafür haben aber auch die Menſchen ihre Freude an mir und manches Körnchen wird mir hingeſtreut, wenn der Schnee die Felder bedeckt, und Mancher ſagt: Seht einmal den ſchönen grünen Zeiſig! Und Jeder möchte mich in ſeinen Käfig ſetzen, damit ich ihm die Zeit vertreibe mit allerlei Künſten.

Dem Diſtelfink dauerte die Rede ſeines Vetters zu lange, und er bat um die Erlaubniß nun ſeinen Vortrag halten zu dürfen. Dieſe wurde ihm gewährt und er begann: Der Zeiſig hat Viel zu ſeinem Lobe geredet, was eigentlich mir gebührt. Bin ich nicht weit bunter und ſchöner gefärbt als er? Bin ich nicht der prächtigſte unter allen Vögeln? Doch ich will davon nicht reden, weil die Beſcheidenheit es verbietet. Aber halte ich nicht auch im Winter in dem deutſchen Vaterlande aus? und ſchaffe ich den Menſchen nicht den größeſten Vortheil dadurch, daß ich den Diſtelſamen verzehre, der ſich ſonſt über ihre Äcker

verbreiten würde? Und Was den Käfig betrifft, ſo meide ich zwar denſelben ſo lange ich kann. Iſt es aber nicht anders, ſo lerne ich ſo gut mein Eimerchen heraufziehen, als der Zeiſig, und bin ebenſo beliebt bei den Kanarienvögeln als er.

So vieler Vorzüge kann ich mich freilich nicht rühmen, ſprach der Leinfink, ich bin eben nur der gemeine Hänfling. Aber mein Geſang im Freien lautet immer noch beſſer, als das ſtilick ſtilick des Stieglitzes, der ſich Diſtelfink nennt. Und wenn es darauf ankommt, Melodien nachpfeifen zu lernen, da komme ich wohl ſchneller zum Ziel, als alle meine Vorgänger.

Künſte, nahm nun der Kirſchfink das Wort, mögt ihr vielleicht mehr können als ich. Aber an Stärke und Liſt bleibt ihr alle hinter mir. Ich weiß es, daß ich den Menſchen verhaßt bin, weil ich ihre Kirſchbäume plündere und ihnen das Fleiſch der Kirſchen vor die Füße werfe. Aber ich kümmre mich wenig um ſie, bis ſie ausgeſchlafen haben, habe ich meinen Hunger geſtillt, und will ſich einer heranſchleichen, ſo gewahre ich ihn ſchon von ferne. Welcher Vogel vermag mit ſeinem Schnabel, Was ich? Ein Blick, und ich habe die Naht des Kirſchkerns gefunden, ein Hieb mit dem Schnabel, und er ſpringt auf.

Wenn du dich ſolcher Dinge rühmſt, begann endlich der vorſitzende Blutfink, dann werden wir andern freilich mit dir nicht wetteifern können. Wir glaubten, es komme darauf an, daß wir das Wohlgefallen der Menſchen beſäßen, du aber biſt ſtolz darauf, ein Dieb zu ſein. Was iſt da übrig? Thue Jeder, Was er verantworten kann. Ich für meinen Theil bin zufrieden, daß mir der liebe Gott eine Stimme gegeben hat, mich ſelbſt und die Menſchen zu ergötzen. Lebt wohl!

37. Der Gimpel.

Obgleich dieſer Vogel, der ſonſt auch Dompfaff oder Blutfink heißt, Anlaß gegeben hat, einen einfältigen Menſchen Gimpel zu tituliren, ſo iſt er doch gleich dem Kreuzſchnabel mehr kirre, als dumm. Er läßt ſich leicht fangen, aber auch ſehr leicht zähmen, und iſt ſowohl wegen ſeines ſchönen Gefieders, als auch wegen ſeiner Gelehrigkeit, womit er vorgepfiffene Melodien nachpfeift, ein ſehr beliebter Stubenvogel. Er iſt von der Größe eines Sperlings, hat einen ſammetſchwarzen Scheitel und eben ſolche Flügel, eine blutrothe Bruſt und einen weißen Bauch, wenigſtens das Männchen. Die Farben des Weibchens ſind weit matter. Deßhalb, und weil man behauptet, das es weniger gut pfeifen lerne, wird es auch geringer bezahlt und überhaupt ſeltener im Käfige gehalten als jenes. Doch ſucht man gerne ein Pärchen zuſammenzubringen, weil ſie einander zärtlich lieben und darum in der Gefangenſchaft beſſer ausdauern. In großen Käfigen, worein man ihnen ein Tannenbäumchen ſtellt, bauen ſie bisweilen ihr Neſt, wie im Freien, aus Moos. Das Weibchen legt dann 3 bis 6 bläuliche, braungefleckte Eierchen hinein, und brütet dieſelben mit dem Männchen gemeinſchaftlich aus. Selten jedoch kommen dergleichen in der Gefangenſchaft erzeugte Jungen auf; denn ſo ſorgfältig man ſie auch pflegt, ſo fehlt ihnen doch Manches, was ſie in der

Freiheit haben. Überhaupt ſind die Gimpel zarte Vögel, welche mancherlei Krankheiten unterworfen ſind. Man muß ſie deßhalb überaus ſorgfältig in der Nahrung halten, muß ihnen ſolche Sämereien, welche ſie auch in der Freiheit genießen, z. B. Reps, Hanf, Fichtenſamen reichen, denſelben auch wohl vorher einweichen. Dazwiſchen gibt man ihnen allerlei Grünes z. B. Vogelmiere, auch reife Beeren und wohl ein Stückchen Obſt. Den Jungen, und ſolche ſetzt man doch am liebſten in Käfige, weicht man auch Semmelkrumen in Milch ein und miſcht Samen darunter. Friſches Waſſer bedürfen ſie nicht blos zum Saufen, ſondern zuweilen auch zum Baden. Werden ſie auf dieſe Weiſe gut behandelt, und hören ſie keine anderen Melodien, als die von ihrem Lehrmeiſter vorgepfiffene, ſo lernt ein Gimpel von guten Anlagen in ¾ Jahren nicht blos ein, ſondern ſogar drei Stückchen flötenrein und taktfeſt pfeifen. Dies iſt um ſo mehr zu verwundern, als der wilde Geſang des Gimpels, entweder in einem bloßen Knirren beſteht, oder diu diu lautet. Arme Leinweber, Schneider und Schuhmacher in den Gebirgsgegenden geben ſich mit Unterweiſung dieſer Vögelchen ab, und verdienen dadurch oft ein ſchönes Stück Geld, indem ſie zugleich ihre Zeit bei der Arbeit verkürzen. Schade iſt es, daß dieſer Sänger (wenigſtens in der Gefangenſchaft) nicht länger als ſechs Jahre lebt.

38. Der Kanarienvogel.

Gewöhnlich intereſſirt uns dieſer liebliche kleine Sänger nur durch ſeinen Geſang und etwa durch ſein angenehmes Gefieder, aber er kann auch zu einem Beweiſe dienen, wie weit es ein ſo kleines Thier in Entwicklung ſeiner Fähigkeiten bringen kann, wenn der Menſch ihm ſeine Aufmerkſamkeit und ſeinen Unterricht ſchenkt. Schon öfters ſind Kanarienvögel, mitunter auch Zeiſige, zur Schau umhergetragen worden, welche kurze Worte deutlich nachſprachen und zu verſchiedenerlei Kunſtſtücken ſich brauchen ließen. So zeigt man täglich in Paris kleine Geſellſchaften von Kanarienvögeln, welche auf den Ruf ihres Herrn aus dem Bauer kommen, ſich auf den Rand einer Trommel ſetzen und während dieſe geſchlagen wird, ruhig darauf ſitzen bleiben, angethan mit einer kleinen Grenadiermütze, mit Flinte, Säbel und Patrontaſche Schildwache ſtehen. Nach einiger Zeit wirft einer, als wäre er des läſtigen Dienſtes überdrüſſig, Montur und Armatur von ſich und deſertirt. Aber alsbald wird er wieder ertappt und dann verdammt, erſchoſſen zu werden. Wehmüthig nimmt nun der Delinquent von der ganzen Geſellſchaft Abſchied und läßt ſich die Augen verbinden, eine kleine Kanone wird gegen ihn gerichtet, einer ſeiner Kameraden feuert mit einer Lunte dieſe ab, auf den Knall fällt der Verurtheilte rücklings hin, andere Kameraden laden ihn, ohne daß er ein Lebenszeichen blicken läßt, auf einen kleinen Karren und fahren ihn zum Begräbniſſe; aber kaum haben ſie ſich mit ihm vom Exekutionsplatze entfernt, ſo ſpringt der Scheintode plötzlich wieder auf und ſingt ein Liedchen. Im Jahre 1760 wurde in einer franzöſiſchen Stadt ein Kanarienvogel gezeigt, welcher alle Hauptfarben zu unterſcheiden wußte, aus einzelen Buchſtaben Worte, die man ihm vorſprach, zu-

ſammentrug, und mit Genauigkeit aus einer Menge Zahlen diejenigen herausſuchte, welche die Zeit nach Stunden und Minuten anzeigten, wie ſie eine dazu gelegte Uhr nachwies. Man weiß nicht, Was man dabei mehr bewundern ſoll, die Fähigkeit der kleinen Vögelchen, oder die Geduld und Geſchicklichkeit der Menſchen, welche jene abrichten! Werden wohl alle Kinder mit gleicher Sorgfalt unterrichtet und zeigen ſie ſich ihrem Lehrer eben ſo folgſam?

Freilich ſind nicht alle Vogelgattungen und unter dieſen wieder nicht alle Einzelen mit ſo vorzüglichen Gaben ausgeſtattet. Ein Sperling ſo klug er in der Freiheit ſcheint, läßt ſich faſt zu keinen Künſten abrichten. Der Gimpel dagegen, den man als Beiſpiel der Einfalt betrachtet, lernt ohne Schwierigkeit Melodien nachpfeifen. Die Gaben ſind alſo unter den Thieren wie unter den Menſchen verſchieden.

39. Die Schwalben.

Was zwitſchert ſo früh an meinem Fenſter? Noch iſt die Sonne nicht aufgegangen, noch liegt Alles in Dämmerung und Ruhe, da regt ſich ſchon ein Vöglein in ſeinem Neſte. Es iſt meine liebe Schwalbe, welche gerade neben meinem Bette unter dem Schutze des Daches ihr Neſt erbaut hat. Sie weckt eben ihre nackten Jungen, welche, bedeckt von den mütterlichen Flügeln, warm geruht haben. Sobald die erſten Sonnenſtrahlen die Luft durchdringen, wird ſie ausfliegen und den hungrigen Jungen Nahrung bringen. Sie flöge wohl jetzt ſchon darnach, aber die Morgenkühle hält die Inſekten noch auf der Erde, und unſer Schwälbchen kann ſie nur im Fluge erhaſchen, auf dem feſten Boden iſt es ungeſchickt. Deſto fleißiger wird es den ganzen Tag und bis zum ſpäten Abend die Luft durchſegeln, bald mit zwitſcherndem Geſang, bald mit aufgeſperrtem Schnabel, um die dem menſchlichen Auge kaum ſichtbaren Luftbewohner zu erſchnappen und einen guten Theil davon in ſein Neſt zu tragen. Mit welcher Zärtlichkeit bringt die mütterliche Schwalbe dieſe Beute nach Hauſe, mit welcher Ungeduld wird die Mutter von den Jungen erwartet! Alle anderen Vögel ſehe ich ſitzen und ruhen, mein Schwälbchen faſt nie. Im Fluge wird Mahlzeit gehalten, im Fluge wird an dem Waſſer genippt, im Fluge wird geſungen, wenigſtens gezwitſchert. Freilich iſt es auch ein gar luftiges Thierchen eine Schwalbe. Hat man ſie in der Hand, es iſt faſt gar kein Gewicht; rechnet man ihre langen Flügel und ihr dichtes Gefieder ab, ſo gleicht ſie eher einem Zaunkönige als einem Sperling. Und die Thurmſchwalbe vollends mit ihren hakenförmigen Zehen ſcheint gar nicht für die Erde geſchaffen zu ſein. Mir iſt jedoch meine Hausſchwalbe mit ihrem ſchwarzen und weißen Gefieder lieber, ſie iſt viel friedlicher und zutraulicher als jene, ſie ſchwirrt auch nicht ſo, daß einem des Geſchreis doch manchmal zuviel wird. Sie iſt mir auch lieber als die Rauchſchwalbe, mit der roſtigen Kehle, die doch wirklich etwas ſchmutzig ausſieht und die ſich nicht ſo zutraulich zu den Menſchen hält. Freilich einen Fehler hat ſie auch — Was unter der Sonne iſt denn fehlerfrei? — Das iſt der Koth unter ihrem Neſte, deſſen Unannehmlichkeit ſchon Tobias erfuhr. Allein ich mache mir nicht viel daraus, ſo lange ſie an einem paſſenden Orte baut. Man meint, die Schwalben

in meinem Hauſe wüßten es auch, denn außer der einen vor meinem Fenſter, haben ſie alle in den Viehſtall gebaut, wo ſie dem Vieh eine große Wohlthat durch ihre Jagd auf Fliegen erzeigen. In der Hausflur würde ich ihr Neſt natürlich nicht dulden.

Ich denke ſchon mit Betrübniß daran, wenn meine treuen Hausgenoſſen uns verlaſſen und in ihre ſüdliche Heimath ziehen und dann ihr Neſt verödet ſtehen wird. Wir Menſchen müſſen ausharren und den unbehaglichen Winter ertragen. Aber mit welcher Freude werden wir dann auch, wenn der Frühling die Mücken wieder in der Luft verſammelt hat, die erſten Schwalben begrüßen! Sie ſind für Jedermann des nahenden Sommers willkommene Boten.

40. Die überwinternden Vögel.

Die meiſten und die lieblichſten Vögel verlaſſen uns im Herbſte, um in Gegenden, wo Schnee und Eis unbekannt ſind, ihre Nahrung zu ſuchen. Es iſt aber doch auch eine Anzahl gefiederter Sänger, welche in der ſtrengen Jahreszeit bei uns aushalten, und wenn gleich meiſtens ſtumm und mit kümmerlicher Nahrung, doch immer unſeren winterlichen Gegenden ein lebendigeres Ausſehen gewähren. Fühlten die Menſchen richtig, herrſchte nicht roher Muthwille, oder gar thieriſche Eßbegierde unter ihnen, ſo würden ſie die treuen Freunde, welche nicht blos bei Sonnenſchein und Blüthenduft bei uns wohnen, ſonderu auch in Sturm und Reif ausdauern, ſchonen und liebreich behandeln, und wenn tiefer Schnee ſie in Noth bringt, ihnen aus unſeren Vorräthen ein Almoſen reichen Inſekten freilich haben wir ſelbſt nicht viel im Winter, dieſe haben ſich verkrochen, und der Zaunkönig und die Meiſen finden dieſelben leichter als die Menſchen Betrachtet aber auch einmal, wie emſig dieſe Thierchen, die Rinde der Bäume durchſuchen, wie ſie unter dem Mooſe die Larven und Puppen und Raupeneier herauspicken, und denkt dabei an die Wohlthat, welche dadurch den Bäumen erwieſen wird, die ſonſt in keinem Jahre zu geſunden Blättern und Blüthen kämen. Betrachtet ferner die Goldammern mit ihrem ſchönen Gefieder, deſſen ſich ein Kanarienvogel kaum zu ſchämen brauchte, wie hungrig ſie auf Straßen und Höfen herumhüpfen und jedes Körnlein zuſammenſuchen und wie ſie die Scheu vor den Menſchen faſt ganz ablegen, um des Hungers willen. Und bei ihnen ſitzen die grauen Haubenlerchen, die ſobald nur dem Hunger gewehrt iſt und die Sonne ſcheint, ihre Stimme hören laſſen, und uns an ihre lieblicheren Schweſtern, die Feldlerchen erinnern. Selbſt der Sperling, ſo wenig liebenswürdig, ſo keck und eigennützig er erſcheint, iſt uns im Winter nicht verhaßt. Wir ſehen ihm gerne zu und hören ohne Widerwillen ſein eintöniges Geſchrei. Nur darüber ärgert man ſich bisweilen, daß er bisweilen die beſſeren, aber ſchüchterneren Vögelchen zurückbeißt und ihnen das Futter wegnimmt. Am wenigſten kommen die Stieglitze und Zeiſige mit ihm in Berührung, denn ſie finden den Diſtel-, Erlen- und Birkenſamen, wovon ſie ſich nähren, leichter im Felde und am Rande des Waldes als in den Ortſchaften. Doch treibt ſie die Noth auch mannigmal herbei und ſie nehmen dann mit Allem fürlieb, was nur eßbar iſt. Dann legt auch wohl die Amſel ihre Scheu vor Menſchen ab,

und kommt aus dem dichten Walde in die Gärten, aber freilich ohne den flötenden Geſang, den ſie im Sommer hören läßt. Raben und Elſtern vergeſſen ebenfalls ihre ſonſtige Vorſicht und bleiben oft in geringer Entfernung vor Menſchen ſitzen. Ich möchte aber dann keine von ihnen töden oder fangen. Denn dem Hungrigen ſoll man ſein Brod brechen, nicht in ſeiner Noth ihm Schlingen legen.

41. Die Nachtigall.

(Brief an einen Freund.)

Du haſt Dich oft beklagt, daß es in Eurer Gegend keine Nachtigallen gebe, und daß Du darum noch nicht dazu habeſt gelangen können, dieſe vorzüglichſte aller deutſchen Sängerinnen kennen zu lernen. Jetzt iſt die Zeit, wo Du hier die herrlichſte Gelegenheit hätteſt, dieſe Bekanntſchaft zu machen. Denn in dem fürſtlichen Garten, deſſen Gebüſche einen Lieblingsaufenthalt dieſer Nachtſängerinnen zu bilden ſcheinen, und wo ſie auf das ſorgfältigſte geſchützt werden, flötet ſeit vierzehn Tagen immer eine lieblicher als die andere. Ich ſchätze die Anzahl ſämmtlicher Nachtigallen auf 5—6 Pärchen. Und dieſe wetteifern nun in ſchmachtenden und gedehnten Tönen und in ſchmetternden Trillern, wovon Du keine Vorſtellung haſt. Es iſt nur zu bewundern, wie ein ſo kleines Vögelchen (ſie iſt nämlich nicht länger, als ein Sperling und nicht ſo dick) ſo durchdringende und ſo anhaltende Töne aus ſeiner Kehle hervorbringen kann; eine menſchliche Lunge hielte es nicht aus. Man ſagt aber auch wirklich, daß Nachtigallen, von Eiferſucht getrieben, ſich ſchon die Lunge zerſprengt hätten. Jedenfalls ſcheut die Nachtigall nicht die Nähe der Menſchen, ſondern ſcheint deſto eifriger zu ſingen, wenn ſich Zuhörer in ihrer Nähe befinden. Sie ſitzt dabei gemeiniglich auf einem nicht allzu hohen Baumaſt und keinegswegs immer ſo verborgen, daß man ihr graues Gefieder nicht ſehen könnte. Überhaupt iſt ſie dreiſter als die meiſten aller anderen Singvögel, aber zu ihrem Verderben, denn ihre Zuverſicht lockt ſie oft genug in Garne. Jedoch nur einmal. Entwiſcht ſie das erſte Mal glücklich, ſo geht ſie zum zweiten Male nicht in die Falle. Der hieſige Gärtner hat mir erzählt, er habe darum ſchon mannigmal Nachtigallen mit Mehlwürmern in eine Grube gelockt, und wenn die Klappe zugefallen ſei, dieſelben eine Zeit lang gefangen gehalten, damit ſie künftig vorſichtiger würden, und nicht anderen weniger ehrlichen Vogelfängern in die Hände fielen. Wären nur die unvorſichtigen Menſchen auch ſo leicht zu beſſern!

Du haſt vielleicht auch ſchon gehört, die Nachtigallen ſängen lateiniſch. Wenn Dies heißen ſoll, ihr Geſang ſei künſtlicher als der anderer Vögel und ſtehe gegen denſelben ebenſo ab wie das Lateiniſche gegen das Deutſche, ſo muß ich beiſtimmen. Denn denke nur, welche Reihe von Sylben ein ſolches Vögelchen hervorflötet. Ich habe mir es neulich aufgeſchrieben, und folgende zu Papier gebracht: Tiuu, tiuu, tiuu, tiuu; Spe tiu zqua, i ii quatirrha quati; Quorror pipi; Tioh tioh tioh tio tix; ziah ziah ziah quoti; Quutio quutio quutio quutio u. ſ. w. Das lautet doch lateiniſch genug, und ich glaube es lernt ſich noch weit ſchwerer als lateiniſche Wörter.

Wenn Du übrigens meiner Einladung folgen und Dich ſelbſt von dem Geſagten überzeugen willſt, ſo darfſt Du nicht allzu lange zögern. Denn die Nachtigall ſingt weder ſo frühe als die Lerche, noch viel weniger dauert ihr Geſang bis in das Spätjahr. Sie macht ſich rar, damit man ſie deſto höher ſchätze. Sobald Johannis vorbei iſt, verſtummt ſie, oder läßt wenigſtens nur unbedeutende Strophen hören. Denn nur die Männchen ſind die Sänger, und auch dieſe nur ſo lange ſie noch keine Jungen im Neſte haben. In den erſten acht Tagen nach ihrer Rückkunft aus wärmeren Ländern ſind ſie noch allein, und ſcheinen durch immerwährenden Geſang den nachkommenden Weibchen Zeichen zu geben Darum ſingen ſie zu dieſer Zeit die ganze Nacht hindurch. Iſt das Pärchen beiſammen, und das kleine, wohl gefütterte Neſtchen gebaut, dann ſetzt ſich das Männchen vor das brütende Weibchen und vertreibt ihm, wie es ſcheint, mit Geſange die Zeit, drückt ihm wenigſtens ſeine Liebe aus. Gleiche Zärtlichkeit beweiſen beide auch gegen die Jungen, und werden dadurch nur zu oft ſammt denſelben die Beute von Katzen oder unbarmherzigen Menſchen.

Doch Du wirſt ja hierher kommen und ſelbſt beobachten; dann wollen wir uns nicht blos gemeinſchaftlich an dem Geſange ergötzen, ſondern auch ſehen, was wir über die Lebensart des Vogels ausmachen können. Vielleicht machen wir Mittel ausfindig, wie man Nachtigallen in Eure Gegend verpflanzen kann.

Säume alſo nicht zu kommen zu

Deinem

Erlau den 10. Mai 1841. aufrichtigen Freunde.

42. Der Staar.

Der Staar lebt bei uns in Ebenen und Gebirgsgegenden und hält ſich vorzüglich gern in den Vorhölzern und in der Nähe von Obſtgärten auf. Nach der Brutzeit fliegt er geſellſchaftlich auf Viehtriften und übernachtet am liebſten im hohen Rohre. Er iſt ein Zugvogel und verläßt uns im Oktober, kehrt aber frühe, oft ſchon im Februar von ſeinen Wanderungen zurück. Er ſoll in Ägypten überwintern, doch fehlen noch genauere Nachrichten. Da die Staare ſo frühzeitig wieder bei uns ankommen, ſo müſſen ſie zuweilen bei ſpät eintretendem Froſte und Schnee großen Mangel leiden und kommen wohl gar um. Tritt ſolche Hungersnoth ein, ſo ſucht der Staar in der Nähe menſchlicher Wohnungen, auf Düngerhaufen, Strohdächern u. ſ. w. nach kümmerlicher Nahrung. Außerdem lebt er von Regenwürmern, Heuſchrecken, Schnecken und von allerhand Inſekten, von Weintrauben, Kirſchen und verſchiedenen Beeren. Dadurch, daß er die Raupen, die das Vieh plagenden Stechfliegen und Bremen in großer Menge wegfängt, wird er äußerſt nützlich. Er hält ſich deßhalb gern bei den Viehheerden auf, ſetzt ſich auf die Schafe und Schweine und ſucht ihnen das Ungeziefer ab. Beim Durchſuchen der Thierhaare und des Graſes ſtößt er zuerſt mit dem Schnabel hinein, öffnet dieſen dann und unterſucht nun, ob ſich irgend ein Thierchen zu ſeiner Nahrung zeigt. Er frißt aber auch gern Kirſchen und Weintrauben und iſt dadurch in manchen Gegenden gehaßt und verfolgt.

Denn in den Weinbergen muß man ſich zur Herbſtzeit durch beſondere mit Klappern verſehene Wächter gegen die herumſchwärmenden Schaaren von Staaren und Singdroſſeln ſchützen. Sein Neſt baut er in hohle Eichen, Buchen und Espen, in Mauerlöcher, ſogar in Käſtchen, die man deßhalb an die Bäume hängt. Hier legt das Weibchen jährlich zweimal vier bis ſechs blaßgrüne Eier und brütet ſie in vierzehn Tagen aus. Nimmt man die Jungen aus dem Neſte, ſo kann man ſie ſehr leicht mit Milch, Semmeln und Ameiſeneiern aufziehen; auch freſſen ſie Brod, Fleiſch und Käſematte. Die jungen Staare ſind ſehr poſſierliche und gelehrige Thiere, ſie lernen Melodien pfeifen und Wörter nachſprechen; ſind aber ſehr unbeſtändig, denn ſie vergeſſen nicht nur das Gelernte bald wieder, ſondern ahmen auch alle Geſänge anderer Vögel, ja ſogar die Stimmen der Säugethiere nach. Schon der Geſang wilder Staare iſt ſehr abwechſelnd und aus allerhand Tönen zuſammengeſetzt. Auch ſie ahmen die Stimmen anderer Vögel, z. B. der Schwalben, des Pirols (Goldamſel) und anderer nach, und werden im Zimmer bald zahm. Sollen junge Staare aufgezogen und abgerichtet werden, ſo nimmt man ſie, ehe ſie flügge werden, aus dem Neſte, füttert ſie gut, hält ſie an einem Orte, wo ſie außer der Stimme ihres Lehrmeiſters ſo wenig als möglich hören, zieht ein Tuch über ihren Käfig, wenn in der Stube ſtörende Dinge zu ſehen ſind, und ſpricht und pfeift ihnen ſo oft als möglich vor. Manche ſind außerordentlich gelehrig, und ſelbſt die Weibchen lernen. Die Zunge braucht man ihnen ſo wenig zu löſen als den Raben. Wenn ſie erwachſen ſind, ernährt man ſie mit Fleiſch, Würmern, Semmeln und Gerſtenſchrot, welches man in Milch erweicht, mit Erdbeeren, Heidelbeeren, Himbeeren, Hollunderbeeren, Kirſchen, Ebereſchenbeeren, Brod u. ſ. w.

In der Zeugniß-Sammlung eines Mannes, der mit abgerichteten Staaren in Deutſchland umherzog, fand ſich folgendes:

Zeugniß.

Dem Herrn N. N. aus Mildenthal in Franken, wird hierdurch bezeugt, daß er durch Vorzeigung ſeiner beiden Staare, den Schülern des hieſigen Gymnaſiums eine ausgezeichnete Erheiterung und Belehrung verſchafft hat. Denn dieſe Vögel haben nicht blos pünktlich und vollkommen deutlich alle Wörter nachgeſprochen, welche ihr Herr ihnen vorſagte, ſondern auch auf eine Anzahl Fragen richtige Antworten gegeben. Daneben haben ſie ohne Zögerung Melodien gepfiffen, welche er ihnen angab und ſich in allen Stücken ſo folgſam bewieſen, daß man über die vollkommne Abrichtung dieſer unvernünftigen Thiere erſtaunen muß. Wir würden uns freuen, durch dieſes Zeugniß Etwas zur Empfehlung des Herrn N. N. beizutragen.

Hadelnau den 1. März 1844.

Der Direktor des Gymnaſiums
Dr. Neuhofer.

43. Die Kohlmeiſe.

So lange die Meiſen im Freien leben, ſind ſie höchſt nützliche Vögel, welche im Sommer und Winter nicht müde werden Inſekten

zu vertilgen. Macht man ſie aber zu Stubenvögeln, ſo verliert man nicht nur jenen Nutzen, ſondern man ſetzt auch die übrigen Stubenvögel, ja ſelbſt kleine Kinder der Gefahr aus, daß die Meiſe ihnen nach dem Auge hackt. Wenigſtens gilt Dies von der Kohlmeiſe, welche die größeſte und ſchönſte, aber freilich auch die boshafteſte ihres Geſchlechtes iſt. Zum Beleg dafür kann folgender Brief dienen.

Verehrteſter Herr und Freund!

Sie haben an Freud' und Leid von mir immer ſo herzlich Theil genommen und für Ihren kleinen Pathen ſo große Liebe an den Tag gelegt, daß ich mich gedrungen fühle, Ihnen mitzutheilen, in welcher Gefahr derſelbe geſchwebt hat. Ich hatte, wie Sie wiſſen, zu meinem Vergnügen verſchiedene Vögel, worunter auch eine Kohlmeiſe iſt, die frei von Zimmer zu Zimmer flattert. Vor einigen Tagen trat ich von ungefähr in die Kinderſtube und fand die Meiſe auf der Stirne meines vierteljährigen Kindes ſitzend und ſtarr nach den Augen des ſchlafenden Kleinen ſehend. Ich hielt mich ſtille, und plötzlich ſchlug die Meiſe mit den Flügeln das Kind um die Wange und Stirne, ohne daß ich ſogleich einſah, wo Das hinaus wolle. Der Kleine erwachte endlich; aber kaum hatte er das Auge halb geöffnet, ſo pickte die Meiſe, mit einer Art von Wuth, nach dem Auge. Ich ſprang erſchrocken hinzu; der Kleine ſchrie erbärmlich. Zum Glück traf der Vogel nur das Augenlied. Das Erſte, was ich that, war die mörderiſche Meiſe einzuſperren, und dadurch jeder möglichen Wiederholung der Gefahr vorzubeugen. Später erzählte ich dieſen Auftritt einem Arzte, der zugleich ein erfahrener Naturkundiger iſt. Dieſer beſtätigte meine Erfahrung über die Gefährlichkeit der Meiſen, wenn ſie bei kleinen Kindern gelaſſen werden durch mehrere Exempel. Freuen Sie ſich nun mit mir, daß Gottes Vorſicht mich noch zur rechten Zeit in das Zimmer führte und das Geſicht, vielleicht das Leben unſers kleinen Lieblings retten ließ. Ihnen ſelbſt und Andern möge aber meine Erfahrung zur Warnung dienen. Indem ich mich ihrer ferneren Freundſchaft empfehle, verbleibe ich ſtets

Gratz
den 15. Juni 1799.

Ihr
freundlichſt ergebener
Garthal.

44. Der Sperling.

Dieſer Vogel, deſſen volksthümlicher Name Spatz iſt, legt ein lebendiges Zeugniß ab, wie wenig ſich die Landleute um die Beobachtung der Natur zu bekümmern pflegen. Selbſt Das, was ſie zunächſt betrifft, was ſie alle Tage vor Augen haben, haben ſie nicht ſo ſorgfältig und anhaltend betrachtet, daß man ein ſicheres Urtheil über Nützlichkeit und Schädlichkeit fällen könnte. So weiß bis auf dieſe Stunde Niemand genau anzugeben, ob der Sperling ein mehr nützlicher oder ſchädlicher Vogel iſt. Die Einen verſichern, das Überhandnehmen der Raupen komme von nichts Anderem, als von der Vertilgung der Sperlinge, die Andern verlangen, daß die Regierung die jährliche Einlieferung von Sperlingsköpfen bei Strafe befehlen ſolle,

weil es keinen ärgeren Feind des Ackerbaues gebe als dieſen Vogel. Und doch, wenn nur die Knaben einer einzigen Gemeinde einige Jahre lang auf die Lebensart der Spatzen achtgeben wollten, müßte ſich dieſer Streit ſchlichten laſſen. Soviel iſt gewiß, daß die Sperlinge, ſowohl die Hausſperlinge als die etwas kleineren und helleren Feldſperlinge höchſt dreiſte, ſchlaue und gefräßige Vögel ſind, welche ſich in kurzer Zeit ins Unglaubliche vermehren können. Wohin drängt ſich der Spatz nicht mit ſeinem Neſt und mit ſeinem lüſternen Schnabel! Wo Menſchen wohnen, da baut er auch aus unordentlich zuſammengelegtem Stroh ſein Neſt, legt 2 bis 3 mal in einem Sommer ſeine 5 bis 8 gefleckten Eier und brütet ſeine gefräßigen, gelbſchnäbligen Jungen aus, welche durch ihr häßliches Geſchrei nach Futter das tſchirp, tſchirp der Alten, welches Manche Dieb, Dieb auslegen, noch übertreffen. Wenn, wie die Rechnung ergibt, von einem einzigen Paar Sperlinge in 8 Jahren, welche ſie im Durchſchnitte leben ſollen, mindeſtens 600000 Nachkommen ſtammen können, ſo muß freilich Etwas zu ihrer Verminderung geſchehen, wenn ſie nicht zuletzt alles Eßbare für ſich nehmen ſollen. Denn Appetit haben ſie faſt nach Allem, was den Menſchen gut ſchmeckt. Allein die Natur ſcheint dieſer übermäßigen Vermehrung von ſelbſt Einhalt zu thun, weil wir nirgends, auch wo die Menſchen ſie unverfolgt laſſen, keine ſolche Schaaren von Sperlingen finden. Es müſſen alſo ſehr viele Eier und Jungen durch Raubthiere und andere Störungen umkommen. Verhielten ſich indeſſen die Sperlinge immer ſo, wie zu der Zeit, wo ſie ihre Jungen füttern, dann könnten wir mit ihnen ganz zufrieden ſein, denn dann leben ſie paarweiſe und tragen in ihren Schnäbeln zahlloſe Raupen in die Neſter, ſie ſelbſt aber verzehren zugleich eine nicht unbedeutende Menge von Maikäfern. Es iſt intereſſant anzuſehen, wie der Spatz über dieſes anſehnliche Inſekt Herr wird, und ſich das Schmackhafteſte aus dem Körper des Maikäfers heraushackt. Selbſt der Schaden an den Erbſenbeeten in den Gärten wäre noch zu erdulden, obſchon er ſich durch ausgeſpannte Fäden und alle anderen Scheuchmittel nicht ganz abwenden läßt, wenn ſich nur nicht gegen die Erntezeit ganze Spatzenfamilien auf die Kirſchbäume und Weizenäcker würfen, und den Ertrag ſchmälerten. Je weiter im Jahre, deſto größer werden die Schaaren der Spatzen, und deſto weniger begehren ſie Inſekten zur Nahrung. Sie durchſtreifen vielmehr mit Sonnenaufgang Gärten, Felder, Weinberge und naſchen das Beſte faſt unter den Augen der Eigenthümer weg, und ſcheuen ſelbſt Flintenſchüſſe nicht, wenn dieſelben nicht wirklich treffen. Im Winter belagern ſie ebenſo ſchaarenweiſe Häuſern und Höfe und nehmen dann freilich oft mit geringer Koſt fürlieb, beleben jedoch auch, wenn gleich mit ſchlechtem Geſang, einigermaßen die todte, winterliche Natur. Dann werden ſie auch wohl mit Schlingen und Leimruthen gefangen und umgebracht oder in Zimmern gehalten, denn als Braten taugen ſchon die jungen Spatzen nicht viel, viel weniger die alten. Allein jede Art ſie zu fangen oder zu töden, wobei andere ähnliche Singvögel in Gefahr gerathen, ihre Freiheit oder ihr Leben mit zu verlieren, iſt tadelnswerth, und ſchon deßhalb das Einliefern von Sperlingsköpfen verwerflich. Viel richtiger wäre es, unter ihre Schaar gerade zu der Zeit, wo ſie Schaden anrich=

ten durch Feldſchützen ſchießen zu laſſen. Denn dann können ſie mit keinen anderen Singvögeln vermiſcht ſein. Ihre Größe von gerade einem halben Fuße, und ihre graulich braune Farbe ſteht gerade ſo in der Mitte zwiſchen vielen Singvögeln, daß die Verwechslung äußerſt leicht iſt. Selbſt der Flug des Sperlings, obgleich durch ſeinen ungemein ſchnellen Flügelſchlag ausgezeichnet, macht ihn nicht kenntlich genug. Wollten wir von Nutzen und Schaden des Vogels abſehen und wollten wir mehr auf Verſtand, als auf ſchönes Kleid und liebliche Stimme achten, ſo müßten wir dieſem munteren Hausgenoſſen freilich den Vorzug vor vielen anderen geben. Aber eben die Schlauheit, womit er die Menſchen überliſtet, die Unverſchämtheit, womit er die Schwalben aus ihrem Neſte treibt, kann uns nicht gefallen.

45. Die Krähen.

In manchen Gegenden von Deutſchland dehnt man den Namen Rabe auch auf die Krähen aus, aber mit Unrecht. Rabe heißt eigentlich nur der große, ſchwarze Vogel, welcher nach dem Laute ſeines Geſchreies auch Kolkrabe benannt wird, und welcher ungeſellig umherfliegt und ſein Neſt baut. Die weit häufigeren Rabenkrähen dagegen leben faſt immer in großen Geſellſchaften, füllen mit ihren Neſtern oft ganze Waldſtrecken und thun durch die allzu große Zahl derſelben den Bäumen Schaden. Sonſt ſind ſie aber ebenſo nützliche Vögel, als der Kolkrabe ſchädlich iſt. Der Letztere nämlich frißt zwar auch Aas, Mäuſe und Inſekten, zieht aber doch das Fleiſch lebender und größerer Thiere dieſer geringeren Koſt vor. Er iſt deßhalb ein Verfolger der jungen Haſen, Feldhühner, Wachteln und verſchont auch die jungen Gänschen nicht, wenn er ſich ihrer ohne Gefahr bemächtigen kann. Denn ſeine Schlauheit hält ihn von den Wohnungen der Menſchen gewöhnlich fern, nur im Winter bei tiefem Schnee überwindet der Hunger ſeine Vorſicht. Auch weiß er vortrefflich einen bewaffneten Mann von einem pflügenden Bauer zu unterſcheiden. Dieſer Rabe iſt es auch, welcher vorzüglich leicht ſprechen lernt und von den gelernten Wörtern oft einen poſſierlichen Gebrauch macht. Vermuthlich war es auch ein Kolkrabe, den jener Schuſter in Rom abgerichtet hatte, dem vorübergehenden Kaiſer zuzurufen: Heil dir, Erlauchter! Weil der Kaiſer aber, der ſolcher Schmeichelei müde war, den Vogel nicht, wie ſein Meiſter gehofft hatte, um eine große Summe kaufte, ſo wurde der Letztere ärgerlich und rief: Bei dir iſt Hopfen und Malz verloren! Der Rabe merkte ſich Das, und als der Kaiſer wieder vorüberging, rief er erſt ſeinen gewohnten Spruch, dann aber: Bei dir iſt Hopfen und Malz verloren! Dieſer Scherz gefiel dem Kaiſer und er kaufte nun den Raben theurer, als er ſonſt gethan haben würde.

Die Rabenkrähe läßt ſich übrigens auch zähmen und zum Sprechen abrichten, und da ſie etwas kleiner und weniger boshaft iſt, als der eigentliche Rabe, ſo iſt ſie eher im Hofe zu dulden. Doch ſtiehlt auch ſie glänzende Sachen und verſteckt ſie. Auf dem Felde gibt es indeſſen nicht leicht einen nützlicheren Vogel als dieſe Rabenkrähe, nebſt der ihr nahe verwandten, an ihrem kahlen Schnabel kenntlichen Saatkrähe. Denn Beide ſind die geſchwornen Feinde der Engerlinge, welche

ſie theils hinter dem Pfluge aufleſen, theils aus dem lockeren Boden herausbohren. Auch Feldmäuſe werden in Menge von den Krähen vertilgt und aufmerkſame Landwirthe ſchlagen ihnen ſogar Pfähle ein, worauf ſie ſich ſetzen und den Mäuſen auflauern können. Von den Dohlen läßt ſich Dies nicht rühmen, denn ſie lieben mehr die Nahrung aus dem Pflanzenreiche. Aber die Diebsnatur der Krähen haben auch dieſe, das beweiſ't ſchon die Redensart: Er ſtiehlt wie ein Dohle. Überhaupt haben unſere Vorfahren von dem Charakter der Krähen nicht viel gehalten. Denn ſie haben uns das Sprüchwort hinterlaſſen: Eine Krähe hackt der andern nicht die Augen aus, welches ſoviel bedeutet, als: die Böſen ſind unter einander ſelbſt oft einig. Wenn man aber von unbarmherzigen Eltern ſagt: Rabenvater, Rabenmutter, ſo thut man dieſen Thieren ſehr Unrecht. Denn an elterlicher Zärtlichkeit bleiben die Raben keineswegs hinter andern Vögeln zurück.

46. Die Elſter.

Der Verein, welcher ſich in einigen Gegenden Deutſchlands zum Schutze der Singvögel gebildet hat, hat darauf aufmerkſam gemacht, daß es keine ſchlimmeren Feinde der kleinen Vögel gebe, als die Elſtern. Da dieſe jedoch nicht zu den Raubvögeln gerechnet werden, ſo könnte Mancher an der Wahrheit dieſer Behauptung zweifeln. Betrachtet man indeſſen die Lebensweiſe der Elſter genauer, ſo wird man finden, daß dieſelbe zwar gleich den Krähen auch Inſekten hier und da auch Mäuſe verzehrt, daß aber doch ihr vorzüglichſtes Augenmerk immer auf die Neſter der kleineren Vögel gerichtet iſt. Hat ſie ein ſolches ausſpionirt, und Das kann ſie von ihrem Sitze auf einem hohen Baume leicht, ſo iſt es ihr einerlei, ob Eier oder Jungen darin liegen. Sie verzehrt die Einen wie die Anderen mit dem größeſten Appetite. Ja ſelbſt die alten Vögelchen ſind vor ihrem räuberiſchen Schnabel nicht ganz ſicher; und Was die Jungen betrifft, ſo wagt ſie ſich ſogar an noch nicht flügge Tauben. Ja man hat Beiſpiele, daß ſie ſich in einen Taubenſchlag geſchlichen und dort die Jungen im Neſte erwürgt hat. Ihrer Größe nach ſollte man ſie dazu nicht für fähig halten, denn ihren langen Schwanz abgerechnet, iſt ſie keineswegs ſo groß als eine Taube. Ein Beweis, daß kecke Räuber auch ohne große Stärke die Furchtſamen bezwingen. Daneben iſt aber die Elſter ein höchſt ſchlauer Vogel, den nur ſelten ein Jäger zum Schuſſe bringt. Sie bleibt ganz dreiſt ſitzen, wenn unbewaffnete Leute ihr nahe kommen, aber das Feuergewehr unterſcheidet und flieht ſie aus großer Ferne. Auch ihr Neſt ſteht in großer Höhe und iſt mit Reiſig gegen Angriffe ſorgfältig geſchützt. Dagegen verräth ſie ſich oft durch ihr widriges Geſchrei. Auch durch ihren ſchwankenden Flug und langen beweglichen Schwanz iſt ſie leicht von anderen Vögeln zu unterſcheiden.

Sie wird ihrer ſchönen, ſchillernden Farbe wegen, noch mehr aber um ihrer Poſſierlichkeit willen öfters gezähmt und lernt dann ſprechen. Daß ſie aber die diebiſche Natur ihrer Verwandten, der Raben, nicht verleugnet, beweiſ't folgende Geſchichte:

In einer Kirche in Paris iſt viele Jahre lang eine Meſſe geleſen worden, welche man die Elſtermeſſe nannte. Die Veranlaſſung war

folgende. Einem Bürger, der eine zahme Elſter unterhielt, kam kurz hintereinander viel Silberzeug weg. Der Verdacht fiel auf die Magd im Hauſe, und der Mann war ſo erzürnt, daß er dieſe dem Gericht übergab. Da ſie leugnete, wurde ſie nach damaligem Gebrauche auf die Tortur gebracht, und geſtand hier, um von den unerträglichen Qualen befreit zu werden, das angeſchuldigte Verbrechen ein und wurde hingerichtet. Ein halbes Jahr nachher aber fanden ſich bei der Ausbeſſerung eines alten Daches die ſämmtlichen vermißten Gegenſtände in einem Schlupfwinkel der Elſter wieder. Der Bürger, welcher ſeine Magd angeklagt hatte, war nun außer ſich vor Betrübniß und Reue, und ſtiftete zu ſeiner Beruhigung jene Meſſe für das unſchuldig hingerichtete Mädchen.

47. Die Eule.

Die Eulen ſind mit großem Unrecht verrufene oder gar verfolgte Vögel. Die meiſten von ihnen ſind höchſt nützlich, der Schaden, welchen einige bringen, dagegen nicht beträchtlich, und man ſollte glauben, die Menſchen müßten ſie darum gleich den Störchen in ihren Schutz genommen haben. Aber gerade umgekehrt, weil ſie großentheils das Tageslicht meiden und ſchauerliche Stimmen ertönen laſſen, ſo hat der Aberglaube ihnen Allerlei angedichtet und ſie verhaßt gemacht. Es iſt wahr, alle Eulen haben ein wunderliches Ausſehen; einen dicken, katzenähnlichen Kopf, große, graſſe Augen, die Federn reichen faſt bis über das Geſicht. Dazu der ſtark gekrümmte Schnabel, die ſcharfen Krallen, und bei einigen die Federbüſchel über beiden Ohren. Kein Wunder, daß Dies den Leuten grauſenhaft vorkam. Und nun noch das einſame, lichtſcheue Weſen, ſelbſt der am Tage fliegenden Eulen, das weiche, locker abſtehende Gefieder, wodurch ſie gleichſam in einen Mantel gehüllt ſind! Übrigens aber ſind die Farben ihres Gefieders nichts weniger als unangenehm, bei manchen geradezu ſchön zu nennen. Eine Eigenheit, die aber freilich nur bei näherer Betrachtung bemerkt wird, iſt die, daß die Eulen eine der 3 Vorderzehen auch nach hinten ſchlagen und ſie alſo zu je zweien vertheilen können, wie auch die Papageien und Spechte. Daß ſie Raubvögel ſind, erkennt man wohl an ihrem Schnabel und ihren Fängen, allein der Raub der meiſten beſteht doch nur in Mäuſen, Ratten, Hamſtern, Nachtſchmetterlingen, Maikäfern u. dgl. Nur die größeren Arten töden auch junges Wild und Vögel. Geräth eine einmal in einen Taubenſchlag, ſo richtet ſie allerdings ein Blutbad an. Davor kann man ſich aber ſchützen, und der Nutzen der Eulen iſt ſo groß, daß man Jeden ſtrafen ſollte, welcher muthwillig eine tödet, oder zum Triumph ſie an ein Scheuerthor nagelt. Wie weislich der Schöpfer die Eulen mit Demjenigen verſehen hat, was gerade zu ihrer Lebensart paßt, erſieht man daraus, daß ihre großen, unbeweglichen Augen, ſie in der Dämmerung und bei Mondſchein, wo ſie ihrer Nahrung nachfliegen, deſto ſchärfer ſehen laſſen; wogegen ſie freilich beim Sonnenſchein ſich verkriechen und die Augen ſchließen müſſen. Die Unbeweglichkeit des Auges wird durch deſto größere Beweglichkeit des Kopfes erſetzt. Bei völliger Dunkelheit können freilich die Eulen ſo wenig ſehen als irgend ein Geſchöpf; denn zum Sehen bedarf es Lichtſtrahlen. Ferner ſind ſie mit einem ganz vortrefflichen Gehöre

begabt, auch diejenigen, welche kein äußerliches Ohr haben. Dadurch ſind ſie im Stande, ſelbſt das Kniſtern einer Maus zu vernehmen und ſich nach ihr hinzuwenden. Nicht minder dienlich iſt ihnen der leiſe Flug, welcher von der Weichheit ihrer Schwungfedern herrührt, und welcher verhindert, daß ſie aus der Ferne bemerkt werden. Den übrigen Vögeln iſt aber gleich den Menſchen die Eule ein Gräuel und ein Spott. Läßt ſich eine am Tage ſehen, ſogleich ſind ganze Schaaren kleiner Vögel da, welche ſie mit lärmendem Geſchrei verfolgen. Sie wiſſen, daß die Eule ihnen im Fluge Nichts anhaben kann. Noch weiter treiben die Raben ihre Angriffe, und manche Raubvögel, z. B. die Buſſarde ſtoßen geradezu auf die Eule. Bei Nacht ändert ſich aber das Verhältniß und der Übermuth wird allen dieſen Feinden wieder vergolten, denn die Eulen verzehren dann nicht nur manchen kleinen Vogel, welcher ihnen gerade aufſtößt, ſondern fallen ſogar über jene Buſſarde her. Da dieſe lebendige Beute mit Federn oder Haaren verſehen iſt, ſo wirft die Eule von Zeit zu Zeit ſolche Federballen, welche man Gewölle nennt, gleich den übrigen Raubvögeln aus, und reinigt dadurch ihren Magen.

Auf jene Verhaßtheit der Eulen hat man eine Einrichtung zum Vogelfange gegründet, welche jedoch bei der immer größer werdenden Seltenheit der Vögel nicht mehr geſtattet werden ſollte. Man ſetzt nämlich eine gezähmte und an einen Riemen gebundene Eule auf einen weit ſichtbaren Ort, in deſſen Nähe man ein Verſteck (die Krähenhütte) angebracht hat. Hat man es auf größere Vögel z. B. Krähen abgeſehen, ſo erwartet man dieſe, welche ſich aus der ganzen Gegend zur Verhöhnung der Eule einfinden mit dem Gewehr in der Hand. Für kleinere Vögel hat man Leimruthen auf die benachbarten Äſte gelegt, woran nun die Necker hängen bleiben. Hat man keine lebendige Eule, ſo thut auch ſchon eine ausgeſtopfte gute Dienſte.

Was die Stimme der Eulen betrifft, ſo iſt dieſe zum Theil allerdings ſchauerlich z. B. das Huhuhu der Horneule, das Uh, Uh des Uhus und das Schnarchen der Schleiereule. Das Komm-mit, Geh-mit! des Käuzchens aber iſt weniger wegen ſeines furchtbaren Lautes für Todesprophezeihung angeſehen worden, als weil dieſe Eule nach dem Lichte zufliegt, und ſich alſo den ſpät erleuchteten Fenſtern der Krankenzimmer gerne nähert.

Die Vermehrung der Eulen iſt nicht ſehr ſtark, da das Weibchen nicht mehr als 4 Eier legt, und ihre Feinde ſehr viele ſind. Am zutraulichſten gegen die Menſchen iſt die zugleich ſchönſte aller Eulen die Schleiereule, welche ſich in Thürmen, oft ganz in die Nähe der Glocken ſetzt, ja ſogar in Taubenſchlägen gefunden wird, ohne daß ſich die Tauben vor ihr fürchten, oder daß ſie durch das Getümmel der Tauben ſich ſtören läßt.

Alle Eulen laſſen ſich jung aufgezogen zähmen, benehmen ſich indeſſen doch im Verhältniß zu andern Vögeln linkiſch, ergötzen aber gerade dadurch, ſowie durch ihre Grimaſſen. Die Ähnlichkeit mit den übrigen Raubvögeln zeigt ſich auch darin, daß das Weibchen immer etwas größer, auch ſchöner gefiedert iſt als das Männchen.

48. Der Uhu.

Nicht blos auf Europa beſchränkt, ſondern auch im nördlichen Aſien und Afrika verbreitet, iſt die große Ohreule (Uhu, Schuhu), die ge=

ſpenſterhaft mit ihren großen, feuerrothen Augen uns anſtarrt, und durch ihr dumpfes nächtliches Geſchrei Thiere und Menſchen ſchreckt. Ein gewaltiger Raubvogel, der ſelbſt Hirſch= und Rehkälber, Haſen, Auer= und Birkhühner angreift, dabei aber auch — zu ſeinem Ruhme ſei's ihm, wie allen Eulen nachgeſagt! — Ratten und Mäuſe in Menge vertilgt. Er treibt ſein Weſen im nächtlichen Halbdunkel und wird dadurch, wie durch ſeinen leiſen Flug, um ſo gefährlicher. Den Tag über ſitzt der Uhu ganz ſtille zwiſchen Felſen, Mauern, oder zwiſchen den Äſten hoher Bäume ganz am Stamme angedrückt, die Federn ganz an den Leib angelegt; kaum aber nähert ſich ihm Jemand, ſo öffnet er die Augen und läßt ſie nach allen Seiten rollen, wobei er die Flügel wölbt und halb ausbreitet, alle Federn ſträubt, ſich mit dem Kopfe nach vorne biegt und bald den einen, bald den andern Fuß in die Höhe hebt. Zugleich ziſcht und knappt er beſtändig mit dem Schnabel und macht überhaupt die lächerlichſten Stellungen und Grimaſſen. Seine großen Augen ſcheinen dabei zu funkeln und ſind in beſtändiger Bewegung, wobei auch die Pupille ſich mit jedem Athemzuge verändert. Daher kann es kaum befremden, daß dieſer Vogel ſo viel Stoff zu abergläubiſchen Sagen gegeben hat, namentlich zu der von dem wilden Jäger, oder dem wilden Heere. Dieſe wilde Jagd beſteht darin, daß man in der Stille der Nacht plötzlich aus den Wäldern und Bergen her, ein hohles, gedämpftes und doch weit hörbares Rufen „Pfuhu, Pfuhu!" oft von mehreren Seiten her ſchnell wiederholt hört, welches das Echo nicht ſelten noch furchtbarer wiedergibt. Brauſend und ſchnaubend zieht es durch die Gebüſche, und wenn man in der Nähe iſt, glaubt man feurige, ſich ſchnell bewegende Punkte zu bemerken. Bald ertönt ein helleres „Hu", bald glaubt man ein ſchallendes Hohngelächter zu hören, bald das Heulen und Klaffen von Hunden, oder das jauchzende Rufen der Jäger und das Wiehern der Pferde zu vernehmen. Alles zuſammen, die dunkeln, unheimlichen Wälder, Nacht, Felſen oder nahe Ruinen, ergreifen die Einbildungskraft des ängſtlichen Wanderers, und man glaubt Manches zu hören, was nicht iſt. Dies alles aber kommt von nichts Anderem als den Kämpfen und Zügen unſeres Uhus her, wobei ſich oft bis 20 und mehr verſammeln ſollen. Am Tage iſt der Uhu mehr lächerlich als fürchterlich, weßhalb ihn die Vogelſteller zur Anlockung für kleinere Vögel benutzen. Dieſe wollen an dem trübſeligen, poſſierlichen Kauz necken und gerathen ſelbſt unter das Netz.

49. Der Bartgeier.

Dieſer größeſte und ſtärkſte Raubvogel Europas kommt zwar im Inneren von Deutſchland nicht vor, wohl aber hauſ't und horſtet er gleich dem Adler auf den höchſten Spitzen der Alpen in der Schweiz, Tyrol und Salzburg. Dort verfolgt er die Gemſen und Haſen und raubt von den Heerden junge Lämmer, wovon ihm der Name Lämmergeier zu Theil geworden iſt. Vermöge ſeiner ungeheuren Stärke ſtürzt er ſelbſt große Thiere in Abgründe, um ſich dann ihres zerſchmetterten Leichnams zu bemächtigen. Etwas kleinere aber trägt er in ſeinen gewaltigen Klauen durch die Lüfte an einen ſicheren Ort, oft zu ſeinen Jungen ins Neſt. Solche Gewaltthaten ſollen ſelbſt ſchon an Kindern verübt worden ſein, wenigſtens iſt folgende Geſchichte außer Zweifel.

Anna Zurbuchen, von Habchern im Berner Oberlande, wurde von ihren Eltern als bald dreijähriges Kind beim Einſammeln von Grummet mitgenommen, und legte ſich nahe bei einer Scheune nieder. Bald ſchlummerte das Kind ein, der Vater bedeckte ihm das Geſicht mit einem Strohhut, und ging ſeiner Arbeit nach. Als er kurz nachher mit einer Heubürde beladen zurückkehrte, war das Kind fort, und Eltern und Thalbewohner ſuchten es überall vergebens. Während deſſen ging Heinrich von Unterſeen auf einem wilden Pfade dem Wäggisbach nach, wo er zu ſeinem Erſtaunen ein Kind ſchreien hörte. Mit ſchnellen Schritten eilt er dem Schalle nach; da erhob ſich, von ihm aufgeſchreckt, von einer kleinen Anhöhe ein Lämmergeier, und ſchwebte über den tiefen Abgrund hin. Am Rande dieſes Abgrundes, in deſſen Tiefe ein reißender Bach brauſ'te, in den durch jede Bewegung das Kind hätte hinabſtürzen können, fand Heinrich das Kind, welches keine andere Verwundung hatte, als am linken Arm und an der Hand, woran es wahrſcheinlich gepackt worden war. Schuhe, Strümpfe und Käppchen waren verloren. Dieſes geſchah den 12. Juli 1768. Die Anhöhe, wo man das Kind fand, iſt von jener Scheune, wo es ſchlummerte, etwa 1400 Schritte entfernt. Daſſelbe hieß fortan das Lämmergeier=Anni, und heirathete nachher einen Schneider, Peter Frutiger in Gwaltswyl, wo ſie im Jahr 1814 noch lebte.

Wegen der Ähnlichkeit mit den Adlern heißt der Lämmergeier zuweilen auch Geieradler. Indeſſen wird er wie alle größeren wilden Thiere von Jahr zu Jahre ſeltener.

50. Der Kuckuck.

Kein Vogel wird wohl ſo oft gehört und ſo ſelten geſehen als der Kuckuck. Sein Geſchrei, wovon er den Namen trägt, erſchallt in allen Wäldern und ſo laut, daß man oft glaubt, den Vogel in der Nähe zu haben, während er doch ganz entfernt ſitzt. Allein zu Geſicht bekommt man ihn faſt niemals, da er das Dickicht ſucht und die Nähe der Menſchen nicht liebt. Und doch achten die Menſchen ſo gern auf ſeinen Ruf und ſehen denſelben nicht blos als ein Zeichen des nahenden Sommers an, ſondern auch als eine Prophezeihung der noch zu durchlebenden Jahre. Wegen der Eigenthümlichkeit, ſeine Eier nicht ſelbſt auszubrüten, ſondern anderen Vögeln in die Neſter zu legen, iſt der Kuckuck verrufen. Allerdings iſt es im Reiche der Vögel etwas Unerhörtes, daß ein Weibchen ſeine Eier nicht ſelbſt ausbrütet und ſeine Jungen nicht ſelbſt verſorgt, und zum Exempel ſoll man ſo liebloſe Eltern nicht nehmen, allein der Schöpfer hat gleichwohl auch hier eine weisliche Einrichtung getroffen. Die Kuckucke ſind nämlich die ärgſten Inſektenfreſſer im ganzen Walde; von dem Morgen bis zum Abende ſuchen ſie Raupen, Larven und Puppen, und können kaum ihren eignen Hunger ſtillen. Wie bliebe ihnen da noch Zeit zu brüten und Futter für ihre Jungen zu ſuchen? Eher kann eine Grasmücke oder eine Bachſtelze, oder ſelbſt ein Zaunkönig einen ſolchen jungen Freſſer befriedigen, da die eigenen Jungen genügſamer ſind, und mehr als ein Ei legt der Kuckuck nicht in ein fremdes Neſt. Freilich drückt der grobe Gaſt bisweilen ſeine kleineren Geſchwiſter aus dem für ihn gar nicht eingerichteten Neſte. Allein die Liebe ſeiner Pflegeeltern bleibt

ihm doch. Sie füttern ihn ſogar noch, wenn er das Neſt verlaſſen hat und vor Hunger ſchreiend auf einem nahen Äſte ſitzt. Übrigens hätten die Menſchen Urſache zu wünſchen, daß alle Kuckuckseier gut ausgebrütet würden, und daß der Vogel weniger ſcheu wäre und bis an die Ortſchaften herankäme; denn dann würden die Raupen an den Obſtbäumen und in den Gemüſegärten vertilgt, ohne daß zugleich die Kirſchen, Erbſen und der Weizen Noth litte wie durch die Sperlinge. Ein Beweis dafür iſt, daß die Kuckucke nur in den wärmſten Monaten bei uns ſind, und ſogleich abziehen, wenn die Inſekten wegen der kühlen Nächte nicht mehr in großer Menge und zu allen Tageszeiten zu haben ſind.

51. Die Hühnereier.

Die Hühner zu beobachten hat jedes Kind Gelegenheit. Das Leſebuch kann alſo wohl davon ſchweigen. Um aber doch zu zeigen, wieviel man auch bei den alltäglichſten Dingen noch zu lernen hat, mag ein Aufſatz über die Behandlung der Eier unſeres Haushuhns hier Platz finden.

Will man Hühnereier längere Zeit aufbewahren, ſo wähle man ſtets friſch-gelegte dazu, da ſchon gelegene den Keim des Verderbens gewiſſermaßen in ſich tragen. Am beſten ſollen ſich die im Monat Auguſt gelegten halten. Man hat verſchiedene Aufbewahrungs-Methoden. Eine der beſten iſt wohl folgende: Man verdünnt gelöſchten Kalk, wie man ihn in den Kalkgruben findet, bis zur Dichtigkeit eines ganz dünnen Breies oder dicker Milch und gießt denſelben über die, in einem Topfe oder Faſſe, auf die Spitzen über einander geſtellten Eier, ſo daß dieſe etwa einige Finger hoch davon bedeckt werden, hierauf deckt man den Topf oder das Faß mit einem Deckel zu, verbindet dieſen noch außerdem gut mit ſtarkem Papiere und ſtellt das Gefäß an einen kühlen, jedoch froſtfreien Ort. Man kann auch die zum Aufbewahren in einen Topf übereinander geſtellten Eier mit Fett, Butter oder Talg begießen und ſie halten ſich ebenfalls ein Jahr lang. Auch halten ſie ſich in Getraidehaufen, in Häckerling, Salz oder Aſche gelegt, wenn ſie nur ſo liegen, daß ſie einander nicht berühren.

Für die beſten Eier hält man diejenigen, welche eine klare, dünne Schale haben. Je heller das Eiweiß und je voller das Ei, gegen das Licht gehalten, ſcheint, um ſo beſſer iſt es. Alte und verdorbene Eier ſchwimmen im Waſſer. Will man wiſſen, ob ein Ei angegangen oder angebrütet iſt, ſo darf man es nur an beiden Enden mit der Spitze der Zunge berühren. Iſt das Ei noch friſch, ſo wird man den ſtumpfen Theil wärmer als den ſpitzigen finden; iſt es aber angegangen, oder angebrütet, ſo ſind beide Enden von gleichmäßiger Temperatur.

Die Eier werden auf vielfache Weiſe zur Speiſe benutzt; hart gekocht ſind ſie aber ein ſchwer zu verdauendes Gericht und eignen ſich für einen ſchwachen Magen nicht wohl zur Abendſpeiſe. Rohe, oder weich geſottene Eier dagegen ſind, mäßig genoſſen, eine leicht verdauliche nährende Speiſe. Gegen Heiſerkeit, ſo wie überhaupt zur Erhaltung einer geſchmeidigen Stimme ſind rohe Eier ein bewährtes Mitel.

Will man bunte Eier ſieden, ſo kocht man die Eier mit einem dem Waſſer beigemiſchten färbenden Stoffe. Sollen ſie gelb werden, ſo nimmt

man die äußerſten braunen Zwiebelſchalen dazu; ſollen ſie roth werden, Fernambukſpäne; will man ſie blau haben, Blauholzſpäne oder blauen Kugellack. Marmorirt kann man die Eier machen, wenn man ſie mit mehreren dieſer Farbenkörper, auch wohl mit Gras und Blumen umgibt, in leinene Läppchen bindet und ſo in Waſſer kocht. — Schreiben kann man auf die gefärbten Eier mit Scheidewaſſer. Eine erhabene Schrift auf einem Ei kann man dadurch zum Vorſchein bringen, daß man Wachs und Talg durch Schmelzen mit einander vereinigt, und mit der noch heißen Miſchung vermittelſt einer neu geſchnittnen Feder etwas große Buchſtaben auf das Ei ſchreibt, und dieſes dann einige Zeit in Scheidewaſſer oder Eſſig legt. — Man kann auch ein Ei in eine Flaſche mit engem Halſe bringen. Zu dieſem Behufe legt man das Ei ſo lange in ſcharfen Weineſſig, bis die Schale ganz erweicht iſt, hierauf dreht man es zwiſchen den Händen bis es durch den Hals der Flaſche geht, dann gießt man kaltes Waſſer darauf, wodurch es ſeine natürliche Geſtalt und Feſtigkeit wieder annimmt.

52. Das Rebhuhn.

Es heißt auch Feldhuhn, und beide Namen deuten auf ſeinen Aufenthalt in Feld oder Weinbergen. Hochwald lieben die Feldhühner nicht, wohl aber Gebüſch und Hecken, wo ſie Schutz vor ihren Feinden ſuchen, wenn das Feld von Getraide entblößt iſt. Da wo es ganz an natürlichem Gebüſche mangelt, muß der Jäger, welcher dieſes beliebte Wildpret nicht untergehen laſſen will, einen künſtlichen Schutz für die überwinternden Feldhühner anpflanzen, ſonſt würden ſie den Raubvögeln und Füchſen zur Beute werden. Das Rebhuhn iſt ein ſchöner und zugleich zutraulicher Vogel, welcher lediglich wegen ſeines wohlſchmeckenden Fleiſches verfolgt wird. Seine Farbe iſt braun mit weißen Wellenlinien, unten mehr weiß; der Hahn hat an der unteren Bruſt ein braunes Hufeiſen. Die Geſtalt iſt der einer Wachtel ſehr ähnlich, an Größe kommt es einem halbjährigen Haushuhn gleich. Hahn und Henne unterſcheiden ſich an Geſtalt gar nicht, an Größe und Farbe wenig, und ſind ſich mit treuer Liebe zugethan, wie ein Paar Tauben. Sie allein machen eine Ausnahme unter allen Hühnerarten, welche ſonſt in Vielweiberei leben. Wenn man gleichwohl Flüge von 15 — 20 Rebhühnern zuſammen trifft, welche die Jäger eine Kette, auch wohl ein Volk nennen, ſo iſt dies eine einzige Familie, Eltern mit ihren Kindern. Und die Zärtlichkeit dieſer Familie iſt rührend, nur nicht für den Jäger, welcher den Führer der Kette, den alten Hahn zuerſt wegzuſchießen ſucht, damit er ſich der übrigen deſto leichter bemächtigen kann. Der Hahn thut indeß alles Mögliche, um ſeine Kinder, die er nebſt ſeinem Weibchen mühevoll und unter mancherlei Angſt groß gezogen hat, zu retten. Er ſtellt ſich als Wache auf, oder läßt eines der Jungen wachen, wenn die Schaar ruht, er ſucht den Jäger durch Flucht nach einer anderen Seite irre zu führen; er hegt und pflegt auch die Jungen, wenn das Weibchen etwa verunglückt. Und dieſes wieder ſucht durch allerlei Liſt die Feinde von ſeinem kunſtloſen Neſte, oder von ſeinem aus 10 bis 20 Stück beſtehenden Häuflein noch nicht flügger Jungen abzulenken. Doch kommen gar viele Feldhühner vor dem Alter ihrer vollkommnen Ausbildung um,

theils durch Raubthiere, theils durch Feldarbeiter. Denn da ſchon die Alten nicht hoch und lange fliegen können, ſo iſt Dies den Jungen noch viel weniger möglich, und ſo wird manches mit der Senſe erreicht oder ſonſt umgebracht. Während des Laufes durch die Furchen, oder gar wenn ſie ſich ducken, würden ſie wegen ihres erdfarbigen Ausſehens ſchwer erkannt werden und ihre Jagd alſo von geringem Erbfolge ſein, wenn nicht der Hühnerhund abgerichtet wäre, ſie aufzuſuchen und vor ihnen zu ſtehen, bis der Jäger ihm einzuſpringen befiehlt. Ihr ſchrillendes Auffliegen, welches den Unaufmerkſamen erſchreckt, macht dagegen oft den Jäger auf ihren Aufenthalt aufmerkſam, und ihr Geſchrei gerr, gerr und gerrhäck, gerrhäck, verräth ſie nicht minder oft. Ihre Nahrung beſteht zwar zum Theil aus Getraide, iſt aber doch dem Feldbau nicht ſehr ſchädlich, da ſie die Körner nur von dem Boden aufleſen und ſich auch mit Inſekten, Wachholderbeeren und zarten Blättchen begnügen. Zur eigentlichen Zähmung läßt ſich das Feldhuhn wohl ſchwerlich bringen, da es der Freiheit zum Gedeihen bedarf, allein man legt bisweilen einer zahmen Henne die Eier eines Feldhuhns unter, und erhält dann Küchlein, welche ihrer Pflegemutter ſo lange folgen, bis man ſie ſchlachten kann. Läßt man ſie länger laufen, ſo verunglücken ſie leichter als zahme Hühner, oder kehren ins Feld zurück. Auch verlangen ſie ſorgfältige Pflege und anfangs wenigſtens Ameiſeneier zur Nahrung. In harten Wintern kommen mannigmal alle Feldhühner einer ganzen Gegend aus Hungersnoth um, und erfahrene Jäger fangen ſie dann lieber ein, und füttern ſie bis zum Frühling, um ſie bei beſſerer Witterung wieder fliegen zu laſſen.

53. Der Pfau.

Vielleicht von keinem Vogel ließe ſich Soviel lernen als von dem Pfau, wenn man nämlich nicht ſein Beiſpiel nachahmen, ſondern ihn mit Überlegung betrachten wollte. Äußerliche Schönheit bei innerer Bosheit, Hochmuth bei ſchmutzigen Füßen, widerwärtige Stimme und doch viel Geſchrei, Liebloſigkeit gegen die eignen Kinder und Empfindlichkeit gegen jede Unbequemlichkeit, Das findet ſich alles bei dieſem Vogel.

In Oſtindien lebt der Pfau wild in den Wäldern, iſt ſeit Alexanders des Großen Zeiten aber als zahmer Vogel nach Europa verpflanzt und jetzt die Zierde unſerer Hühnerhöfe. Sein herrlich himmelblauer Hals, den er ſtolz hin und her wiegt, ſein eben ſolcher kronenartiger Federbuſch, vor Allem aber ſein mehrere Fuß langer goldgrüner Schweif mit den ſchimmernden violetten Augen oder Spiegeln machen ihn zu dem ſchönſten aller einheimiſchen Vögel. Und Deſſen ſcheint er ſich auch bewußt zu ſein, denn ſein Gang iſt abgemeſſen, ſeinen Schweif trägt er mit Sorgfalt und vermeidet ihn irgendwo anzuſtoßen oder zu beſchmutzen. Auch wenn er mit demſelben ein Rad ſchlägt, geſchieht Dies mit einer gewiſſen Eitelkeit, entweder vor ſeinen Hennen oder vor menſchlichen Zuſchauern. Sein häßliches Geſchrei, welches er namentlich des Abends beim Auffliegen auf Bäume oder Dächer hören läßt, ſowie ſeine unanſehnlichen Füße könnten ihn aber wohl zur Beſcheidenheit ſtimmen, wenn ſein Naturell überhaupt ein beſſeres wäre. Es gibt aber unter den zah-

men Vögeln nicht leicht einen eiferſüchtigeren, boshafteren, als den Pfau. Er will überall den Vorrang behaupten, beißt das übrige Geflügel nicht blos beim Füttern, ſondern oft ganz ohne Urſache und nicht ſelten gefährlich. Ja auch Menſchen ſind vor einem alten Pfauhahne nicht ſicher, er fliegt ihnen auf den Kopf und hackt Kindern nach den Augen. Dieſen Muth verliert er freilich mit ſeinen prachtvollen Federn zugleich, ſobald die Mauſer beginnt, hat man von ſeinen Angriffen Nichts mehr zu fürchten. Noch ſchlechter benimmt er ſich gegen ſeine eignen Jungen. Das Weibchen legt zwar 8 — 12 Eier, bebrütet ſie aber ſchon nicht ſehr ſorgfältig, indem es oft vorzieht, auf einen Baum zu fliegen, und ſo die Eier in dem niedrigen Neſte erkalten läßt. Sind die Jungen ausgekrochen, ſo deckt es ſie auch nicht hinreichend mit ſeinen Flügeln, ſondern fliegt lieber in die Höhe, gleich einer vornehmen Dame, welche ihr Kind den Wärterinnen überläßt. Und wirklich legen die Menſchen darum die Pfaueneier lieber Haus- oder Truthühnern unter, welchen das Brüten und Pflegen nicht zu langweilig vorkommt. Der Pfauhahn aber verkennet ſeine väterlichen Pflichten ſo ſehr, daß er die Eier ſeiner Henne zerhackt, ja — worin ihm ſonſt nur der Kater und der Tiger gleichen — ſeine eignen Jungen tödet. Unter dieſen Umſtänden, und da die jungen Pfauchen ſehr zärtliche Thierchen ſind, kann nur die äußerliche Schönheit die Beſitzer großer Höfe vermögen, Pfauen aufzuziehen.

Pfauenbraten wird natürlich hier zu Lande ſelten gegeſſen, ſoll aber auch nicht einmal von vorzüglicher Güte ſein. Vielleicht daß die wilden Pfauen in Oſtindien beſſer ſchmecken. Wir begnügen uns mit anderem Geflügel.

54. Die Tauben.

Ludwig. Du hältſt alſo jetzt auch Tauben; wieviele haſt du denn?

Ernſt. Vorerſt nur einige Paare, weil mein Schlag noch nicht für mehrere eingerichtet iſt.

Ludw. Das wäre mir nicht der Mühe werth. Wenn es in dem Taubenſchlage nicht recht wimmelt, und auf mein Pfeifen nicht im Hofe durcheinander flattert, dann gefällt mir die Taubenzucht nicht.

Ernſt. Mein Vater ſagt: viel Tauben zu halten ſei ein theures Vergnügen. Die wenigen Batzen, womit ein Paar Junge bezahlt wird, erſetze die Koſten der Fütterung nicht.

Ludw. Ei, Wer wird auch viel füttern! Meine Tauben müſſen ſich ihr Futter ſelbſt ſtellen. Mit Sonnenaufgang geht es ins Feld, und mit Sonnenuntergang kehren ſie erſt in den Schlag zurück.

Ernſt. Aber im Winter können ſie ſich doch nicht von Schnee ſättigen und in der Saatzeit ſollen ſie doch auch eingeſperrt werden.

Ludw. Ich ſperre die meinigen nicht ein, ſie thun ja keinen Schaden. Es iſt Thorheit eine ſolche Verordnung zu machen.

Ernſt. Verordnungen müſſen gehalten werden, auch wenn ſie auf Irrthum beruhen ſollten. Es wird aber nicht ausbleiben, daß du in Strafe verfällſt, und dann geht der Gewinn auf einmal wieder verloren.

Ludw. Aber meine Tauben dauern mich, wenn ich ſie gefangen halten ſoll. Ja, wenn ſie noch Jemanden Schaden thäten!

Ernſt. Sie thun aber wirklich Schaden. Ich habe ſelbſt ſchon geſehen, wie ſie Körnchen aufleſen, die bis auf ein kleines Pünktchen mit Erde bedeckt waren und ſicherlich aufgegangen wären. Du darfſt dein Vieh nicht auf fremder Leute Koſten ernähren.

Ludw. Die Jäger ernähren ja auch das Wild auf fremder Leute Koſten.

Ernſt. Das ſind auch die Jäger. Ein Unrecht entſchuldigt das andere nicht. Ich werde jedenfalls meine Tauben größtentheils zu Hauſe halten.

Ludw. Dann wirſt du nicht viel Kluges erziehen. Schlaghocker, die keinem Raubvogel auszuweichen im Stande ſind, und in ſechs Bruten kaum ein Junges aufbringen.

Ernſt. So arg wird es gerade nicht werden. Ich habe ſolche Arten angeſchafft, welche dazu am beſten taugen: Kröpfer und Mövchen.

Ludw. Nun die Kröpfer laſſe ich mir gefallen, das ſind wenigſtens kräftige Burſche, aber deine zärtlichen Mövchen kommen mir vor wie die bleichen Stadtmamſellen. Ich halte am meiſten auf die wildblauen Tauben, die ſind groß, kräftig, gewandt und der Habicht ereilt ſie am ſeltenſten.

Ernſt. Ich weiß, ſie ſehen gerade aus, wie die wilden Hohltauben und ſind wahrſcheinlich Nachkömmlinge derſelben. Aber auch unter den wilden Tauben gefallen mir die Turteltauben beſſer als die Hohltauben und die noch größeren Ringeltauben.

Ludw. O ja, die Turteltauben habe ich auch gern, aber nur in dem Walde, dahin gehört ihr zärtliches Girren.

Ernſt. Was wir an den Tauben lieben, das iſt ja überhaupt nicht ihr ſchönes Gefieder oder ihre Geſtalt, ſondern ihre Sanftmuth und Zärtlichkeit. Wären ſie nicht das Sinnbild der Unſchuld, des Nutzens wegen würden ſie nicht gehalten werden.

Ludw. Meinetwegen! Aber mit ihrer Sanftmuth ſteht es doch nicht ſo richtig, wie du dir einbildeſt. Es gibt ſehr zänkiſche Tauben und die Tauber ſind oft weder gegen ihre Täubin noch gegen die Jungen ſehr zärtlich. Ich habe Beiſpiele geſehen.

Ernſt. Nun ja, es mag Ausnahmen geben, allein vergleiche die Taube mit jedem anderen Thiere, und du wirſt ihre Eigenſchaften bewundern und lieben.

Ludw. Bin ich denn nicht ein Taubenfreund? Mein Vater tadelt mich oft genug, daß ich ihnen ſo viele Zeit widme. Er ſagt: ſolche Liebhabereien werden leicht zur Leidenſchaft, lehren die Zeit töden, und dabei wird die Natur doch nicht genau beobachtet.

Ernſt. Allerdings ſpüre ich auch ſchon Etwas von dieſer Leidenſchaft. Doch ich hoffe, wir werden Maaß halten; und Was das Beobachten betrifft, ſo bin ich ſicher, daß mir Nichts in der Lebensart meiner Täubchen entgehen ſoll.

Ludw. Gut! wir wollen öfter darüber reden.

55. Der Schnepfenſtrich.

Heute geht es auf den Schnepfenſtrich, ſagte der alte Oberförſter Feldhaus zu ſeinem Sohne, denn Okuli ſind Schnepfen hie, heißt das

alte Sprüchwort und das Wetter iſt vortrefflich. Mit Freuden vernahm Karl die Einladung ſeines Vaters und kaum ſank die Sonne gegen den weſtlichen Rand des Himmels, ſo ergriff er ſeine Doppelflinte, hängte die Jagdtaſche um, lockte dem treuen Karo und bald waren Vater und Sohn an dem Rande des Waldes angekommen, wo ſie den Durchzug der Schnepfen vermutheten. Jeder wählte einen Platz, wo er verborgen genug ſtand, um von den ſtreichenden Vögeln nicht bemerkt zu werden, und doch eine hinreichende Ausſicht gegen den freien Himmel hatte. Nun hielt man ſich ſtill, und Karo mußte kuſchen, als wenn ihn die Jagd gar Nichts anginge. Kaum war jedoch die Dämmerung eingebrochen, ſo ſah Karl ein paar ſchwärzliche Vögel an ſich vorüberſtreichen, doch unglücklicher Weiſe zu weit, als daß er einen Schuß hätte wagen dürfen, nicht einmal das Sauſen des Fluges konnte er hören. Seinem Vater kamen ſie beſſer an, denn plötzlich knallte es zweimal und Karo ſprang auf, um das erlegte Wildpret zu ſuchen. Wirklich brachte er zwei tödlich getroffene Schnepfen, welchen der alte Oberförſter ohne Verzug den Schädel eindrückte und ſie in eine Taſche ſteckte. Während er wieder lud, wechſelte er einige leiſe Worte, mit ſeinem Sohne, befahl dieſem dann auf ſeinen Platz zurückzugehen und Karo mitzunehmen. Diesmal war Karl glücklicher, er hörte Etwas von dem Walde her ſäuſeln und hatte gerade Zeit ſein Gewehr zu richten, als eine große Schnepfe über ihm her ſchwebte. Ein Schuß und ein Fall ins Gebüſch folgten ſich in einem Augenblicke. Ein Glück war es, daß Karo in der Nähe war, denn allein hätte der junge Schütze ſeine Beute nicht gefunden, zumal da die Schnepfe noch Kraft genug hatte, ſich in den Büſchen etwas fortzuſchleppen. Die Freude Karls über dieſen glücklichen Schuß war deſto größer, weil es die erſte Waldſchnepfe war, die ihm zu erlegen gelungen war. Die Mittelſchnepfen ſeines Vaters ſchienen ihm jetzt ganz unbedeutend gegen ſeine Beute. Auch kehrte man bald nach Hauſe zurück, da ſich der Wind erhob und den Strich verdarb. Nach den kleinen Himmelsziegen, welche man in hoher Luft mekern hörte, wurde gar nicht geſchoſſen, weil es zu unſicher ſchien. Unterwegs wurde der glückliche Schnepfenſtrich noch viel beſprochen und ſobald die Jäger in die Stube traten, konnte Karl kaum das Licht erwarten, um ſeine Schnepfe recht zu betrachten. Bald hielt er ſie an dem langen Schnabel in die Höhe, bald ſtreichelte er die zarten braun gebänderten Federn und unterließ nicht, ſich einige der ſchönſten auszuziehen, um ſie an ſeinen Hut zu ſtecken, wie die Jäger pflegen. Auch das Gewicht wurde geprüft, und der Vater fand die Schnepfe ſo feiſt, daß er dieſelbe, Was ſonſt ſelten geſchah, für die eigne Küche beſtimmte. Am andern Mittage ſtand ſie als duftender Braten auf dem Tiſche, und die geröſteten Schnitten mit darauf geſchmiertem Schnepfendreck fehlten nicht. Karl fand Beides vortrefflich und war ordentlich ſtolz darauf, daß er eine ſolche Leckerei in die Küche geliefert hatte.

56. Storch und Reiher.

Den Storch kennt faſt jeder Leſer dieſes Buches aus Anſchauung, nicht ſo den Reiher. Denn da derſelbe nur von Fiſchen lebt und eine

groſse Quantität derſelben zur Stillung ſeines Hungers bedarf, ſo kann er nicht wie der Storch in jeder Gegend ſein Auskommen finden. Denn ſumpfige Wieſen, trübe Gräben mit Fröſchen gibt es allenthalben, aber fiſchreiche Bäche und Flüſſe oder gar Teiche und Seen ſind ſchon ſeltener. Auch hegen und ſchützen die Menſchen den Reiher nicht wie den Storch. Er ſchmauſ't ihnen ja die beſten Hechte, Karpfen und Forellen weg und ein einziges Paar iſt im Stande einen ganzen Teich zu entvölkern. Da wäre es doch Thorheit ihn zu ſchonen, und ihm wohl gar eine Unterlage zum Neſte zu machen, wie dem Storch. Dazu kommt, daſs der Reiher gar kein liebenswürdiger Vogel iſt. An Gröſse und Geſtalt kommt er zwar dem Storch nahe, die grauen Federn ſeines Federbuſches ſind ſogar ſchöner als die weiſs und ſchwarzen des Storches. Allein wenn er Stunden lang auf derſelben Stelle in einem Bache ſteht, ohne Langeweile zu empfinden, wenn er gar mit kreuzweiſe übereinander geſchlagenen Beinen und aufgerichtetem Schnabel einem alten Pflocke gleich ſteht, oder endlich ſein kreiſchendes Geſchrei hören läſst, ſo wird man nicht beſonders für ihn eingenommen. Da nun auch ſein Fleiſch nicht wohl eſsbar und die Federn, wenigſtens der einheimiſchen Reiher von keinem beſonderen Werthe ſind, ſo iſt es begreiflich, daſs die Menſchen eher an ſeine Ausrottung als an ſeine Erhaltung denken. Die Reiherbeize, eine früher gewöhnliche Jagd, wobei man gezähmte Falken auf Reiher ſtoſsen lieſs, war ein grauſames und koſtſpieliges Vergnügen, dem man jetzt faſt allgemein entſagt hat, aber die Reiher ſind darum nicht beſſer daran, da die Jäger kein Bedenken tragen ſie zu ſchieſsen, wo ſie dieſelben antreffen. Wie friedlich wohnt dagegen der Storch auf ſeinem Neſte! wie gern ſehen ihn die Hausbewohner! wie bereitwillig hört man ſein, obgleich gar nicht ſchönes Geklapper! Kommt er von ſeiner Winterreiſe zurück, wie froh jauchzt ihm Alles entgegen! Er gilt nächſt der Lerche für den Boten des Frühlings und Jedermann ſchöpft neue Hoffnung, wenn es heiſst: der Storch iſt wieder da, während auf die Wiederkehr der Reiher Niemand achtet. Selbſt manche Unarten verzeiht man dem Storche um ſeines ſonſtigen Nutzens willen. Mag er einige Bienen wegfangen, mag er gegen ſeines Gleichen ſtreitſüchtig ſein, man läſst Das geſchehen, weil er es ja doch iſt, der die Gegend von Fröſchen, Kröten und Schlangen ſäubert. Eine gute Lehre auch für Menſchen. Erwirb dir Verdienſte, ſo wird man auch mit deinen Schwächen Geduld haben.

57. Die Ente.

Unter den Schwimmvögeln haben wir unſer nützlichſtes Geflügel, und in ſehr waſſerreichen Gegenden iſt die Jagd und die Zucht ſolcher Vögel eine Hauptbeſchäftigung der Einwohner. Schwäne kommen in Deutſchland ſchon ſeltener vor, aber Enten und Gänſe fehlen nirgends, wenigſtens die zahmen nicht.

Wilde und zahme Enten ſehen ſich auſserordentlich ähnlich, und die letzteren verwildern eben ſo leicht, als ſich die erſteren zähmen laſſen. Doch haben alle wilden einerlei Farbe, während die Farben der zahmen wechſeln. Der grünlich ſchillernde Kopf des Entrichs, die Spiegel

auf den Flügeln und die aufgekrollten Federn über dem Schwanze ſind das Hauptkennzeichen der wilden Raſſe. In der Freiheit niſten dieſe an den Ufern der Gewäſſer in Gebüſch oder Rohr, bisweilen ſogar auf Bäumen, von wo ſie dann ihre Jungen ſogleich nach dem Ausſchlüpfen aus dem Ei in dem Schnabel ins Waſſer tragen. Denn das Waſſer iſt das Element aller Enten, und ohne einen Teich oder Bach, oder mindeſtens einen Pfuhl gedeihen auch die zahmen Enten nicht. Sie ſchwimmen und baden nicht blos darin, ſondern ſie tauchen auch, freilich aber nur bis an den Bürzel. Dieſe Geſchicklichkeiten ſind ihnen aber auch nothwendig, denn ſie ſuchen einen großen Theil ihrer Nahrung aus dem Waſſer. Meerlinſen, kleine Fiſchchen, Fiſchlaich ſind Lieblingsſpeiſen der Enten, aber gerade darum ſieht man ihren Beſuch nicht allenthalben gern. Übrigens ſind ſie keine Koſtverächter. Was anderes Geflügel nur irgend frißt, daran nehmen auch die Enten Theil, nebenbei wühlen ſie aus Sumpf und Koth, ſelbſt aus Aas noch Allerlei heraus und unter dem Geflügel ſtellen ſie durch ihre Gefräßigkeit und Unſauberkeit die Schweine vor. Auch ihre Stimme bildet nicht ihre liebenswürdige Seite, denn ihr gackgackgackgack, obgleich man das Wetter daraus prophezeit, iſt durchaus nicht wohllautender als das Schnattern der Gänſe, doch freilich viel erträglicher als das Geſchrei der Perlhühner und Pfauen. Junge Entchen ſind indeſſen ſehr liebenswürdige Geſchöpfchen, ungefähr zwei Drittel ſo groß als junge Gänschen, aber weit gewandter, namentlich im Schwimmen. Poſſierlich iſt eine Gluckhenne, welche eine Schaar Entchen ausgebrütet hat, und ſich nun um die verwegenen Pflegekinder abängſtigt, wenn dieſe ihrem Naturtriebe gemäß ins Waſſer eilen, ohne daß jene ihnen folgen kann. Die zahmen Enten nützen durch ihr Fleiſch, ihre Eier und ihre Federn, ſind nicht ſchwer zu unterhalten, aber äußerſt gefräßig. Eier legen ſie zwar faſt ſo viele als die Hühner und faſt ebenſo wohlſchmeckende, allein ſie vertragen dieſelbe leicht an verſteckte Orte. Ihr Fleiſch würde beſſer ſein, wenn ſie ſich gleich den Gänſen mäſten ließen. Dies verträgt aber ihr unruhiges Naturell nicht, und ſo haben denn an manchen Orten und zu manchen Zeiten die zahmen Enten gleich den wilden von den verzehrten Fiſchen einen thranichten Geſchmack. Die wilden Enten werden nicht blos geſchoſſen, ſondern auch durch Liſt gefangen. In China ſtülpt ein geſchickter Schwimmer einen hohlen Kürbiß über den Kopf, und ſchwimmt ſo mitten unter die Schaaren von Enten, welche ſich dort auf den großen Strömen umhertreiben. Iſt er einer nahe genug gekommen, ſo faßt er ſie an den Füßen und zieht ſie unter das Waſſer, wo er ſie raſch erwürgt und an ſeinen Gürtel befeſtigt. Doch ſo ergiebig dieſer Fang ſein mag, ſo genügt er den leckeren Chineſen doch noch nicht. Sie brüten vielmehr auch viele Tauſende von zahmen Enteneiern durch künſtliche Wärme aus, und in den Straßen der großen Städte ſieht man Nichts häufiger als Verkäufer von gebratenen Enten.

58. Die Gans.

Welch einen Unterſchied die Zähmung einer Thiergattung hervorbringt, kann man augenſcheinlich an der Gans erkennen. Die wilden Gänſe ſind uns wohl bekannt durch ihre Wanderungen nach Süden

im Anfange und nach Norden am Ende des Winters. Sie ziehen dann in großen Schaaren gleich den Kranichen in hoher Luft und laſſen nicht viel Mehr als die Regelmäßigkeit ihres Zuges ſehen und ihr Geſchrei hören. Bisweilen laſſen ſie ſich auf Saatfelder nieder, und thun dann durch Abfreſſen der grünen Spitzen großen Schaden. Da ſie aber höchſt ſcheu und vorſichtig ſind, ſo gelingt es den Jägern ſelten einige zu erlegen, ſo daß der aus ihrem Braten und ihren Federn zu ziehende Vortheil gar gering iſt. Welchen Nutzen ſchafft uns das nämliche Thier dagegen gezähmt! Eier, Fleiſch, Schreib- und Bettfedern, in welch ungeheurer Menge wird Dies alles von ihnen gewonnen! Selbſt der Ärmſte pflegt wenigſtens eine Federdecke zu beſitzen, wenn auch der Gänſebraten nicht an ihn reicht, und wenn gleich die Kiele zum Schreiben ihn nicht ſehr intereſſiren. Und dabei iſt der Unterhalt der Gänſe ſo wenig koſtſpielig, daß man kein Güterbeſitzer zu ſein braucht, um einige zur Heerde zu treiben. Freilich die jungen Gänslein wollen ſorgfältig behandelt, und beſonders vor kalter Näſſe geſchützt ſein, und auch die erwachſenen gedeihen beſſer, wenn man ſie reinlich hält und regelmäßig füttert. Zumal wenn die Gans gemäſtet werden ſoll und zu dem Zweck in eine Art Käfig geſetzt wird, muß ihr gutes und reinliches Futter gereicht werden. Dann erreicht ſie aber freilich auch oft eine Schwere, wie kein wild lebender Vogel Deutſchlands, den Schwan und vielleicht den Lämmergeier ausgenommen. Die Neigung zum fett-Werden macht ihr freilich auch das Gehen und noch mehr das Fliegen beſchwerlich und iſt nebſt ihrem Geſchnatter wohl Urſache, daß man ſie als ein Sinnbild der Dummheit betrachtet. Daß aber die Gänſe nicht ſo dumm ſind, wie man vorgibt, vielmehr oft bemerkenswerthe Fähigkeiten beſitzen, dafür ſpricht ſchon ihre außerordentliche Wachſamkeit. Als in der belagerten Citadelle von Rom einſt ſämmtliche Soldaten, ſelbſt die Hunde eingeſchlafen waren und das Einſchleichen der Feinde nicht bemerkten, waren es die Gänſe, welche Lärm machten und die Feſtung und damit das ganze römiſche Reich retteten. Aus Dankbarkeit unterhielten denn auch die Römer eine Anzahl Gänſe auf jener Feſte, ließen dieſelben durch beſondere Prieſter bedienen und betrachteten ſie als geheiligte Thiere.

Ein Beiſpiel von der Anhänglichkeit einzeler Gänſe an gewiſſe Perſonen erzählt eine engliſche Zeitung: „Ein alter Herr iſt wegen des ſeltſamen Gefährten, der ihn faſt beſtändig begleitet, der Gegenſtand allgemeinen Intereſſes. Dieſer Gefährte iſt ein einem Pachter gehöriger Gänſerich. Der Vogel kommt jeden Morgen 5 Uhr vom Hofe ſeines Eigenthümers in die Nähe der Wohnung jenes alten Herrn und weckt ihn durch ſein Geſchrei aus dem Schlafe; dann begleitet er ihn den ganzen Tag über auf ſeinen Gängen. Man ſieht ihn in den volkreichſten Straßen dicht hinter demſelben hergehen, unbekümmert um das Geſchrei der Jugend, von welcher die Spaziergänger oft begleitet werden. Setzt ſich der alte Herr nieder, um auszuruhen, Was oft geſchieht, ſo legt ſich der Gänſerich zu ſeinen Füßen. Es gibt mehrere Plätze, wo der alte Mann vorzugsweiſe zu ruhen pflegt; nähert er ſich einem ſolchen, ſo läuft ſein gefiederter Gefährte voraus, kehrt ſich dann um, und deutet durch Geſchrei und Schlagen mit den Flügeln an, das hier der Platz ſei, wo man gewöhnlich auszuruhen pflege.

Fällt Jemand dem alten Herrn läſtig, ſo gibt das Thier ſeinen Unwillen durch Geſchrei zu erkennen, und beißt auch wohl. Geht er in ein Wirthshaus, ſo folgt ihm der Vogel, wenn man ihn einläßt, und bleibt hinter dem alten Herrn ſtehen, bis dieſer ſein Glas Bier getrunken hat. Wird ihm aber der Eintritt nicht geſtattet, ſo wartet er vor der Thür, bis der Herr herauskommt."

59. Die Amphibien.

Man hat ſonſt geſagt, die Amphibien ſeien Thiere, welche gleich gut auf dem Lande und im Waſſer leben könnten. Dies iſt unrichtig, obgleich ſelbſt ihr Name daher rührt. Nur ganz wenige unter ihnen können nach Belieben ihren Aufenthalt in dem einen oder dem anderen Elemente nehmen. Aber alle haben unvollkommnere Lungen als die Säugethiere und Vögel, und doch nicht blos Kiemen wie die Fiſche. Die Amphibien haben eine ſehr verſchiedene Bildung; denn einige ſind vierfüßige, wie die Schildkröten, Fröſche und Eidechſen; andere, die Schlangen, haben einen lang geſtreckten, walzenförmigen Körper, ohne Füße und ohne irgend ein äußeres Bewegungswerkzeug; daher die Eintheilung dieſer Thiere in kriechende und ſchleichende. Einige haben eine knöcherne Schale zu ihrer Bedeckung, wie die Schildkröten; andere hornartige Reife, oder zahlreiche kleine Schilde oder Schuppen, wie die Krokodile; noch andere haben eine nackte, nur mit Schleim überzogene Haut, wie die Laubfröſche. — Merkwürdig iſt, daß viele dieſer Thiere ein ſo zähes Leben haben und das Athem-Holen ſo lange entbehren können. — Auch ein ſehr hoher Grad von Hitze und Kälte tödet ſie nicht, denn man hat Beiſpiele von Fröſchen, welche in dichte Eisſchollen eingefroren waren, und doch noch lebten, als das Eis geſchmolzen war. Sogar ſind Kröten mitten in Baumſtämmen und Steinen, wo ſie nach wahrſcheinlicher Berechnung wohl ein halbes Jahrhundert und noch länger geſchlummert hatten, am Leben geblieben. Überhaupt iſt die Lebenskraft der Amphibien außerordentlich. Einige Gattungen ertragen ſogar Verſtümmlung der Glieder, wie denn bei manchen Schlangen der abgeſchnittene Schwanz ſich wieder erſetzt. Daß aber den Fröſchen die ausgeriſſenen Füße wieder wachſen ſollen, iſt eine Lüge, und ſo wohl auch manchen Leuten die Froſchſchenkel ſchmecken, ſo verabſcheuungswürdig iſt die Grauſamkeit, womit ſie ſich dieſe Leckerei verſchaffen.

Weiter iſt bemerkenswerth, daß einige Amphibien die Farbe ihrer Haut in kurzer Zeit ändern, wie der Laubfroſch und verſchiedene Eidechſen, beſonders eine gewiſſe Art davon, das Chamäleon; daher iſt es gekommen, daß man von einem veränderlichen Menſchen ſagt, er ſei ein wahres Chamäleon.

Ihre Nahrung iſt ſehr mannigfaltig doch meiſtens aus dem Thierreiche. Die meiſten nähren ſich von Inſekten, nur die Schildkröten freſſen Gras, die großen Schlangen aber auch Säugethiere, die Krokodile verſchmähen dieſe auch nicht, begnügen ſich aber meiſtens mit Fiſchen.

Einige Amphibien, vorzüglich einige Schlangenarten haben ein Gift bei ſich, womit ſie ſich gegen ihre Feinde vertheidigen. Auch die Kröten haben einen Saft, den ſie in der Angſt wegſpritzen, der zwar nicht giftig iſt, wohl aber ſtinkend und ätzend.

Die Amphibien bringen die kalten Wintermonate großentheils in einer Erſtarrung zu, und zwar zum Theil in großen Haufen, wie z. B. die Fröſche. — Faſt alle legen Eier, und ſind zum Theil ſehr fruchtbar. Ein Froſch legt jährlich über tauſend, eine Kröte gegen achthundert Eier. — Die Fröſche und Waſſer-Eidechſen kommen nicht gleich in ihrer vollkommenen Geſtalt zur Welt, ſondern müſſen noch erſt eine, oder mehrere Verwandlungen erleiden. Aus den Eiern der Fröſche, die alle anfangs in einem weißen, ſchleimigen Weſen auf der Oberfläche des Waſſers ſchwimmen (Froſchlaich), kommen nach acht Tagen große, ſchwarzbraune, dickköpfige, geſchwänzte Fiſchchen zum Vorſchein, die ſehr geſchwind im Waſſer hin-und-her-fahren und Schlamm freſſen; Füße bekommen ſie erſt nach einigen Wochen. Allmählich verlieren ſie ihren Schwanz, und nun erſt iſt der Froſch vollkommen gebildet. Nun gehen ſie noch ganz klein auf's Trockene in's Gras, und freſſen Würmer, Inſekten ꝛc. und dringen beſonders bei warmem Regen, oft in ſolcher Menge hervor, daß es ſcheint, als hätte es Fröſche geregnet.

Vor den meiſten Amphibien fühlen wir einen geheimen Widerwillen, wahrſcheinlich nicht blos deßwegen, weil manche unter ihnen giftig ſind, ſondern ſchon weil ihre Haut kahl, ſchleimig und kalt, ihr Geſicht heimtückiſch und ihre Bewegung träge iſt. Auch der Nutzen, welchen der Menſch von dieſer Thierklaſſe zieht, iſt ſehr einfach, aber doch nicht unbeträchtlich. Von einigen wird das Fleiſch gegeſſen; verſchiedene wilde Völker verzehren ſogar das Fleiſch der Schlangen. Der Genuß der Schildkröten und ihre Eier iſt für manche Völkerſchaft ein höchſt wichtiges Nahrungsmittel, für die Europäer eine koſtbare Leckerei, ihre Schale wird zu künſtlichen Arbeiten, z. B. zu Kämmen, gebraucht. Auch werden einige Theile der Amphibien zu Arzneien verwendet, z. B. Froſchlaich zu Pflaſter. Übrigens nützen ſie uns mittelbar weit mehr dadurch, daß ſie zum Theil von ſolchen Thieren leben, welche ſich ſonſt zu unſerer Plage vermehren würden, z. B. Schnaken, Mücken, Schnecken. Und man ſieht wenigſtens, daß ſie in dem großen Haushalte der Natur keine unnützen Glieder ſind. Auch ſie freuen ſich des Lebens und ſchaffen anderen Geſchöpfen Lebensfreuden.

60. Die Eidechſen.

Daß viele Menſchen ſich vor den Schlangen fürchten, davonſpringen, oder ſie des Lebens berauben, Das iſt noch wohl begreiflich, weil man ſie für gefährlich hält und im zweifelhaften Falle lieber eine ungiftige todt ſchlägt, als von einer giftigen ſich beißen läßt. Aber warum ſind viele Leute ſogar den Eidechſen feind, dieſen unſchuldigen Thieren, die Niemanden beleidigen, Niemanden ſchaden, vielmehr dem Landmanne nützlich werden, indem ſie von allerlei kleinen Inſekten oder ſogenanntem Ungeziefer ſich nähren? Höchſtens können ſie euch ein wenig erſchrecken, wenn ihr ſo in euren ſtillen Gedanken dahinwandelt und auf einmal Etwas im Laube rauſcht. Aber Wer ein gutes Gewiſſen hat, muß ſich gewöhnen, nicht vor Allem zu erſchrecken. Wer ein böſes Gewiſſen hat, dem iſt freilich in dieſem Punkte übel rathen:

„Der Wind im Wald, das Laub am Baum
ſauſ't ihm Entſetzen zu.“

Nun, alle Leute ſind ſo furchtſam freilich auch nicht, und im Frühjahr, wenn man wieder ins Feld und ins Grüne geht, und überall in der mannigfaltigſten Geſtalt das frohe Leben hervorwimmelt und laut wird, bleibt auch wohl ein verſtändiger Mann einen Augenblick vor einer Eidechſe ſtehen, betrachtet ihr grünes Gewand, wenn es ſchöner, als Smaragd an der Sonne ſchimmert, bewundert ihre unnachahmliche Geſchwindigkeit und ſieht mit Vergnügen ihren unſchuldigen Spielen zu. Dann geht er mit guten Gedanken ſeines Weges weiter, riecht an ſeinem Frühlingsſtrauß und kann ſich nicht genug ergötzen an den blühenden Bäumen und farbigen Wieſen umher.

Gott ſorgt auch für dieſe Thiere. Sie haben nicht genug Wärme in ſich, um den Winter über dem Boden auszuhalten; auch würde es ihnen an Nahrung und Gebüſch zum verborgenen Aufenthalt fehlen. Sie verkriechen ſich daher und bringen den Winter im Schlafe zu. Ohne Kalender wiſſen ſie ihren Monat. Aber ſobald im Frühjahr das Volk der kleinen Mücken lebendig wird und alle Keime in Gras und alle Knospen in Laub aufgehen, ruft die tiefer dringende Frühlingsſonne auch dieſes Geſchöpf aus ſeinem Schlafe und Winterquartier, und, wenn es erwacht, iſt ſchon für Alles geſorgt, was zu ſeines Lebens Nahrung und Nothdurft gehört. — Bekanntlich haben nicht alle dieſe Thiere einerlei Farbe, aber eine Art derſelben muß um ihrer Nahrung willen ſich am meiſten aus dem dunklen Gebüſch heraus ins Grüne wagen. Darum iſt auch ihre Farbe grün. In dieſer Farbe wird ſie im Gras weder von den Thieren, welchen ſie nachſtellt, ſo leicht entdeckt, noch von dem Storch, der ihr ſelber nach dem Leben ſtrebt.

61. Die Schlangen.

Du wirſt wohl, mein lieber Leſer, erſt ſehr wenige Schlangen geſehen haben? Vielleicht eine Ringelnatter, die bei uns am gemeinſten iſt; oder die hübſche, braun glänzende Blindſchleiche; oder vielleicht gar ſchon einmal eine giftige Kreuzotter? Nun Das wäre ſchon genug; denn außer dieſen und der gemeinen Otter oder Natter würdeſt du ſchwerlich eine andere in Deutſchland finden können. Gottlob! wirſt du vielleicht ſagen. Nun gut, ich gebe dir recht. Aber du kennſt darum die Schlangen ſo wenig, als wenn Der verſichern wollte, er kenne die Vögel, welcher noch keinen als das Huhn, die Gans, die Ente, den Kanarienvogel und allenfalls den Spatz geſehen hat. Was ſagſt du dazu, daß man ſchon über 220 verſchiedene Schlangenarten kennt, und daß man noch alle Jahre in fremden Ländern neue dazu entdeckt? Einige Arten davon ſind ſo klein, daß du ſie vielleicht für Regenwürmer halten würdeſt; während umgekehrt die Rieſenſchlange in Amerika einer Wagendeichſel, ja bisweilen einem mäßigen Baumſtamme an Länge und Dicke gleicht. Sollen ja doch einige Spanier ſich einmal zum Ausruhen auf ein ſolches Ungeheuer geſetzt haben. Was ſich freilich, wenn es anders wahr iſt, nur durch die Unbehülflichkeit erklären läßt, womit die Schlangen nach übermäßigem Fraße daliegen. Auch die Einwohner der heißen Länder fürchten ſich dann nicht vor einer ſolchen Schlange, ſondern ſchlagen dieſelbe mit Knütteln todt. Denn die Kinnladen aller Schlangen öffnen

ſich ſo außerordentlich weit, daß ſie mit Leichtigkeit weit dickere Thiere, als ſie ſelbſt ſind, verſchlingen können. Die Ringelnatter, die kaum einen Zoll im Durchmeſſer hat, verſchlingt Kröten und Fröſche, die ihr dann wie dicke Knäuel im Magen liegen. Die Rieſenſchlange, welche durch ihre große Muskelkraft den Schafen, Ziegen, Gazellen, ja ſelbſt den Ochſen die Knochen im Leibe zerknacken kann, indem ſie dieſelben umſchlingt, ſchluckt dieſe Thiere ganz hinunter, ohne ſie zu kauen, obgleich ihre Zähne ſo groß ſind, wie die eines ordentlichen Hühnerhundes. Keine Schlange zerkaut ihre Speiſe; ihre Zähne ſcheinen ihnen nur zum Feſthalten ihrer Beute zu dienen.

Aber was für ein Magen gehört nun wohl dazu, um ein nicht zerkautes Rind mit Haut, Haaren und Knochen zu verdauen! Die Wände des Magens mögen noch ſo hart und der Magenſaft zur Auflöſung noch ſo ſcharf ſein; auf jeden Fall gehört eine große Anſtrengung der innern Theile des Thieres dazu: kein Wunder, daß es von außen in eine Art von Starrſucht verfällt und ruhig da liegt, wenn der ganze Leib von der Nahrung aufgeſchwellt iſt. Begibt ſich nicht auch ſogar der Tiger zur Ruhe, wenn das Verdauungsgeſchäft nach einer tüchtigen Mahlzeit in ihm anfängt, und kaucht ſich der gefräßige Geier nicht auch in einen unförmlichen Federklumpen zuſammen, wenn er ſich vollgeſtopft hat? Er ſitzt dann da, ohne zu ſehen und zu hören, ſteckt ſeinen Kopf ganz in die Schultern zurück, ſo daß alle nackten Theile ſeines Halſes verſchwinden und läßt die Flügel hängen, ſo daß ſie ihm die Beine verbergen; ſeine Federn ſtarren dann nur ſo von ihm weg.

Nicht alle Schlangen ſind giftig; die giftigen aber ſtechen — das iſt ausgemacht und gewiß — nicht mit der Zunge, wie viele Leute glauben, ſondern ſie ſprühen ihr Gift durch zwei beſondere Zähne aus. Dieſe ſitzen voran an der oberen Kinnlade, ſind hakenförmig gebogen, wie die Klauen der Katzen und können, wie dieſe, von der Schlange in eine Scheide zurückgezogen und wieder hervorgeſtoßen werden; ſie ſind hohl und haben an der Spitze ein Loch, unten aber ſtehen ſie mit einem Bläschen, in welchem das Gift bereitet wird, in Verbindung. Beißt nun die Schlange, ſo ſpritzt ſie zugleich durch jenes Loch an den zwei Giftzähnen das Gift in die Wunde. Bei manchen Schlangen tödet dieſer Biß auf der Stelle, bei andern erfolgt der Tod erſt einige Zeit nachher, bei noch andern bringt der Biß blos Geſchwulſt hervor, oder tödet nur unter beſonderen Umſtänden.

62. Die Kreuzotter.

Giftige Schlangen finden ſich in unſerem Vaterlande ſelten, ſo daß die Gefahr, durch dieſelben gebiſſen zu werden, gar nicht in Vergleich kommt mit der in heißen Ländern. Dennoch fehlen auch dieſe Geſchöpfe nicht ganz, und die Vorſicht gebietet, ſie lieber durch Beſchreibung kennen zu lernen und ſich vor ihnen zu hüten, als es auf eine ſchlimme Erfahrung ankommen zu laſſen. Die Kreuzotter iſt die gemeinſte unter den wenigen giftigen Schlangenarten Deutſchlands, kenntlich an Geſtalt, Farbe und Größe, denn ſie iſt 1 bis 2 Fuß lang und fingerdick, der Kopf iſt hinten breit und durch einen dünneren Hals von dem Rumpfe geſchieden. Auf dem Kopfe zeigen ſich zwei

ſchwarze Bogen, faſt wie ein lateiniſches X, daher der Name Kreuzotter. Über den graubraunen Rücken läuft ein ſchwarzer Zickzackſtreifen. Sie findet ſich an feuchten und waldigen Orten, zwiſchen Geſträuch und Felsgerölle, beſonders häufig am Thüringer Walde. Sie ſonnt ſich gern an offenen Stellen auf Steinen und Holzſtämmen, und frißt Würmer, Eidechſen, kleine Vögel und beſonders Mäuſe.

Ihr Biß iſt nach der Menge des eingedrungenen Giftes und nach der Wärme der Jahreszeit mehr oder weniger gefährlich, und bei Vernachläſſigung nicht ſelten tödlich. Beſonders ſind ſolche Leute, welche Reiſig, Beeren ꝛc. ſuchen, ihrem Biſſe in Finger und Füße ausgeſetzt. Denn durch das Leder der Schuhe dringt er nicht leicht. Iſt man gebiſſen worden, ſo muß man die Wunde vorſichtig ausſaugen oder ausſchneiden, mit Milch, Lauge oder Urin waſchen, das gebiſſene Glied unterbinden; auch kann man brennenden Schwamm oder eine glühende Kohle darauf legen. Auf jeden Fall aber muß man ſo ſchnell als möglich Hülfe bei einem Arzte ſuchen. Größere Thiere, wie Pferde, Rinder ꝛc., ſterben ſelten an einem ſolchen Biß, ſondern ſchwellen nur an und kränkeln eine Zeit lang. Mäuſe dagegen ſterben faſt augenblicklich. Die Kreuzotter iſt furchtſam und beißt nicht ungereizt. Aber man weiß freilich immer nicht, worüber einem ſolchen Thiere die Galle überläuft. Man kann ſie leicht fangen, wenn man mit dem Stiefel auf ihren Hals tritt oder ſie mit einem Gabelſtocke an die Erde drückt, und ſie dann am Schwanze in die Höhe hebt. Natürlich iſt hierbei immer Vorſicht nöthig.

Im Winter verkriecht ſie ſich in Baumhöhlen, Steinhaufen, in Maulwurfslöcher und hält da einen Winterſchlaf. Wegen der Vertilgung der Mäuſe iſt ſie nützlich, doch wird man lieber andere weniger gefährliche Mäuſevertilger haben. In der That braucht aber der Menſch ſich nicht gar ſehr um die Verminderung der Kreuzotter zu bemühen, wenn er nur die Feinde derſelben gewähren läßt: den Buſſard, den Storch, den Igel, ſelbſt das Schwein. Von allen dieſen wird die ſonſt gefürchtete Schlange ohne Nachtheil gefreſſen.

63. Die Kröte.

Häßlich genug ſind die Kröten, um ſie zu verabſcheuen, aber weder gefährlich, noch ſchädlich. Es iſt alſo lächerlich, bei ihrem Anblicke laut aufzuſchreien und zu fliehen, barbariſch aber und unklug zugleich, ſie muthwilliger Weiſe umzubringen. Denn die Kröte lebt von nichts Anderem als von Inſekten, Würmern und Schnecken, und ſcheut nicht den Stachel der Wespen, deren größeſte Feindin ſie iſt. Verſtändige Gärtner dulden ſie deßhalb gern in den Beeten, ſo lange ſie ſich nicht allzu ſtark vermehren und das Erdreich nicht übermäßig auflockern. In den Kellern mag ſie wohl auch Ungeziefer vertilgen, allein es iſt doch ekelhaft ſie in der Nähe unſerer Speiſevorräthe zu wiſſen. Deßhalb iſt es den Beſitzern der Keller gerade nicht zu verargen, wenn ſie die grünlich braunen Ungethüme darin auszurotten ſuchen. Am leichteſten könnte dies gelingen, wenn man ihre Eier, die gleich dem Froſchlaich auf dem Waſſer ſchwimmen, habhaft werden könnte. Man braucht ſolchen Laich nur mit einem Rechen auf das Trockene zu ziehen, ſo verdorrt er.

Was die Giftigkeit der Kröten betrifft, ſo iſt es nicht ohne Grund, daß ſie aus den in ihrer Haut ſitzenden Warzen einen ätzenden Saft ausſchwitzen, zumal wenn man ſie mit Salz beſtreut. Auch Das iſt wahr, daß ſie im Zorn — und dieſer iſt leicht erregt — ihren ſcharfen Urin von ſich ſpritzen, wie es die Fröſche nicht minder thun. Aber beide Feuchtigkeiten ſind ſo wenig giftig, daß ſie auf der Haut nur rothe Flecken und ein Jucken hervorbringen, Was allerdings nicht angenehm iſt, aber doch auch nicht Mehr ſchadet, als wenn man in Brennneſſeln greift. Aber mit den Froſcheſſern möchte ich allerdings nicht zu Gaſte ſein, weil ihnen öfters ſtatt Froſchſchenkel Krötenſchenkel aufgetragen werden.

Bewundernswürdig iſt das zähe Leben der Kröte. Sie erträgt nicht nur harte Verwundungen, ſelbſt Quetſchungen ihres ganzen Körpers, ohne zu ſterben, ſondern man will auch eingewachſene Kröten in Bäumen und Steinblöcken noch lebend gefunden haben. Dieſe müßten Jahrhunderte, ja vielleicht Jahrtauſende lang in dieſen engen Behältern geſeſſen haben ohne Nahrung und ohne Luft. Es iſt ſchwer zu glauben, wird aber gleichwohl verſichert; und erwieſen iſt allerdings, daß die Amphibien ſehr lange ohne Nahrung exiſtiren können und in einer Art Erſtarrung die Winterzeit hinbringen. Vielleicht alſo, daß es auch eine Erſtarrung auf Jahrhunderte gibt. Ein Leben iſt freilich ein ſolches Daſein in einem engen dunkelen Kerker ohne Luft und Licht, ohne Bewegung und Nahrung nicht zu nennen. Da iſt der Schmetterling mit ſeinem Leben von wenigen Wochen glücklicher zu preiſen.

64. Der Laubfroſch.

Die grüne Farbe des Oberkörpers iſt bei dem Laubfroſche durch einen gelben Strich von der weißlichen des Unterkörpers geſchieden. Durch das Auge geht ein ſchwarzer Strich und die Männchen haben über jedem Schenkel noch einen ſchwarzen Fleck. Dieſe Letzteren ſind es auch, welche, ſo oft eine Veränderung in der Luft vorgeht, ein lautes Geſchrei erheben, welches faſt wie Schellengeklingel tönt und wobei ſie an der Kehle eine ſehr große Blaſe hervortreiben. Inſofern ſind ſie wirklich Wetterpropheten. Und man hält ſie deßhalb in Gläſern, worin ſich unten Waſſer befindet, aus welchem ein Leiterchen hervorragt. Daß aber der Laubfroſch gleich einem Wetterglas durch Steigen gutes und durch Hinabgehen ſchlechtes Wetter anzeige, iſt eine Fabel. Die Fütterung beſteht aus Fliegen, Mehlwürmern und ähnlichen Thierchen; alle aber muß er lebendig erhalten, auch darf Nichts unter Waſſer ſinken, ſonſt rührt er es nicht an, und wenn er noch ſo hungrig wäre. Den Topf mit ſeinen Mehlwürmern lernt er recht gut kennen, wenn er oft daraus gefüttert wird, und wird unruhig, ſo oft man darnach geht; auch ſieht er einem aufmerkſam zu, wenn man eine Fliege für ihn fängt. Den Sommer über lebt das Thierchen auf den Blättern der Sträucher und erhaſcht dort die Beute, die ſich ihm naht, durch plötzliche Sprünge. Wo er hinſpringt, klebt er gleich feſt, ſelbſt an ſenkrecht ſtehendem Glaſe. Im Winter ſteckt er im Schlamm. Ende April legt er ſeine Eier in Waſſer; die aus denſel-

den ausgeſchlüpften Kaulquappen verwandeln ſich im Auguſt durch Abwerfung ihrer Schwänze und durch hervorwachſende Beine in wirkliche Fröſche. Wenn man einen Laubfroſch in Händen gehabt hat, ſo darf man darauf nicht ſogleich die Augen berühren, weil der ſcharfe Saft ſeiner Haut an ſo empfindlichen Gliedern ſchmerzt.

65. Die Fiſche.

Auch das Waſſer iſt durch Gottes Güte mit lebendigen Weſen bevölkert, auch in Bächen, Flüſſen und Seen, vor Allem aber in dem Weltmeere freuen ſich zahlloſe Geſchöpfe ihres Daſeins. Freilich iſt uns dieſes Leben nicht ſo anſchaulich, wie das Leben der Landthiere; denn bis auf den Grund des Meeres ſchaut nicht leicht ein menſchliches Auge, und auch die Tiefen der Flüſſe verbergen Manches, was nur ſelten an den Tag kommt. Doch können wir alle Tage das Spiel der jungen Fiſchlein ſehen, welche noch nicht wie die älteren die Netze und Angeln der Menſchen ſcheuen, und die Leute, welche an den Meeresküſten und in Schiffen und Kähnen ihr Leben zubringen, haben natürlich noch weit mehr Gelegenheit Beobachtungen über das Leben der Waſſerbewohner anzuſtellen.

Was hat man denn nun an den Fiſchen beobachtet? Daß ſie ſchwimmen, d. h. ſich im Waſſer willkürlich bewegen und zwar mit Hülfe der Floſſen, die ihnen am Schwanz und an den Seiten angewachſen ſind. Wenn man einem ſchwimmenden Fiſche zuſieht, ſo bemerkt man, wie er durch Stöße ſeines Schwanzes wider das Waſſer ſeinem Wege die beliebige Richtung gibt. Da er aber mit dem plattgedrückten Schwanze nur ſeitwärts ſchlagen kann, ſo würde er nicht auf- oder abwärts ſteigen können, wenn die Natur ſeinem Körper nicht noch eine innere Einrichtung gegeben hätte, wodurch er ſich zu heben und zu ſenken vermag. Dies iſt die Schwimmblaſe, welche er mit Luft füllen kann, um leichter zu werden und in die Höhe zu ſteigen oder von Luft entleeren, wenn er ſich ſenken will. Daher kommen die perlenähnlichen Luftblaſen, welche man auf der Oberfläche des Waſſers bisweilen aufſteigen und zerplatzen ſieht. Ueberhaupt bedürfen die Fiſche ſo gut Luft zum Leben als andere Thiere, nur nicht ſoviel. Deßhalb haben ſie auch keine Lungen ſondern Kiemen, die fälſchlich ſogenannten Fiſchohren. Mittels dieſer ſaugen ſie nämlich die in dem Waſſer befindliche Luft auf. Werden aber die Kiemen trocken, ſo ſtirbt der Fiſch. Nur wenige Fiſcharten, z. B. der Aal, können etwas länger in der Luft ausdauern, aber freilich auch nur im feuchten Graſe. Da das Waſſer der Bewegung ſeiner Bewohner keine beſondere Hinderniſſe entgegenſetzt, keine Berge, keine Steine, keine Bäume, ſo bedürfen die Fiſche keiner Hände und Füße, ſie brauchen ja nicht zu klettern oder zu ſpringen. Dennoch verſtehen manche Fiſche auch das Letztere. Sie legen ſich nämlich auf die Seite, rollen ihren Körper zuſammen, daß die Schwanzfloſſe in das Maul kommt, und laſſen ihn plötzlich wieder in ſeine natürliche Lage zurückſchnellen. Auf dieſe Weiſe ſetzen die Forellen und die weit größeren Lachſe über Mühlwehre, ja ſelbſt über kleine Waſſerfälle. Dies ſind indeſſen Ausnahmen. Für gewöhnlich durchſchneiden ſie das Waſſer wie ein Nachen und faſt noch bequemer als

ein Vogel die Luft. Denn der Körper der Fiſche iſt dazu ganz vortrefflich eingerichtet. Ihr Kopf iſt ja ſpitzig, wenigſtens kegelförmig, der ganze Leib an den Seiten platt, und als Bedeckung dienen nicht Haare oder Federn, ſondern glatte, ſchlüpfrige Schuppen, welche jedes Eindringen des Waſſers in die Haut verhindern. Zur Ergreifung ihrer Nahrung haben die Fiſche nichts Anderes, als ihr Maul, welches zu dieſem Zwecke mit ſehr ſtarken, oft knorpeligen Lippen, und im Inneren meiſt mit Zähnen beſetzt iſt. Dieſe Zähne ſtehen nicht immer in einer, ſondern oft in mehreren Reihen hinter einander, dergeſtalt daß manche Raubfiſche mehrere tauſend Zähne in dem Rachen haben. Bei den meiſten dienen dieſe nicht zum Kauen, ſondern blos zum Ergreifen der Beute, welche ohne zerkleinert zu werden, ganz hinabgeſchluckt wird.

Denn es verſteht ſich ja faſt von ſelbſt, daß in dem Waſſer, wo nur wenige Pflanzen wachſen, die Fiſche größtentheils auf den Raub lebendiger Geſchöpfe angewieſen ſind. Mögen es Würmer, Muſcheln, Krebſe oder noch kleinere nud unvollkommnere Thiere ſein, die Millionen Fiſche ſind auf ſie als Nahrung angewieſen. Aber nur diejenigen heißen Raubfiſche, welche ihres Gleichen, Fiſche mit rothem, kaltem Blute oder gar Thiere höherer Ordnung angreifen und verzehren. Und deren gibt es viele, weit mehr als die Bewohner des inneren Landes, wo nur Bäche und kleine Flüſſe vorkommen, denken. Ich will nicht von den Menſchen-freſſenden Haifiſchen in dem Weltmeere reden, ſondern nur von den Gattungen, welche auch an den deutſchen Meeresküſten und in den deutſchen Flüſſen einheimiſch ſind.

Man betrachte nur einen Hecht mit ſeiner plattgedrückten Schnauze und mit den nadelſpitzen Zähnen ſeines Rachens. Man ſieht ihm ſchon an, welcher Verfolger der kleineren und wehrloſen Fiſchchen er ſein mag. Allein ſeine wüthende Gefräßigkeit treibt ihn auch gegen die großen Arten. Er fällt Karpfen an, noch einmal ſo ſchwer als er ſelbſt, und wie ein Wolf einen Wald, ſo kann ein ſtarker Hecht einen Fiſchteich ganz leeren. Denn er wächſ't lange genug um eine Länge von 5 Fuß und ein Gewicht von 40 Pfund zu erreichen. Glücklicher Weiſe gelangen nur wenige zu dieſer Größe. Ihr gutes Fleiſch macht ſie auf den Tafeln der Fiſcheſſer beliebt, und die Fiſcher ſtellen ihnen mit Angeln und Netzen nach, ſo daß ein Hecht von 3 Pfund ſchon etwas Seltenes iſt.

Nicht minder gefährliche Raubfiſche in den Flüſſen, welche unmittelbar in das Meer münden, ſind die Lachſe, die nur zu gewiſſen Zeiten in das ſüße Waſſer der Flüſſe hinaufſchwimmen, dann aber auch mit aller menſchlichen Liſt und Geſchicklichkeit gefangen werden. Denn ihr köſtliches Fleiſch wird unter dem Namen Salm theuer bezahlt und belohnt den Fiſchern ihre Mühe. Der Lachs im Kleinen iſt die bunte Forelle, welche in den hellen kühlen Gebirgsbächen herumſchwimmt, und von kundigen Leuten ſogar mit den Händen gegriffen wird. Denn ihre ſpitzen Zähne ſind wohl den Fiſchchen gefährlich, aber nicht den Menſchen. Auch ihr Fleiſch gehört zu den Leckereien, hält ſich aber zum Unglück für die Stadtleute nicht lang genug, um immer auf ihren Tiſch zu kommen.

Bei der täglichen und ſtündlichen Verfolgung durch Raubfiſche, Fiſchottern, Reiher und Menſchen würden die Fiſche wenigſtens in den

kleineren Gewäſſern bald ausſterben, wenn ſie nicht mit einer außerordentlichen Fruchtbarkeit begabt wären. Allein da ſie ihre Eier nicht gleich den Vögeln zu bebrüten nöthig haben, noch auch gleich den Amphibien ſie der Sonne ausſetzen müſſen, ſo können die ungeheuren Maſſen derſelben, welche in ihrem Körper erzeugt werden (der Rogen) alle zu Fiſchchen werden, von denen auch wirklich das Waſſer bisweilen wimmelt. Man denke, daß in einem einzigen Karpfen-Weibchen über 300 000 Eierchen gezählt worden ſind. Hätte dieſes Weibchen nun ſeinen Laich (ſo heißen die ins Waſſer oder an das Ufer gelegten Eier) glücklich untergebracht, ſo wird vielleicht ein Theil ſchon an unpaſſende Orte geſchwemmt, ein anderer von kleinen Fiſchchen verzehrt. Wenn aber auch nur der dritte Theil, alſo 100 000 Eier Leben gewännen, welche Bevölkerung wäre dies für einen ganzen Teich! Die 100 000 Karpfen hätten bald kaum Platz, geſchweige Nahrung. Da iſt es alſo heilſam, wenn die Hechte darunter fahren und die Zahl etwas mindern.

In waſſerarmen Gegenden, wo außer Gründlingen und Weißfiſchen nicht viel in den Bächen lebt, da iſt freilich die Fiſcherei kein lohnendes Gewerbe, und ſelbſt da, wo dann und wann ein Hecht oder ein Barſch geangelt wird, kann kein Mann von ſolchem Fange leben. Aber an den großen Strömen und an dem Meere macht der Fiſchfang oft eine Hauptnahrung der Einwohner aus, und die Armen erhalten ſo gut ihr Theil von dieſer Beute als die Reichen. Wo ſollten die Tonnen voll Häringe, die Fäſſer voll Stockfiſche herkommen, wenn nicht viele Schiffe mit zahlreicher Mannſchaft in See gingen, um ſich mit dem Fange dieſer Fiſche abzugeben! Doch weil dieſer weniger an den deutſchen Küſten, als an denen nördlicherer Länder ſtattfindet, ſo wollen wir nur davon reden, wie man ſich in unſerem Vaterlande der Fiſche bemächtigt.

Das einfachſte Werkzeug der Fiſcher iſt die Angel. Doch gehört Geſchicklichkeit und Geduld dazu, um nicht immer leer nach Hauſe zurückzukehren, wie manche Knaben mit ihren krummen Stecknadeln, und ihren Gerten mit Bindfaden. Der Angelhaken ſelbſt muß ſtark, ſcharf und mit Wiederhaken verſehen ſein, damit der anbeißende Fiſch nicht wieder loskommen kann. Iſt es ſchon grauſam einem Thiere den Gaumen zu durchbohren, um es in ſeine Gewalt zu bekommen, ſo iſt es doch noch weit grauſamer, es mit dieſer Wunde entwiſchen zu laſſen. Ferner muß die Angelſchnur feſt und doch nicht dick ſein, man macht ſie deßhalb oft von Pferdehaar oder von Seide. Für Fiſche mit ſcharfen Zähnen verſieht man ſich ſogar mit einem kleinen Kettchen. Denn wenn die Schnur reißt, iſt der Fang ſammt dem Angelhaken verloren und das Thier noch obendrein ſchmerzlich verwundet. Ein guter Angler reißt aber auch nicht plötzlich ſeine Beute heraus, ſondern ſieht erſt zu, wie groß das Gewicht ſein mag. Scheint dies zu ſchwer, ſo kommt er mit einem kleinen Netze (Hamen) zu Hülfe. An der Schnur iſt ein Kork angebracht, um die Angel in der rechten Höhe zu erhalten, und der Fiſcher muß wiſſen, wie tief der Haken für jede Fiſchart und bei jeder Witterung hinunterſinken darf. Denn wo keine Fiſche ſchwimmen, helfen alle Angeln Nichts. Doch kommt es noch hauptſächlich auf den Köder an d. h. auf die Lockſpeiſe, welche an die Angelſpitze geſteckt wird, um den Fiſch zum Anbeißen zu bewegen. Auch die Fiſche ſind

vorſichtig und müſſen durch den Schein betrogen werden. Oft fügt man zu der Speiſe noch eine ſtark riechende Subſtanz, um ſie begieriger zu machen, wie ja auch mancher Menſch durch den Dunſt eines Bratens oder Kuchens verführt wird. Genug, geſchickte Fiſcher fangen mit Tag= und Nacht=Angeln eine ſo große Menge Fiſche, daß ſie mannigmal das Fiſchen mit Netzen für überflüſſig halten. Meiſtens trägt indeſſen das Letztere mehr ein, und bisweilen iſt der Fang ſo reich, daß das Netz reißt, oder daß wenigſtens andere Nachen zu Hülfe genommen werden müſſen. Auch bei Nacht fängt man Fiſche bei Laternen und Fackeln, denn viele dieſer Waſſergeſchöpfe lieben das Licht und eilen darauf zu.

Ein Fang aber iſt ſchändlich, theils weil man die Fiſche in einer Gegend dadurch ausrotten kann, theils weil der Genuß der erbeuteten der Geſundheit ſchadet — dies iſt das Betäuben der Fiſche mit ſogenannten Poppelkörnern (Kockel=). Denn dieſe ſind nichs Anderes als der giftige Samen des Bilſenkrautes, wodurch man die Fiſche betäubt, oft genug aber auch ganz vergiftet. In der Regel ſind es Fiſchdiebe, die ſich eines ſo verderblichen Mittels bedienen. Darum ſoll man aber auch verdächtigen Leuten keine Fiſche abkaufen.

66. Der Krebs.

Den Krebsgang geht Niemand gern, denn dieſer geht rückwärts und man ſieht dabei nicht, wohin man kommt. Die Krebſe aber können nicht anders gehen, und haben dieſe ſonderbare Manier auch inſofern nöthig, als ſie ſich in enge Höhlen hineinſchieben müſſen, worin ſie ſich nicht wohl zu drehen vermögen. Da bringen ſie denn zuerſt ihren verletzbarſten Theil, den kurzen, etwas nach unten gekrümmten Schwanz in Sicherheit und ſtrecken die Scheeren nach vorn, theils um ihre Feinde damit zu kneipen, theils um ihre Nahrung damit zu erfaſſen. Denn das vorderſte Paar der zehn Beine des Krebſes dient nicht ſowohl zum Gehen als zum Erfaſſen, und heißt wegen der ſcharfen Kanten und der zuſammenklemmenden Bewegung Scheeren. Ein Finger, welcher zwiſchen die Scheeren eines handlangen Krebſes kommt, wird nicht ohne Blut und tiefe Wunden herausgezogen. Allein die wenigſten Krebſe ſind ſo groß und ſtark, dafür ſorgen die Raubfiſche und die leckeren Menſchen, welche in allen Monaten, worin kein R vorkommt, alſo in den Sommermonaten ihnen eifrigſt nachſtreben. Eigentlich zwar ſind die Krebseſſer ſelten auch die Krebsfänger, denn das Fangen iſt ein beſchwerliches Geſchäft, ſelbſt wenn man geübt genug iſt, die Krebſe in der Mitte anzufaſſen und ſich alſo nicht beißen zu laſſen. Will man ſie nicht mit den Händen aus den Löchern ziehen, was nur in ganz kleinen Bächen oder in abgelaſſenen Teichen geſchehen kann, ſo fängt man ſie in löchrigen Töpfen, die man mit einer Lockſpeiſe auf den Grund des Waſſers hinabläßt, oder auf ähnliche Weiſe. Dabei pflegt aber eine tadelnswerthe Grauſamkeit vorzukommen. Man ſchindet nämlich als Köder einen Froſch, wobei derſelbe wegen ſeines zähen Lebens meiſtens noch nicht ohne Empfindung iſt.

Der Krebs gehört zu den Gliederthieren mit Kruſten, denn ſeine Haut iſt wenigſtens oben ſo hart, daß ſie ſich gleichſam in Scherben

ablöſ't. Gleichwohl wechſelt ſie das Thier alljährlich. Ja nicht blos die äußerliche Haut, ſondern auch die innerliche, ſelbſt der Magen wird dann erneuert. In dieſer neuen und weichen Hülle iſt übrigens der Krebs höchſt empfindlich und geht darum nicht leicht aus ſeinem Loche. Es könnte ihm auch übel bekommen, da ſelbſt andere Krebſe dann nach ſeinem Fleiſche lüſtern ſind. Und um Feinden zu entfliehen, beſitzt der Krebs gar zu wenig Gewandtheit. Denn außer dem ſchon erwähnten wunderlichen und nicht allzu ſchnellen Gang, ſchwimmt er auch unvollkommen. Darum iſt er aber auch in ſeiner Nahrung gar nicht wähleriſch, er frißt Waſſerinſekten, Pflanzen, friſche und faulende, und Aas. Mit Letzterem werden die Krebſe von den Beſitzern der Teiche oft gefüttert.

Zu den Merkwürdigkeiten dieſes ehemals zu den Inſekten gerechneten Thieres gehört noch, daß abgeriſſene oder abgeſtoßene Scheeren oder Beine wieder nachwachſen, nicht aber der Schwanz, denn in dieſem liegen die Werkzeuge zum Verdauen, der Magen ſelbſt freilich weiter vorn, ganz nahe an dem Kopfe. Ferner iſt bemerkenswerth, daß die Augen des Krebſes auf beweglichen Stielen ſitzen, wogegen ſie ſelbſt unbeweglich ſind. Was man aber gewöhnlich Krebsaugen nennt, ſind weißliche, kalkartige Kügelchen, welche der Krebs bei der Häutung aus ſeinem Magen ausſpeit. Daß die ſchwärzliche Farbe bei dem Sieden in eine hochrothe übergeht, iſt bekannt, aber darauf ſollte doch mehr geachtet werden, daß man die Thiere, da ſie einmal lebendig geſotten werden müſſen, nicht lange leiden läßt. Manche Köchinnen werfen ſie aber in das Waſſer, ehe dies ſiedet und laſſen die armen Thieren langſam unter Schmerzen umkommen.

An den Küſten der Nord- und Oſtſee leben auch Seekrebſe, welche weit größer ſind als die Flußkrebſe, und an Geſchmack denſelben oft vorgezogen werden. Sie laſſen ſich aber wie alle Krebſe nicht gut weit transportiren, und abgeſtandene Krebſe, mögen ſie aus ſüßem oder ſalzigem Waſſer ſtammen, ſind abſcheulich.

67. Die Weichthiere.

Statt daß man vordem die Würmer als eine beſondere Thierklaſſe betrachtete und alle fußloſen Thiere ohne Knochen dazu rechnete, unterſcheidet man jetzt genauer. Die eigentlichen Würmer wie z. B. der Regenwurm, der Bandwurm, ſelbſt der Blutegel werden zu den Gliederthieren gerechnet, weil man in ihnen immer gewiſſe Ringe unterſcheidet, und viele auch Wärzchen oder Borſten ſtatt der Füße haben. Dagegen nennt man die Schnecken und ähnliche Thiere wegen ihres auffallend weichen Körpers Weichthiere. Die meiſten derſelben ſind mit einer kalkigen Schale umgeben, welche manche verlaſſen können, während andere damit zuſammengewachſen ſind. Auf dem Lande ſind die Arten ſolcher Weichthiere nicht ſehr zahlreich, das Meer aber iſt ganz mit ihnen angefüllt. Dort dienen ſie Fiſchen und anderen Seethieren zur Nahrung, einige Gattungen wie die Auſtern auch den Menſchen. Von anderen werden die prächtigen Gehäuſe ſehr geſchätzt. Das Gehäuſe einer kleinen Porzellanſchnecke wird auch bei uns wohl als Zierrath an Pferdegeſchirren benutzt, in Aſien und Afrika aber als kleine Münze wie bei uns Kreuzer oder Pfennige

ausgegeben und angenommen. Wichtiger für uns iſt die Muſchel, wovon die Perlen und die Perlmutter kommt. Die Letztere iſt die geſchliffene Schale, die Erſteren finden ſich als Kügelchen im Inneren neben dem Thiere. Wegen des hohen Preiſes der ſchönen Perlen wagen ſich Taucher auf den Grund des Meeres und reißen dort die Muſcheln von den Felſen ab. Leichter hat man es mit den Flußperlenmuſcheln, welche ſich auch in Deutſchland, z. B. in Sachſen und Böhmen finden, aber freilich auch lange nicht ſo theuer bezahlt werden. Die gewöhnlichen Perlen kommen aber gar nicht aus Muſcheln, ſondern werden aus Glas oder aus Fiſchſchuppen nachgemacht.

Die bei uns einheimiſchen Landſchnecken machen zwar mit ihren Gehäuſen wohl den Kindern Vergnügen, bringen aber keinen erheblichen Nutzen. Denn daß ſie von Gutſchmeckern gegeſſen, und deßhalb an einigen Orten ſogar gemäſtet werden, Das will darum nicht Viel ſagen, weil eben doch Niemand leicht davon ſatt wird. Und der Schaden, welchen manche Schneckenarten auf dem Felde und in den Gärten thun, wiegt jedenfalls jenen Nutzen wieder auf. Beſonders in naſſen Jahren vermehren ſich die Schnecken in einem verderblichen Grade und Wer ekel iſt, mag oft ſchon darum den Salat nicht, weil man auf den Blättern die glänzenden Spuren der darüber kriechenden Schnecken ſieht. In unſeren Flüſſen gibt es auch eine Muſchel, deren Gehäuſe aus einer doppelten Schale beſteht. Die Mahler reiben in ſolchen Schalen oft ihre Farben und in den Küchen benutzt man ſie, um Töpfe auszukratzen.

68. Die Spinne.

Den Namen hat dieſes Thier von der Eigenſchaft, aus einigen Warzen ſeines Hinterleibes feine Fädchen zu ziehen und nach Bedarf zu doppeln und zu zwirnen. Die Fädchen ſind ſo unendlich fein, daß man bei den Verſuchen, Seide daraus zu verfertigen, 600000 Spinnen nöthig fand, um ein Pfund Seide zu liefern. Da nun die Spinnen zugleich ſehr ungeſellige, bösartige Thiere ſind, welche ſich unter einander ſelbſt auffreſſen, ſo wird man auf den Vortheil, der aus ihren Geſpinnſten zu ziehen wäre, wohl verzichten müſſen. Allein bewundernswürdig bleiben dieſelben nichts deſtoweniger. Man achte nur einmal recht auf die Geſchicklichkeit, womit ſie die zahlreichen aus den Öffnungen ihres Leibes gezogenen Fädchen in ein einziges verwandeln, wie ſie durch Laufen oder Anhängen dieſes verlängern, dann wieder einziehen und ſich daran in die Höhe ziehen. Wie ſie ihr Gewebe regelmäßig und zweckmäßig für ihren Aufenthalt und Fang einrichten, wie ſie die Entfernung der Querfäden mit den Hinterbeinen abmeſſen, wie unverdroſſen ſie Tage und Nächte ſolchen Arbeiten obliegen, Das hat Jedermann Gelegenheit zu ſehen. Und man verzeiht ihnen darum ihr häßliches Ausſehen und ſelbſt ihr hinterliſtiges Benehmen einigermaßen. Denn allerdings iſt der mit dem dicken Hinterleib ſehr dünn verbundene Kopf ſammt den krabbelnden und bisweilen haarigen 8 Beinen, ihre 6 bis 8 des Nachts leuchtenden Augen ſchon nicht ſehr empfehlend, obgleich die kreuzähnliche Zeichnung auf dem Rücken der Kreuzſpinne ſchön genannt werden kann. Allein Was die Spinnen mehr verhaßt macht, das iſt doch wohl ihr einſames lauerndes Leben, die Blut-

gier, mit welcher ſie über Fliegen, Mücken und andere Opfer ihrer Spinnkunſt herfallen, und der dadurch veranlaßte Glauben an ihre Giftigkeit. Allerdings beſitzen manche Arten von ihnen z. B. die Kreuzſpinne einen ätzenden Saft, der jedoch Menſchen nicht gefährlich werden kann. Wie es ſich mit der Giftigkeit der Tarantel in Italien und der Vogelſpinne in Amerika verhält, darüber fehlt es noch an genauen Erfahrungen. Wir aber haben nicht Urſache uns vor Spinnen zu fürchten und es iſt darum thörichte Ängſtlichkeit oder Ziererei mancher Mädchen bei dem Anblicke einer Spinne aufzuſchreien. Manche thäte beſſer, die Spinngewebe an Orten, wohin ſie nicht gehören, abzukehren. Denn obgleich die Spinnen viele dem Menſchen läſtige Inſekten vertilgen, ſo will man doch lieber einige Fliegen oder Mücken um ſich dulden, als Fenſter und Wände mit Spinngeweben behängt ſehen. Anders wäre es, wenn Jemand die Spinnen als Wetterpropheten benutzen wollte. Dieſe Gabe iſt nämlich dieſer Thiergattung in einem beſonders hohen Grade eigen. Ihre außerordentliche Empfindlichkeit für jede Veränderung in der Luft läßt ſie oft viele Tage daraus anzeigen, ob warmes oder kaltes, heiteres oder trübes Wetter eintreffen wird. Im Allgemeinen weiß man, daß die Spinne bei bevorſtehendem heiterem Wetter ſich an ihren Netzen viel zu ſchaffen macht, bei regnichtem und ſtürmiſchem ſich in ihren Winkel zurückzieht und der Öffnung deſſelben den Rücken kehrt. Das Einzele muß man indeſſen ſelbſt beobachten, weil jede Spinnenart und unter derſelben Art Männchen und Weibchen und Junge verſchieden leben. Bekannt iſt die Geſchichte von dem Franzoſen, welcher in einem holländiſchen Gefängniſſe die Spinnen ſo genau beobachtet hatte, daß er mit größter Sicherheit eintretenden Froſt vorausſagen konnte. Er ermunterte den franzöſiſchen General, welcher ſich eben zurückziehen wollte, zum weiteren Vordringen und führte dadurch die Eroberung Hollands und ſeine eigne Befreiung herbei.

Merkwürdig iſt, daß die Männchen der Spinnen viel länger in der winterlichen Erſtarrung liegen bleiben als die Weibchen und dann ganz abgemagert erwachen. Oft werden ſie dann von den weit ſtärkeren Weibchen umgebracht, weßhalb ſie ſich denſelben auch nur furchtſam nähren. Die Eier ſpinnt das Weibchen ein, eine Gattung, die Sackſpinnen, ſogar in einen Sack, welchen ſie ſelbſt nachſchleppt. Dieſe Eier, oft 1000 in einem Geſpinnſte, gehen im Frühlinge aus, worauf die Jungen ſogleich die Kunſt, wovon ſie ſich nähren, beginnen. Ob die zahlloſen Fäden, welche im Herbſte Felder und Wieſen bedecken, und vom Winde herumgetrieben werden (fliegender Sommer, Altewei-ber-Sommer, Mettenfädlein) von einer beſonderen Spinnenart oder von jungen Spinnchen überhaupt herrühren, darüber iſt man noch im Zweifel. Die Spinnen haben kein zähes Leben, ſollen aber doch 6 bis 7 Jahre alt werden, auch nehmen ſie an der Eigenſchaft des Krebſes Theil, daß ausgeriſſene Beine wieder wachſen. Daß weder Nutzen noch Schaden derſelben groß iſt, haben wir bereits geſehen. Manche Leute nehmen ihr Gewebe als Mittel gegen das Fieber ein, andere ſtillen das Blut damit. Jedenfalls iſt aber wohl der Vortheil, den ſie als Nahrung der Vögel gewähren, größer.

69. Die Inſekten.

Früher betrachtete man die Inſekten als eine beſondere Thierklaſſe gleich den Säugethieren, Vögeln, Amphibien, Fiſchen; jetzt ſetzt man dieſelben in eine Klaſſe mit den Würmern und heißt alle zuſammen Gliederthiere. Krebſe und Spinnen werden dann auch nicht mehr zu den Inſekten gerechnet, wohl aber noch zu den Gliederthieren. Die eigentlichen Inſekten zeichnen ſich aus durch die Einſchnitte (Kerben) ihres Leibes, wodurch Kopf, Bruſt und Leib deutlich von einander geſchieden ſind, wovon der Leib aber mehrere enthält. Statt der Knochen beſitzen ſie eine harte Haut, in der Regel 6 Füße, niemals weniger, die meiſten Arten auch 4 Flügel, daneben 2 Fühlhörner. Auch mit 2 Augen haben viele nicht genug, manche haben noch drei andere dahinter ſitzen. Noch merkwürdiger iſt aber die Verwandlung der meiſten Inſekten. Sie gehen zwar alle aus Eiern hervor, aber nicht ſogleich in ihrer ſpäteren vollkommneren Geſtalt, ſondern zuerſt als Raupen oder Maden, welche zuſammen auch Larven heißen. Dieſe ſind alle ungeflügelt, die Raupen vielfüßig, die Maden fußlos, faſt durchgehends höchſt gefräßige und wenn man von der Farbe abſieht, ſehr häßliche Thiere. Sie häuten ſich erſt mehrmals und verwandeln ſich endlich in Puppen. Die Puppe ſcheint kaum den Namen eines Thieres zu verdienen, ſo gefühllos und bewegungslos liegt ſie da, in einen häutigen Sack gehüllt, oft noch von einem eigenen Geſpinnſt umgeben. Selbſt Nahrung nehmen nur wenige Puppen zu ſich. Bald aber entwickelt ſich aus dieſer unförmlichen Maſſe das vollkommene Inſekt, welches theils durch ſeine Flügel, theils durch die längeren und gegliederten Beine zur ſchnellen Bewegung geſchickt iſt. Von den vollkommenen Inſekten ſind manche noch ebenſo gefräßig wie die Larven, z. B. die Heuſchrecken, die Maikäfer, andere dagegen nehmen faſt gar keine Nahrung zu ſich, wie die Schmetterlinge. Auch iſt die Lebensdauer derſelben meiſtens eine kurze. Ein Jahr iſt ſchon ein ſeltener Fall, über 4 Jahre ſcheint kein Inſekt in ſeiner vollkommnen Geſtalt zu dauern. Meiſtens ſtirbt das Weibchen ſogleich nach dem Eierlegen. Die Geſchlechtsloſen, welche neben den Männchen und Weibchen einiger Arten z. B. der Bienen leben, ſcheinen am längſten zu leben.

Die Zahl der Inſekten iſt unermeßlich groß. An 50000 verſchiedene Arten befinden ſich in den verſchiedenen Naturalienſammlungen, worunter an 20000 europäiſche; und wie unermeßlich groß iſt nicht wieder die Menge jeder einzelen Art; wie groß z. B. die Menge der Stubenfliegen, der Flöhe, der Blattläuſe, der Ameiſen u. ſ. w. Nur wenige Inſekten verſchaffen uns unmittelbaren Nutzen, wie die Bienen und der Seidenſpinner; deſto mehrere aber gibt es, die uns erſchrecklichen Schaden zufügen. Die mehr oder weniger ſtarke Vermehrung jeder einzelen Inſektenart hängt vorzüglich von der günſtigen oder ungünſtigen Witterung ab. In manchen Jahren werden unſere Wälder, Baum- und Küchengärten, Wieſen, Felder, ganz zerfreſſen und verheert, während wir ſie in anderen Jahren nur unbedeutend geſtört, in ſchönſter Pracht ſehen. In manchem Jahre erſcheinen gewiſſe Inſekten in außerordentlicher Menge, und dann vielleicht wieder mehrere Jahre lang bemerkt man ſie kaum. Die meiſten Inſektenarten gedeihen am beſten bei warmer und trockner Sommerwitterung und bei einem trocknen Winter mit reichlichem Schnee.

Der Menſch lebt mit dieſen Thieren, die ſich überall in Luft, Waſſer, Erde, auf Pflanzen und Thieren aufhalten, in ewiger Fehde, und hat nicht nur große Mühe, Felder, Wälder und Gärten vor ihnen zu ſchützen, ſondern ſie dringen auch von allen Seiten gegen ſein Vieh, ſeine Mundvorräthe, ſein Bauholz an; Motten und Pelzkäfer verderben ſeine Kleider, Flöhe, Wanzen, Läuſe, Fliegen, Mücken und dergl. plagen ihn, wo ſie ihm nur beikommen können, und ertränken ſich in ſeinen Speiſen und Getränken, oft in dem Augenblicke, wo er dieſelben an den Mund bringt. Am meiſten aber werden die Bewohner der heißen Länder von den Inſekten geplagt. Wir Nordländer haben doch noch den Vortheil, daß wir im Winter größtentheils Ruhe vor ihnen haben, da das meiſte Ungeziefer dann umkommt oder in Erſtarrung ſinkt. Den Winter bringen die Inſekten meiſtens an ſolchen Orten zu, wo ſie gegen Regen, Schnee, Eis und Kälte geſchützt ſind. Sie überwintern theils als vollkommne Inſekten, theils als Puppen, theils als Larven und wieder andere als Eier. Die meiſten Inſekten ſind Tagethiere, nur wenige, wie die Bettwanzen, Heimchen, Schaben, Nachtſchmetterlinge, Maikäfer, treiben bei Nachtzeit ihre Geſchäfte.

Gott hat den Menſchen mit Vernunft, Verſtand und freiem Willen begabt, und ihn dadurch zum Herrn und Aufſeher über die Natur geſtellt. Dafür hat derſelbe die Verpflichtung, zu ſorgen, daß Alles in gehörigem Gleichgewichte erhalten wird und ſo wenig Schönes als möglich zerſtört wird. Daher ſoll er zu ſeinem eignen und zum allgemeinen Nutzen die unſchädlichen und nutzbaren Thiere beſchützen und hegen, die ſchädlichen dagegen verfolgen. Wie iſt aber der Menſch im Stande, gegen die unzähligen Heere zum Theil kaum ſeinem Auge ſichtbarer Inſekten zu kämpfen? Durch eigne Kraft vermag er da freilich nur wenig. Gott hat ihm aber treue und fleißige Gehülfen gegeben, die freudig den kleinſten wie den größten Inſekten nachſtellen, ſie faſt zum Spiele fangen und töden. Dieſe Gehülfen muß der Menſch dulden und hegen, damit durch ihre Vermehrung, die Verminderung der läſtigen Inſekten befördert wird. Nur einige dieſer Inſekten-Jäger will ich hier nennen: die Fledermäuſe, Igel, Eulen, Fliegenſchnäpper, Droſſeln, Grasmücken, Schwalben, Lerchen, Meiſen, Sperlinge, Finken, Staare, Krähen, Dohlen, Baumläufer, Spechte, Kuckucke, Haushühner, Enten, Fröſche, Eidechſen und andere. Ja es gibt ſogar Inſektenarten, die ſich wieder von andern Inſekten nähren, wie z. B. die Laufkäfer, die theils ſelbſt, theils als Larven Inſekten freſſen, die Sonnenkäfer, die von Blattläuſen leben, die Schlupfwespen, deren Maden im Inneren der Inſektenlarven, hauptſächlich in den Raupen und Puppen der Schmetterlinge leben, und dergleichen mehr. Hauptſächlich aber müſſen wir die Singvögel hegen und ſchützen, namentlich ihre Neſter nicht ſtören, denn wie viele Vögel nähren ſich und ihre Jungen einzig und allein von Inſekten. Befolgen wir Dies, dann werden wir ſtets treue Bundesgenoſſen an ihnen haben.

70. Die Stubenfliege.

Wer kennt nicht die Stubenfliege? Wer iſt nicht von ihr ſchon beläſtigt worden? Ihre Unverſchämtheit iſt ſprüchwörtlich, ihre Menge unzählbar, und doch hat Mancher ſie noch nicht genau betrachtet. Das

kann freilich nicht Jeder beobachtet haben, daß das Auge der Fliege aus mehreren tauſend beſonderen Augenſpiegeln beſteht, denn es läßt ſich nur durch ein Vergrößerungsglas wahrnehmen; allein wie Kopf, Füße, Bruſt, Leib, Flügel, Rüſſel des Inſekts beſchaffen ſind, das könnte Jeder ſehen, wenn er achtgäbe. Einem aufmerkſamen Beobachter muß es auch aufgefallen ſein, daß die Fliege ſich an den glätteſten Gegenſtänden, an polirtem Holze, an Glas ſelbſt in verkehrter Lage halten kann, bei näherer Betrachtung findet ſich ein klebriger Saft, welcher zwiſchen den Krallen der Füße ausſchwitzt. Was die Fliegen ſo unerträglich macht, das iſt nicht nur ihre zahlloſe Menge, ihr unheimliches Summen beſonders bei Nacht, der Unrath, womit ſie Alles beflecken, ſondern hauptſächlich, daß ihnen faſt alle Speiſen der Menſchen angenehm ſind, und daß ſie ſich dabei als ungebetene und unabwehrbare Gäſte einfinden. Auch der Umſtand vermehrt ihre Widerwärtigkeit, daß ſie den menſchlichen Schweiß zu lieben ſcheinen und ſich darum ſo gern auf die bloße Haut, vornehmlich der Schlafenden zu ſetzen pflegen. Nun ſtechen ſie zwar ſelbſt nicht, allein es miſchen ſich doch ſehr häufig Stechfliegen unter ihre Geſellſchaft, ſo daß man nie ſicher iſt, ob man nicht ſolche Blutſauger im Zimmer hat. Aus dieſen Urſachen hat man denn auch mancherlei Mittel erſonnen, dieſe unleidlichen Gäſte auszutreiben.

Auf dem Lande, wo die Nähe des Viehs die Menge der Fliegen noch vermehrt, hält man Stubenvögel, welche ſie wegfangen: Bachſtelzen, Fliegenſchnäpper, Rothſchwänzchen. Allein im Sommer, wo die Plage am ärgſten iſt, kann man dieſe Vögelchen nur halten, wenn man entweder die Fenſter verſchloſſen hält, oder ihnen die Flügel ſtark kürzt, wodurch der Zweck zum Theil verfehlt wird. Auch gewinnt man dadurch Nichts an Reinlichkeit. Andere ſtellen den Fliegen Gift, z. B. in Milch gekochten Fliegenſchwamm, allein ſolches Gift kann auch an unrechte Gäſte kommen, und die ſchaarenweiſe niederfallenden und ihren Unrath von ſich laſſenden vergifteten Fliegen ſind höchſt ekelhaft. Noch Andere ſtellen mit Vogelleim beſtrichene Reiſer auf, woran die Fliegen hängen bleiben. Aber es iſt ein ſo jämmerlicher Tod, den die Thiere daran ſterben müſſen, daß man dies Verfahren ein unbarmherziges nennen muß. Das Schlagen mit einer Klappe reicht bei großen Fliegenſchwärmen nicht aus, und beſchmutzt Wände und Fußboden. Beſſer iſt, ſie täglich einigemal mit einem geſchwungenen Tuche zu verjagen und dann die Fenſter zu verſchließen, auch das Zimmer ſo viel als möglich dunkel zu halten, denn in finſteren Räumen bleiben die Fliegen nicht. Daß alle Mittel nur theilweiſe helfen, erklärt ſich aus der ungeheuren Vermehrung. Ein einziges Pärchen kann im Laufe eines Sommers über 5 Millionen Kinder, Enkel und Urenkel erzeugen, wie ſich Jeder durch Rechnung überzeugen kann, wenn er weiß, daß jedes Fliegenpaar auf einmal 80 Eier legt, und daß die Eier ſo ſchnell zu Maden, dieſe zu Puppen und die Puppen zu Fliegen werden, daß in einem Jahre 4 Bruten erfolgen, und daß die erſte Brut deren wieder 3, die zweite noch 2, die dritte noch 1 zu Stande bringt. Glücklicher Weiſe ſind ſehr viele Vögel auf die Fliege als Nahrung angewieſen; beſonders vertilgen die Hühner zahlloſe Maden und Puppen in dem Miſte, wohin die meiſten Eier gelegt werden. Im Herbſte mit eintretender

Kälte verlieren ſich die Fliegen; einzele arbeiten ſich im geheizten Zimmer oder an ſonnigen Orten wieder hervor, aber ihr allgemeines Wiedererſcheinen erfolgt erſt im Frühling, und in großer Zahl zeigen ſie ſich erſt im Spätſommer. In harten Wintern gehen viel Maden und Puppen zu Grunde und es dauert einige Zeit, bis man wieder größere Schaaren von Fliegen antrifft. Merkwürdiger Weiſe gewährt dieſes kleine Inſekt einem noch kleineren, einer Milbenart, einen Wohnſitz. Oft trifft man Fliegen, welche mit dieſem winzigen Ungeziefer ganz bedeckt ſind. Und Wer weiß, ob die Körperchen dieſer Milben nicht wieder kleineren Geſchöpfchen zum Wohnſitze dienen! Denn ſo weit die Schärfe der Vergrößerungsgläſer reicht, hat man immer neue Thierarten entdeckt. Wie Vieles iſt dem Menſchen noch verborgen, das von Gottes Auge bewacht wird!

71. Die Schmetterlingſammlung.

Zu den ſchönſten und wohlfeilſten Naturalien-Sammlungen gehören die der Schmetterlinge. Sie ſind reinlich, erfordern nicht viel Raum, und die Glaskäſten, welche man Schmetterlingsſpiegel nennt, können jedem Zimmer als Zierrath dienen und wenigſtens von jedem Glaſer verfertigt werden. Auch kann man, ohne weit zu reiſen, ſeine Sammlung ſelbſt anlegen und bereichern. Wer das Unternehmen weiter treiben will, kann freilich eines großen Schmetterlings-Verzeichniſſes mit gemahlten Bildern nicht wohl entbehren, kleine Sammlungen laſſen ſich aber auch ohne dies Hülfsmittel anlegen. Eins vernachläſſige aber der Sammler niemals: er ſoll die Geſchöpfe Gottes nicht quälen. Sie ſind nicht zum Spielwerk und zum Muthwillen des Menſchen geſchaffen. Darum ſpieße man nie einen Schmetterling an eine Nadel, ohne ihn durch ſcharfen Schnupftaback, Tabacksbrühe oder etwas Ähnliches vorher getödet zu haben. Die Kunſt des Aufſpannens zwiſchen Glasplatten iſt nicht groß, dennoch gibt es Sammler genug, welche durch ihre Ungeſchicklichkeit oder vielmehr Fahrläſſigkeit faſt lauter beſchädigte Exemplare haben. Schon darum iſt das Fangen in Netzen nicht immer die beſte Art, ſchöne Schmetterlinge zu bekommen, weil der Vogel bei dem Flattern in dem Netze und bei dem Herausnehmen aus demſelben leicht die Ecken ſeiner Flügel verwiſcht. Allein der Dämmerungs- und Nachtfalter kann man ſich überhaupt nicht gut auf dieſe Weiſe bemächtigen. Deßhalb verdient das Erziehen der Schmetterlinge aus Raupen in vielen Fällen den Vorzug. Man darf aber ja nicht meinen, daß man mit den Raupen oder Puppen ungeſtümer umgehen dürfe, als mit den Schmetterlingen. Faßt man eine Raupe hart oder auch nur oft an, läßt man eine Puppe fallen, ſo kann man darauf rechnen, daß man entweder gar keinen oder einen ſehr armſeligen Zweifalter d. i. Schmetterling erhalten wird. Der Bau dieſer Thierchen iſt äußerſt zart, und die Lebensart in einer Blumenſcherbe oder Schachtel iſt an ſich ſchon nicht ſo gedeihlich als im Freien. Vor Allem muß man darnach ſtreben, die rechte Fütterung für die Raupen zu finden. Da die meiſten Raupen ſich nur von einer einzigen Gattung von Blättern nähren, ſo erkennt man meiſtens an der Pflanze, worauf man eine Raupe findet, auch ſchon ihre rechte Nahrung. Dabei iſt es aber nicht einerlei, ob die Blätter friſch oder welk, hart oder weich ſind. Der

Schmetterlingſammler darf es ſich nicht verdrießen laſſen, immer wieder friſche Blätter herbeizuſchaffen, mindeſtens die alten in Waſſer friſch zu erhalten. Auch für Reinlichkeit muß geſorgt werden; denn auch das geringſte Thierchen liebt den Unrath nicht um ſich. Denjenigen Raupen, welche ſich in der Erde verpuppen, muß etwas Erde gegeben und feucht erhalten werden. Von allen nackten, d. h. unbehaarten Raupen weiß man zum voraus, daß ſie dies Bedürfniß haben, andere lieben Moos und dürres Laub, um ſich darin zu verpuppen. Immer aber muß man ſorgfältig darüber wachen, daß keine den Raupen ſchädlichen Thiere z. B. Schlupfwespen in den Behälter derſelben eindringen können oder vielleicht mit der Erde und dem Mooſe ſchon hingebracht werden. Vor dem grellen Sonnenſchein ſchützt man ſie durch einen durchlöcherten Deckel; damit ſie aber auch vor Wespen geſchützt ſind, und doch der freien Luft nicht entbehren, umgibt man ihren Aufenthalt wohl mit einem Stück Flor oder Gaze. Schlüpft der Schmetterling endlich aus, ſo darf man ihn weder zu ſchnell töden, weil ſich dann ſeine Flügel noch nicht gehörig entwickelt haben, noch auch zu lange damit zögern, weil er ſich ſonſt die Flügel verflattert. Aus Schmetterlingseiern zieht man auch bisweilen mit Glück recht ſchöne Raupen und dann Zweifalter, allein das Verfahren iſt oft langwierig; denn es gibt Raupen, welche zwei Jahre vor der Verpuppung leben, oft ſchrumpfen auch die Eier zuſammen, oft kennt man die rechte Nahrung für die Raupen nicht, weil man die Eier nicht an einer kenntlichen Pflanze gefunden hat. Der rechte Schmetterlingsſammler muß jedoch Alles verſuchen, und ſeine eignen, ſowie fremde Erfahrungen benutzen. Und die Freude an einer ſchönen Sammlung und an der jährlichen Bereicherung derſelben belohnt auch wirklich jede gehabte Mühe.

72. Der Todtenkopf.

Einer der merkwürdigſten Nachtſchmetterlinge iſt der Todtenkopf. Er trägt dieſen Namen von einem hellen Flecken auf ſeinem dunklen Halsſchilde, welcher einige Ähnlichkeit mit einem Todtenſchädel hat. Beſonders ſchön iſt der düſter gefärbte Schmetterling mit ſeinem dicken Körper nicht, Dies thut aber wenig, weil er nur bei Nacht umherſchwärmt. Allein er hat ſchon manchen Leuten einen gräßlichen Schrecken eingejagt, entweder weil das unheimliche, haarige Ding, wider ſie flog, vielleicht gar mit der Hand ergriffen wurde, oder weil ſie die ſchwirrenden Töne nicht kannten, wodurch ſich dieſer vor den übrigen Schmetterlingen auszeichnet. Man erzählt von einer Frau, welche zugleich mit ihrer Magd auf die Rückkehr ihres Mannes wartete, und als ſie in der Küche ein ganz unerklärliches Summen hörte, nicht anders meinte, als der Geiſt ihrer ohnlängſt verſtorbenen Nachbarin ſpuke im Hauſe. Beide verbargen ſich alſo hinter das Bette und vergingen faſt vor Angſt. Endlich klopfte der Mann an die Thüre und als er die todtenblaſſen Geſichter der Weiber ſah und über die Urſache des Schreckens fragte, war er ſogleich überzeugt, es ſei hier ein Weſen aus dieſer Welt, aber kein Geiſt im Spiele. Er ging alſo mit dem Licht in die Küche und konnte allerdings anfangs Nichts finden, weil ein Todtenkopf immer doch ein kleines Ding iſt. Als ſich aber der Ton noch öfters wiederholte, und das Licht in die Nähe des Nachtſchmetterlings

gehalten wurde, da flog dieſer auf daſſelbe zu und wurde gefangen. Der Mann ſpießte ihn an eine Nadel, um ihn am andern Morgen ſeinen Kindern zu zeigen, allein ſelbſt in dieſer peinlichen Lage fuhr der Schmetterling fort zu ſummen und ſelbſt zu piepen. Denn ein Schmetterling kann auch, wenn er durchbohrt iſt, noch mehrere Tage leben und man muß um ihm die Schmerzen zu ſparen, etwas ſtarken Schnupftabak oder einen Tropfen Spiritus auf ihn fallen laſſen, Was jener Mann nicht wußte.

73. Der Seidenbau.

Das urſprüngliche Vaterland des Seidenſpinners (Seidenraupe) iſt China und Indien, wo der weiße Maulbeerbaum, deſſen Blätter ihm zur Nahruug dienen, wild wachſend angetroffen wird. Hier lebt die Seidenraupe ſich ſelbſt überlaſſen im Freien, und ihr Geſpinnſt wurde ſchon in den früheſten Zeiten benutzt. Ihrer großen Nützlichkeit wegen aber hat ſie der Menſch unter ſeine beſondere Pflege und Obhut genommen, wodurch ohne Zweifel auch die Beſchaffenheit der Seide veredelt worden iſt. Nachdem die Seidenzucht ſich weiter in Aſien verbreitet hatte, wurde ſie unter dem Kaiſer Juſtinian auch in Europa, zuerſt in Konſtantinopel und Griechenland eingeführt. Dieſer Kaiſer hatte zwei Mönche abgeſchickt, welche im Jahre 555 nach Chriſti Geburt die erſten Seidenraupeneier in ihren ausgehöhlten Wanderſtäben überbrachten. Wie koſtbar zur Zeit der alten Römer die Seide geweſen, kann man aus Folgendem erſehen. Der Kaiſer Heliogabal war der Erſte, welcher zu Anfang des dritten Jahrhunderts nach Chriſti Geburt ein Kleid von reiner Seide trug, und Dies wird von den Schriftſtellern ſeiner Zeit als etwas Außerordentliches gemeldet. — Die Gemahlin des Kaiſers Aurelian bat ihren Gemahl, ihr ein ganz ſeidenes Kleid zu kaufen; dieſer ſchlug es ihr aber ab, weil es zu theuer ſei. — Zu Ende des ſechzehnten Jahrhunderts war die Seide im nördlichen Europa noch ſo ſelten, daß Jakob I., während er noch König von Schottland war, ſich ein Paar ſeidene Strümpfe borgen mußte, als er ſich in ſolchen vor dem engliſchen Geſandten zeigen wollte.

Gegenwärtig zieht man die meiſte Seide in Italien und dem ſüdlichen Frankreich. In Deutſchland hat man ſchon vor längerer Zeit hier und da angefangen, den Seidenbau mit großem Eifer und vielen Koſten einzuführen, und es beſtanden ſogar in einigen Orten bereits Seidenbaubeamte, Haspelmaſchinen u. ſ. w., ehe man noch gehörig angewachſene Maulbeerbäume, Seidenwürmer und Cocons hatte; allein der Eifer dafür iſt nach und nach wieder erkaltet. Die anfänglich großen Koſten, ohne beſtimmten Gewinn, die Unkenntniß des Gegenſtandes, die Vorurtheile der Menſchen gegen eine gemeinnützige Neuerung, der Krieg, Geldmangel und andere Urſachen bewirkten, daß alle die getroffenen Einrichtungen wieder eingingen. Jedoch hat man neuerlich in Baiern, Würtemberg, Baden, Öſterreich, Preußen, Sachſen und Heſſen den Seidenbau mit größerer Bedachtſamkeit wieder angefangen, und bis jetzt verſprechen die Erfolge dieſem neueren Betriebe den glücklichſten Fortgang.

Obgleich die Seide und die daraus gefertigten Zeuge nur eine Luxuswaare ſind, und als ſolche wohl entbehrt werden könnten, ſo iſt doch

jetzt in allen Ländern ihr Bedarf ſehr groß und es wird ein bedeutender Handel damit getrieben. Deutſchland ſchickt dafür unermeßliche Summen ins Ausland. In den Jahren 1830 und 1831 wurden allein in Preußen für 6 289 000 Thaler Seide und ſeidene Waaren eingeführt. In Baiern ſchätzt man den Werth der jährlich eingeführten Seide und Seidenzeuge auf wenigſtens ſechs bis ſieben Millionen Gulden. Wie vortheilhaft würde es für Deutſchland ſein, könnte es ſeinen Seidenbedarf ſelbſt ziehen! Die Behauptung, daß ſich unſer Klima nicht für den Seidenbau eigne, iſt durch vielfache Erfahrung hinlänglich als unrichtig anerkannt worden. Vor allen Dingen ſehe man nur darauf, daß man beim Beginne der Seidenzucht bereits im Beſitz einer hinlänglichen Anzahl angewachſener Maulbeerbäume oder angelegter Maulbeerhecken iſt, damit es den Seidenraupen niemals an Futter mangelt. Die Seidenzucht kann ſowohl im Großen, als auch im Kleinen als ein Nebenerwerbszweig betrieben werden. Der Landmann kann dazu eine Zeit, wo ihn andere Landarbeiten nicht hinlänglich beſchäftigen, verwenden, und wird um ſo mehr ſeine Rechnung dabei finden, da die Arbeit keine koſtſpieligen Vorrichtungen erfordert, einträglich und nicht ſchwer iſt, und von Frauensperſonen und Kindern ſpielend verrichtet werden kann. Im Durchſchnitt liefern ſieben bis zehn Pfund Cocons (Geſpinnſte) ein Pfund Seide. Die Raupen kann man in jedem Zimmer ſogar im Wohnzimmer halten, wenn ſie nur vor Kälte, Hitze, Staub, Rauch, Näſſe und vor Ratten, Mäuſen und Spinnen geſichert ſind. —

74. Die geſelligen Inſekten.

Zwar erſcheinen die meiſten Inſekten auf einmal in großer Zahl ja oft in unzählbaren Schaaren, ſo daß man ſich ihrer gar nicht erwehren kann, und daß ſie vorzugsweiſe mit dem Namen Ungeziefer belegt werden. Allein geordnete Geſellſchaften bilden dieſe Schwärme nicht, und höhere Fähigkeiten zeigen ſie ebenſo wenig. Dieſen Vorzug beſitzen nur die Bienen, Weſpen, Horniſſen, Hummeln und die Ameiſen, alſo Inſekten mit durchſichtigen Flügeln und mit Stacheln verſehen, wovon nur die Ameiſen einigermaßen ausgenommen ſind.

Dieſe Thierchen haben den bewundernswürdigen Inſtinkt, in einer Art von Staat zu leben und ſich allgemein anerkannten Geſetzen unterzuordnen. Nur die Bienen gehorchen einer ſogenannten Königin, die andern bilden Republiken, in welchen es aber ebenſo ordentlich zugeht als in jenen Monarchien. Die Hauptmaſſe der Bewohner eines ſolchen Staates ſind geſchlechtslos und widmen ihr Leben blos der Arbeit nicht allein für die eigne Ernährung, ſondern auch für die Ernährung Anderer, mindeſtens der Brut. Zugleich ſind dieſe Arbeiter auch die Vertheidiger des Staates. Sie ſind vorzugsweiſe mit Stacheln, bei den Ameiſen ſtatt deſſen mit ſcharfen Zangen verſehen, wozu noch ein entzündender Saft kommt, und beſitzen eine Tapferkeit, die ſie trotz ihrer Kleinheit oft furchtbar macht.

Von den Hummeln und Horniſſen weiß man am wenigſten Intereſſantes, ſie bauen weniger künſtlich als die übrigen und zeichnen ſich auch gerade nicht ſo ſehr durch geiſtige Fähigkeiten aus. Ein Glück iſt es übrigens, daß die Horniſſen weniger zahlreich und weniger reiz-

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

bar ſind, als ihre kleineren Verwandten. Denn bei ihrer Größe, oft von anderthalb Zoll, und der Giftigkeit ihres Stiches können ſie großes Unheil anrichten. Man hat Beiſpiele, daß ein Pferd an dem Stich von 5 bis 6 ſolcher Thiere zu Grunde gegangen iſt. Doch auch die Wespen und die Bienen können durch ihre große Anzahl Thiere und Menſchen übel zurichten. Indeſſen ſind Dies Ausnahmen. Daß man für gewöhnlich die Bienen nicht zu fürchten hat, beweiſ't ihre Unterhaltung in der Nähe von Menſchen. Wenn ſie gleich nicht als völlig gezähmte Thiere angeſehen werden können, ſo haben ſie ſich doch an eine beſtimmte Wohnung und an die Wartung der Menſchen gewöhnt, und liefern dieſen ohne bedeutendes Widerſtreben ihren Honig und ihr Wachs.

Was die Wohnungen betrifft, ſo weiß man nicht, welchen man rückſichtlich der Künſtlichkeit den Vorzug geben ſoll, denen der Wespen oder der Bienen oder der Ameiſen. Die Erſteren nämlich verfertigen ein papierartiges Gewebe, welches ſie entweder frei aufhängen oder in Erdhöhlen oder auch in Mauerlöchern anbringen. Dieſe Wespenneſter ſind mit einer Kunſt angelegt, welche uns mit ihren ſonſt ſchädlichen und bösartigen Bewohnern ausſöhnt. Von dem gemeinſchaftlichen Eingange kann man in Gängen von ſtets gleicher Weite zu jeder Zelle gelangen, worin ſich die Brut befindet. Keine Wespe ſtört die andere, niemals gerathen ſie untereinander in Streit; für die Jungen wird gemeinſchaftlich geſorgt, gegen Feinde gemeinſchaftlich zu Felde gezogen. Das haben Die, welche in ein Wespenneſt ſtechen, oft genug erfahren. Und mit welchem Eifer wird eine geſtörte Wohnung wieder hergeſtellt! Da zieht ſich keine Wespe von der Arbeit zurück. Allein gleichwohl ſtehen dieſe Thiere bei den Menſchen nicht in Gunſt, theils weil man ihren Stachel noch mehr fürchtet, als den der Bienen, theils weil ſie das nicht für ſie beſtimmte Obſt beſchädigen. Wenn man ihnen zuſieht, mit welcher Gierde ſie über Birnen oder Weintrauben herfallen, mit welcher Schärfe ſie die Schale durchnagen, ſo begreift man wohl, daß die Gärtner Alles anwenden, um die Wespen zu vertilgen oder wenigſtens zu vermindern. Allein man ſieht auch, daß der Dichter Recht hat, welcher ſagt:

Freund, wenn dich die Verläumdung ſticht,
So laß es dir zum Troſte ſagen:
Es ſind die ſchlechtſten Früchte nicht,
Woran die Wespen nagen.

Und auch an anderen Dingen zeigen ſich die Wespen als Räuber. Greifen ſie doch Fleiſch an und beißen große Stücke heraus, und fallen ſie doch über Bienen und andere Inſekten von gleicher Größe her und zerſtückeln dieſelben gänzlich. Da ſie aber auch mit ſchädlichen Inſekten ſo verfahren, ſo kann man doch nicht behaupten, daß die Wespen gar keinen Nutzen brächten. Auch gibt es Arten, welche durchaus Nichts ſchaden, ſondern nur nützen, ſo z. B. die Schlupfwespen, welche von dem Schöpfer den wunderbaren Trieb erhalten haben, ihre Eier in den Körper einer Raupe zu legen, welcher von den ausgehenden Jungen ſogleich verzehrt wird. Will man alſo Wespen tödten, ſo beſchränke man ſich wenigſtens auf die bekannte gemeine Art mit ſchwarz und gelben Ringen.

Die Arbeit der **Bienen** iſt ſchon bekannter und wohl werth, daß man einen Schieber in ihrem Korbe anbringt, um das Innere deſſelben zu beſehen. Eine bloße Glasſcheibe reicht für dieſen Zweck nicht aus, weil die Bienen nicht von der Eitelkeit geplagt werden, daß ſie Zuſchauer bei ihrer Arbeit wünſchen. Sie verkleben nämlich alle hellen Stellen ihres Stocks, alſo auch Gläſer ſogleich mit Wachs. Der Fleiß der Bienen iſt ſprüchwörtlich geworden und läßt nur mit dem der Ameiſen einen Vergleich zu. Alle übrigen Thiere ruhen, ſobald ſie ſich geſättigt, oder für die nächſte Zukunft geſorgt haben. Den Bienen ſcheint Ruhe ein unbehaglicher Zuſtand zu ſein, in den ſie ſich nur bei ſchlechter Witterung ergeben. Der Winter bringt ihnen freilich eine Monate lange Erſtarrung, aber wider Willen, denn ſobald einiger Sonnenſchein die Luft erwärmt, ſondern ſich ſogleich einzele Bienchen von den Klumpen ihrer Gefährten ab und verſuchen, ob ſich ausfliegen läßt. Die Bienen erreichen für Inſekten einen ziemlich hohes Alter, dennoch geht dies nicht über drei Jahre. Da ſie auch viele Feinde haben, denen ſie trotz ihres Stachels zur Nahrung dienen, ſo iſt es nur durch die große Menge der Eier, welche die Königin jährlich legt, möglich, daß ſie ſich erhalten und vermehren.

Die **Ameiſen** haben mit den Bienen viele Ähnlichkeit, nur daß ſie keinen Honig und kein Wachs ſammeln, daß ſie alſo mit ihrem Fleiße nicht den Menſchen, ſondern nur ſich ſelbſt dienen. Das iſt zwar nicht zu leugnen, daß ſie viele ſchädlichen Inſekten z. B. Blattläuſe verzehren, auch Das nicht, daß ſie und ihre Puppen einer Menge Singvögel zur Nahrung dienen, daß ſie alſo in dem Zuſammenhange der Natur nicht fehlen durften, aber wir ſchonen ſie deßhalb doch nicht und ſorgen nicht für ſie, wie für die Bienen. Ja die Ameiſen werden uns, noch mehr aber den Bewohnern der heißen Länder, oft ſehr beſchwerlich, indem ſie ſich in die Wohnungen drängen und nach Fleiſch oder nach allerlei ſüßen Dingen ſuchen und Diejenigen, welche ſie in ihren Geſchäften, beſonders aber in ihren Wohnungen ſtören, heftig beißen, oder, Was ebenſo weh thut, mit ihrem ſcharfen Safte beſpritzen. Daß aber die Ameiſen Körner ſammeln und als Vorrath für den Winter aufſpeichern, wie die Fabel erzählt, iſt gänzlich unwahr. Eine Ameiſe frißt niemals Getraide und im Winter bedarf ſie keines Futters, weil ſie gleich den übrigen Inſekten erſtarrt. Findet man in den Ameiſenhaufen Körner, ſo dienen dieſe als Baumaterial, wie die kleinen Hälmchen ebenfalls. Man muß nur die Augen recht öffnen und beobachten, ehe man Etwas behauptet. Denn der Schein trügt. Von den Ameiſen iſt aber gar viel Thörichtes behauptet worden. So z. B. daß ſie ſich unter einander Schlachten lieferten und nach dem Siege ihre Todten ordentlich beerdigten. Das mag glauben, Wer leichtgläubig genug dazu iſt. Es gibt ſo viel Wundervolles bei dieſen Thierchen, daß man nicht erſt noch unwahre Wunder zu erſinnen braucht.

75. Die geiſtigen Fähigkeiten der Inſekten.

Es gibt zahlreiche Beiſpiele, welche uns zu nöthigen ſcheinen, den Inſekten auch eine Art von Verſtand zuzuſchreiben. In einem Bienenſtocke wurde vor eine im Bau begriffene Wabe ein Stück Glas geſtellt;

aber noch ehe die bauenden Bienen mit ihrem Werke das Glas erreichten, bogen ſie die Wabe ſeitwärts, ſo daß ſie über das Glasſtück hinauskam, und ſie befeſtigten dieſelbe zuletzt an das anſtoßende Holzwerk des Stocks. Der Entſchluß, das Glas zu vermeiden, vor welchem doch wohl der natürliche Inſtinkt ſie nicht gewarnt haben konnte, ſcheint von einer Art von Überlegung zu zeugen. — Eine Geſellſchaft von Ameiſen, um ſich der Mühe zu überheben, ihre Puppen an verſchiedene Stellen des Neſtes hin und her zu tragen, damit dieſelben immer die gehörige Wärme haben, hatte ihre Jungen einige Zoll hoch zwiſchen dem flanellenen Futter und dem Glaſe eines Bienenſtockes angehäuft, wo die nöthige Wärme ſich ſtets vorfand. Dies iſt faſt nicht zu erklären, ohne anzunehmen, daß eine verirrte Ameiſe zufällig dahin gerathen war, das Paßliche des Orts erkannt und ihre Geſellſchaft davon in Kenntniß geſetzt hatte, die dann nach jedem Orte auswanderte. — Jemand beobachtete eine Biene, während ſie die Ecken einer Zelle mit Futterbrei (der wie Firniß iſt) verſchmierte; ſie löſ'te zu dieſem Zwecke ein Fädchen von dieſem Stoffe ab und ging damit in die Zelle. Nachdem ſie es aber in den Winkel der Zelle gebracht und zu lang gefunden hatte, ſchnitt ſie ein Stück davon ab, ſo daß es nun ihrer Abſicht entſprach. Der Inſtinkt würde ſie gelehrt haben, den Faden ſogleich in der erforderlichen Länge abzulöſen. — Eine Wespe hatte eine Fliege, faſt ſo groß, als ſie ſelbſt gefangen, ſchnitt derſelben Kopf und Bauch ab, faßte dann den mittleren Theil des Körpers mit den Füßen und flog davon. Ein Windzug wirkte aber auf die Flügel der Fliege, drehte die Wespe mit ihrer Ladung um und hinderte ſie am Fortkommen. Sie ſetzte ſich nun wieder nieder, ſägte einen Flügel nach dem andern bedachtſam ab und flog mit ihrer Beute, nachdem ſo das Hinderniß beſeitigt worden war, weiter. — Eine Sandwespe wollte eine todte Küchenſchabe in ihr Loch ziehen, konnte dieſelbe aber trotz aller Anſtrengung nicht hineinbringen, da dieſelbe zu dick war. Nach mehreren vergeblichen Verſuchen kroch die Sandwespe aus dem Loch, biß jener die Flügeldecke ab und zog ſie nun ohne Schwierigkeit hinein. — Jemand wollte eine todte Kröte trocknen, ſpießte ſie daher an ein Stück Holz und ſteckte dieſes in die Erde. Aber ein Trupp Todtengräber (ſo heißt eine Art Käfer) übervortheilte ihn trotz ſeiner Vorſicht. Da ſie die Kröte nicht erreichen konnten, ſo unterhöhlten ſie den Stock bis er fiel und begruben dann Stock und Kröte. — Daß die Inſekten Kenntniß aus der Erfahrung ſchöpfen, beweiſ't folgendes Beiſpiel: Große Hummeln, welche wegen der Größe ihres Kopfes und ihrer Bruſt nicht auf den Boden der langen Bohnenblüthen reichen konnten, durchbohrten geradezu die Blumenröhre mit den äußeren hornartigen Theilen ihres Rüſſels, ſteckten dieſen in die gemachte Öffnung und ſogen den Honig aus; ſo ging es von Blume zu Blume, während kleine Hummeln von oben in die Blumen drangen. Wahrſcheinlich hatte Erfahrung die größern belehrt, ſo daß ſie gar keinen Verſuch mehr machten, von oben auf den Grund der Blüthe zu kommen. Daß manche Inſekten, wie namentlich Bienen und Ameiſen, ſich gegenſeitig verſtändlich machen und einander gleichſam Ideen mittheilen können, macht ihre Ökonomie und ihr Verfahren wahrſcheinlich.

In keiner Thierklaſſe finden wir ſo entwickelte Kunſttriebe, als in der Klaſſe der Inſekten. Die Häuſer der Biber und die künſtlichen Neſter

der Vögel erregen unſere Bewunderung, aber Was ſind ſie gegen die kunſtvollen Arbeiten vieler Inſekten? gegen die künſtlichen Wohnungen, welche ſich viele Raupen, Wespen, Bienen, Hummeln ꝛc. bauen? gegen die rieſenhaften Werke, welche die Termiten (auch weiße Ameiſen genannt) aufführen? Es mag hier nur auf dieſen Gegenſtand aufmerkſam gemacht werden. Von der Baukunſt der Inſekten ausführlicher zu erzählen geht hier nicht an.

76. Der Maikäfer.

Unter den Käfern in Deutſchland iſt der Maikäfer wenigſtens bei Kindern wohl der bekannteſte, aber auch einer der ſchädlichſten für Ackerbau und Obſtbaumzucht. Seine Geſtalt wird deßhalb gern als die regelmäßige aller Käfer angenommen, obwohl eine leichte Betrachtung ergibt, daß auch unter dieſen Thieren die größte Mannigfaltigkeit herrſcht. Die Farbe ſeines Körpers iſt ſchwarz mit weißen Ecken an den Seiten der Ringe, woraus ſein Hinterleib beſteht. Die Flügeldecken ſind rothbraun und haben nach hinten laufende Rinnen. Röther ſind die Fühlhörner, welche bei den Männchen längere und breitere Kolben (Quaſten) haben als bei den Weibchen. Der Hinterleib hängt nach unten und läuft ſpitz zu. Seine 6 Füße haben Krallen, wodurch er ſich ſo feſt anzuklammern im Stande iſt, daß er eben ſo leicht unten als oben an einem Blatte ſitzt, aber auch ein unangenehmes Gefühl auf der Haut verurſacht. Seine netzartigen Flügel werden nur ſichtbar, wenn er fliegt oder eben aufgehört hat zu fliegen. Den Tag über ſitzt er meiſtens ruhig auf den Zweigen und zwar in einem ſo ſtumpfſinnigen Zuſtande, daß man ihn greifen oder abſchütteln kann; des Abends aber ſchwärmt er luſtig umher, und läßt ſein bekanntes Summen hören. Während der Nacht iſt er ebenfalls munter und ſättigt ſich meiſt für den ganzen folgenden Tag. Seine Nahrung beſteht aus Baumblättern, auch wohl aus Blüthen, und da er faſt immer in großer Menge, in manchen Jahren in zahlloſen Schaaren erſcheint, ſo thut er oft empfindlichen Schaden an Obſt- und Waldbäumen. Nußbäume und Eichen, deren Blätter er beſonders liebt, werden bisweilen ſo abgefreſſen, daß ſie in Folge davon abſterben, oder daß wenigſtens die Zierde des Jahres dahin iſt. Nun hat der Maikäfer zwar zahlreiche Feinde an den Vögeln, welche gerade in der Zeit ſeines Erſcheinens ihre Jungen mit Inſekten füttern, auch an dem Igel, dem Fuchs, der Fledermaus und dem Schwein; allein Dies reicht zu ſeiner Verminderung um ſo weniger hin, als die Zahl der Vögel und der wild lebenden größeren Thiere überhaupt jährlich abnimmt. Darum muß der Menſch ſelbſt Hand anlegen. Wenn ganze Gemeinden ſich zur Vertilgung dieſes Ungeziefers vereinigen, und nicht gezögert wird, bis die Weibchen ſchon ihre Eier in die Erde gelegt haben, auch in den Jahren, wo die Menge weniger auffallend iſt, nicht ganz geraſtet wird, ſo wird der Obſtbau nicht wie bisher durch dieſes Inſekt gefährdet werden.

Der Maikäfer lebt nicht lange, allein ſeine Larve, der Engerling, iſt nicht minder ſchädlich in der Erde, als der Käfer über derſelben. Dieſe Engerlinge ſind häßliche, blaßgelbe und ſchwarze, wurmähnliche Geſchöpfe, welche zwar Füße haben, ſich aber nur langſam

damit fortbewegen, deßhalb auch faſt immer in der Erde wühlen. In den 4 Jahren, welche die Engerlinge bis zu ihrer Verpuppung und Entwicklung zum vollſtändigen Käfer brauchen, thun ſie an den Gewächſen, deren Wurzeln ſie abnagen, ſehr bedeutenden Schaden, dergeſtalt, daß bisweilen ganze Wieſen, oder junge Waldungen durch ihre Gefräßigkeit abſterben. Die Menſchen können zur Vertilgung dieſes Ungeziefers wenig thun, da es nur höchſt ſelten auf der Oberfläche des Bodens erſcheint, deſto mehr aber die Maulwürfe und die Spitzmäuſe. Die beim Ackern zu Tage gekommenen Engerlinge leſen die Raben auf; Was man ſelbſt beim Umgraben ſammelt, dient vortrefflich zum Futter für das Federvieh oder die Schweine. Eins ſollte man aber ſich merken, nämlich daß, da die Entwicklungs-Periode der Maikäfer vier Jahre dauert, auch die Menge derſelben nach vier Jahren ungefähr wiederzukehren pflegt. Freilich können ungewöhnliche Näſſe, ſcharfe Nachtfröſte und andere Eigenthümlichkeiten der Witterung die ſchon vorhandenen Engerlinge ſehr vermindern, oder umgekehrt günſtiges Wetter alle Eier eines Jahres zur Entwicklung kommen laſſen. Allein dies ſind Ausnahmen. Gewöhnlich kehrt nach 4 Jahren dieſelbe Erſcheinung an den Maikäfern wieder.

77. Pflanze und Thiere.

Die Gewächse haben mehr Ähnlichkeit mit den Thieren, als man auf den ersten Anblick glaubt. Sie leben, nehmen Nahrung zu sich, wachsen, sterben ab, pflanzen sich fort wie die Thiere, aber es fehlt ihnen willkürliche Bewegung und Empfindung. Vielleicht besitzen sie auch diese Letztere, aber nur in geringerem Grade. Wenigstens ziehen sich manche Pflanzen, wenn man sie anrührt, zusammen, andere werden von häufiger Betastung krank, einige wenden sich immer nach dem Lichte hin, schliessen ihre Kelche am Abende oder geben sonst Zeichen eines Schlafes. Dass die Pflanzen auch athmen, sieht man schon daraus, dass sie in dicht verschlossenen Räumen nicht gedeihen, aber auch aus den Luftzellen, die man in den Blättern schon mit blossen Augen, noch besser aber durch ein Vergrösserungsglas wahrnimmt. Wieder gleichen die Pflanzen den Thieren in der Ernährung, sie nehmen vermittelst ihrer Wurzeln die ihnen gerade dienlichen Stoffe aus der Erde, welche aber vorher durch Wasser aufgelös't und zum Aufsteigen in die Saugäderchen geschickt gemacht sein müssen. Der Saft gleicht also dem Blut. Allzustarker Blutverlust kann ein Thier töden, ebenso wirkt der Verlust des Saftes auf eine Pflanze. Aber auch durch die Blätter saugen die Pflanzen Nahrung ein, sie haben also mehr Kanäle zu ihrer Ernährung als die Thiere, bedürfen deren aber auch mehr, weil sie ja den Ort nicht verändern können. Eine Haut bemerken wir ebenfalls an den Pflanzen, obgleich ihre Bedeckung gewöhnlich nicht so genannt wird. Die Rinde schützt die edleren Theile des Baumes ebenso gut als das Fell die der Thiere. Nur sind freilich die unentbehrlichsten Werkzeuge zum Leben der Pflanze nicht im Innern des Stammes gelegen, sondern gleich unter der Schale. Der Kern eines Baumes

kann herausfaulen, desshalb stirbt er gerade noch nicht ab, aber die Rinde kann er nicht verlieren, weil dann der Saft nicht mehr zirkuliren könnte. Die Fortpflanzung der meisten Gewächse geschieht durch Samen und dieser gleicht den Eiern der Thiere. Die Erde mit ihrer Feuchtigkeit brütet diese Sameneier aus und gibt denselben sogleich Nahrung. Und so wie der übermässigen Vermehrung der Thiere, durch Vertilgung eines Theils ihrer Eier gesteuert wird, so ist es auch mit den noch zahlloseren Samen der Pflanzen. Fielen alle Samenkörnlein in fruchtbares Land, und gingen auf, so würde bald gar kein unbewachsenes Plätzchen mehr auf der Erde sein, und kein Gewächs sich mehr recht ausbreiten können. Allein es ist dafür gesorgt, dass nicht aus jeder Eichel eine Eiche wird. Wie viele Samen vertrocknen auf der Oberfläche des Bodens, wie viele vertrocknen aus Mangel an Luft! Wie viele Früchte der Gewächse mit dem ihnen inwohnenden Samen werden von Menschen und Thieren verzehrt! Endlich wie viele Keime und Pflänzchen werden in ihrer ersten Jugend zerstört!

78. Nützliche und ſchädliche Gewächſe.

Daß die Gewächſe im Allgemeinen mehr nützlich als ſchädlich ſind, braucht nicht erſt bewieſen zu werden. Wovon ſollten die Thiere, wovon die Menſchen leben, wenn keine Gewächſe den Boden bedeckten? Wie traurig wäre der Anblick der Erde ohne das Grün und die übrigen Farben der Bäume, Sträucher, Blumen und Gräſer? Wo fänden wir Schatten, wo Material zu unſeren Wohnungen und Geräthen? Kurz, es läßt ſich gar nicht ſagen, Was wir all dem Pflanzenreiche verdanken. Aber ohne Mühe und Fleiß würden wir freilich nur einen kleinen Theil dieſer Vortheile genießen. Die Gewächſe wollen auch von den Menſchen gepflegt ſein. Selbſt die wild wachſenden werden durch vernünftige Nachhülfe der menſchlichen Hand ſchöner und edler, wieviel mehr die zahmen, die ohne unſere Pflege gar nicht fortkämen. Durch menſchliche Sorgfalt ſind die verſchiedenen Sorten der Baum- und Feldfrüchte und des Obſtes entſtanden, ohne unſer Zuthun trügen die Apfelbäume noch alle Holzäpfel und die Birnbäume Feldbirnen. Ohne Bemühung von unſerer Seite wäre kein Gewächs über Berg und Meer hin verpflanzt worden, wir hätten noch keine Kirſchen, noch keine Kartoffeln, noch keinen Klee. Selbſt das Gras auf unſeren Wieſen wächſt erſt gut, wenn wir dieſelben ebenen, düngen, wäſſern. Gleichwohl gibt es noch Leute genug, welche Dies nicht einſehen und dem lieben Gott Alles anheim ſtellen wollen, ohne ſelbſt Hand anzulegen. Wie es der Ältervater (das Herrle) gemacht hat, ſo wollen es die Enkel forttreiben, wollen ſich um alle Verbeſſerungen in anderen Gewerben und Ländern nicht kümmern, wollen einen feſten Termin für die Saat und für die Ernte einhalten, während ſich doch Saat und Ernte nach der Witterung richten muß. Wären unſere Vorfahren ebenſo eigenſinnig und einſichtslos geweſen — nun ſo wären alle guten Einrichtungen des Landbaues, welche wir jetzt haben, nicht gemacht worden, denn ſie müſſen doch auch einmal neu geweſen ſein. Man weiß ja noch die Zeit, wo es in Deutſchland keine Kartoffeln,

keinen Klee, keinen Kohl, keine Weißrüben, endlich wo es keinen Wein gab. Damals hat man ſich allmählich bequemt, man hat ſogar Schlimmes von Fremden angenommen z. B. den Branntwein, welcher auch vor 200 Jahren noch unbekannt war. Es wird alſo wohl auch künftig noch vernünftige Leute geben, welche ſich der Einführung neuer Gewächſe, die man in andern Ländern als nützlich erprobt hat, nicht widerſetzen, welche ſtatt der ſchlechten Sorten gute zur Ausſaat wählen, welche ſich nach der Beſchaffenheit des Bodens und der Witterung, nicht nach der alten, unvollkommenen Gewohnheit richten. Es iſt in dieſem Punkte noch gar Viel zu lernen. Wir haben noch keineswegs immer die vortheilhafteſten Bäume in unſern Gärten, die geeignetſten Fruchtarten auf unſeren Feldern, ſelbſt noch nicht einmal die paſſendſten Werkzeuge zur Landwirthſchaft. Wir müſſen weiter kommen!

Aber nicht blos in der weiteren Verbreitung und Vervollkommnung der nützlichen Pflanzen, ſondern auch in der Vertilgung oder Beſchränkung der ſchädlichen müſſen wir weiter kommen. Noch kennen gar viele Perſonen, ſelbſt Landleute, denen ſie doch täglich begegnen, die verderblichen Gewächſe nicht und hegen dieſelben aus Unwiſſenheit, noch häufiger freilich aus Trägheit. Wie könnten ſonſt noch ſo viele Diſteln, Trespen, Raden auf den Äckern und zwiſchen den Äckern wachſen! Wenn eine Gemeinde ernſtlich wollte, dergleichen Unkraut müßte in einigen Jahren faſt auf die letzte Spur ausgerottet ſein. Man dürfte ja nur auf reinen Samen einen Werth legen, man dürfte nur die verdächtigen Äcker durchjäten, und vollends die Diſteln nicht zur Beſamung kommen laſſen. Denn ein Diſtelacker kann die ganze Gemarkung verunreinigen. Alle unnützen Pflanzen leben auf Koſten nützlicher; wo ein Dornſtrauch ſteht, könnte auch eine Haſelſtaude, wo nicht eine Johannisbeere ſtehen. Vollends die Schmarotzerpflanzen: das Moos, der Mispel, die Schwämme entziehen den guten Bäumen die Säfte und machen, daß ſie früher altern. Deßhalb müßte das Unkraut, ebenſo wie das Ungeziefer im Thierreich durch ſorgfältige Behandlung des Bodens und unausgeſetzte Pflege aus dem urbaren Felde nach und nach verſchwinden.

Aber es gibt auch Gewächſe, welche nicht blos durch Verdrängung der beſſeren ſchaden, ſondern deren Wurzeln, Früchte oder Blätter giftig, und alſo Menſchen, die davon genießen, verderblich ſind. Es iſt nicht die Rede von Dem, was im Übermaaße genoſſen, ſchädlich iſt, denn darunter ſind alle Speiſen, auch die heilſamſten begriffen. Ich ſpreche auch nicht von den Gewächſen, deren Früchte in einer gewiſſen Periode ihres Wachsthums ſchädlich ſind. Man weiß ja, daß alles unreife Obſt krank machen kann, ſo wie auch, daß faule oder verdorbene Stoffe nicht geſund ſind. Es ſoll vielmehr auf die eigentlichen Giftpflanzen aufmerkſam gemacht werden, von welchen immer noch aus Unverſtand hier und da ein Menſch genießt und ſich um Geſundheit und Leben bringt. Die Thiere werden meiſtens durch ihren Inſtinkt vor ſolchen Gefahren bewahrt; doch fehlt es auch nicht an Beiſpielen, daß Hausthiere, denen Giftpflanzen unter anderem Futter gereicht wurden, dieſelben gefreſſen haben und in Folge davon erkrankt ſind.

Alle deutſchen Giftgewächſe hier aufzuführen würde zu weitläufig ſein und überdies nicht Viel helfen, da nur die eigne Anſchauung oder gute Abbildungen dieſelben mit Sicherheit unterſcheiden laſſen. Beſchreibung paßt nur für ganz bekannte, an deren Merkmale man nur zu erinnern braucht. So wird wohl Jedermann die Herbſtzeitloſe kennen, wenn man ihm ſagt, daß es die blaßröthliche Blume iſt, welche im Herbſte, gewöhnlich nach der Entfernung des Grummets, zahllos aus den Wieſen hervorſprießt, und weder Stengel noch Blätter hat. Erſt im Frühlinge kommen die letzteren, ſowie auch eine Samenkapſel, durch deren Körner ſchon manches Kind vergiftet worden iſt. Es iſt reine Nachläſſigkeit der Landleute, daß ſie dieſe ſchädliche Pflanze ſich ſo verbreiten laſſen, denn es reicht hin, ſie zwei bis drei Jahre hinter einander auszurupfen, ſo erſtickt auch die zwiebelartige Wurzel.

Auch das ſchwarze Bilſenkraut läßt ſich ziemlich leicht, ſelbſt ohne Abbildung erkennen, theils an der ſchmutzig blaßgelben Blüthe, theils an den haarigen Stengeln und verdächtig grün ausſehenden Blättern. Noch auffallender ſind die Samenkapſeln, welche einem Topf mit einem Deckel gleichen, und gerade am meiſten zu Vergiftungen Anlaß gegeben haben. Sie ſind es, deren Körner zur Betäubung der Fiſche benutzt werden. Doch iſt das Bilſenkraut eins von den Giftgewächſen, welche auch in den Apotheken gebraucht werden, welche man alſo an geeigneten Orten, d. h. an ſolchen, wohin keine Kinder und unverſtändige Menſchen kommen, dulden ſollte. Meiſtens freilich wächſ't es gerade auf wüſten Plätzen, auf Schutthaufen, an Wegen und Chauſſeen. Da ſollte jeder Vorübergehende, der es als giftig kennt, daran denken, es auszurupfen und dadurch vielleicht einem Unglück vorzubeugen.

Von den übrigen Giftpflanzen wollen wir hier nur den Namen angeben, und es den Lehrern überlaſſen, ihre Schüler näher damit bekannt zu machen. Der Stechapfel, welcher weiter unten noch beſchrieben werden wird, die Tollkirſche oder Belladona, wovon ebenfalls noch ein Vergiftungsfall erzählt werden ſoll, der Fingerhut, das Eiſenhütlein, beide in den Gärten oft zur Zierde, der Waſſerſchierling, der gefleckte Schierling, die Hundspeterſilie, alle drei zu den Doldengewächſen (Rüben) gehörig. Rothe Beeren trägt der Kellerhals, ſchwarze die Zaunrübe und die Einbeere. Endlich erwähnen wir noch die Wolfsmilch mit ihrem ätzenden, weißen Saft.

Alle Pflanzenkenntniß wird indeſſen weniger helfen, als die Regel: Iß Nichts, was du nicht als eßbar kennſt!

79. Die Tollkirſche.

Brodhagen den 17. Juli 1846.

An

Herzoglich. Sächſiſchen Kreisphyſikus zu Braunſtadt.

Bericht

des Herzoglichen Bürgermeiſters zu Brodhagen.

Ich beeile mich, Sie von einem unglücklichen Vorfalle zu benachrichtigen, der ſich in hieſiger Gemeinde zugetragen hat, und welcher

wahrſcheinlich ihre perſönliche Anweſenheit erheiſchen wird. Zwei Kinder armer Eltern, des Taglöhners Johann Hubner und des Schuhmachermeiſters Daniel Kraft, das erſte von 10, das andere von 11 Jahren, waren heute Morgen in den Wald gegangen, um Heidelbeeren zum Verkaufe zu brechen. Früher als ſie erwartet wurden, kamen dieſelben weinend nach Hauſe und beſchwerten ſich, daß ihnen ſehr übel ſei. Ihr Ausſehen bekräftigte die Wahrheit dieſer Ausſage und beſänftigte die ungehaltenen Eltern. Denn die Augen der Kinder waren hervorgetrieben und mit Blut unterlaufen. Dabei würgten ſie beſtändig, als wollten ſie ſich erbrechen, konnten aber doch nicht dazu gelangen. Die Lippen waren auffallend trocken und der Schlund ſchien es ebenfalls zu ſein. Obgleich die Eltern ſonſt eben nicht ängſtliche Leute ſind, ſo riefen ſie doch durch ein Angſtgeſchrei ihre Nachbarn zu Hülfe und einer derſelben machte mir die Anzeige. Ich vermuthete ſogleich eine Vergiftung und begab mich deßhalb ſelbſt in die Stube, wo die Kinder in einem erbärmlichen Zuſtande lagen. Nachdem ich die Eltern um alle Umſtände befragt hatte, glaubte ich nicht zu fehlen, wenn ich den Kindern lauwarmes Waſſer mit Öl zu trinken geben ließ. Denn obgleich die Kinder nur verwirrte Antworten gaben, ja bisweilen ſich wie raſend gebärdeten, war ich doch überzeugt, daß ſie von den in dem benachbarten Walde häufig wachſenden Tollkirſchen gegeſſen hätten. Und wirklich geſtand mir der eine Knabe in einem lichten Augenblicke, daß ſie nicht blos Heidelbeeren, ſondern auch weit dickere und ſchwärzere Beeren von einem höheren Strauche gegeſſen hätten. Ich zögerte nun nicht länger dieſen Bericht zu ſchreiben, und werde bis zu Ihrer Ankunft fortfahren, Brechmittel anzuwenden.

Sporning.

Nachſchrift. In dieſem Augenblicke erbricht ſich das eine Kind, und wie ich vermuthet hatte, kommen Stücke einer kirſchenähnlichen ſchwarzen Beere zum Vorſchein. Wenn ich wüßte, wieviel Beeren der Knabe gegeſſen hat und ich überzeugt ſein könnte, daß ſie alle ausgebrochen wären, würde ich es wagen, ihm etwas Eſſig und Waſſer zu geben. Allein ich bin zu unſicher und erwarte Sie mit Schmerzen.

Der Obige.

80. Der Stechapfel.

Dieſes Giftgewächs heißt auch Dornapfel, Rauchapfel, Teufelsapfel, Giftapfel, Krötenmelde, Tollkraut, und wurde wegen der großen ſchönen, auch angenehm, faſt wie Maiblumen riechenden Blumen, vor dreihundert Jahren nach Deutſchland gebracht und in Gärten gepflanzt. Man dachte damals nicht, daß man damit ein lebensgefährliches Gift in unſer Vaterland einführe. Der Stechapfel hat ſich aber ſeitdem ſo vermehrt und ausgebreitet, daß er jetzt faſt überall auf gutem wie auf ſchlechtem Boden, auf Schutthaufen, an Wegen, Zäunen, Mauern als Unkraut wächſ't. Die Pflanze entſteht im Frühling aus dem im Herbſte zuvor ausgefallenen Samen, blüht von dem Juni bis in den Herbſt, bringt vom September an reife Samen, wird 1 — 3 Fuß hoch und ſehr umfangreich und vergeht, gewöhnlich noch ehe der Froſt eintritt, wieder gänzlich.

Die großen, ziemlich weichen Blätter und die ſaftigen Stengel wie auch die Blüthe, ſobald ſie verletzt wird, haben einen ekelhaften, ſüßlichen Geruch, der aber, beſonders in warmen Zimmern, leicht Betäubung, ſchlimmes Kopfweh, Schwindel und Übligkeit verurſacht. Auch der Geſchmack der Blätter iſt unangenehm ſüßlich, hintennach aber auf eine eigene Art ſcharf und den Hals zuſammenziehend. Sie können ſchon äußerlich aufgelegt, gefährliche Entzündungen verurſachen. Jemanden, der eines auf ein Geſchwür in der Nähe des Auges gelegt hatte, wurde der Augenſtern ganz aus einander getrieben und für immer gelähmt.

Fürchterlich wirken aber die Samenkörner und alle andern Theile der Pflanze im Innern des Menſchen. Er wird davon zuerſt ganz wie betrunken, roth im Geſichte, die Augen glänzen ihm, bald wird er ſchwindlig, kann ſich nicht beſinnen, hört und ſieht nicht recht; das Schwarze im Auge iſt ſehr erweitert oder im Gegentheile ungewöhnlich zuſammengezogen. Ein ſolcher Vergifteter ſtammelt und kann mit der Sprache nicht fort, nicht ſchlucken, weil ihm der Hals wie zuſammengeſchnürt iſt, hat Trockenheit im Munde und brennenden Durſt, auch wohl Ekel, Erbrechen und Bangigkeit, manchmal aufgetriebenen Leib und Kollern darin; oft wird er ganz ſinnlos, toll und wüthend, oder dumm, unempfindlich und ſtumm. Bald aber werden ſeine Augen ſtarr oder verdreht, er bekommt Zittern, Krämpfe, Kälte in den Gliedern, kalten Schweiß, Schaum vor dem Munde; zuletzt wird er ganz bewußtlos und unempfindlich gegen Alles, was mit ihm vorgeht, und liegt mit weit offenen, unbeweglichen Augen regungslos da, oder ſchläft mit Schnarchen ein und lange fort. Manchmal erſcheinen auch ſchwarze Flecken auf der Haut; nicht ſelten tritt ziemlich bald Lähmung ein, und der Tod erfolgt in kurzem, bisweilen ganz plötzlich. Nur dann, wenn ſehr wenig von der Giftpflanze genoſſen wurde, gehen dieſe Zufälle nach einiger Zeit vorüber.

Solche Unglücksfälle ſind ſchon ſehr häufig vorgekommen. Öfters ſchon haben Kinder die Samenkörner gegeſſen; z. B. ein anderthalbjähriger Knabe, welcher bald darauf an allen Gliedern ſteif wurde und in einen tiefen Schlaf verfiel, darin aber zu röcheln anfing und einen blutigen Schaum ausſtieß, zuletzt ganz dunkelbraun im Geſichte wurde und ſchon nach ſechs Stunden ſtarb. Ein anderer von drei Jahren hatte nur wenige Körner verſchluckt, verfiel aber doch in Blindheit, Bewußtloſigkeit und Krämpfe, ward wie toll und wüthend und konnte nur mit Mühe gerettet werden, blieb aber noch lange Zeit ganz blaß. Öfter haben aber auch Erwachſene dieſe Körner für die weit kleineren, rundlichen und glatten Körner des Schwarzkümmels gehalten und davon Thee oder damit gekochte Milch getrunken oder die Blätter und Wurzeln unter Speiſen und Getränke gethan. Sie haben darauf faſt allemal entſetzlich leiden, in vielen Fällen auch ſterben müſſen. Ein Mann wurde von dem Abſud der Frucht gelähmt und wüthend, ein Anderer ſtarb davon in völligem Wahnſinn. Eine ganze Familie in der Gegend von Aachen wurde wahnſinnig, weil ſie die Blätter unter dem Gemüſe gegeſſen hatte. Ein junger Menſch redete ſchon irre und verfiel in ein Fieber, weil ein anderer ſein Trinkglas mit Stechapfelblättern gerieben hatte. Ein Mädchen, dem man Pulver vom Stechapfel unter den Kaffee gethan hatte, wurde nur durch die Geſchicklichkeit des Arztes von den ſchrecklichſten Zufällen befreit und wußte nachher nicht mehr das Geringſte

von Dem, was ſeit dem Trinken des Kaffees mit ihm vorgegangen war. Auch Pferde und Hunde ſtarben von dem Genuſſe dieſes fürchterlichen Krautes, Letztere noch viel ſchneller, wenn man ihnen den Saft des Stechapfels in eine Wunde brachte oder nur ganz wenig davon in eine Ader ſpritzte. Denn dergleichen Verſuche haben die Ärzte gemacht, um die Wirkung der Giftpflanzen genauer kennen zu lernen. Schafe freſſen den Stechapfel nicht, Schweine wurden betäubt davon.

Um einen ſo Vergifteten zu retten, muß man ſo ſchnell als möglich das Gift durch Brechen aus dem Leibe zu ſchaffen ſuchen. Sollte es ſchon aus dem Magen in die Gedärme gekommen ſein, ſo helfen dazu Klyſtiere aus ſchwachem Kamillenthee oder lauwarmem Waſſer mit einem Eßlöffel voll Salz oder einigen Löffeln voll Eſſig und etwas Oel, oder abführende Arzneien. Letztere muß aber der Arzt verordnen, weil ein Unerfahrener, der den Zuſtand und die Körperbeſchaffenheit des Kranken nicht richtig beurtheilt, leicht die Wirkungen noch gefährlicher machen kann. Dann gebe man dem Leidenden oft ſäuerliche Getränke, beſonders guten Eſſig, aber nur ſehr wenig unter viel Waſſer, und wenig auf einmal. Auch kann man ihm, und zwar in größerer Menge, von der Molke geben, die man erhält, wenn man zu kochender ſüßer Milch ſo viel Eſſig oder Citronenſaft thut, bis ſie gerinnt (auf die Maaß 1, höchſtens 2 Eßlöffel voll) und dann das Klare durch ein reines Tuch laufen läßt. Wenn der Kranke einen heißen Kopf und ein rothes Geſicht hat, ſetze man ſeine Füße in ein lauwarmes Bad mit Aſche und einer Hand voll Salz und ſchlage Tücher, die mit kaltem Waſſer und Eſſig befeuchtet ſind, um ſeinen Kopf. Sind auf dieſe Mittel die Betäubung und das Irrereden, überhaupt alle Nervenzufälle vergangen, iſt aber noch ſtarker Durſt, Hitze und Schmerz im Schlunde und im Leibe, iſt noch Erbrechen oder Durchfall, Kälte in den Gliedern zurückgeblieben, ſo muß man dem Kranken ſchleimige Getränke, aus Hafer oder geſchälter Gerſte gekocht, auch Milch mit Waſſer, öfters und in nicht zu großer Menge auf einmal zu trinken geben. Das Übrige muß man dem Arzte überlaſſen.

Alles Dies beweiſ't, daß man dieſe gefährliche Pflanze wenigſtens in der Nähe menſchlicher Wohnungen nicht dulden ſollte. Da ſie einjährig iſt, kann man ſie auch leicht ausrotten, wenn man nur einige Jahre hinter einander im Juli vor der Fruchtreife alle Pflanzen zertritt. So viel als der Apotheker zu manchen Arzneien davon braucht, wird er ſchon in abgelegnen Gegenden und an Waldrändern finden, oder in ſeinem Garten ziehen.

81. Das Laubholz.

Die wichtigſten unſerer Waldbäume mit Blättern gehören zu der Familie von Gewächſen, welche als Blüthen Kätzchen trägt. Die Kätzchen der Weiden und Haſelſtauden kennt Jedermann, aber die der Eichen, Buchen, Birken, Pappeln, Eſchen, Ulmen und anderer hochwachſenden Bäume haben gewiß viele Leute noch gar nicht beobachtet. Die Blätter dieſer Bäume ſind freilich ſehr ungleich, ſowohl an Größe als auch an Geſtalt und Farbe. Welch ein Unterſchied zwiſchen dem ſchmalen, dicken, dunkelgrünen Blatt einer Weide

und dem ausgezackten, dünnen, hellgrünen Eichenblatte! Und ſo noch bei gar vielen. Aber auch die Stämme, Äſte und Rinden, wie weichen ſie von einander ab! Die ſchlanke Pappel gegen die äſtige Buche, die hohe Eiche gegen die niedrige Weide, die weiße Birke verglichen mit der ſchwärzlichen Ulme, oder der dottergelben Weide. So ſteht es auch mit ihrem vorzüglichſten Ertrage, dem Holze. Das feſte Holz der Eiche, welches ſo lange es Saft hat, im Waſſer unterſinkt, neben dem leichten, aber biegſamen Holze der Weide, das dichte, brennbare Buchenholz neben dem brüchigen, ohne Kohle wegflackernden der Pappel. Zum Bauen der Häuſer und Schiffen ſucht man Eichen, zum Heizen und zur Gewinnung der Schmiedekohlen Buchen, zu Achſen, Deichſeln und Leitern Eſchen oder Birken. Auch der Drechsler und der Küfer, ſelbſt der Beſenbinder liebt Birkenholz, der Korbmacher dagegen zieht die Weiden vor, und die Landleute laſſen ihre hell-weißen Tiſche und Stühle aus Weidenholz verfertigen. Will man auch auf den Nußbaum achten, der ebenfalls zu den Kätzchen-tragenden Bäumen gehört, ſo gibt er das ſchönſte und feſteſte Holz zum Poliren und Einlegen, welches in Deutſchland das Mahagoni vertreten muß und von den Schreinern theuer bezahlt wird.

Betrachtet man die Früchte dieſer Bäume, ſo ſind ſie von gleicher Mannigfaltigkeit. Die niedliche Eichel in ihrem grauen Schüſſelchen iſt gleichwohl nur ein Futter für Schweine. Wenn Menſchen daraus Kaffee bereiten, ſo geſchieht es nicht des Wohlgeſchmacks, ſondern der Heilſamkeit wegen. Die Buchel (welche von ihrer Geſtalt auch Buchecker heißt) in ihrer rauhen Kapſel verſpricht nicht Viel, allein die dreieckigen Samen enthalten unter ihrer lederigen Schale einen nußartigen Kern, welcher ein ſehr brauchbares Oel liefert. Nur iſt das Schütteln der hohen Bäume etwas beſchwerlich und gefährlich. An die Frucht des Nußbaums reicht ſie natürlich nicht hinauf, dieſer iſt aber kein urſprünglich deutſcher Baum. Die Samen der anderen Kätzchenträger ſind gerade nicht nutzbar, verdienen aber doch von der Jugend näher betrachtet zu werden. Man wird dann finden, daß dieſe unbedeutenden Samenkörnlein nicht blos zur Fortpflanzung der Pflanze dienen, ſondern auch gar manches Thierlein ernähren, das den Menſchen Freude macht. So lebt der niedliche Zeiſig im Winter nur von dem Samen der Erle, und wir würden dieſen ſchönen Vogel in der ſtrengen Jahreszeit entbehren, wenn nicht die Ufer ſo vieler Bäche und Flüſſe Deutſchlands mit Erlen bewachſen wären. Auch iſt das Erlenholz nicht gerade zu verachten, die Rinde wird zwar von der Eichenrinde übertroffen, dient aber gleichwohl dem Gerber zu Lohe, ja den Färbern zu ſchwarzer Farbe, in der neueſten Zeit auch zum Verpacken der Cigarren. Daneben laſſen ſich die Ziegen die jungen klebrigen Erlenblätter vortrefflich ſchmecken. Aber der hauptſächlichſte Dienſt, welchen die Erlen leiſten, beſteht doch, wie der der Weiden darin, daß ſie mit ihren dichten umherrankenden Wurzeln die Dämme und Flußufer befeſtigen. Ohne dieſen Zuſammenhang würde das Waſſer jährlich die Erde wegſpülen und an dem umliegenden Gelände Schaden thun.

Manche von den Kätzchenbäumen erreichen eine ſehr anſehnliche Größe und ein hohes Alter. Eichen von 100 Fuß Höhe und 25 Fuß

Umfang ſind, oder waren vielmehr früher keine Seltenheit in Deutſchland. Jetzt läßt die Art des Forſtmannes ſie nicht leicht zu ihrem ganzen Wachsthume kommen. Denn allerdings werden die alten Eichen leicht im Inneren faul und hohl und das Holz hat wenigſtens nicht mehr den Werth des jüngeren. Man behauptet, die Eiche wachſe 200 Jahre und erreiche im Durchſchnitte ein Alter von 500 Jahren, manche wohl das Doppelte. Eine ſolche 1000jährige Eiche müßte eine ſchöne Reihe von Begebenheiten erzählen können, wenn ſie mit Sprache begabt wäre! Noch größer und älter ſollen in ſüdlichen Ländern die Kaſtanienbäume werden, bei uns iſt Dies aber nicht der Fall. Buchen, Birken und Ulmen werden bisweilen auch ſehr hoch und dick, doch ſtreiten ſie nicht leicht mit der Eiche um den Vorrang, eher die Linde, welche aber nicht zu den Kätzchen-tragenden Bäumen gehört. Ihre mit einem länglichen Blättchen verſehene gelbliche Blüthe zeichnet ſich durch ihren herrlichen Geruch aus, Was ein Grund mehr iſt, die Linden zur Zierde auf öffentlichen Plätzen oder in Alleen zu pflanzen. Wie nützlich die Linden ſind, weiß man vorzüglich in Rußland, wo ganze Wälder daraus beſtehen. In Deutſchland weiß man Nichts davon, daß die Lindenblätter ein gutes Schaffutter geben. Aber man kennt den Thee aus Lindenblüthe als Arzneimittel und den Lindenbaſt als einen der beſten Stoffe zum Flechten; endlich wird das ſchöne, weiche Holz zu Schnitzwerk verarbeitet. Die hölzernen Hunde, Pferde u. ſ. w., welche den Kindern zum Spielen gegeben werden, ſind meiſtens aus Linden geſchnitzt. Daß auch die Bienen die Lindenblüthen der meiſten anderen Nahrung vorziehen, iſt den Bienenwirthen wohl bekannt.

82. Das Nadelholz.

Neben den Obſtbäumen und den Laub-tragenden Waldbäumen gibt es ausgedehnte Waldungen von Nadelholzbäumen. Alle dieſe zeichnen ſich außer den Nadeln durch einen hohen geraden Wuchs, ohne beſonders ſtarke Äſte aus, durch das Harz, welches aus ihrer Rinde ausſchwitzt, durch die Zapfen, welche aus ihren Blüthen entſtehen und worin die Samenkörner ſtecken, endlich durch die faſerige Beſchaffenheit ihres Holzes. Gehörte die Lärche nicht zu unſerem Nadelholz, ſo könnte man auch das zu den Eigenſchaften deſſelben rechnen, daß die Nadeln über Winter dauern und grün bleiben. Die Nadeln des Lärchenbaumes fallen aber im Herbſte ſo gut wie das Laub anderer Bäume ab. Weit verbreiteter aber als die Lärchen, deren Nadeln auch durch ihr helles Grün und ihre Weichheit mehr Ähnlichkeit mit dem Laub haben, ſind die Tanne, Fichte und Kiefer. Es iſt jedoch ſchade, daß dieſe Namen in der Volksſprache ſehr durch einander gemengt werden, daß z. B. an dem einen Orte Tanne heißt, Was an dem anderen Kiefer genannt wird. Nimmt man die Weißtanne oder Edeltanne, welche vornehmlich auf dem Schwarzwalde zu Hauſe iſt, als die eigentliche Tanne, ſo kann man ſagen: Die Tanne hat eine weißliche, die Fichte eine röthliche, die Kiefer eine grauliche Rinde; ferner die Tanne hat Nadeln, die nicht ſtechen, und genau in zwei Zeilen einander gegenüber ſtehen, die Nadeln der Fichte ſtechen wenig und ſtehen ebenfalls in zwei Reihen, aber ſchon weniger

ordentlich; die Kiefer hat rings um ihre Zweige ſehr ſtechende Nadeln, deren immer zwei oder mehr in einer hautigen Scheide beiſammen ſtehen. Auch an Schönheit übertrifft die Weißtanne die übrigen, am wenigſten ſchön iſt die Kiefer, deren Wuchs in nicht dicht geſchloſſenen Waldungen gewöhnlich krumm iſt. Zu Weihnachtsbäumchen eignen ſich übrigens die Fichten am beſten, weil ihre Zweige am regelmäßigſten und dichteſten um den Stamm ſitzen. Noch kann man ſich merken, daß die Zapfen der Tanne aufrecht ſtehen, die der Fichte niederhängen, die der Kiefer oder Föhre aber paarweiſe neben einander geſtellt ſind.

Daß ſich manche Vögel von dem Samen der Nadelhölzer nähren und denſelben auf ſehr geſchickte Weiſe aus den Zapfen herauslangen, iſt bekannt. Von den Menſchen wird er nur geſammelt, um zum Anſäen neuer Waldungen zu dienen und zwar iſt dieſes Einſammeln, weil die höchſten Bäume beſtiegen werden müſſen, ein ſehr gefährliches Geſchäft. Den meiſten Vortheil ziehen wir aus dem Holze dieſer Bäume. Die langen, geraden Stämme geben ein vortreffliches Bauholz, welches trotz ſeiner eignen Leichtigkeit doch ſchwer trägt und durch das darin ſitzende Harz auch der Fäulniß gut widerſteht. Viele tauſend Stämme werden jährlich in den Sägemühlen zu Brettern zerſchnitten und von den Schreinern entweder bei der Einrichtung der Häuſer oder zu Möbeln verarbeitet. Die Gegenden, welchen das Tannen-, Fichten- und Kiefernholz fehlt, bekommen es auf dem Waſſer in Flößen zugeführt, wie man auf dem Rhein, Neckar und Main ſehen kann. Als Brennholz iſt es von geringem Werthe, weil es zu raſch wegflackert und keine Kohle hinterläßt. Dafür brennt man aus den Wurzeln in den Wäldern ſelbſt Harz und Theer. Dieſer fließt nämlich in Gruben aus den glimmenden Holzhaufen von ſelbſt heraus. Würde man Flamme brennen laſſen, ſo würde natürlich auch das Harz mit verzehrt werden. Es gibt Gegenden, wo ſich viele Leute von der Theerbrennerei nähren, die eine den Köhlern ähnliche Lebensart führen. Daß man die jungen Kiefernwälder lichtet, um den beſten Stämmen Raum zur Ausbreitung zu verſchaffen, hat noch nebenbei den Nutzen, daß dadurch eine Menge Bohnen- und Hopfenſtangen gewonnen werden.

Das Nadelholz wächſ't meiſtens ſehr leicht, zum Theil ſelbſt auf unfruchtbarem Boden. Deßhalb legt man gern die Wälder zuerſt mit Kiefern an, und ſäet hernach in ihren Schatten Eicheln oder Bucheln. Sind dieſe hinreichend herangewachſen, ſo wird dann das Nadelholz gefällt, um dem Laubholze Platz zu machen.

Daß es auch Sträucher gibt, welche Nadeln tragen, und daß dieſe ſtatt in Zapfen ihren Samen in Beeren tragen, kann man an dem Wachholder erkennen. Eigentlich iſt deſſen Beere nichts Anderes, als ein etwas anders gebildeter Zapfen, weßhalb ſie auch nur alle zwei Jahre zur Reife kommt, ſo daß man grüne und ſchwarze Früchte zu gleicher Zeit an ſeinen Zweigen ſieht. Der Gebrauch der Wachholderbeeren zum Räuchern, auch wohl als Gewürz iſt allgemein bekannt. Man würde um dieſes kleinen Nutzens willen dem Strauch keinen Platz in gutem Boden gönnen. Glücklicher Weiſe nimmt er aber mit dem allerſchlechteſten fürlieb, und macht dadurch manche Strecken grün, welche ſonſt ganz unbewachſen oder blos mit dem noch weniger

ſchönen Heidekraut bedeckt wären. Zugleich werden ſolche Heidegegenden durch ihre Wachholderbeeren der Aufenthalt des Krammetsvogels, welcher ja auch Wachholderdroſſel heißt.

83. Das Obſt.

Das wild wachſende Obſt in Deutſchland iſt von keiner ſonderlichen Güte, und ehe man die Veredlung durch Pfropfen und Okuliren gelernt und beſſere Sorten aus wärmeren Gegenden eingeführt hatte, waren die Beeren des Waldes ohne Zweifel eine beſſere Koſt als Äpfel und Birnen. Man kann ſich noch jetzt überzeugen, daß an den wilden Äpfel- und Birnbäumen das Holz das Beſte iſt, und daß ihre Früchte, obgleich auch oft von Kindern und armen Leuten verzehrt, doch eigentlich ein Obſt für Schweine ſind. Kirſchen ſind in Deutſchland vollends nicht einheimiſch geweſen, die jetzige wilde Sorte ſtammt ſo gut aus Aſien als die veredelten. Die Pflaumen waren durch die Schlehen vertreten, welche auch jetzt noch an Orten wachſen, wo kein Obſtbaum fortkommt.

Welche Mannigfaltigkeit von Obſtbäumen wird dagegen jetzt in Deutſchland gezogen! vorzüglich im ſüdweſtlichen Deutſchland, am Main, Neckar und Rhein, wo neben den Äpfel, Birnen, Kirſchen, Pflaumen, auch noch Nüſſe, Mandeln, Pfirſiche, Aprikoſen, Quitten und Feigen gedeihen! Wenn man aber auch nur von Dem redet, was allenthalben fortkommt, wie zahlreich ſind die Sorten! Jede Gegend hat ihre eigenthümlichen, die gerade in ihr am beſten gedeihen. Freilich zieht auch mancher Gartenbeſitzer aus Trägheit und Unverſtand oft ſchlechteres Obſt, wo das beſſere eben ſo gut reifen würde. Mancher läßt die guten Bäume, welche ſeine Vorfahren gepflanzt haben, zu Grunde gehen, indem er ſie vernachläſſigt, ihre Behandlung nicht verſteht. Die Gärten der meiſten Landleute ſind Zeugniſſe ihres Mangels an Ordnungsliebe und ihrer Gleichgültigkeit gegen das Schöne. Da wachſen die Wildlinge auf, wo es ihnen beliebt, der ganze Garten bekommt das Anſehn eines Waldes. Eine Hecke iſt zwar vorhanden, aber an vielen Stellen durchlöchert, ſo daß Hühner und Gänſe freien Eintritt haben. Die dürren Äſte werden nicht von den Bäumen abgeſägt, die Raupenneſter nicht zerſtört, und wenn die Polizei es etwa befiehlt, ſo wird über den Zwang räſonnirt. Nur in manchen Gegenden weiß man es beſſer, beſonders da, wo das Obſt ein vortheilhafter Handelsartikel geworden iſt. Wenn man freilich nur an den Verbrauch in dem eignen Hauſe denken wollte, ſo würde die Obſtzucht oft zum Überfluß und zur Verſchwendung führen. Denn gar viele Sorten laſſen ſich nur einige Tage oder einige Wochen halten und faulen raſch weg. Allein man keltert ja aus Äpfel und Birnen Moſt, der ſich zu Latwerge einkochen läßt, oder als Wein mehrere Jahre hält. Auch zur Eſſig- und Branntweinbereitung wird Obſt in Menge verbraucht. Friſches Obſt findet in den Städten, wo nicht Jedermann einen Garten mit Obſtbäumen beſitzt, Abnehmer genug; und gedörrt oder eingemacht dauert es Jahre lang und findet immer Käufer. In dem Städtchen Cronenberg in dem Herzogthume Naſſau, wie auch in dem Dorfe Handſchuhsheim in Baden lebt faſt die ganze Bevölkerung

von dem Obſtbau und befindet ſich großentheils im Wohlſtande, wozu der Verkauf von jungen Stämmchen aus ihren Baumſchulen nicht wenig beiträgt. Freilich iſt der Ertrag der Obſtbäume etwas unſicherer, als der des Ackerfeldes, da Froſt, Näſſe, Hagel, Sturm und andere Witterungsverhältniſſe und faſt ebenſo oft Raupenfraß die Hoffnungen des Obſtzüchters vernichten. Dagegen bringt aber auch ein guter Obſtbaum im glücklichen Falle wohl zehnmal Soviel ein, als der von ihm beſchattete Boden, wenn derſelbe mit anderen Gewächſen bepflanzt wäre. Und dieſer Boden iſt ja auch nicht ganz ohne Ertrag, wenn gleich nicht alle Gewächſe unter dem Schatten der Obſtbäume gedeihen, und wenn ſchon alle wenigſtens minder kräftig wachſen als im Freien.

Man unterſcheidet vornehmlich zwiſchen Kern- und Steinobſt, doch ſind die Nüſſe, (das Schalobſt) darunter nicht mitbegriffen. Das Kernobſt läßt ſich auf dreifache Weiſe veredeln, durch Okuliren, durch Pfropfen und durch Kopuliren. In dem erſten Falle wird ein Auge aus der Rinde eines veredelten Baumes ſorgfältig ausgeſchnitten und in die aufgeſchlitzte Rinde des unedlen Stämmchens eingeſetzt. Erſt nachdem das Auge getrieben hat, nimmt man dem Bäumchen die wilden Zweige. Beim Pfropfen dagegen wird das zu veredelnde Stämmchen in einiger Höhe abgeſägt und ein edles Reis zwiſchen das Holz und die Rinde eingefügt, die Wunde dann verbunden. Ähnlich verfährt man bei dem Kopuliren, wo man auf etwas dünnere Stämmchen Reiſer von gleicher Dicke mit ſchiefem Schnitte genau paßt und feſtbindet. Die letztere Art iſt die vollkommenſte, aber auch am künſtlichſten auszuführen. Steinobſt wird faſt immer okulirt.

Apfel- und Birnbäume ſind einander ſo ähnlich, daß ſie in der Jugend oft kaum unterſchieden werden können. Später geht der Birnbanm mehr in die Höhe, der Apfelbaum breitet ſich mehr ſeitwärts aus und hängt gern ſeine Äſte nach der Erde zu. Im Durchſchnitte werden die Birnſtämme größer, und das Holz iſt vorzüglicher zu Tiſchlerarbeiten. Die Blätter des Birnbaumes ſind grüner und glätter als die des Apfelbaums; auch die Blüthen ſind verſchieden, jene nämlich weiß und langſtielig, dieſe röthlich und mit ganz kurzen Stielen. Auch an der Frucht ſelbſt finden ähnliche Unterſchiede ſtatt, doch gibt es mitunter ſo rundliche Birnen, daß ſie mit Äpfeln leicht verwechſelt werden. Das Fleiſch der Äpfel iſt aber faſt immer feſter als das der Birnen, darum auch meiſtens dauerhafter. Doch iſt es darum niemals ſteinig oder körnig, oder umgekehrt breiartig, wie Dies bei manchen Birnen der Fall iſt. Schlimm iſt es, daß wir für die meiſten Sorten entweder franzöſiſche oder nicht allgemein bekannte deutſche Namen haben. Ziemlich übereinſtimmend werden die Borsdorfer benannt, ferner die Madäpfel, Schlotteräpfel (Calville), die Reinetten (Ranau), ferner von Birnen die Bergamotte, die weiße und graue Butterbirne, die Muskateller, die Beſtebirne u. ſ. w. Wenn übrigens Äpfel und Birnen auch weniger nutzbar wären, als ſie ſind, ſo muß man doch bekennen, daß ein ſolcher Obſtbaum zweimal im Jahre einen ſo herrlichen Anblick gewährt, daß man ihn für eine Zierde der ganzen Umgebung achten muß, einmal zur Zeit der Blüthe und zweitens gegen die Zeit der Reife der Früchte, wo der Segen Gottes uns gewiſſermaßen aus dem grünen Laube entgegenlacht. Wie oft bedürfen

ſolche Bäume der Stützen, wie beugen ſie ſich unter ihrer prächtigen Laſt! Und die Obſternte iſt gewiß eine der erfreulichſten für Jung und Alt.

Auch das Steinobſt nimmt Theil an dieſer natürlichen Schönheit, wenn auch ſein Nutzen vielleicht etwas geringer ſein ſollte, als der des Kernobſtes. Denn da es ſich ungetrocknet nicht lange aufbewahren läßt, auch zum Kochen und Keltern meiſtens zu wäßrig und zu voll Säure iſt, ſo muß es oft in wenigen Tagen weggeſchafft werden. Auch thun die Vögel an den Kirſchen weit mehr Schaden als die Wespen etwa an den Birnen. Überdies ſind die im Sommer reifenden Pflaumen, ſowie Aprikoſen und Pfirſiche, ſelbſt wenn ſie völlig reif ſind, der Geſundheit weniger zuträglich als anderes Obſt. Das nutzbarſte des Steinobſtes ſind an den meiſten Orten die Zwetſchen, denn die Bäume tragen reichlich und verſagen ſelten, ſelbſt in rauheren Gegenden, und bedürfen dabei faſt gar keiner Pflege. Die Früchte ſelbſt ſind friſch, wie gekocht und gedörrt ſchmackhaft und geſund, und weil ſie erſt im Herbſte reifen, der ſchnellen Verderbniß weniger ausgeſetzt. Selbſt für Kranke ſind getrocknete Zwetſchen eine ſehr empfehlenswerthe Speiſe. Daß ſie auch zu Branntwein tauglich ſind, dient ihnen weniger zur Empfehlung. Von den übrigen Pflaumen kommen ihnen nur die Mirabellen nahe; das ſonſtige Sommerobſt ſcheint mehr zum Naſchen als zur ſoliden Nahrung vorhanden zu ſein.

Bedeutender iſt das Schalobſt, die Nüſſe und Mandeln, denn ſie liefern zugleich vortreffliches Öl. Allein außer den Haſelnüſſen, welche weniger geſchätzt werden und gewöhnlich nicht auf Bäumen, ſondern auf Stauden wachſen, ſind die übrigen dahin gehörigen Gewächſe für Deutſchland etwas zu zart. Mandelbäume unterliegen auch in den wärmſten Lagen oft dem harten Winter, und ihre ſchöne frühe Blüthe wird oft durch Nachtfröſte zu Grunde gerichtet. Man pflanzt ſie unter allen Bäumen am liebſten in Weinberge, weil ihr ſchmales und nicht dichtes Laub wenig Schatten macht, und weil ſie auf gleiche Weiſe wie der Weinſtock geſchützt werden müſſen. Auch die Wallnußbäume ſind noch empfindlich genug, um in harten Wintern oft hundertweiſe zu erfrieren. Doch wachſen ſie ſchnell und tragen reichlich, ſo daß manche Gegenden unſeres Vaterlandes großen Gewinn davon ziehen. Indeſſen iſt ein großer Unterſchied unter dieſem Obſte. Die großen, hartſchaligen Nüſſe haben gewöhnlich die ſchlechteſten Kerne, welche obendrein leicht ſchimmeln, die kleineren mit zerbrechlicher Schale behalten länger ihre Süße und geben vorzüglicheres Oel. Da der Gebrauch, die Kinder zu Weihnachten mit Nüſſe zu beſchenken, faſt in ganz Deutſchland verbreitet iſt, ſo werden ganze Ladungen von Wallnüſſen aus den ſüdlicheren Gegenden in die nördlicheren verfahren und guter Gewinn daran gemacht.

Auch Kaſtanien gehören noch zu dem deutſchen Obſt, nicht ſowohl die wilden oder Roßkaſtanien, welche für Menſchen nicht eßbar ſind, als die zahmen, welche gebraten ein ſüßes Mehl enthalten, feſter, aber edler als das der Kartoffeln. In ſüdlicheren Ländern bilden ſie eine gewöhnliche Koſt des Volkes, bei uns werden ſie nur als Zukoſt zu gewiſſen fetten Speiſen genoſſen. Ihre ſtachlichte Außenſchale gleicht derjenigen der Buchecker und ſpringt zur Zeit der Reife ebenſo auf, und läßt die inwendige braune Frucht fallen. Dieſe hat einige Ähnlichkeit

mit einer recht breiten Haſelnuß, nur daß ſie größer, wohl dreimal ſo groß wird. Die Schale iſt nicht hart und ſpröde, ſondern lederartig. Der zahme Kaſtanienbaum erreicht übrigens in unſerem Klima bei weitem nicht die Größe des wilden, oder auch des Nußbaums, in wärmeren Ländern gelangt er dagegen zu einem viel bedeutenderen Umfang. Aber die Blüthen ſelbſt des wilden Kaſtanienbaums und ſeine fächerartigen Blätter machen ihn zu einer Zierde in Gärten und Alleen.

Welcher Art aber auch die Obſtbäume angehören, ſo verdienen ſie einer ſorgfältigen Schonung. Es gehören oft viele Jahre dazu, um einen ſolchen Baum zu erziehen und bis zu einigem Ertrage zu bringen. Ein Menſch erlebt oft gar nicht die Früchte ſeiner Obſtpflanzung, er ſäet, pfropft und pflegt für die Nachkommen. Wie ſchändlich nun, ein ſolches Unternehmen durch Beſchädigung oder Verwahrloſung zu ſtören! Ein Baumfrevler iſt in vielen Beziehungen ärger als ein Dieb, er beſchädigt nicht blos fremdes Eigenthum, ſondern er verſündigt ſich auch an der Nachwelt.

84. Die Beeren-tragenden Sträucher.

Kinder intereſſiren ſich nicht leicht ſo ſehr für andere Gewächſe, als für die Beeren-tragenden Sträucher, wie z. B. Johannisbeeren, Stachelbeeren, Himbeeren, Brombeeren, Heidelbeeren. Das macht, ſie eſſen nicht blos die wohlſchmeckenden Früchte gern, ſondern ſie ſind auch im Stande, dieſelben ſelbſt abzupflücken, Was bei den hohen Bäumen nicht angeht. Auch bieten die gewöhnlich ſehr reichlich mit Beeren behangenen Sträucher einen lieblichen Anblick dar. Ein ſchön gezogener Johannisbeerſtrauch mit ſeinen rothen oder gelblichen Trauben iſt wahrlich ein Sinnbild der Fruchtbarkeit. Auch Das iſt an den Beerengewächſen zu loben, daß ſie frühzeitig, wenn Obſt- und Waldbäume noch winterlich ausſehen, ſchon Knospen, Blätter und Blüthen treiben und den Bienen die erſte Nahrung bieten. Wer übrigens von Beeren allein leben ſollte, wäre es auch nur wenige Tage, der würde ſolche Mahlzeiten wohl müde werden. Doch iſt in früherer Zeit, als Deutſchland noch mehr mit Wald bedeckt war, verirrten Perſonen oft nichts Anders übrig geblieben, als mit den wilden Beeren fürlieb zu nehmen. Allein es gibt auch ſchädliche Beeren, welche mit den eßbaren große Ähnlichkeit haben, und aus Irrthum oder Unwiſſenheit von Menſchen, beſonders von Kindern gegeſſen worden ſind. Am gefährlichſten iſt die Tollkirſche oder Belladonna, welche in den Wäldern nicht ſelten iſt und ſchwarze Beeren von der Größe einer wilden Kirſche trägt. Allein die geringſte Aufmerkſamkeit kann ſie von eßbaren Beeren unterſcheiden. Denn erſtens hat das ganze Gewächs keinen holzigen, ſondern einen fleiſchigen Stengel, gehört alſo eigentlich nicht unter die Sträucher, kann am allerwenigſten für ein Kirſchbäumchen gelten. Zweitens ſitzen die Beeren ſelbſt in einem grünen fünfblättrigen Kelche, ungefähr wie die Himbeeren und Brombeeren. Drittens haben die Beeren keinen Stein, Was wenigſtens nach dem Zerbeißen der erſten belehren könnte, daß es keine Kirſchen ſind. Wer aber unglücklicher Weiſe auf dieſe Merkmale nicht achtet und eine Handvoll ſolcher Beeren genießt, den wird

ſchwerlich ein Arzt vom Tode retten. Blindheit, tolle Raſerei, woher auch der Name, ſind die ſchrecklichen Wirkungen ſolches Genuſſes, und der Tod iſt zuletzt für den Vergifteten als eine Wohlthat zu betrachten. Dagegen wiſſen die Apotheker aus der Belladonna vortreffliche Arzneien zu bereiten; denn Was dem Geſunden Gift iſt, kann dem Kranken Heilmittel ſein. In Allem, was Gott geſchaffen hat, laſſen ſich auch gute Eigenſchaften entdecken, nur haben die Menſchen oft noch nicht genug Aufmerkſamkeit darauf verwendet.

Nicht viel weniger Gefahr hat es mit dem Kellerhals oder Seidelbaſt, deſſen hochrothe Beeren jedoch kein eßbares Fleiſch, ſondern nur ölige Kerne unter der Schale haben. Nichts deſtoweniger ſind ſie ſchon öfters von naſchhaften Kindern verſchluckt worden, Was die fürchterlichſten Folgen hatte. Ihr beißender Saft verletzt nämlich den Hals und den Magen, ſo daß ſie verſchwellen und daß entſetzliche Schmerzen erfolgen. Nur ſchleunige Hülfe kann vom Tode retten. Die Rinde (der Baſt) wird jedoch in Apotheken verkauft, um Blaſen auf der Haut zu ziehen. Dies leitet nämlich die Entzündungen z. B. des Halſes oder der Augen auf die äußere Haut und heilt durch einen geringen Schmerz von ſchlimmen und langwierigen Krankheiten. Außer dieſem Nutzen erfreut der Kellerhals auch durch ſeine hochrothen Blüthen, welche ſchon im März zum Vorſchein kommen.

Ein Strauch, welcher weder zur Leckerei verführt noch vergiftet, iſt der Hollunder. Jedermann kennt ihn und gönnt ihm wohl ein Plätzchen in einer Ecke des Gartens. Denn ſeine Blüthen ſtechen mit ihrer großen weißlichen Dolde gar ſchön gegen die dunkelgrünen Blätter ab, und liefern getrocknet einen heilſamen Schweiß-treibenden Thee, wenn man auch nicht gerade Luſt hat, wie manche Leute, die Blüthe ſelbſt in Pfannkuchenteich zu backen und zu eſſen. Das verleiden Einem ſchon die Blattläuſe, womit die Stengel bedeckt zu ſein pflegen. Auch die ſchwarzen Beeren ſind mehr ein Vogelfutter, als eine Speiſe für Menſchen, doch gibt es immer Perſonen, welche ihre Latwerge durch die Zuthat von ſolchen Beeren gewürzhafter zu machen ſuchen. Den Kindern wird aber der Hollunder noch beſonders wichtig durch die Spielzeuge, die ſie ſich ſelbſt daraus verfertigen. Denn die jüngeren Schößlinge ſind mit einem leichten Marke gefüllt, welches ſich leicht herausdrücken läßt, ſo daß eine regelmäßig ausgehöhlte Röhre entſteht. Dieſe wird nun bald zu einer Waſſerſpritze, bald zu einer Windbüchſe, bald zu einer Flöte verarbeitet, und gewährt unter allen Umſtänden viel Vergnügen.

Bei dem Roſenſtrauch denkt man gewöhnlich nicht an ſeine Früchte, obwohl die rothen Beeren, welche unter dem Namen Hagebutten bekannt ſind, auch durch den Winterfroſt eßbar werden. Auch ſchon im Herbſte ſammelt und trocknet man ſie, nachdem man ſie von ihren kitzelnden Samenkörnern gereinigt hat. Sie werden dann zu gewiſſen Saucen benutzt. Allein dieſen Nutzen gewähren vorzüglich nur die wilden Roſen und man würde ſie darum wohl nicht in Gärten hegen; Dagegen gilt die Blüthe des Roſenſtrauches, welchen man darum auch zu den Blumen zählt, für die Zierde unſerer Gärten. Die Dichter nennen die Roſe die Königin der Blumen. Und in der That vereinigt ſich bei gar wenigen Zierpflanzen Schönheit der Blume und

Lieblichkeit des Duftes in dem Grade, wie bei der Roſe. Und wenngleich ſich nicht alle Sorten darin gleichkommen, ſo iſt wieder die Mannigfaltigkeit der Farben, Geſtalt, Größe und Blüthenzeit ein gar großer Vorzug der Roſen, welchen man vornehmlich in den großen Luſtgärten wahrnimmt, wo neben der gewöhnlichen Gartenroſe (der hundertblättrigen) die weiße, gelbe, ziegelrothe und dunkelrothe, das kleine Monatröslein und die zierliche Moosroſe gezogen werden. Es iſt eine ſolche Pracht in dieſen Blumen, daß man die andern darüber vergißt, und daß man auch an die Dornen nicht denkt, womit die meiſten von ihnen verwahrt ſind. Übrigens würde die Blume nicht halb ſo ſchön erſcheinen, wenn ſie nicht von ſo zierlichen grünen Kelchblättern umſchloſſen wäre, welche ſich an den aufbrechenden Knospen beſonders gut ausnehmen. Selbſt die Blätter ſind ſo regelmäßig geformt und gezähnelt und um den Stengel geſtellt, dabei auch von ſo lebhaftem Grün, daß ſie jene Schönheit erhöhen, und es zeigt von wenig Geſchmack, wenn Jemand eine Roſe mit ſo kurzem Stiele abpflückt, daß keine Blätter daran bleiben. Daß auch ein wohlriechendes Waſſer aus den Roſenblättern deſtillirt wird, iſt bekannt, erhöht aber den Werth der Pflanze nicht viel.

85. Der Johannisbeerſtrauch.

Dieſer bekannte nützliche Strauch wächſt am liebſten in den gemäßigten Gegenden von Europa und nimmt mit ſchlechtem Boden fürlieb. Man trifft ihn wild wachſend in Feldern und Laubhölzern an, wo er, beſonders an ſchattigen Orten, in ſchwarzem, lockerem Boden ſehr gut gedeihet; öfters findet man ihn auch auf hohen, alten Weidenbäumen wachſend, wohin ihn die Vögel durch Ausſtreuung des Samens verpflanzt haben. Dieſer wilde Johannisbeerſtrauch iſt von dem zahmen rothbeerigen in den Gärten nur dadurch unterſchieden, daß er niedriger und ſchwächer iſt, nur drei bis vier Fuß hoch wird und kleinere Früchte trägt. In den Gärten kann man dieſe Sträucher nach Belieben hoch und niedrig ziehen. Die Blüthen umgeben gleich den Beeren einen gemeinſchaftlichen, etwas hängenden Stiel. Von Farbe ſind ſie gelblich grün. Die Blätter ſtehen wechſelsweiſe, das heißt bald auf dieſer, bald auf jener Seite, an den Zweigen, an langen und dicken Stielen, ſind einfach und haben drei große Hauptausſchnitte, die am Rande gezähnt ſind. Das Blatt iſt von einem lebhaften Grün, und ein Theil der Adern gemeiniglich roth; öfters färbt ſich auch im Herbſt das ganze Blatt roth. Die rothen, blaßrothen oder weißlichen Johannisbeeren ſchmecken angenehm ſäuerlich und können, ſobald ſie reif ſind, friſch vom Strauche genoſſen oder auch mit Zucker eingeſotten und zu Speiſen und Getränken aufbewahrt werden. Auch wird aus ihnen ein wohlſchmeckender, ſtarker, geſunder Wein bereitet, welcher auf Flaſchen gezogen, ſich mehrere Jahre gut hält.

Der Johannisbeerſtrauch trägt ſeine Früchte ſowohl am alten als am jungen Holze, und treibt ſie oft unmittelbar aus den Knospen der vorjährigen Zweige. Seine Fruchtzweige bleiben viele Jahre lang tragbar. Das Holz iſt zäh und hat, wenn man es zerſchneidet, einen weinartigen Geruch. Sollen ſeine Beeren bis zur Reife vollſtändig hängen

bleiben und groß und wohlſchmeckend werden, ſo verlangt er einen ſonnigen und luftigen Standort. Bei zu verſtecktem Stande fallen die Beeren leicht ab oder werden mehr ſäuerlich. Der Johannisbeerſtrauch erträgt im Winter den ſtärkſten Froſt, jedoch leiden bei Spätfröſten ſeine Blüthen leicht, zumal unten von der Spitze der Trauben herauf, weßhalb es häufig der Fall iſt, daß nach ungünſtiger Blüthe die Beeren ſich nur zur Hälfte von oben herein an den Trauben erhalten und ausbilden. — Man kann die Johannisbeerſträucher durch Samen fortpflanzen, jedoch erfordert dieſe Zucht längere Zeit. Am ſchnellſten geſchieht die Vermehrung durch Wurzelausläufer, von denen man die bewurzelten und ſtärkſten im Herbſte oder Frühlinge von den Sträuchern trennt und verpflanzt. Will man große, ſchöne, vollkommene Johannisbeeren ziehen, ſo muß man die Stecklinge oder bewurzelten Ausläufer von den ſogenannten großen holländiſchen Sorten, oder wenigſtens von ſolchen Sträuchern zu erhalten ſuchen, die in einem fetten Gartenlande gezogen ſind und vollkommene große Früchte tragen; dieſe müſſen dann in ähnliches Land geſetzt werden. Auch iſt erforderlich, daß man ihnen alle zwei oder wenigſtens 3 Jahre ihr altes Holz ausſchneidet, ſo daß ſie ihre Früchte immer an jungem Holze anſetzen. Wird ihre Pflege vernachläſſigt, ſo tragen ſie in den erſten Jahren große Früchte, ſpäter aber wieder kleinere und geringere. Um frühzeitige Johannisbeeren zu erhalten, pflanzt man die Sträucher an die ſüdliche Seite einer Mauer; um ſie erſt ſpäter zu haben gibt man ihnen einen Stand an der Nordſeite derſelben. Zu dem vorzüglichen Gedeihen der Johannisbeerſträucher iſt noch hauptſächlich nöthig, daß man jährlich im Frühjahr die Erde in ihrer Nähe auflockert und von allem Unkraute reinigt. Auch iſt ihnen eine Düngung von kurzem Miſt oder Jauche, welche letztere mit Waſſer vermiſcht bei feuchtem Wetter um die Stöcke gegoſſen wird, ſehr zuträglich. Eine ſehr gute Eigenſchaft der Johannisbeeren iſt, daß ſie auch reif ſehr feſt und lange an dem Stocke hängen bleiben, und nicht, wie die meiſten andern Beeren, überreif abfallen. Zu Johanni fangen ſie an ſich zu färben, daher ihr Name, einige Wochen ſpäter werden ſie reif und bleiben, wenn ſie nicht abgenommen werden, an den Sträuchern bis ſpät im September feſthängen. Die Johannisbeerſträucher eignen ſich auch gut zu niedrigen und höheren Hecken und können durch den Schnitt in beliebige Formen gebracht werden. In Gärten zieht man ſie bisweilen zu Bäumchen, die mit den Jahren ziemlich ſtark werden und ſehr reichliche, vollkommene Früchte tragen.

86. Der Wein.

Unter allen Erzeugniſſen des Gewächsreiches in unſerem Vaterland iſt der Wein ohne Zweifel das edelſte. Soviel Mißbrauch auch mit ſeiner berauſchenden Kraft getrieben wird, ſo bleibt er eine der dankenswertheſten Gaben Gottes, ein Labſal für die Müden, Alten und Kranken, ein Erheiterungsmittel für die Traurigen. Unſere Religion ſelbſt hat ihn durch den Gebrauch bei dem Abendmahle geheiligt. Auch haben alle Völker den Weinſtock in Ehren gehalten. Nach Deutſchland aber iſt er erſt faſt 300 Jahre nach Chriſti Geburt durch die Römer verpflanzt worden, und zwar dahin, wo er auch jetzt noch

am beſten gedeiht, an den Rhein. Denn kommt auch der Strauch, welcher die Trauben trägt, wohl allenthalben in den Ebenen von Deutſchland fort, ſo werden die Trauben ſelbſt doch nur in den wärmſten Strichen unſeres Vaterlandes, alſo in den Thälern des Rheins, des Mains, Neckars und der mittleren Donau edel, ſo daß man ſie keltern und den Moſt in Fäſſern verwahren mag. Der Elbwein taugt nicht viel und der Oderwein noch weniger. Trauben zum Eſſen mag man auch anderswo an warm gelegenen Wänden ziehen, aber am Rhein, am Rhein da wachſen die Reben, deren Ruhm bis in fremde Welttheile reicht. Übrigens iſt auch dort der Weinſtock ein zartes Gewächs, welches im Winter leicht erfriert, und in der guten Jahreszeit der ſorgfältigſten Pflege und der günſtigſten Witterung bedarf, wenn ſeine Früchte gedeihen ſollen. Man rechnet nur alle 5 Jahre auf eine volle Weinernte (Herbſt), und doch beſtehen die Weinbergsbeſitzer dabei, ein Beweis, daß eine ſolche Ernte einträglicher als eine Haferernte oder ſelbſt als eine Weizenernte ſein muß. Aber freilich iſt es auch eine Luſt, eine Weinleſe in guten Jahren mitzumachen. Da iſt Alles voll Freude. Die Gutsherrn und die Winzer, die Jungen und die Alten, die Einheimiſchen und die Fremden nehmen Theil an dem Jubel. Man denkt nicht an die Beſchwerlichkeiten und Koſten, welche einem ſolchen Herbſte vorausgegangen ſind. Man ißt junge Trauben und trinkt alten Wein, man feuert mit Piſtolen in die Luft und thut als wäre der herrlichſte Sommerabend. Und doch iſt es November mindeſtens Oktober oft mit Nebel und Reif, wenn die beſſeren Trauben geherbſtet werden.

Wohl verdient aber auch der Winzer eine Erholung nach den Mühen des Jahres, denn kein anderes Gewächs fordert ſoviel Wartung und macht ſoviel Plage als der Weinſtock. Iſt der Winter glücklich vorübergegangen, ſo werden die Weinberge, welche noch nicht im Herbſte mit Dung verſehen waren, im Frühling gedüngt und aufgehackt. Dann werden die Reben geſchnitten und an die Pfähle ſorgfältig in Windungen oder Bogen feſtgebunden. Die Winzer wiſſen genau, wieviel Holz man dem Stocke laſſen, wieviel wegſchneiden darf. Nun ſieht man nach den Geſcheinen d. h. den Blüthenknospen. Geht es glücklich mit dieſen, ſo kommt um Johannistag die Blüthe. Für das Auge bietet ſie wenig Schönes, deſto mehr für den Geruch. Keine Blume riecht ſo fein als die Rebenblüthe. Der Winzer hat aber noch nicht gewonnen, wenn die Blüthe gut vorübergegangen iſt, es bleibt noch die Sorge vor den ſchädlichen Inſekten, vor der Fäulniß, vor einem kalten oder regneriſchen Auguſt, denn dieſer ſoll der Kochmonat der Trauben ſein. Auch hat der Wingertsmann d. h. der Weingärtner oder Winzer bald die jungen Schößlinge zu heften, bald die überflüſſigen Blätter abzulauben (geizen) und noch manche andere Arbeit, ehe ſeine Ernte erſcheint. Selbſt in der Kelter und im Faſſe will der Wein noch aufmerkſam behandelt ſein. Der weiße kommt wenigſtens ſogleich in die Kelter und in das Faß, der rothe aber muß mit den Schalen einige Tage in Butten ſtehen, damit ihm jene ihre Farbe mittheilen. Keltert man die dunklen Trauben ſogleich, ſo wird der Wein nur röthlich (Bleichart). In dem Keller ſelbſt muß der Moſt gähren. Während der Gährung nimmt er eine weiße, ſchaumige Farbe

an und heißt dann federweiß. Dann iſt er angenehm zu trinken, aber nicht ſonderlich geſund. Gegen das Ende des Winters wird er abgeſtochen d. h. der klare Wein von der Hefe getrennt. Guter Wein hält ſich viele, oft ſelbſt über 100 Jahre, immer aber verliert er von ſeiner urſprünglichen Süße, wenn er gleich bis zu gewiſſen Jahren an Stärke gewinnt. Nicht alle Traubenſorten geben gleich guten Wein, ſelbſt wenn ſie auf demſelben Boden wachſen, und die angenehmſten Trauben zum Eſſen ſind ebenſo wenig die vorzüglichſten zum Wein, als Dies bei dem Obſte der Fall iſt. In ſüdlicheren Ländern gibt es auch Roſinentrauben, in Deutſchland aber haben ſie dazu nicht Süße genug. Dort behandelt man die reifen Trauben beinahe, wie bei uns die Zwetſchen und Mirabellen, nur daß man das Trocknen mehr der Sonne als der Ofenhitze überläßt.

87. Die Gärtnerei.

Lieber Karl!

Endlich iſt mein ſehnlichſter Wunſch erfüllt, ich bin Lehrling bei dem gräflich L...iſchen Gärtner, Herrn Th... Du weißt, daß mein Vater immer dagegen war, daß ich mich dieſem Geſchäfte widmen wollte, allein mein inſtändiges Bitten und meine Beharrlichkeit haben zuletzt ſeine Einwilligung bewirkt. „Des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich, ſprach er, zieh' hin in Frieden; aber lerne wenigſtens etwas Tüchtiges." Das iſt denn nun auch mein ernſtlicher Vorſatz, und da ich Luſt daran habe, ſo wird es mir, denke ich, nicht ſchwer werden. Auch fehlt es mir gar nicht an Gelegenheit. Mein Lehrherr gilt für einen der geſchickteſten Gärtner in der ganzen Gegend; er iſt zwar ſtreng, hält auf die genauſte Ordnung, daneben aber iſt er freundlich und belehrt mich gern über Alles. Auch der Garten iſt geeignet, um die ganze Gärtnerei kennen zu lernen; er iſt groß, hat Anlagen aller Art, zwei Treibhäuſer, Miſtbeete in Menge, eine Baumſchule, Gemüſefeld und Gebüſche, ſelbſt ein kleiner Weinberg fehlt nicht. Du kannſt Dir denken, mit welchen Augen ich dieſe Herrlichkeiten alle betrachtet, und wieviel Fragen ich an meinen Lehrherrn gerichtet habe. „Geduld! ſagte er, nur nicht Alles auf einmal! Du wirſt es ſchon noch erfahren. Vor Allem lerne einmal die im Freien wachſenden Blumen kennen, denn deren Pflege will ich dir zunächſt übertragen, wofern du aufmerkſam ſein willſt." Das verſprach ich natürlich gerne, und habe ſeit den 14 Tagen, wo ich hier bin, hoffentlich auch mein Verſprechen gehalten. Du kannſt Dir aber auch kaum denken, was für herrliche Blumen wir hier ziehen! Du ſiehſt, ich ſchreibe mir auch ſchon einiges Verdienſt zu, denn ich begieße ſie ja täglich zweimal, behacke ſie, ziehe das Unkraut aus, leſe die ſchädlichen Inſekten, die Raupen und Blattläuſe ab, und wo ſich welke Blätter zeigen, da werden dieſelben unverzüglich entfernt. Auch mit den Stäben zur Unterſtützung der ſchwächeren Stengel und dem Anbinden habe ich zu thun. Dafür gedeiht aber auch Alles, daß es eine Luſt iſt. Die Roſen ſind zwar ſchon größtentheils verblüht, nur einige ſeltnere Sorten und die Monatroſe blühen noch fort. Auch die Tulpenbeete ſind leer, und mein Lehrherr ſagt, es würde nicht lange dauern,

ſo müßten die Zwiebeln herausgenommen und getrocknet werden. Dagegen ſtehen die Levkojen im ſchönſten Flor, und zwar haben wir nicht einfache, wie zu Hauſe in unſerem Garten, ſondern durchaus gefüllte und die ſchönſten Farben, von der dunkelbraunen bis zur roſenrothen und weißen. Dabei hat faſt jeder Stock vier bis fünf Zweige mit handlangen Büſcheln. Nicht minder ſchön ſind unſere Nelken. Ich glaube, daß an 100 Sorten nicht viel fehlen wird, die prachtvollſten Farben einfach und geſprenkelt, gefüllt zum Zerſpringen, ſo daß wirklich bisweilen der Kelch mit einer Nadel geritzt werden muß, damit die Blüthe nicht neben herausbricht. Und alle dieſe Sorten haben ihre eignen Namen, zum Theil gar wunderliche z. B. der Schmutzkoch, der ſtolze Bauer, die Dublette, die Famöſe. Ich bin aber erſt noch daran mir Das alles zu merken, und Herr Th... hat nicht immer Zeit mir Auskunft zu geben. Pechnelken, Federnelken und dergleichen gemeine Arten rechne ich gar nicht, denn die kann man allenthalben auch auf den Blumenbeeten der Bauern ſehen.

Weit intereſſanter ſind mir die Ranunkeln und die Balſaminen. Die erſteren ſollen zwar giftig ſein, wenigſtens einige wilde Arten, die auch Hahnenfuß heißen; allein das kümmert mich wenig, ich eſſe ja Nichts davon und finde ſie zum Beſchauen herrlich. Sie haben weit mehr Abwechslung als die Balſaminen, doch gefällt mir an den letzteren der kräftige Stengel, worum ſich die Blüthen dicht angeſetzt haben und die regelmäßig ausgezackten Blätter.

Ich müßte Dir nun noch von unſeren Malven und Georginen erzählen, denn wir beſitzen davon ganze Beete voll, welche oval im Raſen angelegt ſind, und welche von dem Grafen beſonders hochgeachtet werden. Allein dieſe Blumen ſtehen noch nicht genug in der Blüthe, daß ich darüber urtheilen könnte. Soviel ſehe ich, daß beide, beſonders aber die Malven eine ungemeine Höhe erreichen, ſo daß ſie mir längſt über den Kopf reichen. Auch ſehe ich, daß die Malven große, roſenartige Blüthen nahe an dem Stengel von der Mitte bis oben hinauf anſetzen, die Georginen dagegen nur eine einzige ſtark gefüllte Blüthe an jeder Zweigſpitze tragen. Die Farben der Georginen ſollen prächtig und höchſt mannigfaltig ſein, ihre Stengel und Blätter verrathen Dies aber nicht, ſie ſind ſchmutzig grün mit ſchwärzlichen Kanten, während die Malvenblätter ins Grauliche gehen und mit einer Art Wolle bedeckt ſind.

Doch ich ſehe ſchon, ich reiche mit meinen Beſchreibungen nicht aus, ſelbſt wenn ich noch drei Seiten voll ſchriebe. Dergleichen muß man ſehen, wenn man eine rechte Vorſtellung davon erhalten will, und deßhalb will ich Dich lieber bitten, daß Du es Dir einrichteſt, mich einmal zu beſuchen. Dann werde ich mich bemühen, Dir nicht nur Alles zu zeigen, ſondern auch ſo deutlich als möglich zu erklären. Aber freilich darfſt Du nicht lange ſäumen, wenn Du nicht zu Manchem zu ſpät kommen willſt. Entſchließe Dich alſo bald, mir die Freude zu machen, und ſei einſtweilen gegrüßt von

Deinem

Schloß Portnau
den 12. Juli 1845.

aufrichtigen Freunde
Barthold Schwarz.

88. Die Frühlingsblumen.

Endlich iſt der Winter mit ſeinem ſtarren Froſt und Schnee gewichen, die Sonne beſiegt die Kälte und ihre Strahlen bringen erwärmend in den Boden ein. Noch ſind zwar die Bäume nicht belaubt, aber die Knospen ſchwellen auf, und hier und da brechen ſchon Blüthen hervor. Aus der Erde dringen grüne Grasſpitzen und hinter dem Schutze der Hecke zeigen ſich auch ſchon die Schneeglöckchen in voller Blüthe, als die erſten Verkündiger des Frühlings. Zu einer anderen Zeit würden ihre einfachen Blüthen mit ihrem unangenehmen Geruche nicht ſoviel Aufmerkſamkeit erregen, aber jetzt nach ſo langer Entbehrung betrachten wir ſie mit dem größeſten Wohlgefallen. Auch einige Veilchen wagen ſich ſchon mit ihren beſcheidenen dunkelblauen Blümchen aus den herzförmigen Blättern hervor, und werden ihren Kelch bald weiter öffnen und ihren Duft in dem ganzen Umkreiſe verbreiten. Noch aber iſt es nicht Zeit, ganze Sträußchen zu pflücken, und in Töpfchen in die Stube zu ſtellen oder gar Kränze daraus zu winden. Wie gering jetzt noch die Anſprüche an den Blumenflor ſind, ſieht man daraus, daß der friſche Raſen mit ſeinen unbedeutenden Gänſeblümchen ſchön gefunden wird, und wie nicht blos Kinder, ſondern auch Erwachſene dieſelben als Zeichen einer ſchöneren Jahreszeit begrüßen. In wenigen Tagen werden auch die gelben Schlüſſelblumen ihren Kelch öffnen, die blaſſen Knospen ſieht man ſchon deutlich aus dem Graſe der Wieſen hervorragen, und die Bienen werden nicht ſäumen auf ihren erſten Ausflügen die Süßigkeit dieſer Blüthen zu benutzen.

In den Gärten hat die Kunſt ſchon manches Schöne hervorgelockt, was ohne menſchliche Pflege gewiß noch nicht zu ſehen wäre. Welch herrlicher Flor von Aurikeln und Primeln! braun, röthlich, gelb, einfarbig oder mit Einfaſſungen und Alles wie mit Sammet überzogen. Am niedlichſten ſieht der Staub aus, mit welchem dieſe Blumen gleichſam bepudert ſind, und wodurch die Hauptfarbe ſo lieblich durchleuchtet. Die Stöcke ſind niedrig am Boden, man meint, ſie ſcheuten ſich in der Höhe von dem Froſt getroffen zu werden. An Blättern und Stengeln ſieht man, daß Aurikel und Primel nichts Anderes ſind als veredelte Schlüſſelblumen. Noch reizender ſind die reichen Blüthentrauben der Hyazinthen. Der ganze Stengel iſt mit Blumen überdeckt und dieſe Blumen ſind ſo zierlich geſtaltet, ſo prachtvoll gefärbt, daß man nach den faſt ſchilfartigen Blättern nicht fragt und auch den Mangel des Duftes nicht ſehr beachtet. Hinter den Fenſterſcheiben des Zimmers hat man ſchon im Januar die herrlichſten Hyazinthen geſehen, denn in Töpfen treiben die Zwiebeln, ſobald nur einige Sonnenſtrahlen die Ofenwärme unterſtützen.

Auch den Tulpen und Narziſſen ſieht man an, daß ſie bald ihre Blüthen öffnen werden, dann wird der ganze Garten ein großer Blüthenflor ſein, denn zu dieſer Zeit ſind auch die Obſtbäume mit ihrem Prachtkleide bedeckt und die Bienen wiſſen nicht, wohin ſich zuerſt wenden. Und geht man in den grünenden Wald, ſo begegnet uns das ſchneeweiße Maiglöckchen oder die Maiblume, welche durch ihre in einer gebogenen Reihe hängenden Glöckchen das Auge, wie durch ihren Duft den Geruch ergötzt. Auch das große hellgrüne Blatt bildet eine ſchöne Hülle um dieſe Zierde unſerer Wälder. Nicht alle Kinder, welche

Maiblumen ſammeln, verſtehen übrigens zierliche Sträuße daraus zu binden. Wer einen guten ſchattigen Platz in ſeinem Garten hat, thut gar nicht übel, ſich eine Maiblumen-Anlage daſelbſt zu machen. Denn wollte man ſie in offene Beete in die Sonne ſetzen, ſo würden ſie ſchlecht gedeihen. Eine jede Pflanze liebt einen beſonderen Standort, die Maiblume Schatten und Feuchtigkeit, die Aurikel und die Tulpe warmen Sonnenſchein. Wer Blumen erziehen will, muß darauf achten und einer jeden geben, Was ihr gebührt.

89. Die Scheibenblumen.

Es gibt eine Menge Gewächſe, deren Blüthen eine Art von Scheibe vorſtellen, an deren Rande gefärbte Blättchen herumſtehen; in der Mitte werden dieſe Blättchen entweder kürzer oder anders geſtaltet, bisweilen auch anders gefärbt. Von dieſen Scheibenblumen könnte ein aufmerkſamer Beobachter in Garten, Feld und Wieſen wohl hundert Arten entdecken; aber ſelbſt Kinder kennen ſchon einen guten Theil davon. Denn hat nicht das Gänſeblümchen eine ſolche ſcheibenförmige Blüthe mit weißen Blättern am Rande und einem gelben Scheibchen im Inneren? Iſt nicht die Kamille, wovon der heilſame Thee bereitet wird, deren ſchlechtere Sorte aber als ſchädliches Unkraut die Felder bedeckt, ganz von ähnlicher Bildung? Nur der Wulſt in der Mitte iſt viel höher. Die Wucherblume, welche wegen der Zeit ihrer Blüthe auch Johannisblume heißt, bedeckt zur Zeit des Heu-Machens ganze Wieſen mit ihren weißen Ringen um die gelbe Scheibe. Und wo ſie in das Ackerland einwuchert, da iſt ſie faſt gar nicht zu vertilgen. Auch die blaue Kornblume, deren Blüthenblättchen wie Flocken um die innere Scheibe herſitzen bringt trotz ihrer Schönheit den Feldern keinen Vortheil, und wo ſie gar von weitem durch den Weizen oder die Gerſte durchleuchtet, da wird es ſchlechte Ernte geben. Aber wenn die Mädchen Erntekränze davon winden und an die beladenen Wägen hängen oder in dem Haar tragen, da nimmt es ſich freilich gut aus. Es gibt noch eine Scheibenblume, womit die Kinder gern ſpielen, das iſt der gelbe Löwenzahn oder die Butterblume, auch Kuhblume genannt. Sie kommt im Frühling faſt mit dem Gänſeblümchen zum Vorſchein und bis ſpät in den Sommer trifft man wenigſtens noch einzele ihrer goldgelben, ſternartigen Blüthen auf Rainen und an Hecken. Aus den hohlen Stengeln derſelben quillt ein milchweißer Saft, welcher auf der Haut ſchmutzige Flecken hinterläßt. Nichtsdeſtoweniger machen die Kinder Ketten daraus, indem ſie dieſelben zu Ringen in einander ſtecken. Ebenſo viel Vergnügen finden die Kinder oft an dem Ausblaſen der ſogenannten Laternen, welche nichts Anderes ſind, als die mit leichten Federchen verſehenen Samen des Löwenzahns. Man kann denken, wie ſehr der Same dadurch verbreitet wird, denn auch der Wind zerbläſ't die Haarkronen und weht ſie in Flocken über das Feld hin. Von dem Löwenzahn ließe man ſich Dies jedoch noch gefallen, daß aber die Diſtel auch ſolchen flockigen Samen trägt, iſt für den Landmann äußerſt läſtig. Denn deßhalb kann auch Derjenige, welcher den reinſten Samen geſäet hat, ſich doch nicht vor dieſem ſtechenden und ausſaugenden Unkraute ſchützen. Es fliegt ihm von den Äckern

der Nachbarn und von herrnloſen Wüſtungen zu. Es bleibt kein anderes Mittel, als die Felder zu jäten, ſo lange die Diſteln noch klein und weich ſind. Noch beſſer wäre aber, wenn ſich die Gemeinden vereinigten, dergleichen Unkraut in der ganzen Gemarkung nicht zu dulden, und es auch an den herrenloſen Plätzen auszurotten.

Es gibt aber auch nützliche Gewächſe mit ſcheibenförmigen Blüthen, die man in Gärten und Feldern anbaut. Ich nenne nur den Lattich, die Schwarzwurzel, die Eichorie, die Sonnenblume und die Aſter. Wer kennt nicht den Salat aus Lattichblättern? Er iſt ſo gebräuchlich, daß man die Pflanze ſelbſt Salat zu nennen pflegt. Unter den vielen Sorten iſt der Forellenlattich eine der ſchönſten und zärteſten. Überhaupt ſind die Sorten am geſchätzteſten, welche ſich zu feſten Köpfen ſchließen und dadurch ihre Blätter zart erhalten Dazu muß dann noch die andere Eigenſchaft kommen, daß der Lattich nicht zu leicht in Samen ſchießt. Sobald ſich nämlich der Blüthenſtengel entwickelt, hören die Blätter auf ſchmackhaft zu ſein. Den Samen muß man vor dem Fortfliegen bewahren, denn er ſitzt in eben ſolchen Haarkronen, wie bei dem Löwenzahn. Ähnlich verhält es ſich mit dem Samen der Schwarzwurzel (Skorzonere). Von dieſer werden nicht die Blätter, ſondern die langen, nicht ſehr dicken Wurzeln als Gemüſe genoſſen. Der Name Schwarzwurzel kommt von der äußeren Rinde der Wurzel, welche vor dem Kochen abgeſchabt wird, worauf das Innere weiß oder röthlich ausſieht. Für arme Leute iſt es jedoch kein Gemüſe, es iſt nicht einträglich genug, und ſeine Zubereitung iſt mühſelig. Die Schwarzwurzel hat den weißen Milchſaft mit dem Lattich und dem Löwenzahn gemein. Die Eichorie wächſt wild und wird erſt ſeit neuerer Zeit angebaut, um aus der Wurzel ein Surrogat (Erſatzmittel) des Kaffees zu bereiten, wovon man jedoch behauptet, daß es den Augen ſchade. Gleichwohl gibt es in manchen Gegenden große Fabriken mit vielen Arbeitern, und ganze Felder ſind mit der ſonſt verachteten Eichorie beſtellt. Aus den Samenkernen der großen Sonnenblume, die auch als Zierde in den Gärten gezogen wird, wird Öl gepreßt, und die Kinder eſſen bisweilen die geſchälten Kerne wie Nußkerne. Da die Sonnenblume aber den Boden außerordentlich ausſaugt, ſo findet man ihren Bau im Großen doch nicht vortheilhaft und baut lieber Mohn oder Reps.

Die Aſter bringt gar Nichts zum Eſſen oder Trinken, ſondern dient blos als Zierde für unſere Gärten. Und da müſſen wir ſie beſonders darum ſchätzen, weil ſie bis ſpät in den Herbſt ausdauert und die Blumenbeete noch ſchmückt, wenn alles Andere verwelkt iſt. Die einfachen Aſtern ſind der Wucherblume ſehr ähnlich, nur daß ſie ſchöner und mannigfaltiger gefärbt ſind. Geübte Blumengärtner ziehen aber meiſtens gefüllte.

90. Die Doldengewächſe.

In der gewöhnlichen Sprache kommt das Wort Dolde nicht vor; dennoch ſollte Jedermann wiſſen, daß es eine Blüthe bedeutet, deren Stiele von einem einzigen Punkte des Stengels ausgehen und wie Strahlen rings um denſelben ſtehen. Geſehen muß es Jeder haben, denn die

gewöhnlichſten Kräuter in Feld und Garten blühen in Dolden: der Kümmel, der Kälberkropf, die Möhre, der Kerbel, die Peterſilie, der Dill und andere. Dazu ſind die meiſten Doldenblüthen von weißer oder weißlicher Farbe, die einzelen Blümchen und die Samenkörner klein, die Blätter tief eingeſchnitten, man kann ſagen federig, der Stengel meiſtens hohl, die Wurzel lang und mit kleinen Faſern verſehen. Nützlich für die Ökonomie ſind nur wenige, am meiſten wohl die Möhren; deſto häufiger werden ſie in der Küche als Gewürze gebraucht: der Sellerie, die Peterſilie, der Kerbel, auch der Dill zum Einmachen. Dagegen ſind auch viele giftig und ſelbſt die unſchädlichen haben doch meiſtens etwas Beißendes, ſollte es auch nur in dem Samen ſein. Die eigentlichen Giftpflanzen dieſer Gattung werden unter dem Namen Schierling begriffen, ſie haben aber alle noch unterſcheidende Namen. Am häufigſten kommt der kleine Schierling oder die Hundspeterſilie, auch Gleiße genannt, vor. Er iſt der Peterſilie ſo ähnlich, daß ſchon große Aufmerkſamkeit dazu gehört, ihn anders als durch den Geruch zu unterſcheiden. Hierin weicht er aber ab, denn ſein Geruch iſt widrig, knoblauchsartig. Schade nur, daß zu gewiſſen Zeiten ſowohl die Peterſilie als auch dieſer Schierling nur wenig riechen, ſo daß manche Perſonen den Unterſchied gar nicht wahrnehmen. Daß die Blätter des Schierlings glänzender ſind, als die der Peterſilie wird durch den Namen Gleiße angedeutet, reicht aber doch nicht hin, vor jeder Verwechslung zu ſchützen. Am beſten iſt, man kocht Nichts, was nicht entſchieden wie Peterſilie riecht, ſonſt kann es Einem gehen, wie der Bäurin, welche ſtatt Peterſilienwurzeln Schierlingswurzeln in die Suppe warf und ihre ganze Familie vergiftete. Durch Brechmittel wurden ſie glücklich noch gerettet, aber nicht ohne daß ſie heftige Magenſchmerzen ausgehalten hatten und noch eine Zeit lang an Zittern litten. Weit giftiger ſind jedoch die beiden anderen Arten: der gefleckte Schierling und der Waſſerſchierling, auch Wütherich genannt. Beſonders iſt es die Wurzel des Letzten, deren Genuß meiſtens den Tod herbeiführt. Allein die Natur hat auch beſſer vor ihnen gewarnt als vor der Hundspeterſilie. Denn der Geruch derſelben iſt ſo widrig, ja von dem Waſſerſchierling ſo betäubend, daß ſehr viel Unverſtand dazu gehört, ihn in den Mund zu bringen. Auch wachſen ſie ſchon an Orten, wo man nichts Gutes erwartet, auf Schutthaufen oder an Sümpfen. Gleichwohl kommt es vor, daß Kinder ſich von dem hohlen Stengel wie von Kälberkropf Pfeifen machen wollen. Natürlich ſchwillt ihnen der ganze Mund von der Berührung des Giftes an. Man hat früher erzählt, der berühmte Weiſe Sokrates, welchen ſeine Feinde ungerechter Weiſe zum Tode verurtheilt hatten, ſei durch einen Trank aus Schierlingsſaft hingerichtet worden. Man glaubt jetzt aber, daß es ein anderes Gift geweſen ſei, weil Sokrates ohne Schmerzen an bloßer Mattigkeit ſtarb. Der Schierlingsſaft aber verurſacht Schmerzen im Kopf, im Hals und im Magen. Vorſicht iſt alſo nöthig bei dem Gebrauche der Doldenpflanzen, allein wir wollen uns doch nicht aus Furcht vor Vergiftung die nutzbaren entgehen laſſen. Wir wollen die Möhre (gelbe Rübe) zu Viehfutter und zu Gemüſe für Menſchen benutzen, auch wohl einen Zuſatz zu dem Kaffee daraus bereiten, oder den daraus gewonnen Saft (Syrup) zur Verſüßung des gekochten Obſtes anwenden und noch weiter. Aus den knolligen Wurzeln des Selleries wird Salat oder Gemüſe bereitet, am meiſten aber dient

er zur Würze anderer Speiſen. In gutem, etwas feuchtem Boden werden die Knollen zart und ſüß, ſonſt aber leicht ſcharf und unangenehm. Peterſilie und Kerbel wird ſich keine Hausfrau ſo leicht abgehen laſſen. Gar viele Speiſen werden dadurch ſchmackhaft gemacht, und in dem Garten nehmen ſie nicht viel Platz weg. Kerbelſuppe ſoll beſonders Kranken anzurathen ſein, welche unruhig ſchlafen. Es ſcheint, das unſchuldige Kräutchen betäubt ein wenig. Mit Dill macht man die Gurken ein, ſonſt läßt ſich von ſeiner grünlichen Dolde auf glattem Stengel nicht viel rühmen. Allgemeiner iſt der Kümmel im Gebrauche; denn das feine, ätheriſche Öl ſeiner Samenkörner macht ihn nicht blos in Suppen und Gemüſen angenehm, ſondern vorzüglich in dem Brod und in dem Käſe. Auch Branntwein wird über Kümmel abgezogen, und hat dann einen ihm ähnlichen Geſchmack. Die Landleute haben aber den Kümmel noch aus anderen Gründen gern auf ihren Wieſen. Er iſt ein vortreffliches Viehfutter und zeigt immer einen guten Boden an. Darin iſt er dem viel gewöhnlicheren Kälberkropf, welcher von Unkundigen leicht mit ihm verwechſelt wird, weit vorzuziehen. Weil man vordem häufig Kümmel mit Salz vermiſcht als Zukoſt zu dem Brod auf den Tiſch brachte, ſo nennt man noch jetzt eine weiß und ſchwärzlich gekörnte Farbe Kümmel und Salz.

91. Schotengewächſe.

Die meiſten und wichtigſten unſerer Schotengewächſe ſind auch Ölpflanzen, weil die zu beiden Seiten der dünnen Scheidewand in der Schote liegenden Körnchen Öl enthalten, das in beſonderen Mühlen ausgepreßt, oder wie man ſagt, geſchlagen wird. Am reichlichſten gibt der Reps aus, deſſen herrliche, gelbe Blüthe im Frühling den Feldern zur Zierde und den Bienen zur Nahrung dient. Eine andere Sorte, die erſt im Frühjahr geſäet wird, gibt minder gutes Öl und wird vorzüglich in den rauheren Gegenden angebaut. Denn die Repsäcker leiden im Winter leicht von dem Froſte Noth. Kommen ſie aber unbeſchädigt durch, ſo gewähren ſie einen beſſeren Ertrag, als wenn ſie mit Weizen beſtellt geweſen wären. Denn das Repsöl ſteht zwar dem Mohn- und Nuß-, auch dem Buchelöl nach, iſt aber zum Brennen vortrefflich und wird in ungeheueren Quantitäten verbraucht. Die Samenkörner des Repſes ſind zwar ſo klein wie Stecknadelsköpfe; die Menge der in einem Schötchen enthaltenen, und die Menge der Schoten an einem Stengel bringt Dies jedoch wieder ein. Statt des Namen Reps hört man mancherlei andere: Rübſamen, Rübſen, Kohl, Winterſamen u. ſ. w.

In der That ſind aber die Kohlarten alle und die Rübenarten zum Theile mit dem Reps verwandt, indem ſie ebenfalls Schoten mit öligen Samen, auch gelbe Blüthen tragen. Bei ihnen ſind jedoch andere Theile nutzbarer als der Samen. Bei dem Kopfkohl, Weißkraut, Blaukraut, Rothkraut hier und da auch Kappes genannt, ſind es die zu einem feſten Kopfe (Haupt) zuſammengewachſenen Blätter, welche entweder friſch oder eingemacht als Gemüſe dienen. Es gibt wohl kein in ganz Deutſchland in gleichem Grade verbreitetes Gemüſe als das Sauerkraut, welches in große Fäſſer mit Salz eingeſtampft

wird und ſich ganz bequem über ein Jahr lang hält, auch in ganzen Ladungen mit auf die See genommen wird, weil es als ein Gegenmittel gegen die Plage der Seefahrer in kalten Gegenden, den Scharbock (Skorbut) gilt. Zwiſchen dem Rhein und Main wird es in großer Menge und von vortrefflicher Qualität gebaut. Mehr im Kleinen in Gärten werden die anderen Sorten des Blattkohls gezogen, wovon der Wirſing, obgleich mit runzligen Blättern, ſich doch auch zu feſten Köpfen ſchließt, der Krauskohl aber ſeine blauen oder grünen Blätter nach außen richtet und die Winterkälte erträgt. Angenehm wird er zugleich dadurch, daß ſeine abgeblatteten Strünke im Frühling neue eßbare Sproſſen treiben. Ähnlich iſt es mit dem Roſenkohl, wovon man nicht alle Blätter zu eſſen pflegt, ſondern nur die roſenähnlichen Büſchelchen an dem Strunke, wodurch er freilich minder einträglich iſt, als die Sorten des Kohls, deren ſämmtliche Blätter benutzt werden. Auch von dem Blumenkohl werden nicht die Blätter genoſſen, ſondern die in breiten, weißen Kronen erſcheinenden Blüthenknospen. Es iſt die edelſte Kohlart, welche nur in milden und fruchtbaren Gegenden fortkommt, und ein koſtſpieliges Gemüſe, welches nicht leicht auf den Tiſch der Armen kommt. Auch der Gärtner, der ihn gepflanzt hat, verkauft lieber den theueren Kohl und begnügt ſich mit geringerem, etwa mit Kohlrabi (Kohlrübe), deſſen eine Art eine Knolle oberhalb der Erde bildet, die andere unterhalb. Beide die obererdige, wie die untererdige, dienen als Gemüſe für Menſchen und als Futter für das Vieh; zumal die letztere, welche viel Süße enthält und ſich im Keller den Winter durch erhält. Ähnlichkeit mit dem untererdigen Kohlrabi hat die weiße Rübe, oben mit violettem Rande und mit ſich rauh anfühlendem Kraute. In manchem Boden wird ſie zwar herb und bitter und zeigt dadurch ihre Verwandtſchaft mit dem Rettig, in anderem dagegen wird ſie ſüß und wohlſchmeckend. Ein vorzüglicher Nutzen derſelben iſt, daß ſie ſich als Stoppelrübe auf die leeren Kornfelder ſäen läßt, ſo daß dieſe Äcker dem Landmanne einen zweimaligen Ertrag liefern. Und gerade dieſe Stoppelrüben pflegen die mildeſten zu ſein, ein Beweis daß ſie eigentlich kein Gewächs für die erſte Hälfte des Jahres ſind. Übrigens braucht man dieſe Kohlart nicht wie die übrigen umzupflanzen, was bei den meiſten um Johannistag geſchieht.

92. Die Hülſenfrüchte.

Die Hülſen, wovon dieſe Gewächſe ihren Namen haben, ſind längliche Samenkapſeln, zwiſchen deren beiden anfangs fleiſchigen, hernach lederigen Seiten die Samenkörner ohne Zwiſchenwände liegen. Zwar nennt man auch bisweilen die Hülſen der Erbſen Schoten, allein mit Unrecht, denn dazu wäre es nöthig, daß die Körner auf beiden Seiten der Kapſel durch eine, wenn gleich dünne Scheidewand getrennt wären. Der Kohl trägt Schoten, die Erbſen Hülſen. Zu den Hülſenfrüchten gehören viele unſerer angenehmſten Gemüſe, z. B. Erbſen, Linſen, Bohnen, aber auch unſere beſten Futterkräuter als Klee, Wicken, Esparſette, (Spergel). Bei den Letzteren kommen die Hülſen, welche ohnedies klein ſind, wenig zur Reiſe, weil man das ganze Gewächs meiſtens

zur Zeit der Blüthe abmäht. Doch muß man immer Samen ziehen. Auch Blumen gehören zu den Hülſengewächſen: die ſpaniſche Wicke, die Lupine (Wolfs- oder auch Feigenbohne) u. ſ. w. Alle dieſe Gewächſe haben zugleich eine eigenthümlich geſtaltete Blüthe, welche man wegen ihrer Ähnlichkeit mit einem ſitzenden Schmetterlinge, Schmetterlingsblüthe genannt hat. Bei näherer Betrachtung findet man, daß ſie aus 4 Blättern beſteht, wovon zwei kürzer, zwei länger ſind.

Eine Anzahl dieſer Gewächſe hat ſchlaffe Stengel, welche auf der Erde fortkriechen müſſen, wenn ihnen keine Stützen geboten werden. Den Bohnen ſteckt man Stangen, den Erbſen Reiſer, woran ſie ſich mit ihren Ranken und Häkchen anklammern und ſo feſt hinaufranken, daß ſie nur mit größeſter Mühe wieder los gemacht werden können. Wer ſolche Stangen ſteckt, ſollte aber wohl darauf achten, daß alle Bohnen von der Linken zur Rechten ranken; ſteckt man die Stangen nicht nach der richtigen Seite, oder heftet man gar die Ranken falſch an, ſo fallen ſie auf die Erde zurück. Es gibt jedoch auch Bohnenſorten, welche keiner Stütze bedürfen, ſondern an niedrigen Stengeln ihre Früchte ſelbſt tragen, die Buſch- oder Zwergbohnen. Ähnlich verhält es ſich mit den Erbſen. Die meiſten Sorten müſſen in die Höhe ranken, ſowohl die Zuckererbſen mit eßbaren Schoten (Hülſen), als auch die Pflückerbſen, deren faſerige Hülſe nur zum Viehfutter dient, während die Körner grün wie auch reif zu Suppe gebraucht werden. Beſonders wichtig aber ſind die Ackererbſen, woraus nicht blos ein gelbliches rauhes, und außerordentlich ſättigendes Brodmehl gemahlen wird, ſondern welche man auch in großer Menge als Proviant auf die Schiffe bringt, um dort verkocht zu werden. Doch werden auch Bohnen und Linſen in Menge zu dieſem Zwecke mitgenommen und oft in den fernſten Gegenden des Meeres verzehrt. Denn die Hülſenfrüchte halten ſich nicht nur ſehr gut mehrere Jahre lang, ſondern ſind auch nahrhafter als die meiſten anderen Speiſen, folglich zur Koſt für Matroſen recht geeignet. Auch eingemachte Bohnen und fein-geſchnittene und dann getrocknete machen oft, ſowie große Fäſſer voll Sauerkraut, die Seereiſe mit. So rauh aber dieſe Koſt zu ſein ſcheint, ſo zart iſt doch die junge Bohnenpflanze, und oft genug geht ſie durch ſpäte Nachtfröſte in Deutſchland zu Grunde. Man ſieht, ſie ſtammt eigentlich aus einem wärmemeren Klima. Die Erbſe iſt ſchon etwas rauher, auch die niedrig wachſende Linſe und noch mehr die Wicke, welche gewöhnlich unter Hafer gemiſcht geſäet wird, deren Körner auch nur zu Futter für das Federvieh gut ſind. Auch die Frucht der Buff- oder Saubohne iſt nur dann für Menſchen eßbar, wenn ſie ſehr jung abgepflückt wird, die reifen Bohnen müſſen größtentheils dem Vieh vorbehalten bleiben.

Der Klee iſt ein urſprünglich ausländiſches Gewächs, und war vor 100 Jahren in Deutſchland noch nicht allgemein bekannt, beſonders fehlten noch die beſſeren Sorten, der ewige und der türkiſche Klee, wovon der erſtere blau blüht und hohe äſtige Stengel treibt, auch unter dem Namen Luzerne bekannt iſt. Der türkiſche Klee oder die Esparſette trägt hohe, büſchelförmige, roſenrothe Blüthen, ſo daß die Äcker zur Blüthezeit eine wahre Zierde des Feldes ſind, auch dauert er eine Reihe von Jahren, ohne daß friſche Saat nöthig iſt. Doch iſt der weiße Steinklee gewürzhafter und deßhalb für das Vieh noch zuträg-

licher, und noch mehr Werth hat er als Nahrung für die Bienen. An den Orten, wo der Wieswachs reichlich iſt, wird auch jetzt noch der Kleebau nicht ſo eifrig getrieben, als da, wo es nur durch den Klee möglich wird, das zur Ökonomie nöthige Vieh zu unterhalten. Um ſich vor dem Mangel zu ſichern, welcher durch Mißrathen einer Sorte entſteht, bauen vorſichtige Ökonomen lieber mehrere Sorten neben einander. Die Kleezucht iſt für den Ackerbau deſto wichtiger, weil die Wurzeln und Stoppeln des Klees bei der Umackerung zugleich ein Düng*mittel* werden, und weil derſelbe überhaupt den Boden weit weniger ausſaugt als die meiſten anderen Gewächſe.

93. Hanf und Flachs.

Dieſe beiden Gewächſe, welche in Deutſchland faſt allenthalben angebaut werden, verdanken ihre Verbreitung weder ihrer Blüthe noch ihren Früchten, ſondern ihrem Stengel. Dieſer enthält nämlich zähe Faſern (Baſt), welche, nachdem ſie von den ſpröden, holzigen Schalen befreit ſind, biegſame Fäden geben, die ſich ſpinnen laſſen. Welchen unendlichen Nutzen dieſe gewähren, kann ſich Jeder ſelbſt aufzählen, wenn er an die Waaren des Seilers, an die Fäden, von dem Pechdrathe des Schuſters bis zu dem Zwirn der Nätherin, an die Leinwand von dem groben Packtuche bis zu dem feinſten Battiſt denkt. Zwar hat man in neuerer Zeit die ausländiſche Baumwolle vielfach an die Stelle des Flachſes geſetzt, aber das feinſte und dauerhafteſte Gewebe bleibt immer die Leinwand. Der Hanf hat den Vorzug größerer Feſtigkeit und Dauerhaftigkeit, aber Feinheit und Schönheit bleibt auf der Seite der fläch ſenen (leinenen) Geſpinnſte. Und wie viele Perſonen finden Arbeit und Verdienſt bei der Behandlung dieſer beiden Gewächſe! Der Bauer, welcher pflügt und ſät, die Weiber, welche die Winterabende durch Spinnen und Haspeln kürzen, im Herbſte brechen, ſchwingen und hecheln, im Sommer das gefertigte Tuch bleichen, die Weber, welche ſpulen, zetteln und weben, die Färber, welche dem Garn oder der Leinwand eine andere Farbe geben: Alle haben ihren Vortheil von dem Anbau dieſer Pflanzen, den Seiler gar nicht gerechnet. Dazu kommt, daß Hanf und Flachs öligen Samen bringen, welcher ſich mannigfach benutzen läßt, der Hanf mehr als Futter für im Käfig gehaltene Vögel, der Lein aber zu Öl. Zwar hat das Leinöl nicht den guten Geſchmack des Mohnöls, des Nußöls u. ſ. w., allein zu Firniß und Ölfarbe iſt es unter allen das brauchbarſte. Und der Flachs trägt reichlich. Aus ſeinen blauen Blüthen bilden ſich erbſengroße Knoten, in deren Fächern die platten Leinkörnchen in Menge ſitzen. Wenn die Sonne die Knoten geſprengt hat, fallen ſie meiſtens von ſelbſt heraus, doch hilft man durch Dreſchen noch nach. Obgleich die Arbeit bei dem Bau und der Zubereitung des Flachſes nicht leicht iſt, ſo herrſcht doch gewöhnlich große Fröhlichkeit dabei, freilich bisweilen auch Leichtſinn, indem man bei dem Dörren mit dem Feuer nicht vorſichtig umgeht. Es ſind ſchon ganze Ortſchaften dadurch in Feuersnoth gekommen.

So groß die Ähnlichkeit in der Behandlung des Hanfes und Flachſes iſt, ſo ungleich ſind ſich die Pflanzen ſelbſt. An dem Hanf

iſt Alles größer und gröber, mannshohe Stengel, dickere, runde Samenkörner, widriger Geruch, unſchöne Blüthe; an dem Flachs iſt Dies alles anders. Dennoch erträgt der Letztere mehr Kälte und kommt in geringerem Boden fort. Der beſte Lein kommt aus Rußland, der beſte Hanf aus Italien. Übrigens läßt ſich aus Brenneſſeln noch feinere Leinwand bereiten, als aus Flachs. Wäre es nur nicht zu mühſam!

94. Der Tabak.

Lieber Vater!

Du hast mich immer gewarnt, mich dem Tabakrauchen zu ergeben, indem Du es eine thörichte, kostspielige und oft schädliche Gewohnheit nanntest. Damals glaubte ich Dir nur halb, weil ich ja so viele junge und alte, vornehme und geringe Leute rauchen sah und also dachte: Was so viele und zum Theil so kluge Leute thun, das kann wohl keine schlimmen Folgen haben. Jetzt aber habe ich aus der Erfahrung gelernt, dass Du Recht hattest, und dass ich Deinem Rathe unbedingt hätte folgen sollen. Ich will Dir nicht erzählen, wie ich mich von muthwilligen Kameraden zum ersten Male zum Rauchen verleiten liess, und wie übel mir dieser und die ferneren ersten Versuche bekamen. Würde ein vernünftiger Zweck dadurch erreicht, so liessen sich solche Unbequemlichkeiten wohl ertragen. Kurz ich konnte rauchen, so gut als Einer, und ich that mir nicht wenig auf meine brennende Pfeife oder Cigarre zu gute. Denn ich meinte, nun ein rechter Mann zu sein, und ich stellte mir vor, wie man mich, wenn ich wieder nach Hause käme, bewundern würde. Du wirst mir verzeihen, dass ich Dein Missfallen an der Sache dabei vergass, denn ich dünkte mich gar zu glücklich. Allein das Glück dauerte nicht lange. Denn bald bemerkte ich, dass meine sonst vortrefflichen Augen mich jeden Abend schmerzten, und dass ich bisweilen ganz nahe Gegenstände wie im Nebel sah. Ich achtete es zwar wenig, sagte auch meinem Lehrherrn Nichts davon, allein es kam mir doch bisweilen in den Sinn, dass der heisse Rauch aus den Cigarren wohl schuld daran sein könnte. Da ich nun auch fand, dass am Ende des Monats mein Taschengeld durch die neuen Ausgaben ausserordentlich zusammengegangen war, so dass mir zur Bezahlung anderer Ausgaben fast Nichts übrig blieb, so war ich schon missmuthig, und die Freude an dem Rauchen hatte bereits bedeutend abgenommen. Nun aber ereignete sich Etwas, was ich Dir, lieber Vater, zwar mit Beschämung erzähle, was aber doch vielleicht so kommen musste, um mich von der schädlichen Gewohnheit gänzlich abzubringen.

Ich hatte die Bekanntschaft eines Lehrlings in einer hiesigen Tabaksfabrik gemacht, eines recht gebildeten Menschen, und wie es schien aus guter Familie. Ausserdem dass ich mich gern mit demselben unterhielt, war es mir auch interessant, die Einrichtung der Fabrik kennen zu lernen. Ich sah die Ballen deutscher und amerikanischer Blätter ankommen und ausbreiten, ich besuchte die Säle, wo die Cigarren gerollt, und die anderen, wo die gebeizten

Blätter geschnitten und in Pakete gestampft wurden. Ich liess mich belehren, dass die Tabakspflanze eigentlich in Amerika zu Hause sei, jetzt aber auch in Deutschland viel gebaut werde, und obgleich mühsam zu behandeln, doch auch sehr einträglich sei. Auch Das erzählte mir mein Freund, dass die Verbreitung des Rauchens, welches eigentlich von den Wilden stamme, durch einen französischen Gesandten geschehen sei, dass aber manche Fürsten die Gewohnheit nicht dulden wollten und hohe Strafen darauf setzen. Wir lachten darüber, da ja jetzt die Staaten von dem Tabakshandel Gewinn ziehen und den Anbau des jedenfalls nicht sehr giftigen Gewächses befördern. Allein unsere Bekanntschaft hat ein trauriges Ende genommen.

Am vorigen Sonntag kam jener Freund zu mir, um mich zu einem Spaziergange auf ein nahes Dorf einzuladen. Da ich wusste, dass dergleichen Gänge gewöhnlich Geld kosten, und ich eben Nichts mehr übrig hatte, nicht einmal um Tabak zu kaufen, so lehnte ich die Einladung ab. R . . . . . aber liess nicht nach, indem er mir vorstellte, dass er mit Cigarren reichlich versehen sei und mir auch das nöthige Geld vorstrecken wolle, ich könne es ihm ja gelegentlich wiedergeben. Ich liess mich verführen, denn dass ich verführt war, sah ich bald an der Gesellschaft, in welche mich R . . . . . einführte. Es waren wüste Bursche, welche tranken, sangen und endlich spielten. Mir wurde unheimlich, doch wagte ich nicht wegzugehen, weil ich Dies nicht für ehrenvoll hielt. Als es aber immer wüster wurde, und mir endlich mein Nachbar die brennende Cigarre auf den Schoos warf, so dass meine neuen Beinkleider einen tiefen Brandflecken bekamen, da stand ich auf. Aber Niemand folgte mir, selbst R . . . . . nicht, sondern Alle lachten mir höhnisch nach. Ich kam niedergeschlagen nach Hause, aber wie erschrack ich, als mir am andern Morgen mein Prinzipal eröffnete, ich solle als Zeuge bei dem Tabaksfabrikanten H . . . erscheinen, dessen Lehrling R . . . . . denselben bestohlen habe. Ich erzählte meinem Herrn die ganze Sache, soweit sie mich anging, nach der Wahrheit, und obgleich er mich wegen meines Leichtsinnes tadelte, so schenkte er mir doch Glauben und begleitete mich in das Haus des Tabaksfabrikanten. Da musste ich denn sagen, Was ich wusste. Der unglückliche R . . . . ., welcher nicht leugnen konnte, dass er seinem Herrn ganze Kistchen Cigarren entwendet und nicht blos selbst geraucht, sondern auch verschenkt und sogar verkauft hatte, schwamm in Thränen und bat, ihn dem Gericht nicht zu überliefern. Dies wurde ihm endlich gewährt, allein er wurde noch an demselben Tage seinen Eltern zurückgeschickt. Welcher Empfang mag ihm dort geworden sein!

Ich bin nun freilich in solch traurige Lage nicht gekommen; aber ich habe gesehen, dass ich an dem Rande des nämlichen Abgrundes geschwebt habe, und dass das Tabakrauchen hinter Deinem Rücken der Anfang dieses gefährlichen Weges gewesen ist. Jetzt empfinde ich tiefe Reue darüber, lieber Vater, und mein erster und fester Vorsatz ist, dieser schlechten Gewohnheit

auf immer zu entsagen. Mögen Andere rauchen, soviel sie wollen, mögen die Fabrikanten Tausende an dem Tabak gewinnen, mich wird Niemand wieder eine Pfeife oder Cigarre anzünden sehen. Dies Versprechen, lieber Vater, wird Dich hoffentlich über das Vorgefallene beruhigen und Dich überzeugen, dass ich auch fernerhin sein werde

Dein

Schönstadt
den 12. August 1840.

gehorsamer Sohn
Bernhard Weimar.

95. Der Mohn.

Der Kelch des Mohns iſt nur zweiblätterig und ſehr hinfällig, die Blumenkrone vierblätterig und ebenfalls von ſehr zarter Beſchaffenheit, weßhalb ſeine Blüthen ſo leicht welken. Die Frucht beſteht in einer großen, rundlichen oder länglichen Kapſel, auf welcher die ſchildförmige, ſtrahlige Narbe ſitzen bleibt und gleich einem Stern oder einer Roſette den Mohnkopf ſchließt. Die Kapſel iſt durch viele Scheidewände, welche aber nur bis in die Mitte derſelben hinabreichen, in zahlreiche Fächer getheilt, worin ſich eine große Menge von Samen befindet. Sie öffnet bei ihrer Reife mehrere unter der Narbe ſich bildende Löcher, durch welche die öligen Samen herausfallen und ſich durch den Stoß des Windes weit umherſtreuen.

Der gemeine Mohn oder Magſamen ſtammt urſprünglich aus Aſien und wird bei uns allenthalben zur Gewinnung von Öl angebaut. Er hat einen einfachen, vier bis ſechs Fuß hohen Stengel mit großen, ſtumpf eingeſchnittenen, abwechſelnd ſtehenden Blättern, und entwickelt große, entweder röthliche, weiße oder bläuliche Blumen. Die Frucht iſt eine der oben beſchriebenen rundlichen Kapſeln, welche oft viele tauſende von kleinen ſchwärzlichen oder weißlichen Samenkörnern einſchließt.

Das aus dem Mohnſamen gewonnene Öl ſteht hinſichtlich ſeiner Güte dem Baumöl am nächſten, und kann daher auch ſehr gut zur Bereitung von Speiſen verwendet werden. Alle Theile der Pflanze enthalten aber einen betäubenden Milchſaft, aus dem man im Morgenlande, wo die Pflanze oft eine bedeutende Höhe erreicht und ungemein große Fruchtköpfe erzeugt, das in der Medizin ſo häufig angewendete Opium gewinnt. Man macht nämlich in die unreifen Kapſeln Einſchnitte, um den Saft hervorquellen zu laſſen, wo er dann an der Luft trocknet und als rohes Opium geſammelt und in Handel gebracht wird. In größerer Menge genoſſen, tödet das Opium; zweckmäßig und kunſtverſtändig angewendet hingegen iſt ſeine Wirkung in vielen Krankheiten außerordentlich wohlthätig, vor Allem dadurch, daß ſie eine beruhigende, Schlaf-bringende, Schmerz-lindernde iſt; wie denn auch bei den alten Völkern der Mohn das Sinnbild des Schlafes iſt. Die Pflanze blüht vom Juni bis zum Auguſt. Ein blühendes Mohnfeld, mit den mannigfaltigſten Farbenabänderungen prangend, gewährt einen herrlichen Anblick. In den Gärten werden die ſchön gefärbten und gefüllten Sorten zur Zierde gezogen.

Der Klatſchmohn oder die Feuerblume wächſ't häufig auf Äckern unter der Saat und auf Brachfeldern, und iſt durch ſeine ſchönen gro-

ßen, brennend rothen Blumen überall bekannt. Die Blumenblätter werden in der Medizin angewendet. Aber der Landmann sieht ihn nicht gern unter seinem Getraide, denn er iſt ein ausſaugendes Unkraut, wie auch der zahme Mohn mehr Düngung braucht als andere Gewächſe. Die Blüthe des Klatſchmohns kommt übrigens um mehrere Wochen früher als die des nützlichen Mohns.

96. Zwiebelgewächſe.

Es gibt nicht wenig Pflanzen, welche über den Wurzelfaſern einen Knollen haben, der aus über einander geſchichteten Häuten oder Schuppen beſteht. Man nennt dieſen Knollen Zwiebel. Aus derſelben wachſen ſtatt der Stengel hohle Schäfte hervor, worauf ſich eine Blumenkrone und ſpäter Samen bildet. Die Blätter aller Zwiebelgewächſe ſind ſehr länglich, dem Schilfe nicht unähnlich, auch wachſen ſie nicht an Stielen wie die Baumblätter, ſondern gerade aus der Zwiebel oder dem Schafte. Wenn man es mit der häutigen Zwiebel nicht ſo genau nimmt, ſondern nur Ähnlichkeit etwa mit den Lilien verlangt, ſo gehören ſehr viele Gattungen zu dieſer Reihe, ſelbſt die Spargeln mit ihren ſchuppigen, eßbaren Schößlingen können dazu gezählt werden. Wir wollen aber nur von den Gewächſen reden, woran ſich wirklich eine Zwiebel zeigt. Und da bringt ſchon der Garten eine gute Anzahl Zwiebelgewächſe. Tulpen, Hyacinthen, Narciſſen ſind ſchon als herrliche Frühlingsblumen erwähnt worden. Kaiſerkronen und Schwerdlilien gehören auch dazu. Jene heißen ſo, weil ihre Blüthe ſich wie eine Krone auf dem hohen Stengel erhebt. Freilich iſt die Krone nicht goldfarbig, ſondern ziegelroth, aber im Innern ſind ſo glänzende Punkte, daß man ſie für Edelſteine halten möchte. Doch ſteckt in der Kaiſerkrone, wenigſtens in ihrer Zwiebel ein ſcharfes Gift, woraus man abermals ſieht, daß der Schein oft trügt. Die Schwerdlilie hat ihren Namen ihren langen, einer Degenklinge ähnlichen Blättern zu danken, womit ſich aber weder hauen noch ſtechen läßt. Sie ſteht ſehr friedlich neben anderen Blumen auf den Beeten, und verlangt nicht einmal wie ihre wildwachſenden Schweſtern einen ſumpfigen Boden. Schöner iſt indeſſen ohne Zweifel die weiße Lilie, von welcher auch die Dichter ihre Bilder genommen haben. Denn ſie ſprechen nicht nur von einer lilienweißen Haut, ſondern auch von der Reinheit der Lilie, weßhalb ſie dieſelbe geradezu als das Sinnbild der Unſchuld anſehen, wie die Roſe als Sinnbild der Liebe und das Vergißmeinnicht als Sinnbild der Treue. Wirklich gehört die weiße Lilie zu den vorzüglichſten Zierden der Gärten, die ſie auch mit ihrem Wohlgeruch erfüllt. Und da ſie leicht zu pflanzen iſt, ſo ſollte ſie eigentlich nirgends fehlen.

Die verſchiedenen Arten des Lauchs ſind als Küchenkräuter wohl bekannt, von dem kleinen Schnittlauch, womit man die Wege in den Gärten einzufaſſen pflegt, bis zu dem Porre und der Schalotte, womit man im Winter wie im Sommer Suppen und Gemüſe würzt, und bis zu dem ſtinkenden Knoblauch, vor deſſen Geruch ſelbſt manche Thiere zurückweichen, deſſen Saft aber einen vortrefflichen Kitt für Glas und Porzellan gibt. Seine Zwiebel beſteht aus mehreren zuſammenhängenden Zwiebelchen, und Wer nicht gar zu empfindlich iſt, mag wohl ein

ſolches Zweiglein (eine Zehe) in manchen Speiſen dulden; durch große Portionen Knoblauch werden ſie freilich widerlich. Auch die gemeine Zwiebel gehört zu dem Lauch, ſie zeichnet ſich aber durch einen bauchigen Schaft und durch abgeplattete Knollen aus. Oft erreichen dieſe Zwiebeln eine bedeutende Größe, aber die größeſten ſind darum nicht die beſten. Überhaupt gibt es viele Menſchen, beſonders Kinder, welche den Zwiebelgeſchmack nicht leiden mögen, andere ſchätzen ihn dagegen beſonders hoch. Jedenfalls muß eine gute Hauswirthin, welche einen Garten beſitzt, auch die Zucht dieſes Küchengewächſes verſtehen, den Samen und die Saatzeit kennen und wiſſen, die man das Blühen verhindert. Denn Zwiebeln, welche in Samen ſchießen, verlieren den zarten Geſchmack. Die kleinſten werden über Winter aufbewahrt, um im Frühling zum zweiten Male in die Erde geſteckt zu werden und kommen dann den geſäeten an Größe bei weitem voraus.

Auch eine ſehr verbreitete Giftpflanze gehört zu den Zwiebelgewächſen, die Herbſtzeitloſe, hier und da auch nackte Jungfer genannt, vermuthlich weil man zur Zeit ihrer Blüthe keine Blätter ſieht. Die blaſſe, bläulich rothe, nicht unſchöne Blüthe ſchießt im Herbſte nach dem Abmähen des Grummets plötzlich auf den Wieſen hervor, oft in ſo ungeheuerer Menge, daß das Grüne davon verdeckt wird. Im folgenden Frühjahr kommt zwiſchen tulpenartigen Blättern eine Samenkapſel zum Vorſchein, ähnlich einem kleinen Gürkchen. Weil dies den Kindern leicht zum Spielzeug dient, ſo iſt die Gefahr der Vergiftung größer, als bei anderen Pflanzen. Man ſollte die Kinder ernſtlich davor warnen. Selbſt den Kühen ſchadet das Abweiden der Herbſtzeitloſe an der Milch, und die Samenkörner werden oft unter dem Namen Poppelkörner zur Betäubung der Fiſche angewandt. Ein ſolcher Fiſchfang iſt aber höchſt verwerflich, weil leicht Menſchen dadurch vergiftet oder die Fiſche eines ganzen Teiches dadurch ausgerottet werden können.

97. Die erſten Kartoffeln.

Im Jahr 1745, ſo erzählt der alte Nettelbeck, erhielt die Stadt Kolberg aus des großen Friedrichs vorſorgender Güte ein Geſchenk, das damals hier zu Lande noch völlig unbekannt war. Ein großer Frachtwagen voll Kartoffeln nämlich langte auf dem Markt an; und durch Trommelſchlag in der Stadt und in den Vorſtädten erging die Bekanntmachung, daß jeder Gartenbeſitzer ſich zu einer beſtimmten Stunde vor dem Rathhauſe einzufinden habe, indem des Königs Majeſtät ihnen eine beſondere Wohlthat zugedacht habe. Man ermißt leicht, wie Alles in eine ſtürmiſche Bewegung gerieth, und Das nur um ſo mehr, je weniger man wußte, Was es mit dieſem Geſchenke zu bedeuten habe.

Die Herrn vom Rathe zeigten nunmehr der verſammelten Menge die neue Frucht vor, die hier noch nie ein menſchliches Auge erblickt hatte. Daneben ward eine umſtändliche Anweiſung verleſen, wie dieſe Kartoffeln gepflanzt und bewirthſchaftet, deßgleichen wie ſie gekocht und zubereitet werden ſollten. Beſſer freilich wäre es geweſen, wenn man eine ſolche geſchriebene oder gedruckte Inſtruktion gleich mit vertheilt

hätte; denn ſo achteten die Wenigſten in dem Getümmel auf jene Vorleſung. Dagegen nahmen die guten Leute die hochgeprieſenen Knollen verwundert in ihre Hände, rochen, ſchmeckten und leckten dran; kopfſchüttelnd bot ſie ein Nachbar dem andern; man brach ſie von einander und warf ſie den gegenwärtigen Hunden vor, die dran herum ſchnupperten und ſie ebenfalls verſchmähten. Nun war ihnen das Urtheil geſprochen! „Die Dinger," hieß es, „riechen nicht, und ſchmecken nicht, und nicht einmal die Hunde mögen ſie freſſen. Was wäre uns damit geholfen?" Am allgemeinſten war dabei der Glaube, daß ſie zu Bäumen heranwüchſen, von welchen man zu ſeiner Zeit ähnliche Früchte herabſchüttle. Alles Dies ward auf dem Markte, dicht vor meiner Eltern Thüre verhandelt, gab auch mir Genug zu denken und zu verwundern und hat ſich darum auch bis aufs Kleinſte in meinem Gedächtniß erhalten.

Inzwiſchen ward des Königs Wille vollzogen und ſeine Segensgabe unter die anweſenden Garten-Eigenthümer ausgetheilt, nach Verhältniß ihrer Beſitzungen; jedoch ſo, daß auch die Geringeren nicht unter einigen Metzen ausgingen. Kaum irgend Jemand hatte die ertheilte Anweiſung zu ihrem Anbau recht begriffen. Wer alſo ſeine Kartoffeln nicht geradezu in ſeiner getäuſchten Erwartung auf den Kehrichthaufen warf, ging doch bei der Auspflanzung ſo verkehrt als möglich zu Werke. Einige ſteckten ſie hier und da einzel in die Erde, ohne ſich weiter um ſie zu kümmern; Andre (und darunter war auch meine liebe Großmutter mit ihrem ihr zugefallenen Viertel) glaubten das Ding klüger anzugreifen, wenn ſie dieſe Kartoffeln beiſammen auf Einen Haufen ſchütteten und mit etwas Erde bedeckten. Da wuchſen ſie nun zu einem dichten Filz in einander; und ich ſehe noch oft in meinem Garten nachdenklich den Fleck drauf an, wo ſolchergeſtalt die gute Frau in dieſem Zweige des Gartenbaues ihr erſtes Lehrgeld gab.

Nun mochten aber wohl die Herrn vom Rath gar bald in Erfahrung gebracht haben, daß es unter den Empfängern viele loſe Verächter gegeben, die ihren Schatz gar nicht einmal der Erde anvertraut hätten. Darum ward in den Sommer-Monaten durch den Rathsdiener und Feldwächter eine allgemeine und ſtrenge Kartoffelſchau veranſtaltet und den widerſpenſtig Befundenen eine kleine Geldbuße auferlegt. Das gab wiederum ein großes Geſchrei, und diente auch eben nicht dazu, der neuen Frucht beſſere Gönner und Freunde zu erwecken.

Das Jahr nachher erneuerte der König ſeine wohlthätige Spende durch eine ähnliche Ladung Allein diesmal verfuhr man dabei höheren Orts zweckmäßiger, indem zugleich ein Landreiter mitgeſchickt wurde, der, als ein geborner Schwabe, des Kartoffelbaues kundig und den Leuten bei der Auspflanzung behülflich war, und ihre weitere Pflege beſorgte. So kam alſo dieſe neue Frucht zuerſt nach Pommern, und hat ſeitdem durch immer vermehrten Anbau kräftig gewehrt, daß nie wieder eine Hungersnoth ſo allgemein und drückend bei uns hat um ſich greifen können. Dennoch blieben die Kartoffeln noch lange eine bloße Gartenfrucht, und ich erinnere mich gar wohl, daß ich erſt volle vierzig Jahre ſpäter (1785) zu meiner angenehmen Verwunderung, die erſten Kartoffeln im freien Felde ausgeſetzt gefunden habe.

Aber, ſo fügen wir hinzu, iſt man denn jetzt 100 Jahre ſpäter ſo ſehr viel verſtändiger geworden? Treibt man den Kartoffelbau wirklich überall mit Überlegung und Sorgfalt? Hat nicht die Mißernte von 1845 bewieſen, daß man ſich noch gar wenig in die Witterungs-Verhältniſſe zu ſchicken gelernt hat? Weiß man ſich vor der Krankheit und Fäulniß zu ſchützen? Kurz unſere Bauern haben in der Behandlung der Kartoffeln noch gar Viel zu lernen.

98. Das Getraide.

Die wichtigſten unſerer Feldfrüchte gehören zu den Gräſern. Sie haben deßhalb hohle Halme mit wenig Saft und ſchmalen, ſparſam anliegenden oder herabhängenden Blättern. Die Knotenabſätze, welche den Halmen hinreichende Feſtigkeit geben, um eine mit 30 bis 40 Körnern gefüllte Ähre tragen zu können, ſtehen unten näher beiſammen als oben, weil die weite Röhre mit der dünnen Schale ſonſt leicht knicken würde. Die Hohlheit der Halme iſt eine ſehr weiſe Einrichtung. Dadurch iſt nämlich das Getraide leicht zu ſchneiden, leicht zuſammenzubinden und heimzuſchaffen; das Stroh iſt zum Streuen und Düngen weit geeigneter als irgend ein anderes Gewächs, denn es gibt ein elaſtiſches Ruhelager für das Vieh, in ſeine Höhlung dringt die Miſtjauche mit Leichtigkeit ein und befördert die ſchnelle Verweſung. Überdies dient es zu allerlei Kunſtarbeiten, zu Strohhüten, Körben, geflochtenen Decken und Matten. Endlich deckt man noch an vielen Orten die Dächer mit Stroh, obgleich man gefunden hat, daß die Wohlfeilheit derſelben, die Gefahr bei Feuersbrünſten nicht vergütet. Der tüchtige Landmann weiß ſein Stroh jetzt beſſer zu verwenden, als es auf das Dach zu legen, und manche Regierungen haben die Strohdächer geradezu verboten. Den Samen tragen die Halmenfrüchte entweder in Ähren, d. h. in dicht an einander ſchließenden Hülſen (Spelzen) oder in Riſpen, d. h. in traubenartig hängenden, geſtielten Samenhüllen. Von der erſten Art iſt Weizen, Roggen, Gerſte, von der anderen der Hafer. Einige Getraideſorten laſſen beim Dreſchen ſogleich den reinen Kern gehen, andere behalten noch eine Umhüllung (Spelz), welche auf beſonderen Mühlen abgeſchält werden muß. Die letzteren heißen rauhe Früchte.

Überhaupt herrſcht eine große Mannigfaltigkeit unter dem Getraide. Sorten, welche in der einen Gegend vortrefflichen Ertrag liefern, mißrathen in der anderen. Man muß alſo die Erfahrung um Rath fragen, nicht ſteif bei dem Alten beharren, aber auch nicht durch unnöthige Neuerungen Zeit und Geld einbüßen.

Der **Roggen** heißt, weil er in Deutſchland die vorherrſchende Brodfrucht iſt, auch **Korn**. In wärmeren Ländern gedeiht er nicht, deßhalb finden wir in der Bibel nur Weizen und Gerſte erwähnt; dagegen kann er ſelbſt in rauhen Gebirgsgegenden, auch in Schweden und Rußland gebaut werden. Aber freilich wird dort die Ernte ebenſo unſicher als bei uns etwa die des Mohns und anderer zärteren Gewächſe. Der Sommerroggen entgeht zwar der Gefahr im Winter durch Kälte, Näſſe, Schnecken oder Mäuſe zu leiden, liefert aber bei weitem nicht ſo gutes Mehl als der Winterroggen. Überhaupt iſt der

Unterſchied unter den Körnern je nach dem Boden und dem Klima bedeutend verſchieden. Das von den Küſten der Oſtſee und aus Polen kommende Korn hat bei weitem nicht die Güte des im Inneren von Deutſchland erzeugten.

Ein wärmeres Klima und einen beſſeren Boden erfordert der Weizen, die ſchönſte aller Getraidearten. Sein glattes, helles Korn mit blendend weißem Mehle hat ihm den Namen weiße Frucht, und ſeinen Aehren die Ehrenbenennung goldene Aehre verſchafft. In der That ſieht ein blühendes oder reifendes, vom Winde bewegtes Weizenfeld herrlich aus und verkündigt gewiſſermaßen ſchon die Fruchtbarkeit einer Gegend. Das Weizenbrod iſt indeſſen weniger kräftig, als das Roggenbrod, wird auch leichter trocken; zu feinerem Backwerk aber ſteht das Weizenmehl wieder dem Spelzmehl nach. Im Ganzen jedoch gilt der Weizen als die edelſte und zu den verſchiedenſten Zwecken nutzbarſte Gattung des Getraides.

Der Spelz oder Dinkel kommt ihm bei weitem nicht gleich, wenn auch ſein Mehl weißer ausſieht. Denn das Mehl trocknet ſchnell, ſo daß das daraus Gebackne nur friſch einen angenehmen Geſchmack beſitzt. Die Körner ſind aber auch mit rauher Schale (Spelz) umgeben, ſo daß ſie weder ein ſchönes Ausſehen haben, noch auch unmittelbar zum Mahlen dienlich ſind. In Norddeutſchland iſt dieſe Getraideart faſt ganz unbekannt, und in Süddeutſchland zieht man ihr doch auch in den fruchtbarſten Gegenden den einträglicheren Weizen vor.

Die Gerſte wird meiſtens als Sommerfrucht gezogen und hat unter allen Getraidearten die längſten und ſtechendſten Grannen. Doch gibt es auch bartloſe Gerſte. Das Gerſtenbrod ſchmeckt ſüßlich, wird aber bald trocken und riſſig, weßhalb man lieber Gerſte unter Korn mengt. Faſt noch bedeutender aber iſt ihr Verbrauch als Malz zu Bier und Eſſig und als Futter für Maſt- und Federvieh. Auch wird ſie geſchält, um als Zuthat in Suppen zu dienen.

Weit weniger mehlreich iſt der Hafer, der in Rispen (oder Fahnen) an dem Halme hängt, und ſelbſt in den rauhſten Gegenden fortkommt. Als Futter für die Pferde dient er allenthalben, aber als Brodfrucht nur in den ärmſten Bezirken unſeres Vaterlandes. Geſchält oder als Grütze iſt er aber auch in milderen Gegenden zu Suppe oder Brei beliebt. In Maaßen ſperrt ſich der Hafer, ſo daß ſein Gewicht leichter iſt, als das alles übrigen Getraides.

99. Das Moos.

Die Mooſe gehören zu den allerkleinſten Gewächſen, haben aber dennoch eine ſehr dauerhafte Natur und ſind das ganze Jahr hindurch mehr oder weniger grün. Sie wachſen nicht nur auf der Erde und da ganz beſonders häufig in den Wäldern, ſondern auch auf anderen Körpern, z. B. an Steinen, Bäumen, Zäunen, auf den Dächern, Felſen, Mauern und faſt an allem Holze, welches im Freien längere Zeit ruhig liegt. Im Herbſte und zu Ende des Winters, beſonders im Monat Februar, zeigen ſie ſich in ihrer lebhafteſten und vollkommenſten Geſtalt; denn in dieſer Zeit herrſcht die meiſte Feuchtigkeit in der Natur, welche

das wahre Element der Mooſe iſt. Hingegen im Sommer, wo andere Pflanzen die Erde ſchmücken, haben ſie, beſonders bei heißer Witterung, größtentheils ein trauriges Anſehen; ſie trocknen dann zuſammen und verdorren. Viele von ihnen aber leben nach einer hinreichenden Anfeuchtung, vorzüglich wenn man ſie in kaltes, friſches Brunnenwaſſer bringt, wieder auf, und erheben ſich und breiten ſich aus, wenn ſie auch bereits längere Zeit in getrockneten Pflanzenſammlungen gelegen haben. — Unter den Moosgewächſen herrſcht eine große Mannigfaltigkeit. Von den wenigſten kennen wir einen beſonderen Nutzen, denn zum Polſtern von Kiſſen ſind ſie wenigſtens nicht das vorzüglichſte Mittel. Das ſogenannte Rennthiermoos, ſo wie auch das isländiſche Moos ſind zwar brauchbar, gehören aber eigentlich nicht zu den Mooſen, ſondern zu den Flechten. Die meiſten Mooſe haben einen zuſammenziehenden, bittern, ſcharfen, auch balſamiſchen Geſchmack, einige auch einen angenehmen Geruch. — In den Wäldern findet man die Bäume, vorzüglich am untern Theile des Stammes und an der ganzen nordweſtlichen Seite deſſelben, mit Moos bewachſen, weil die Moospflanzen hier ſchattig, kühl und feucht ſtehen Hat man ſich einmal in einem Walde verirrt, ſo kann man leicht an dieſem Merkmale die Nordweſt-Gegend finden. Wenn die Mooſe die Bäume zu ſehr einnehmen, ſo veranlaſſen ſie durch die viele Feuchtigkeit, die ſie an ſich ziehen, häufig die Fäulniß der Baumrinde und bereiten auf dieſe Weiſe nach und nach den Untergang des ganzen Stammes vor, Was man an vielen Waldbäumen wahrnehmen kann. Den Obſtbäumen ſind ſie ebenfalls ſehr ſchädlich, denn ſie entziehen ihnen eine Menge Säfte und dienen ſchädlichen Inſekten zum Aufenthalte und Schutz. Man reinigt darum die Bäume öfters durch Waſchen der Stämme und Äſte mit Lauge und Kochſalz oder durch Anſtreichen mit Kalkmilch oder am beſten durch Abbürſten von den Mooſen.

100. Die Schwämme.

Die Schwämme ſind ſehr unvollkommne Gewächſe, an welchen man nicht, wie an anderen Wurzel, Stamm, Zweige, Blätter, Blüthen und Früchte unterſcheidet. Sie erzeugen ſich von ſelbſt aus Keimen, die meiſtens in faulenden oder modernden Stoffen aufgehen und wieder das Vermodern z. B. des Holzes befördern. Manche ſtehen auf einem Strunk, über welchen ſich ein flacher oder kegelförmiger Hut ausbreitet, manche ſitzen unmittelbar auf einem feſten Boden ohne allen Stiel, theilen ſich aber in Blätter von verſchiedener Geſtalt. Die meiſten ſind fleiſchig, und zerbrechen bei dem geringſten Stoße faſt wie mürbes Obſt, einige dagegen ſind zähe wie z. B. der Zunderſchwamm, woraus mittels einer Beize die weichen Lappen des Zunders verfertigt werden. Mancher gebraucht den Ausdruck Schwamm für ſolchen Zunder, ohne zu wiſſen, woher er rührt, und ohne jemals den Schwamm ſelbſt an den dicken Stämmen der Eichen und Buchen geſehen zu haben. Dieſer Zunderſchwamm iſt wenigſtens ein nützliches Gewächs. Ob man das nämliche aber von den übrigen Schwämmen behaupten ſoll, iſt zweifelhaft. Denn obgleich eine bedeutende Anzahl derſelben für eßbar gilt, und ſehr wohlſchmeckend gefunden wird, ſo geben ſie doch alle eine ſchwer verdauliche Speiſe. Dazu kommt, daß es faſt ebenſo viele giftige als nicht giftige Arten gibt, und daß nur

für einen geübten Kenner die erſteren von den letzteren mit Sicherheit zu unterſcheiden ſind. Viele Vergiftungen ſind dadurch entſtanden und Mancher hat ſeine Lüſternheit nach Morcheln oder Kaiſerſchwämmen hart büßen müſſen. Selbſt der Feldblätterſchwamm (Champignon), welcher auch in Gärten abſichtlich gezogen wird, kann leicht mit einer giftigen Sorte verwechſelt werden, und die gewöhnliche Annahme, daß man die Giftſchwämme an dem bläulichen Anlauf erkenne, den ſie bei jeder Verletzung zeigten, iſt nicht genau. Schon der gemeine Fliegenſchwamm mit ſeinem ſcharlachrothen Hute läuft nicht an, wenn man ihn zerbröckelt und verändert auch die Farbe nicht beim Kochen. Aber freilich iſt derſelbe gerade an ſeiner ſchönen Farbe kenntlich und würde nicht leicht Unglück anrichten, wenn man ihn nicht zur Vertilgung der Fliegen in das Haus brächte, oder ſchändlicher Weiſe den Branntwein damit verſtärken wollte. Uebrigens werden meiſtens nur vornehme Leute durch Schwämme vergiftet, weil die armen nicht ſo leicht nach dergleichen Leckereien ſtreben. Doch gibt es einen Schwamm, welcher wegen ſeiner Größe auch von Armen für einen guten Fund angeſehen und wie Kaldaunen von einem Rinde zurecht gemacht wird, die Bärentatze oder der Rieſenſchwamm. Er ſitzt an der Rinde der Eichen oft von der Größe eines Korbes. Doch iſt auch ſein Fleiſch ſchwer zu verdauen und Verwechſelung mit giftigen Arten möglich. Deßhalb ſollte man ſich lieber auf ſolche Koſt gar nicht einlaſſen, wobei keinen Falls Viel heraus kommt, dagegen Leben und Geſundheit auf dem Spiele ſtehn. Wenn zur Zeit der Hungersnoth Menſchen ihre Zuflucht zu ſolchen Nahrungsmitteln genommen haben, ſo iſt Das zu entſchuldigen. Wer aber Kartoffeln oder Brod hat, der ſollte die Schwämme in Ruhe laſſen.

Man nennt die Schwämme auch wohl Pilze. Dieſer Ausdruck begreift aber noch andere Gewächſe von unvollkommener Bildung z. B. den Schimmel an dem Brode und anderen Speiſen, ferner den Mehlthau an den Blättern und Stengeln der Pflanzen, welcher durchaus kein vom Himmel fallender Thau iſt. Durch ein Vergrößerungsglas ſieht man ganz deutlich die Aehnlichkeit mit dem Schimmel und anderen Pilzen, die als Schmarotzerpflanzen ſich auf anderen ernähren. Auch der Brand im Getraide, vorzüglich im Weizen, iſt nichts Anderes als ein ſolches Unkraut, das auf Koſten der guten Körner in den Aehren wächſ't, und wenn es mit in die Mühle kommt, das Mehl ſchwarz macht.

101. Mutterkorn.

Mit diesem Namen bezeichnet man die, vorzüglich beim Roggen, doch auch in anderem Getraide häufig vorkommenden, missgestalteten, krankhaft veränderten Samenkörner. Sie ragen aus den Aehren des Roggens weit hervor, sind der Länge nach mit Furchen versehen, sehen äusserlich violett, inwendig bläulich weiss aus und haben eine sanft zugespitzte Form. Im frischen Zustande riechen diese Körner unangenehm und haben einen scharfen, bitterlichen Geschmack. Den neusten Beobachtungen zufolge soll das Mutterkorn dadurch entstehen, dass sich in feuchten Jahren, oder in solchen, wo auf einen nassen Frühling ein heisser Sommer folgt, oder auch überhaupt bei dem in sumpfigem Boden wachsenden

Roggen auf der Spitze der noch unentwickelten Körner ein kleiner Pilz bildet, welcher die Beschaffenheit des Kerns ganz verderbt. Das aus dem Mutterkorn bereitete Mehl sieht graublau aus, gibt einen fliessenden Teig, aus welchem ein rissiges, leicht zerfallendes, widrig schmeckendes Brod gebacken wird. Das Mutterkorn gehört zu den betäubenden Pflanzengiften und ist für Menschen und Thiere höchst schädlich. Bei Menschen, welche eine gewisse Menge Mutterkorn genossen hatten, zeigte sich grosse Neigung zum Schlafe, Trockenheit des Halses, Appetitlosigkeit, Durst, Hitze, dunkelrothes Gesicht, Schwindel und ein sehr lästiges Kribbeln in den Gliedern. Später stellten sich mehrmals Anfälle von sehr schmerzhaften Krämpfen ein, welche gewöhnlich mit Erbrechen endigten, auch wohl an Wuth gränzende Bewegungen und Anstrengungen, und nach mehrwöchentlicher Dauer traten Lähmungen und Brand einzeler Glieder ein, bis endlich der Tod erfolgte. An diesen Zeichen wird meistens die sogenannte Kribbelkrankheit erkannt, welche gewöhnlich vom Genuss des im Brode mit verbackenen Mutterkornmehls entsteht. Vorzüglich schädlich soll der Genuss solches Brodes im noch warmen Zustande sein. Die Heilung der durch den Genuss des Mutterkorns veranlassten Uebel ist sehr schwierig. Anfangs, wenn das Gift noch ausgeleert werden kann, sind Brechmittel, dann schleimige Getränke mit etwas Essig und Oel und laue Bäder anzuwenden, später Nervenreizmittel, wie Kampfer, Kalmus, Baldrian, aromatische Einreibungen u. s. w. — Das Jahr 1831 war besonders reich an Mutterkorn. Um die Benutzung des mit einem geringen Überreste von Mutterkorn verunreinigten Roggens unschädlich zu machen, wird in einer officiellen k. sächsischen Verordnung vom 10. November 1832 folgendes Verfahren empfohlen: 1) die Roggengarben, die an feuchten Stellen der Scheunen gelegen haben, der Luft auszusetzen; 2) den Roggen auf luftigen, trocknen Boden aufzubewahren, damit er keine Feuchtigkeit anziehe; 3) ihn vor dem Vermahlen stark zu dörren, doch so, dass er nicht braun wird; 4) das Roggenmehl, wenn es feucht ist, vor dem Gebrauche zu rösten; 5) da der Teig aus Mehl, welches von mit Mutterkorn vermengtem Roggen gewonnen ist, kurz bleibt und sich nicht löcherig ausbäckt, beim Backen stets für frischen Sauerteig zu sorgen, und sollte derselbe nicht ganz kräftig sein, zu jedem Pfunde Brod $\frac{1}{4}$ Quentchen gereinigte Potasche oder kohlensaures Kali zuzusetzen. Auch ist der Zusatz von einem Quentchen Kümmel oder auch von $\frac{1}{2}$ Quentchen Coriander oder eben so viel Anissamen auf jedes Pfund Brod zu empfehlen. — Das Mutterkorn wird ungeachtet seiner giftigen Wirkungen in der Arznei benutzt, und kann, von dem Arzte angewendet, als Blut-stillendes Mittel bei Blutspeien, Blutflüssen u. s. w. sehr heilsam werden. Nur muss man es hierzu zur rechten Zeit sammeln und gut aufbewahren. Es muss nämlich auf den Feldern vor der Reife des Roggens durch Auspflücken gesammelt, und wenn man es nicht frisch verbrauchen kann, in wohlverschlossenen, gegen Luft und Feuchtigkeit sorgfältig verwahrten Gläsern aufbewahrt werden, wo es ein bis zwei Jahre

seine Heilkraft behält. Wenn man es einsammelt, darf es sich blos bis zur Hälfte seiner Grösse ausgebildet haben, muss schmutzig schwarz aussehen und noch gar nicht oder nur wenig krumm gebogen sein; die Furchen auf der Oberfläche müssen noch flach, das Innere muss von weisser Farbe und der Geruch und Geschmack weniger widerlich sein, als bei dem reifen Mutterkorn. Dergleichen Mutterkorn wirkt, besonders frisch gepulvert und angewendet, schnell und kräftig. — Das Mutterkorn heisst auch noch: Hungerkorn, Afterkorn, Martinskorn, Brandkorn, Erdenkopf, Todtenkopf, Kornmutter, Hahnensporn.

102. Das Gift.

Mann. Was hat das Kind da in dem Munde? Geſchwind, nimm es ihm weg, Mutter! Das iſt giftig.

Frau. Giftig? Was fällt dir ein? Es iſt ja ein Spielzeug, das ihm das Chriſtkindchen beſcheert hat.

Mann. Einerlei! Die Farben an den Spielſachen, beſonders die grünen, ſind alle verdächtig.

Frau. Nun, ich habe es ja weggenommen. Aber ich glaube meine Lebtage nicht, daß Dergleichen giftig iſt.

Mann. Ich wünſche, daß du es nie erfahreſt. Es iſt beſſer vorbeugen. Allein andere Leute haben die traurige Erfahrung gemacht. Die Kinder, die Dergleichen abgeleckt haben, haben Leibſchmerzen bekommen, ſind abgezehrt und elend geſtorben.

Frau. Du machſt Einem ganz Angſt. Wer wird aber giftige Farben an die Spielſachen nehmen? So gewiſſenlos iſt gewiß kein Menſch.

Mann. Mancher verſteht es nicht, Mancher ſieht aber auch vor Gewinnſucht nicht, welches Unheil er anſtiftet. Auch ſterben nicht gerade alle Kinder, denen das Gift ſchadet, manche kränkeln nur, ohne daß man weiß warum.

Frau. Ihr wollt aber auch den Spielſachen Alles aufbürden. Das meiſte Unglück kommt gewiß anderswoher.

Mann. Das ſage ich auch. Die meiſten Menſchen vergiften ihre Kinder mit Eſſen, theils weil ſie ihnen Zuviel geben, theils weil ſie keinen Unterſchied machen zwiſchen dem Eſſen der Erwachſenen und dem der zarten Kinder. Und mit dem Trinken iſt es noch ärger. Ich habe geſehen, daß ein Vater ſeinen achtjährigen Knaben mit einem Glaſe Branntwein erfreute.

Frau. Aber der Wein ſchadet doch Nichts?

Mann. Auch der Wein ſchadet, nur weniger, und weil er theuer iſt, kommt er nur an die Kinder der Vornehmen. Aber ſelbſt der Eſſig kann vergiften.

Frau. Bei dir iſt aber auch Alles giftig.

Mann. Ich will nicht davon reden, daß der häufige Genuß des Eſſigs überhaupt bleich und mager macht, ſondern von der Gefahr, daß das Küchengeſchirr durch den Eſſig Grünſpan zieht. Laßt in einem kupfernen oder meſſingenen Geſchirre Salat oder ſonſt etwas Saures nur eine Nacht ſtehen, und es hat ſich Grünſpan gebildet und

mit der ſauren Flüſſigkeit vermiſcht. Wer am anderen Tage davon ißt, kann froh ſein, wenn er mit einigen Kolikſchmerzen davon kommt.

Frau. Mein kupfernes Geſchirr iſt alle gut verzinnt und ich reibe es alle Feiertage.

Mann. Die Feiertage liegen zum Theile weit auseinander. Dazwiſchen kann ſich viel Grünſpan anſetzen. Aber auch wegen anderer Gefäße und Stoffe iſt große Reinlichkeit in der Küche nothwendig. Auch Zinn kann ſchädlichen Anſatz bekommen, wenn nämlich zuviel Blei darunter iſt, und auch ſonſt kommt durch Unreinlichkeit leicht manches Nachtheilige unter die Speiſen. Und dennoch läßt ſich durch Reinlichkeit allein nicht Alles verhüten. Wie gefährlich ſind z. B. die zu lange aufgehobenen Blutwürſte.

Frau. Nun ſoll auch noch die Wurſt giftig ſein.

Mann. Von der Blutwurſt hat man ſchon Beiſpiele genug in der Zeitung geleſen, nicht von der friſchen, ſondern von der oft Jahre lang aufbewahrten, geräucherten. Das Blut verdirbt nämlich endlich und gibt ein fürchterliches Gift, welches die Gelehrten Blauſäure nennen.

Frau. Nun gottlob, bei uns erreichen die Blutwürſte das zweite Jahr nicht. Wir ſind froh wenn ſie bis zur nächſten Schlachterei dauern.

Mann. Aber wie ſteht es mit dem Mäuſegift? Haſt du nicht ſchon holen laſſen und in den Keller ſtellen wollen.

Frau. Andere Leute wenden es ja auch an, nur du biſt ſo verzagt.

Mann. Anderen Leuten glückt es einmal, dann mißräth es einmal. Ich will mir Nichts vorzuwerfen haben. Wenn ein Unglück geſchehen iſt, dann hilft Weinen und Bereuen Nichts mehr. Vollends mit dieſem Arſenik, welches dem weißen Zucker ſo täuſchend ähnlich ſieht und ſchon manches Kind verlockt hat.

Frau. Aber wie ſoll man ſich gegen das Ungeziefer im Hauſe ſchützen?

Mann. Da gibt es noch allerlei unſchädliche Mittel. Nur ein bischen Geduld mehr und Mäuſe und Ratten werden doch vertilgt. Selbſt die Fliegen laſſen ſich ohne Fliegenſchwamm wegſchaffen. Du kannſt nicht ſagen, daß wir in unſerem Hauſe mehr geplagt ſind, als andere Leute, welche ſogleich zum Gifte greifen.

Frau. Das iſt richtig, aber du machſt Einem immer das Herz ſchwer, weißt du, wie ſchon einmal mit deiner Hundsperſilie.

Mann. War es etwa unrichtig, daß unter deiner Peterſilie die Hälfte Schierling ſtand? Hätteſt du die Wurzeln in die Suppe geworfen, ſo konnten wir alle des Todes ſein. Und daß ich unſeren Kindern einmal die Tollkirſchen aus der Hand riß, die ſie im Walde gefunden hatten und für Schwarzkirſchen anſahen, war Das etwa Zuviel gethan?

Frau. Ach nein, ich habe dir es ja gedankt. Aber ich möchte nur nicht immer in Angſt ſchweben um des Giftes willen. Wir ſtehn einmal in der Hand Gottes, und Wer an Gift ſterben ſoll, der ſtirbt doch.

Mann. Wie du reden kannſt! Dann dürften wir gar keine Vorſicht mehr anwenden, die anſteckenden Krankheiten nicht meiden, den Arzt nicht rufen, beim Gewitter dürften wir uns unter die Bäume

ſtellen, wenn wir erhitzt ſind, an die Zugluft. Alles Schlimme, was daraus erfolgt, wäre Gottes Wille geweſen. Das heißt geradezu gottlos geſprochen.

Frau. So ſchlimm habe ich es auch nicht gemeint. Ich redete ja nur von dem Gift.

Mann. Krankheiten ſind auch Gift. Was unſer Leben verkürzt, das ſollen wir meiden, ſo lange unſere Pflicht es erlaubt. Sagt nicht die heilige Schrift: Wer ihm ſelbſt Schaden thut, den heißet man billig einen Erzböſewicht! Ich verlange ja nicht, daß du in beſtändiger Angſt um Dein und der Deinigen Leben ſchweben ſollſt; aber das Schädliche von dem Tauglichen unterſcheiden und die Kinder es unterſcheiden lehren, Das iſt nicht mehr als Klugheit. Und wenn ich den Kindern ſage: Steckt Nichts in den Mund, was nicht hinein gehöret, und eßt Nichts, was ihr nicht als eßbar kennt, ſo verlange ich wahrlich nicht Zuviel.

Frau. Nun ja du haſt recht, wenn's nur auch ſchon gethan wäre!

103. Die Felsarten.

Mancher denkt wohl ein Stein ſei ein Stein, und der Unterſchied wenigſtens nicht groß. So iſt es aber doch nur, wenn man die Sache oberflächlich betrachtet. Man braucht eben noch kein Gelehrter zu ſein, um zu bemerken, daß der Baſalt bläulich, der Granit geſprenkelt wie Kümmel und Salz, der Kalkſtein gelblich, der Sandſtein bald röthlich, bald weißlich, der Marmor weiß oder grau ausſieht. Ebenſo leicht nimmt man den Unterſchied in der Härte wahr, der grobkörnige Sandſtein bröckelt ſich bei dem leiſeſten Schlag oder Druck, der feinkörnige iſt ſchon etwas härter, doch bedarf es immer noch keiner großen Gewalt, um eine hohlliegende Platte aus ſolchem Stoffe zu zerbrechen. Auch das Waſſer höhlt die Sandſteine in kurzer Zeit aus. Doch verfehlt es auch ſeinen Eindruck nicht auf die härteren Geſteine, daher das Sprüchwort: Tropfen höhlen die Steine aus. Allein zwiſchen der Weichheit des Sandſteins und der Härte des Kieſels oder gar des Feuerſteins iſt noch ein gar großer Zwiſchenraum. Zum Feuer-Schlagen gebraucht man zwar weder Baſalt noch Granit, allein wenn das Hufeiſen des Pferdes wider das Pflaſter prellt, fahren doch die Funken davon. Auch ſpringen die Steine nicht ebenſo gut nach einer Richtung als nach der andern. Der Schiefer blättert ſich z. B. ganz leicht nach ſeinen Schichten, in entgegengeſetzter Richtung leiſtet er oft großen Widerſtand. Und wie wollte man die Feuerſteine in die ſcharfkantige Form bringen, wenn ſie nicht durch den Schlag eines kleinen Hämmerchens in dieſer Richtung riſſen? Die Steinbrecher und Bergleute wiſſen auch recht gut aus der Erfahrung, wie man jeden Stein oder Felſen angreifen muß, um Stücke von ihm abzuſprengen und oft gerade Stücke von einer beſtimmten Geſtalt. Nicht immer reichen eiſerne Werkzeuge und Menſchenkraft hin, um Dies auszuführen, oft muß eine ſtärkere Gewalt zu Hülfe gerufen werden. Entweder wird Pulver in ein vorher gehauenes Loch geſchüttet und mittelſt eines langen Schwefelfadens angezündet, oder der Fels wird durch daran gebrachtes Feuer überhaupt mürbe

gemacht, oder endlich wird ein hölzerner Keil in eine Spalte des Steines getrieben und durch darauf gegoſſenes Waſſer zum Quellen gebracht, bisweilen muß das in den Spalten gefrierende Waſſer ſogar ſelbſt den Felſen ſprengen. Eine Hauptſache bleibt jedoch immer, wie ſich ein Stein mit eiſernen Werkzeugen bearbeiten läßt, denn nur durch dieſe kann man ihm jede beliebige Form verſchaffen. Daß man die Sandſteine mit Bickel und Meiſel zu Quadern, zu Säulen, zu Trögen, ſelbſt zu Bildern behaut, iſt bekannt. Die feineren Sorten haben gerade die rechte Härte und ſind auch von hinreichender Dauer. Sind doch die meiſten Brücken aus Sandſteinquadern gewölbt und unſere herrlichen Kirchen wären ohne ſolches Material gar nicht zu bauen geweſen. Viel ſchwerer iſt Marmor zu bearbeiten, dafür nimmt er aber auch Politur an, Was der Sandſtein nicht thut. Der Marmor zu Gebäuden, Denkmälern, Tiſch- oder Altarblättern wird geſägt, eine Arbeit, welche zu den langwierigſten und ermüdendſten unter allen gehört und deßhalb oft in den Gefängniſſen von Sträflingen verrichtet wird. Natürlich werden dadurch und zugleich durch die Seltenheit des ſchön gefärbten Marmors ſolche Arbeiten ſehr theuer. Doch kommen ihm die polirten oder geſchliffenen Stücke aus Granit und ſelbſt aus Baſalt ſehr nahe und übertreffen ihn an Dauerhaftigkeit. Für gewöhnlich freilich benutzt man dieſe Steine gleich den Kalkſteinen und dem Schiefer nur zur Aufführung von Mauern, zum Pflaſtern und zur Deckung der Chauſſeen. Denn Baſalt und noch mehr Granit ſind ſehr feſt, laſſen ſich aber doch mit einem Hammer ohne Mühe in kleine Bröckchen zerſchlagen, weßhalb die ſchönſten Landſtraßen da gebaut werden, wo dieſe Steinarten in Menge vorhanden ſind. Auch zum Pflaſter ſind ſie vorzüglich geeignet, denn ſie laſſen ſich, ſo lange ſie noch nicht zu ſehr an der Luft erhärtet ſind, leicht zu keilförmigen Stücken hauen und bilden dann ein ſchön gewölbtes und ebenes Pflaſter. Die Baſaltbrüche ſind auch dadurch intereſſant, daß ſie meiſtens regelmäßig aufgerichtete Säulen zeigen, welche oft gleich ungeheuren Orgelpfeifen daſtehen. Man behauptet, der Baſalt ſei ein Produkt des Feuers, denn er befindet ſich vorzugsweiſe in der Nähe wirklicher oder erloſchener Vulkane. Der Granit aber muß eine uralte Gebirgsart ſein, denn er findet ſich gerade als Beſtandtheil der höchſten und mächtigſten Gebirge, entweder als Unterlage für die anderen Erd- und Steinarten, oder in ungeheuren Felſen über die übrigen Maſſen hervorragend. In manchen Gegenden, z. B. im Odenwald, finden ſich gewaltige Granitblöcke an den Abhängen der Berge umhergeſtreut, als wären ſie von unbegreiflichen Kräften dahin geſchleudert.

Zu den nutzbarſten Felsarten gehört auch der Schiefer, doch weniger die harten Gattungen, welche an Dauerhaftigkeit weder dem Baſalt, noch dem Granit gleichkommen, ſondern die weichen, welche ſich leicht ſpalten und ſchleifen laſſen. Jedes Kind, das zur Schule geht, trägt Proben dieſes Schiefers in ſeiner Tafel und ſeinem Griffel herum. Und die Wohlfeilheit dieſer Geräthſchaften beweiſ't, daß er weder ſelten noch auch ſchwierig zu ſchleifen iſt. Der Dachſchiefer iſt eben ſo nützlich, nur erlaubt der koſtſpielige Transport das Decken der Gebäude mit Schiefer eben nicht allenthalben. In vielen Gegenden iſt man zufrieden, wenn die Kirchen und andere ausgezeichnete Gebäude Schieferdächer haben.

104. Brennbare Mineralien.

Wenn wir Nichts als Holz zur Feuerung hätten, ſo würden manche Gegenden bald von den Menſchen verlaſſen werden müſſen. Allein der weiſe Schöpfer hat noch für anderes Brennmaterial geſorgt und unter der Erde aufbewahrt, woran ſich die Menſchen wohl noch viele tauſend Jahre wärmen können, das ſind die Steinkohlen, die Braunkohlen und der Torf. Vordem kannte man dieſelben wenig oder nicht, aber die Noth hat ſie ſchätzen gelehrt, und nur einzele Menſchen, welche die größere Ausgabe nicht achten, um einen reinlicheren Brand im Hauſe zu haben, oder ſolche, welche noch mitten im Walde wohnen, können bei der alten Weiſe des Holzbrandes bleiben. Für manche Verrichtungen taugt aber ſelbſt das beſte Holz nicht ſo gut, als die Feuerung mit Steinkohlen, weil dieſe eine weit grellere Hitze geben als Holz. Für andere Zwecke iſt der langſam glimmende Torf und die ebenſo ausdauernde Braunkohle vorzuziehen. Jedenfalls ſollen Diejenigen, welchen es niemals an einem guten Heerd= und Ofenfeuer mangelt, mag es nun aus dem Pflanzenreich oder aus dem Mineralreich ſtammen, dem Himmel für die Befriedigung eines der erſten Lebensbedürfniſſe in unſerem kalten Klima dankbar ſein.

Die Steinkohlen werden gleich den Metallen durch Bergbau zu Tage gefördert. Glücklicher Weiſe ſind aber ihre Lager gewaltiger als die der Silber= und Kupfererze ſonſt würde die ſaure Arbeit der Bergleute nicht belohnt werden. Denn ein Centner Steinkohlen darf höchſtens ſo theuer ſein als ein Zentner Buchenholz, ſonſt würde ihn Niemand kaufen. Denn es läßt ſich nicht leugnen, daß ſich mit ihrem Gebrauche manche Unbequemlichkeit verbindet. Ihre ſchwarze Farbe macht nicht nur die Bergleute den Schornſteinfegern gleich, ſondern färbt auch in der Küche und am Ofen ab. Dazu iſt die ſchwärzliche Aſche äußerſt fein, fliegt bei dem geringſten Luftzuge im Hauſe umher und färbt Wände und Möbel ſchwarz. Und obendrein iſt dieſe Aſche nicht einmal brauchbar, nicht als Dünger, noch viel weniger zu Lauge. In England, wo faſt Nichts als Steinkohlen gebrannt werden, ſehen ganze Städte von dem Dampfe und Staube derſelben geſchwärzt aus. Und der Geruch, welcher den in der Kohle enthaltenen Schwefel verräth, ſoll zwar nicht ungeſund ſein, gehört aber gewiß auch nicht zu den Annehmlichkeiten. Daneben erſcheint es als unbedeutend, daß das Steinkohlenfeuer ſehr gern erliſcht, und daß es beſonderer Vorrichtungen oder großer Aufmerkſamkeit bedarf, um nicht plötzlich nach der ſtärkſten Gluth todte Kohlen vor ſich liegen zu ſehen. Wenn aber ein Steinkohlenlager in Brand geräth, ſo gelingt es ſelten, die Gluth zu löſchen. Oft wüthet ſie Jahre lang unter der Erde fort. Wie die Steinkohlen entſtanden ſind, darüber ſind die Meinungen immer noch verſchieden. Waren es ungeheure Wälder, welche bei einer Umwälzung der Erdoberfläche verſanken und verkohlt wurden? oder iſt ein Erdharz der Hauptbeſtandtheil, welcher andere Erdarten durchdrungen hat? Es gibt ja noch jetzt an manchen Orten flüſſiges Erdharz.

Mit mehr Sicherheit weiß man, daß die Braunkohlen durch verſunkene Wälder entſtanden ſind. Denn es finden ſich in ihren Lagern noch ganze Stämme mit Äſten, Blättern und Früchten, deren Geſtalt ſich deutlich erkennen läßt. Auch ſind die Braunkohlen bisweilen noch ſo holzähnlich, daß man glaubt, es ſeien alte angebrannte Scheite. Doch

ſind dieſe holzigen Stücke nicht die beſten, ſondern die glänzend braunen, wie Harz ſchimmernden. Am wenigſten gut ſind die wie Erde zerfallenden, welche erſt naß gemacht, in Formen gedrückt und getrocknet werden müſſen, um bequemer benutzt werden zu können. Merkwürdig iſt, daß in Gegenden, wo ſtarke Braunkohlenlager ſind, meiſtens auch mineraliſche Waſſer gefunden werden z. B. in Heſſen und Naſſau. Um ſehr heftiges Feuer zu erzeugen, fehlt es den meiſten Braunkohlen an Brennkraft, auch gilt ihr Geruch noch für widerlicher als der der Steinkohlen, deßwegen werden ſie auch minder weit verführt, ſondern meiſtens nur in der nächſten Umgebung verbraucht.

Ähnlich verhält es ſich mit dem Torf, wenigſtens in den Gegenden, wo es nicht gänzlich an Holze fehlt. In Holland freilich, wo man von keinem anderen Feuerungsmittel weiß, wird der Torf zu Schiffe oft weit verſendet. Er iſt unter den genannten Brennſtoffen der einzige, der ſich immer noch fort erzeugt, und den man geradezu zu dem Pflanzenreiche rechnen könnte; denn er beſteht aus einem dichten Filze von Wurzeln, der mit erdigen Theilen vermiſcht iſt. Dieſe Wurzeln erzeugen ſich in Mooren (Sümpfen) mit ſolcher Schnelligkeit, daß man nach 10 bis 12 Jahren eine ausgeſtochene Torfwieſe aufs neue benutzen kann. Dadurch wird die Torfgräberei an manchen Orten ſehr einträglich. Die Arbeit in den Abzugsgräben, wie in den Torflagern ſelbſt iſt zwar ſehr beſchwerlich, da die Leute im Waſſer oder Sumpf ſtehen müſſen, allein ſie dauert auch nur die wärmſten Monate des Jahres hindurch. Die ausgeſtochenen Platten müſſen auf Haufen geſetzt und getrocknet werden. Die weniger feſte Maſſe muß man ſogar vorher gleich Lehm in Formen drücken. Merkwürdig iſt dabei, daß die beſten Stücke am meiſten zuſammenſchrumpfen, ſo daß alſo nicht die größeſten, ſondern die kleinſten Torfplatten am meiſten Hitze geben.

Von den übrigen brennbaren Mineralien iſt der Schwefel am bekannteſten. Seine Farbe hat zu dem Ausdrucke ſchwefelgelb Veranlaſſung gegeben. Das läßt ſich an Schwefelhölzchen ſehen, ſowie auch, daß er beim Entzünden eine bläuliche Flamme gibt. Dabei entwickelt ſich eine Luft, welche uns am Athmen hindert und zum Huſten nöthigt. Auch der Geruch iſt unangenehm. Durch Schwefeldampf werden wollene Kleider gereinigt, aber auch Thiere, z. B. Bienen und Wespen, getödet. Selbſt Menſchen können darin erſticken. Da aber das Feuer die nämliche Luft zum Brennen bedarf, wie der Menſch zum Athmen, ſo läßt ſich auch eine helle Flamme durch Schwefeldampf löſchen. Brennt es in einem Schornſtein, ſo kann man durch eine darunter geſetzte Kohlpfanne mit Schwefel den Brand erſticken. Auch die Eigenſchaft des Schwefels, daß er langſam aber ſicher fortbrennt, hat man benutzt, indem man durch Schwefelfäden Pulverminen anzündet und doch Zeit behält, ſich zu retten. So geſchieht es in Steinbrüchen und Bergwerken. Der Schwefel wird meiſtens aus der Erde gegraben, beſonders häufig im ſächſiſchen Erzgebirg. Sonſt ſammelt man ihn auch aus manchen Quellen, wo er ſich am Rande anſetzt. Solche Waſſer werden gemeiniglich als Geſundbrunnen gebraucht.

105. Die Metalle.

Jedermann kennt die Metalle; wenn es aber darauf ankommt, zu ſagen, woran er ſie erkenne, ſo werden die Meiſten die Antwort

ſchuldig bleiben. Einer ſagt: die Metalle glänzen. Ja, aber doch nicht in allen Zuſtänden, das verroſtete Eiſen, der angelaufene Stahl, das gehämmerte Blei glänzen nicht. Auch gibt es ja Steine in Menge, welche ebenfalls von Natur glänzen oder ſich poliren laſſen. Ein anderer meint: die Metalle ſind ſchwerer als die übrigen Mineralien. Allerdings, Blei iſt ſehr ſchwer, Gold noch weit ſchwerer und Platin der ſchwerſte Körper auf Erden, allein wie leicht iſt ſchon Zinn dagegen, und unter den ſogenannten Halbmetallen gibt es ſogar einige, welche auf dem Waſſer ſchwimmen. Dagegen kennt man ſehr ſchwere Steinarten, ja ſogar lockere Erdarten von ſehr bedeutender Schwere. Die Metalle laſſen ſich ſchmelzen, ſagt ein Dritter. Das iſt wahr, und iſt nicht wahr; denn das Queckſilber iſt von Natur geſchmolzen, und einige Halbmetalle hat noch kein Menſch zum Schmelzen bringen können. Aber hämmern und dehnen laſſen ſich doch alle Metalle, behauptet ein Vierter. Auch nicht ſo allgemein, wende ich ein, denn das Queckſilber muß dazu erſt gefroren ſein, Was man in Deutſchland nicht erlebt; es gehört eine recht arge, ruſſiſche Kälte dazu. Wenn dagegen die Kälte auch nur halb ſo groß iſt, ſo ſpringen Stahl und manche ſpröde Metalle wie Glas. Es hat alſo große Schwierigkeiten zu ſagen, welches die allgemeinen Eigenſchaften der Metalle ſind, zumal da es viel mehr Metalle gibt, als man gewöhnlich glaubt. Selbſt die Bergleute kennen ſie nicht alle, da ſie oft erſt durch künſtliche Scheidung aus anderen Körpern gefunden werden, und da ſich auch nicht von allen ſolche Maſſen finden, wie von Eiſen und Blei. Gediegen, das heißt unvermiſcht, werden nur gar wenige Arten aus der Erde gegraben, und dann faſt immer in kleinen Stücken. Es iſt eine ſeltene Ausnahme geweſen, daß man in Amerika einmal einen Klumpen reines Gold von dritthalb Zentnern ausgegraben hat. Da wird freilich großer Jubel geweſen ſein. Denn eine Mark Gold, d. h. ein halbes Pfund, iſt wenigſtens 360 fl. werth, und Was dieſe 2½ Zentner gegolten haben, kann Jeder ausrechnen. Hätte man lauter Dukaten daraus prägen wollen, ſo hätte es 18000 Stück gegeben. Denn etwas Kupfer hätte doch untergemiſcht werden müſſen, weil das Gold ſonſt zu weich iſt, ſich allzu leicht biegt und abreibt. In goldne Ringe und Ketten kommt ein noch weit größerer Zuſatz von Kupfer als in Münzen, oft die Hälfte. Sie werden dann haltbarer und weniger koſtſpielig, und doch nicht minder ſchön. Die Goldſchmiede müſſen aber anzeigen, wieviel Kupfer unter dem Golde enthalten iſt, damit die Käufer nicht betrogen werden können. Steht in einem Ring die Ziffer 14, ſo bedeutet Dies, daß von den 24 Theilen der ganzen Maſſe, 14 Theile Gold, folglich die 10 anderen Kupfer ſind. Man nennt dieſe Theile, deren 24 auf eine Mark gehen, Karate. Das reine Gold iſt alſo 24 karatig, das des oben beſchriebenen Rings 14 karatig u. ſ. w. Mit dem Silber verhält es ſich ähnlich. Die Mark wird ſtatt in 24 Karat in 16 Loth eingetheilt, das Pfund alſo in 32 Loth. Das reine oder feine Silber iſt 16 löthig, das an den Thalern und Gulden 12 löthig; es ſind alſo in jedem halben Pfund Silbergeld 4 Loth Kupfer. In den kleineren Münzen ſteckt aber weit mehr, weßhalb ſie auch oft fuchsroth ausſehen. Das gediegene Silber iſt indeſſen auch ſehr ſelten. Vor Zeiten wurden in dem Erzgebirge und

im Harze bisweilen ähnliche Silberklumpen wie jener amerikaniſche Goldklumpen ausgegraben, allein gegenwärtig hat Dies abgenommen. Es wäre auch gar kein Glück für die Menſchen, wenn Gold und Silber ſo häufig wären, als die Pflaſterſteine, denn dieſe edlen Metalle wären dann ja auch nicht mehr werth als jene Steine. Nur ihre Seltenheit macht ſie koſtbar. Wenn es auf den Gebrauch ankäme, ſo wäre das Eiſen dem Golde weit vorzuziehen, und über die Schönheit kann man gar verſchiedener Meinung ſein. Ein gläſerner Becher kann weit ſchöner ſein als ein goldner, und eine porzellanene Kanne prächtiger als eine ſilberne. Einen Vorzug haben jedoch die edlen Metalle, das iſt Gold, Silber und das bei uns gar nicht vorkommende Platin, daß ſie an der Luft und im Waſſer nicht leicht roſten, oder wie man es auch nennt, ſich verkalken. Allerdings wird das Gold bisweilen grünlich, allein Dies rührt von dem darin befindlichen Kupfer her. Das Silber wird ſchwarz aber nur wenn Säuren z. B. Eſſig oder Salzwaſſer daran kommen. Sonſt behalten die edlen Metalle ihren Glanz, und Dies hat ſie zu allerlei Schmuckſachen und zu Münzen geeignet gemacht. Auch braucht man wegen ihres hohen Werthes keine ſo großen Maſſen Münze bei ſich zu tragen. Die alten Spartaner hatten eiſernes Geld. Da mußte z. B. ein Mann, der ein Pferd kaufen wollte, einen Wagen mit ſich nehmen, um den Kaufpreis darauf zu laden. Denn für ein Pfund Silber muß man faſt 450 Pfund Eiſen geben. Auch das Kupfer gibt noch ein ſchwerfälliges Geld. Sein Werth iſt nämlich nahe an 57 mal geringer als der des Silbers. Wer alſo z. B. 14 Preußiſche Thaler in Kupfergeld umwechſeln wollte, hätte eine Laſt von ungefähr 28 Pfund zu ſchleppen. Bei den Goldmünzen kommt noch der Vortheil hinzu, daß ſie faſt nur halb ſo viel Raum einnehmen als die Silbermünzen von gleichem Gewicht. Eine Rolle Zehnguldenſtücke von ½ Pfd. Gewicht enthält nur 36 Stück und iſt nicht viel größer als eine Rolle mit 36 Sechskreuzerſtücken, welche noch kein Viertelpfund wiegt.

Wer aber meint, die Bergleute, die Gold und Silber aus der Erde graben, ſeien darum reiche Leute, oder würden es wenigſtens bald, der iſt im Irrthum. Der Bergmann verdient unter der Erde mit ſeiner harten Arbeit nicht Mehr als der Steinbrecher oder der Torfſtecher über der Erde, welcher doch die Sonne ſchauen und friſche Luft einathmen kann, und es macht nicht den geringſten Unterſchied, ob die gefundenen Erze, Gold, Silber, Kupfer oder Blei enthalten. oder ob es gar keine Erze, ſondern etwa Stein- oder Braunkohlen ſind. Freilich wird er auch ebenſo gut bezahlt, wenn ſeine Haue eine Zeit lang unnützes Geſtein durcharbeitet, oder die Kübel an der Winde nur mit Sand und Lehm gefüllt ſind.

Auch die Eigenthümer der Bergwerke gewinnen meiſtens nicht gar Viel. Der größeſte Theil des Gewinnes geht wieder für Koſten auf. Denn einmal ſind die Erzadern gewöhnlich nicht ſehr reich, ſondern ziehen als ſchmale Streifen durch harte Felſen, zweitens liegen ſie oft ſo tief, daß man ungeheuer tiefe Schachte graben muß, um zu denſelben zu kommen. Drittens ſind auch die Berge nicht durchſichtig, und oft gräbt man Monate lang darin herum, ohne Etwas zu finden, vielleicht gerade neben den rechten Neſtern, wo das Erz verborgen

liegt, her. Dazu kommt nun noch die Gefahr, welche die Bergleute und die Bergwerke bedroht. Bald bricht unverſehens Waſſer in die Gruben, denn es gibt auch unterirdiſche Flüſſe und Bäche. Bald ſtürzen die Schachte und Stolle ein, oder müſſen wenigſtens durch ſehr koſtſpielige Arbeiten vor dem Einſturze geſchützt werden. Auch brennbare Luft entzündet ſich oft in den Gruben, tödet die Arbeiter und macht die Fortſetzung des Bergbaues ſchwierig. Daher kommt es denn, daß die Länder, welche beſonders reich an Erzen, ſelbſt an den edelſten, ſind, darum die übrigen an Wohlhabenheit keineswegs übertreffen. Deutſchland hat z. B. nur ſehr wenig Gold, nur mäßig viel Silber, und iſt doch ein wohlhabenderes Land als Rußland mit ſeinen vortrefflichen Platin- und Goldgruben und als Ungarn mit ſeinem Überfluſſe an edlen Metallen. Der Reichthum eines Landes beſteht in dem Fleiße, der Geſchicklichkeit und Sparſamkeit ſeiner Bewohner und in der Weisheit ſeiner Regierung. Sind dieſe Tugenden vorhanden, dann wird der Sandboden Getraide tragen, das Eiſen ſich in Silber verwandeln, und das Holz Gold in das Land ſchaffen. Die Länder, welche dieſe Metalle beſitzen, müſſen ſie uns für unſere Produkte bringen, gerade ſowie die Brüder Joſephs ihr Geld nach Ägypten tragen mußten, um in der Theurung nicht Hungers zu ſterben.

106. Das Gold.

Das Gold hat Mancher freilich auch noch nicht viel anders geſehen, als an den vergoldeten Bildern in den Kirchen; er weiß aber darum doch ſo gut wie ein Anderer, daß es gelb ausſieht. Es iſt ſehr ſchwer, läßt ſich mit dem Meſſer ſchneiden und biegen, ſo wie auch hämmern. Und zwar das Letztere ſo fein, daß man einen Dukaten, der doch nur ſo groß iſt, wie ein Dreikreuzerſtück, ſo viel ausdehnen kann, daß ſich ein Reiter mit ſammt dem Pferd damit übergolden ließe. In unſerm deutſchen Vaterlande hat man ſonſt auch Gold aus dem Flußſande gewaſchen. Es war aber niemals ſehr Viel darinnen, und in manchen Gegenden gehörte ſchon Viel dazu, wenn Einer den ganzen Tag über für einen Groſchen Gold herauswaſchen wollte. Damals war aber Alles noch ſo wohlfeil, daß von einem Groſchen eine ganze Familie einen ganzen Tag über gar herrlich leben konnte. Jetzt aber iſt Das anders, und da iſt es ſicherer, ſein Brod auf eine andere Art im Schweiße ſeines Angeſichts zu eſſen.

In Südamerika und auch in manchen Gegenden von Afrika ſteht es freilich noch günſtiger. Dort findet man noch jetzt, und ehemals, ehe die Europäer Alles ſo ausgeſucht hatten, noch viel häufiger, ganze Klumpen und Klümpchen oder doch Körnlein Goldes unter dem Sande. Ich möchte aber deßwegen doch nicht dort ſein, wo ſo vieles Gold und Silber gegraben wird. Denn wenn ich mich auch gerade vor den Schlangen, vor den wilden Thieren und Menſchen nicht fürchte, ſo iſt es doch da, wo die allerreichſten ſpaniſchen Bergwerke ſind, öfters ſo theuer, daß man für ein ſolches Stück Brod, das bei uns einen Kreuzer koſtet, wohl 30 bezahlen muß. Das haben auch die armen Bergleute erfahren, die einmal vor etlichen Jahren wegen des großen Tagelohnes, den ſie dort haben ſollten, hinein nach Südamerika zu den

Silberbergwerken gingen. Sie konnten ihren Frauen und Kindern gar kein Geld herausſchicken, wie ſie gehofft hatten, und konnten ſich für das viele Geld, das ſie dort bekamen, kaum ſatt an Brod eſſen. Auch ſind die Leute dort ſehr faul und verſchwenderiſch und ſonſt ſchlimm, ſo daß ſie bei allem ihrem Gold meiſtens viel weniger glücklicher ſind als wir, und öfters auch ärmer. Wurde doch auch der reiche König von Spanien, Philipp II., der jährlich ganze Schiffe mit Gold und Silber beladen aus Südamerika bekommen hatte, am Ende ſo arm, daß er in den Kirchen für ſich eine Kollekte ſammeln ließ.

Da das Gold ſo vielen Menſchen das Wünſchenswertheſte auf der ganzen Erde ſchien, und oft höher als Geſundheit und Gottſeligkeit geſchätzt wurde, ſo fehlte es nicht an Verſuchen ſich daſſelbe auf thörichten oder gottloſen Wegen zu verſchaffen. Die Einen glaubten, wenn man nur die rechten Erdarten in einem Tiegel zuſammenſchmelze und allerlei Zauberformeln dabei ausſpreche, ſo werde Gold in dem Tiegel entſtehen. Allein dieſe Thoren verloren Zeit, Geld und Frömmigkeit; ihr Hab und Gut flog oft als Rauch zum Schornſtein hinaus. Andere wollten gemünztes Gold in Töpfen aus der Erde graben. Mit Hülfe eines Schatzgräbers und einer Wünſchelruthe hoffte man den Geiſtern unter der Erde ihre verborgenen Schätze abzugewinnen. Doch Mühe, Koſten, ſelbſt die Beſchwörung der Geiſter ſind allemal vergeblich geweſen. Weder durch Hexerei, noch durch Zauberei werden die Menſchen reich, auch der Betrug führt ſelten zu einem guten Ende. Arbeit und Sparſamkeit füllen das Haus, und Morgenſtund hat Gold im Mund.

107. Das Silber.

Das Silber iſt ſchon etwas häufiger bei uns zu finden, als das Gold. Man gräbt und grub es in Sachſen, am Harz, am Fichtelgebirge, in Böhmen, am Schwarzwalde, und noch ſonſt an manchem Ort aus den Gängen oder Erzadern der Gebirge. Freilich überall da nicht ſo häufig, wie in Südamerika, wo ganze Schieferberge von gediegenem Silber reich durchzogen waren, auch Gänge gefunden worden ſind, die mehrere Ellen hoch und dick, gleich ſilbernen Mauern aus dem rings um ſie her vom Regenwaſſer hinweggewaſchenen Bergen hervorragten. Aber man hat doch auch in Deutſchland vor mehreren Jahrhunderten z. B. einmal zu Schneeberg im ſächſiſchen Erzgebirge eine Maſſe Silber gefunden, die hundert Zentner wog, und ſo groß war, daß der damalige Kurfürſt darauf, wie auf einer Tafel, mit ſeinem ganzen Hofſtaat ſpeiſ'te. Die reichen Silbergänge bei Freiberg ſollen durch Fuhrleute, die da durch den Wald fuhren, entdeckt worden ſein; die bei Schneeberg in Sachſen durch einen Mann aus der Donaugegend, der mit Schuſtergeräthe und allerhand andrer kleiner Waare einen Handel trieb und ſich da, wo jetzt Schneeberg liegt, im Walde verirrt hatte. Überhaupt iſt es recht merkwürdig, daß die meiſten und reichſten Erzgänge in Europa und Amerika von ganz gemeinen und unwiſſenden Leuten, z. B. Hirten, Bauern, Fuhrleuten, nicht von Bergbeamten, die aufs Suchen ausgingen, entdeckt worden ſind. Auch daran ſollen wir merken, daß nicht des Menſchen große Kunſt und Verſtand, ſondern ein einfältiges Auge, und vor Allem Gottes Segen und Beiſtand es ſei, Was uns das Reichſte und Größte iſt.

Die Menge des Silbers, das zu Münzen, zu Geräthſchaften, zu Draht und anderen Zwecken verbraucht wird, iſt ungeheuer groß. Wenn jeder Menſch nur zehn Gulden baares Geld beſitzen ſoll, wieviel Silber iſt dazu erforderlich! Und wie mißlich würde der Handel und Wandel gehen, wenn es einmal an Silbermünzen mangelte. Man hat zwar hier und dort durch Papiergeld helfen wollen, allein daſſelbe genießt ein gar ſchwankendes Zutrauen. Es geht allzu leicht zu Grunde und wird auch eher nachgemacht als die Silbermünzen. Doch haben ſich auch an dieſen ſchon Falſchmünzer genug verſucht. Man hat aber noch nicht gehört, daß ein Falſchmünzer reich geworden oder in Ehren geſtorben ſei. Glücklicher Weiſe lernt man die Münzen immer vollkommner prägen, ſo daß die Nachahmung ſelten gelingt. Auch ſind die Leute nicht mehr ſo einfältig, daß ſie Blei ſtatt Silber annehmen. Sehr gut iſt jedoch, daß die Regierungen jetzt ſelbſt auf geſetzmäßiges Geld halten, und nicht auf Koſten der Unterthanen ſchlechte Münzen ausgeben, wie es vormals überall, jetzt nur noch in der Türkei geſchieht. Das iſt freilich noch ein frommer Wunſch, daß ganz Deutſchland nur einerlei Münze, Maaß und Gewichte haben möchte.

108. Das Kupfer.

Die Farbe des Kupfers kennt Jeder von den Hellern und Pfennigen, welche häufiger in die Hände der Bettler als der Prinzen kommen, aber doch nicht entbehrt werden können. Polirt nimmt das Kupfer eine weit hellere Farbe an, Was man ſchon an den geſcheuerten kupfernen Keſſeln ſehen kann. Daß es aber in Verbindung mit anderen Metallen ganz gelb wird, zeigt ſich bei dem Meſſing. Dies iſt nämlich nichts Anderes als eine Miſchung von Kupfer und Zink, einem dem Blei ähnlichen Metalle. Die Farbe des Meſſings iſt dem Golde ſo ähnlich, daß ſchon mancher Unkundige dadurch betrogen worden iſt. Meſſing wird faſt mehr verbraucht als reines Kupfer, denn Was wird nicht alle daraus verfertigt? Knöpfe, Beſchläge, Gefäße, Blech, Draht, Trommeln, Leuchter und wer Weiß, Was all noch mehr. Übrigens hat man bei meſſingenen Geräthſchaften faſt gleiche Vorſicht nöthig wie bei kupfernen. Kommt eine Säure daran, ſo erzeugt ſich Grünſpan, ein fürchterliches Gift für den Menſchen. Deßhalb verzinnt man die kupfernen Gefäße. Gibt man aber nicht beſtändig acht, und wird die Verzinnung nicht bisweilen erneuert, ſo kann ſie ſich an einer Stelle ablöſen, und Dies iſt genug, um eine ganze Familie zu vergiften. Auch die grüne und blaue Farbe an Spielſachen iſt oft aus Kupfer bereitet und giftig. Kleine Kinder, welche daran leckten, haben oft die fürchterlichſten Schmerzen, Krämpfe, ſelbſt den Tod davon gehabt.

Eine Eigenſchaft des Kupfers iſt uns noch von großem Werthe, ſein ſtarker Klang. Man hört es ſchon bei den Kupferſchmieden, wenn ſie hämmern, wie durchdringend der Klang dieſes Metalles iſt. Mancher hält ſich die Ohren dabei zu. Allein unſere Glocken würden ohne den Zuſatz von Kupfer durchaus nicht ſo weit ſchallende Töne von ſich geben. Die Miſchung mit Zinn gibt das ſogenannte Glockengut, und je geſchickter der Glockengießer die beiden Metalle zu miſchen verſteht, deſto ſchöner wird der Klang. Für Schellen reicht auch Meſſing aus, für ſehr feine Glöckchen kommt etwas Silber darunter. In der neue

ſten Zeit hat man auch Stahlſtäbe zum Geläute benutzt, und in Uhren zum Schlagen reichen ſchon Stahlfedern hin. Man ſollte nicht glauben, daß ſo dünne Metallſtückchen einen ſo gewaltigen Klang gäben. Die alten Gallier, d. h. die alten Franzoſen, ſollen auch kupferne Schwerder gehabt haben; dieſe mögen aber ſchlecht geſchnitten, wenigſtens leicht Scharten bekommen haben.

109. Eiſen und Blei.

Unter allen Metallen ſind Eiſen und Blei die am wenigſten koſtbaren, und doch die werthvollſten für das Menſchengeſchlecht im Ganzen. Wer achtet kleine Stückchen Eiſen oder Blei? Man wirft ſie bei Seite wie Sand oder Steinchen. Und doch wird aus dieſen Metallen das Nützlichſte für die menſchliche Geſellſchaft bereitet, und ohne dieſelben wären wir immer noch halbe Wilde.

Für das Eiſen laſſe ich dieſe Lobrede gelten, ſagt Einer. Denn allerdings würde es übel um uns ausſehen, wenn wir uns Hammer, Beil und Meſſer gleich Robinſon auf ſeiner Inſel aus Steinen machen müßten, welche weder die Härte des Stahls haben, noch ſich in beliebige Geſtalt ſchmieden, folglich auch ſchwer mit einem Stiele verſehen laſſen. Auch das Schleifen und Auswetzen der Scharten in den Steinen möchte uns ſehr beſchwerlich werden. Die eiſerne Pflugſchaar und das Grabſcheit ließe ſich auch nicht gut durch hölzerne oder ſteinerne erſetzen, und ich weiß nicht, ob uns der Mangel des Drahtes und der Nägel nicht noch ſchmerzlicher vorkäme. Und wenn die Nadeln und Scheeren den Weibern fehlten, wie dann? der Schneider gar nicht zu gedenken. Womit wollten wir Steine und Balken an einander klammern? womit die Felgen der Räder und die Hufe der Pferde belegen? Ketten für die Gefangenen ließen ſich wohl entbehren, aber ob auch für Kettenhunde, für die Ziehbrunnen, die Erntewägen? Hat man ja doch Brücken von eiſernen Ketten. Unſere eiſernen Öfen würden wir auch nicht gern mit thönernen vertauſchen und unſere eiſernen Schlöſſer und Bänder nicht mit kupfernen; denn die wären zu weich und zu theuer. Auch die kupfernen Schwerder der alten Gallier würden unſeren Soldaten nicht gefallen, der Bajonette und Gewehre nicht zu erwähnen. Allein wenn auch alles Dies und noch weit Mehr für den unſchätzbaren Werth des Eiſens ſpricht, ſo gilt Dies doch nicht von dem Blei. Dies könnte ohne großen Verluſt für die Menſchheit entbehrt werden.

Dem ſo Redenden diene zur Antwort: Das Blei gibt dem Jäger Kugeln und Schrot, dem Buchdrucker aber die Lettern, um Bücher und Zeitungen zu drucken. Durch unſere Schießgewehre, womit wir aus großer Ferne verwunden oder töden können, und deren Knall zugleich erſchreckt, iſt es allein möglich geworden, das Wild in dem Grade zu vermindern, daß es dem Ackerbau nicht mehr ſchadet. Nicht alle Männer brauchen ſich jetzt noch mit der Jagd abzugeben wie vordem; wenige reichen hin und wäre nicht Liebhaberei im Spiel, es könnten noch weit wenigere ſein. Bären, Luchſe, Wölfe ſind mit Hülfe der Bleikugeln aus Deutſchland und aus dem ſchönſten Theile von Europa vertrieben. Und daß die Europäer die Wilden allenthalben mehr zurückgedrängt und ihnen den Boden zum Ackerbau abge-

wonnen haben, daran iſt auch ihr überlegnes Schießgewehr ſchuld. Freilich haben auch die eiſernen Kanonenkugeln das Ihrige gethan. Die Kriege ſind durch den Gebrauch der Kugeln nicht blutiger, ſondern menſchlicher geworden; denn der Soldat, welcher nicht aus der Nähe mit ſeinem Feinde kämpft, geräth nicht in die Wuth, welche zu Grauſamkeit verleitet, und die Klugheit vermag jetzt im Kriege mehr als die rohe Körperſtärke. Doch weit wichtiger iſt das Blei durch die Erfindung des Mainzers Johann Guttenberg geworden. Mit einem geringen Zuſatz von Spießglanz, welcher dem allzu weichen Blei etwas mehr Härte gibt, wird das ſogenannte Letterngut bereitet, woraus die Lettern, worauf ſich die Buchſtaben befinden, gegoſſen werden. Durch dieſes Mittel, die einmal in Ordnung geſetzten Buchſtaben tauſend- oder gar viel tauſendmal abzudrucken und zwar mit einer unbegreiflichen Geſchwindigkeit, iſt es möglich geworden, Alles, was ein einzeler Menſch gedacht und niedergeſchrieben hat, unzählig Vielen zu leſen zu geben. Nun weiß Jeder, der leſen gelernt hat, aus der Zeitung, Was in Rußland, in der Türkei geſchieht; er erfährt, wenn Schiffe ankommen und abgehen, was die Kaufleute für neue Waaren erhalten haben, aber auch was für Spitzbuben entſprungen ſind und wie dieſelben ausſehen. Was ſich aber all aus Büchern lernen läßt, das iſt gar nicht aufzuzählen, denn kein Menſch lernt jemals aus. Die Bibel und der Kalender dürfen jetzt in keinem Hauſe fehlen; ohne Blei und Buchdruckerkunſt wären ſie aber den meiſten Leuten zu theuer, ſelbſt den wohlhabenden. Und ich glaube, nicht der hundertſte Theil von den Menſchen, welche jetzt leſen und ſchreiben, hätten Dies gelernt, wenn es keine gedruckten Bücher, alſo auch keine ABCbücher gäbe.

Wenn das Blei auf dieſe Weiſe der ganzen Menſchheit nützlich geworden iſt, ſo hat man nicht nöthig erſt anzuführen, daß es auch zu Brunnenröhren gebraucht wird, und daß die weiße Ölfarbe aus Bleiweiß, einer giftigen Verkalkung des Bleis, bereitet wird.

110. Das Glas.

Die Phönizier, die nächſten Nachbarn der Juden in Paläſtina, welche zuerſt Schiffe bauten und die Kenntniß der Buchſtaben verbreiteten, haben auch die nützliche Erfindung des Glaſes gemacht. Einige phöniziſche Schiffer, welche Salpeter geladen hatten, fuhren längs einer ſandigen Küſte her. Sie landeten endlich, um ſich ihre Mahlzeit zu bereiten, allein es fehlte an Steinen, um eine Art Heerd zu bauen. Da kam Einer auf den Einfall einige Salpeterſtücke ihrer Schiffsladung dazu zu benutzen. Es geſchah, und bald brannte ein luſtiges Feuer. Von der Hitze aber ſchmolz der Salpeter, die flüſſige Maſſe deſſelben verband ſich mit der Aſche und dem Sand, und ſiehe, beim Erkalten erſchien ein harter, durchſichtiger Körper, das erſte Glas auf der Erde. Die Phönizier waren keine gedankenloſen Menſchen, welche das Glas liegen ließen, oder ſeine Entſtehung als ein Wunder betrachteten; nein, ſie wiederholten den Verſuch, und vervollkommneten ihre Glas-Bereitung jährlich. Denn das neue Produkt fand Beifall und wurde mit Vortheil verkauft. Freilich verſtand man anfangs noch nicht, dem Glaſe jede beliebige Form zu geben wie gegenwärtig. Zu Fenſterſcheiben hat

man es erſt einige tauſend Jahre ſpäter anwenden gelernt und zwar zuerſt in den Kirchen. In den Häuſern begnügte man ſich entweder mit offenen Fenſtern, oder man behängte ſie mit Tüchern, mit dünn geſchabtem Leder, in ſpäterer Zeit auch mit Papier. Früher war Dies zu theuer. Und es iſt noch nicht gar lange her, daß man in Deutſchland auch in den kleinſten Hütten Glasfenſter und in den Dörfern große viereckige Scheiben ſieht.

Zu Spiegeln hat man das Glas auch erſt vor wenigen Jahrhunderten anwenden gelernt. Die Armen hatten früher keine anderen Spiegel als das klare Waſſer, die Reichen ließen ſich metallene Scheiben poliren. Jetzt kauft man für wenige Groſchen einen Spiegel und in den vornehmen Häuſern ſind oft ganze Wände mit hellem Spiegelglaſe bedeckt. Denn man verſteht nicht nur das Glas ſelbſt beſſer zu ſchmelzen, als unſere Voreltern, ſondern man kann es auch in ebene Platten wie in jede andere Form bringen, denn das heiße Glas iſt ſo biegſam wie Metall. Außerdem weiß man die Folie, das heißt den ſilberweißen Beleg an dem Rücken der Spiegel, aus Queckſilber und Zinn ſo gut zu bereiten, daß die Bilder in den Spiegeln viel genauer werden. Übrigens iſt es nicht für alle Menſchen gut, wenn ſie Spiegel haben, worin ſie ſich nach Belieben beſehen können. Sie betrachten darin meiſtens nur ihre vermeintliche Schönheit und ihre prächtigen Kleider. Wenn ſie aufrichtig ſein wollten, könnten ſie freilich auch manches Häßliche in ihrem Geſicht und in ihrer Geſtalt entdecken, der Dumme könnte ſeine Dummheit, der Mißgünſtige ſeine Mißgunſt, der Boshafte ſeine Bosheit in dem Spiegel leſen. Das thun ſie aber nicht, ſondern Jeder gefällt ſich ſelbſt beſſer, als alle anderen Menſchen. Die Spiegel werden alſo noch nicht ſo gut benutzt, als es geſchehen könnte.

Wie es in den Glashütten hergeht, wie man in der ungeheuren Gluth des Schmelzofens zerſtoßene Kieſelſteine, oder Sand mit Holzaſche und Seife zu einer flüſſigen Maſſe zuſammenſchmilzt, Das müſſen junge Leute ſelbſt ſehen, weil es ſich ſchwer beſchreiben läßt. Knaben intereſſirt gemeiniglich das Blaſen der Flaſchen am meiſten, weil es dem Spiel mit Seifenblaſen gleicht. Nur iſt die Röhre, wodurch man bläſ't, kein Strohhalm, und die Flüſſigkeit, woraus die Blaſe entſteht, kein Waſſer, das man mit dem Finger umrühren kann, ſondern heißer als glühendes Eiſen. Daß es in der Glashütte ſchnell gehen muß, ſieht man ſchon daraus, daß eine Flaſche oder ein Trinkglas nur einige Kreuzer koſtet. Und erſt die Glasperlen, wie wohlfeil ſind dieſe! Noch nützlicher wäre das Glas, wenn es nicht ſo zerbrechlich wäre. Denn ſelbſt das Sprüchwort ſagt: Glück und Glas, wie bald bricht das. Wer ein unzerbrechliches Glas erfände, der könnte bald ein reicher Mann werden.

111. Der Thon.

Eine ſehr gewöhnliche Erdart iſt der Thon, wovon die gröberen Sorten Letten und Lehm heißen. Als Ackerboden ſieht man ihn eben nicht gerne, weil er zu dicht iſt, dadurch die Ausbreitung der Wurzeln hindert, die Näſſe zu lange hält, und wieder bei Sonnenhitze zu einer allzu feſten Maſſe wird. Allein zur Verbeſſerung des Sandbodens, welcher gerade die entgegengeſetzten Eigenſchaften beſitzt, wird er mit

großem Vortheil angewandt. In Gegenden, wo leichter Boden herrſcht, iſt man ſehr froh, wenn man alten Lehm auf die Äcker fahren kann, dieſer erſetzt den beßten Dünger. Aber freilich darf derſelbe nicht etwa mit Kalk oder Speis vermiſcht ſein, welcher gar keine Nahrungstheile für die Pflanzen enthält.

Doch iſt dieſer landwirthſchaftliche Nutzen der Thonerde der geringſte. Die Hauptſache iſt, daß dieſelbe ſich formen und bis zu der Härte eines Steines brennen läßt. Auch dadurch nützt ſie ſchon, daß ſie zäh und klebrig genug iſt, um ſich beim Bauen zum Tünchen der Wände und Fußböden verwenden zu laſſen. Es würde uns ſehr ſchwer werden, mit anderer Erde als mit Lehm die Gefächer der hölzernen Häuſer auszutünchen, zumal da der gebrannte und gelöſchte Kalk meiſtens ein theueres Material iſt. Noch beſſer werden die Gefächer mit Lehmſteinen ausgemauert; ja man baut ſogar ganze Häuſer aus ſolchen geformten und getrockneten Lehmſteinen, welche aber freilich die Näſſe nicht vertragen können und leicht Riſſe bekommen. Sonſt aber zeichnen ſich ſolche Gebäude durch ihre Wärme aus. Denn es iſt eine Eigenſchaft des Lehms, daß er die Wärme, folglich auch die Kälte nicht leicht durchläßt. Aus dieſem Grunde mauert man auch Keſſel mit Lehm ein und überzieht Backöfen damit. So entweicht am wenigſten Hitze.

Nicht minder wichtig iſt der grobe Thon zur Ziegelbrennerei. Denn da der Dachſchiefer nicht ſo gar häufig und die Befeſtigung deſſelben mit eiſernen Nägeln auch koſtſpielig iſt, ſo werden in Deutſchland jetzt die meiſten Dächer mit Ziegeln gedeckt. Denn die Schädlichkeit der Strohdächer ſieht man von Jahr zu Jahr mehr ein, und in manchen Ländern iſt es bereits polizeilich verboten, neue anzulegen; die vorhandenen dürfen nur noch reparirt werden. Neben den Dachziegeln ſind auch noch die Backſteine zum Bauen höchſt brauchbar, und ſchon in uralten Zeiten hat man ſie dazu benutzt z. B. bei dem babyloniſchen Thurm und in Ägypten, wo die Israeliten dabei zu ſchweren Frohndienſten gezwungen wurden. Es ſcheint ſogar, daß die Alten, beſonders die Römer, die Ziegelbrennerei beſſer verſtanden haben, als wir. Denn die Backſteine, welche man an manchen ehemaligen Wohnſtätten der Römer ausgräbt, haben ſich nicht blos ſehr gut erhalten, ſondern geben auch einen hellen Klang, was bei uns nur die beſten Ziegeln thun. Auch die Holländer brennen haltbarere Backſteine als die Deutſchen. Freilich haben ſie es in ihrem feuchten Klima auch nöthiger. Die Bereitung der Ziegeln ſoll nicht beſchrieben werden. Jedes Kind kann und ſoll Dergleichen ſelbſt betrachten.

Anders verhält es ſich ſchon mit der Töpferei. Dieſe kann nicht überall getrieben werden, weil es in vielen Gegenden an geeignetem Thone fehlt. Der Töpferthon iſt nämlich ſchon bedeutend feiner und reiner als der Lehm und fühlt ſich faſt fettig an, zumal wenn er geſchlämmt und geknetet worden iſt. Er bedarf aber auch großer Biegſamkeit und Geſchmeidigkeit, wenn die Hand des Töpfers (Häfners) auf der höchſt einfachen Drehmaſchine, die dieſer mit den Füßen in Bewegung ſetzt, daraus Töpfe, Schüſſeln, Teller von den verſchiedenſten Formen, und oft von ſehr geringer Dicke bilden ſoll. Iſt der Thon gut, und geräth das Geſchirr im Brennofen, ſo muß es einen hellen Klang haben und nicht leicht zerbrechen. Die Glaſur des irdenen Ge-

ſchirrs geſchieht durch verſchiedene geſchmolzene Mineralien, vornehmlich aber durch Bleiglätte.

Der feinſte Thon bildet die Porzellanerde, welche weit ſeltener vorkommt, als die gröberen Arten. Auch iſt das Verfahren bei der Porzellan-Fabrikation nicht ſo einfach als bei der Töpferei, obgleich es in der Hauptſache damit übereinſtimmt. In China und Japan kannte man die Kunſt des Porzellan-Machens ſchon in uralten Zeiten, aber in Europa nicht. Und da das aus jenen fernen Ländern kommende Porzellan theuer bezahlt wurde und ſchwer zu haben war, ſo ſtrebte man in Deutſchland lange nach der Erforſchung dieſes Geheimniſſes. Endlich gelang es einem Apotheker Namens Böttcher aus Sachſen. Dieſer hatte eigentlich nicht das nützliche Porzellan zu verfertigen geſucht, ſondern wollte vielmehr nach dem Aberglauben der damaligen Zeit Gold machen. Das Letztere mißlang natürlich, weil das Gold kein Gegenſtand der Erzeugung durch menſchliche Kunſt iſt. Aber weil Böttcher ſeinen Kurfürſten durch thörichte Vorſpiegelungen um viel Geld gebracht hatte und nun Strafe fürchtete, ſo wandte er ſein Talent auf etwas Solideres, und erfand wirklich die Kunſt, aus Thon das ſchöne, glänzende Porzellan zu machen. Die erſte Fabrik wurde in Meißen errichtet, und anfangs die ganze Sache als ein Geheimniß behandelt. Bald jedoch ahmte man es auch anderwärts nach, und jetzt iſt das Verfahren allgemein bekannt. Bringt man gleich nicht allenthalben feines und koſtbares Porzellan zu Stande, ſo iſt doch der Gebrauch des Zinns bei dem Eſſen durch die Wohlfeilheit des porzellanenen Geſchirres ſehr in Abnahme gekommen. Selbſt die ärmſten Leute trinken wenigſtens ihren Kaffee aus porzellanenen Taſſen.

112. Das Salz.

Im gemeinen Leben verſteht man unter dem Namen Salz nur das eine Mineral, womit die Speiſen gewürzt oder vor Fäulniß geſchützt werden. Die Gelehrten nennen aber eine ganze Menge ähnlicher Naturkörper Salze, wovon der Salpeter in jeder Haushaltung beim Schlachten der Schweine gebraucht wird. Das wichtigſte iſt aber jedenfalls unſer gemeines Küchenſalz, welches jeden Tag ſelbſt von den ärmſten Leuten verbraucht und in den heißen Ländern noch weit höher geſchätzt wird, als bei uns, theils weil das Salz kühlt, theils weil man dort ohne Salz das Fleiſch kaum über Nacht aufheben könnte. Deßhalb dienen auch Salzſtücke bei einigen wilden Völkern als Münze, und die Geſchichte erzählt uns ſogar von Kriegen, welche über Salzquellen geführt worden ſind. Denn das Salz fehlt zwar nirgends auf der Erde ganz, allein es kommt doch auch nicht ſo häufig vor, wie etwa der Sand. Überdies muß es immer erſt zubereitet werden. Denn wenn es ſich auch hier und da ſchon kriſtalliſirt in der Erde findet und als Steinſalz von Bergleuten herausgegraben wird, ſo ſind dieſe Salzſteine doch zu ſehr mit anderen Erdarten verunreinigt, als daß man ſie nur zerklopfen und auf den Tiſch bringen könnte. Vielmehr wird das Steinſalz faſt immer erſt in Waſſer aufgelöſ't und hierauf behandelt wie das aus Quellen genommene Salzwaſſer (die Soole). So daß alſo eigentlich alles Salz, das etwa ausgenommen, welches aus Meerwaſſer bereitet wird, den Namen Koch-

ſalz verdient. Denn dieſer Name kommt nicht daher, weil man das Salz zum Kochen gebraucht, ſondern weil es durch Kochen (Sieden) bereitet wird. Alles Salz löſ't ſich nämlich im Waſſer ſo vollſtändig auf, daß man es nur noch durch den Geſchmack gewahr wird. Wird aber das Waſſer durch Kochen in Dampf verwandelt, ſo bleibt das Salz zurück und ſchießt zwar in Kriſtallen, das heißt in eckigen Körperchen, an. Man nimmt jedoch, um Brennmaterial zu erſparen, das Sieden nicht eher vor, bis die Soole Salzgehalt genug hat, das heißt, bis ſich entweder genug Salz in dem Waſſer aufgelöſ't hat, oder ſoviel Waſſer an der Luft verdunſtet iſt, daß es mit dem Abdampfen ſchnell geht. Zu dieſem Zwecke hat man bei den ſchwächeren Salzquellen Gradirwerke angebracht. Dieſe beſtehen gewöhnlich in langen, ſchmalen Gebäuden, die von unten bis oben mit Schwarzdorn=Reiſig gefüllt ſind, durch welche das hinaufgepumpte Salzwaſſer allmählig in große Behälter herabträufelt. Da die Gradirbäue höchſtens oben bedeckt, ſonſt aber der Luft ausgeſetzt ſind, ſo verdunſtet natürlich bei dieſem tropfenweiſen Herabrinnen ſehr viel Waſſer, und die unten aufgefangene Soole iſt weit ſtärker. Zugleich aber bleiben die fremdartigen Theile, namentlich der Kalk welcher ſich unter der Soole befand, an dem Reiſig hängen und bilden da den ſogenannten Salzſtein. Iſt das Waſſer ſalzreich genug, ſo wird es in großen Pfannen von Eiſenblech ſo lange geſotten, bis Alles verdunſtet iſt, und nur noch die weißen Kriſtalle auf dem Boden ſitzen. Nun wird es in ſpitz zulaufende geflochtene Trockenkörbe gefüllt und in die ſogenannte Darrſtube gebracht. Von da kommt es in große Magazine zur längeren Aufbewahrung oder in Säcke zur Verſendung. Dabei muß es vor Feuchtigkeit geſchützt werden, weil es dieſelbe an ſich zieht und weich werden kann; ebenſo aber auch vor zu großer Trockenheit, wenn es ſeine kriſtalliſche Form nicht verlieren und mehlartig werden ſoll. Auch die Rückſtände bei dem Salzſieden werden auf mancherlei Weiſe benutzt, und der ſogenannte Pfannenſtein dient wenigſtens als Dungmittel.

Wo es an Brennmaterial nicht fehlt, da wird auch das Seeſalz durch Sieden gewonnen, indem man das Seewaſſer als Soole behandelt. In heißen Ländern findet man es aber bequemer, das Waſſer in eigens dazu gegrabenen Teichen an der Sonne verdunſten zu laſſen, in ſehr kalten umgekehrt läßt man das Seewaſſer gefrieren, wobei ſich das Salz ausſcheidet. Beide Bereitungsarten kommen jedoch in Deutſchland nicht zur Anwendung, um ſo weniger, da die Oſtſee einen ſehr geringen Salzgehalt hat, und da es keiner Gegend unſeres Vaterlandes an reichen Salzquellen mangelt. Die ergiebigſten Salinen ſind zu Lüneburg in Hannover, zu Halle und Schönebeck in Sachſen, zu Wimpfen in Schwaben, vorzüglich aber die im Salzburgiſchen, welche größtentheils zu Öſtreich, zum Theil jedoch auch zu Baiern gehören. Hier wird das Steinſalz erſt durch in die Erde geleitetes Waſſer aufgelöſ't, um dann durch Sieden reiner und ſchöner wieder gewonnen zu werden.

Die alten Deutſchen ſollen es einfacher gemacht haben. Sie goſſen nämlich Salzwaſſer auf glühende Kohlen, wodurch ſie zwar Salz, aber ſchwarzes mit Kohle verbundenes erhielten. Es muß ihnen auf die Farbe nicht ſo genau angekommen ſein.

II. Land und Volk.

1. Unser deutsches Vaterland.

Fast in der Mitte Europas liegt Deutschland, unser Vaterland. Man hat es das Herz dieses Welttheils genannt, und nicht mit Unrecht; denn seitdem es selbst das Christenthum aus den Händen der früher bekehrten Römer empfangen hatte, ging von ihm fortwährend viel Leben der Wissenschaft und Kunst in die andern Länder Europas aus, und auch das Blut seiner tapferen Söhne fliesst noch in den Adern vieler anderen Völker, die von den deutschen Waffen besiegt wurden. Es ist ein Land an Gut und Kunst und edlen Sitten reich. So war es aber keineswegs von Anfang an. Noch vor 1900 Jahren breitete sich über das jetzt so angebaute und volkreiche Deutschland meistens noch ein grosser, nur hier und da unterbrochener Wald aus, und der Boden war grossentheils mit Sümpfen und Morästen angefüllt. Da irrten in dicken Wäldern Bären, Wölfe, Auerochsen und andere wilden Thiere in Menge umher; und selbst am Rhein, jetzt der schönsten, fruchtbarsten und mildesten Gegend Deutschland, liefen Rennthiere, die jetzt nur noch in den kältesten Ländern sich finden.

In diesen Wäldern wohnte ein zahlreiches Volk, vor unvordenklichen Zeiten aus Asien eingewandert, hauptsächlich von der Jagd und Viehzucht lebend, es betrieb nur wenig Feldbau, und von Gewerben verstand es beinahe nur die Bereitung von Waffen. Die Männer waren hohe, kräftige Gestalten mit blonden Haaren und blauen Augen. Sie kannten die Furcht nicht, und der Kampf mit dem gewaltigen Auerochsen galt ihnen als Ergötzung und nur Vorübung zum ernsteren Kampfe des Krieges. Ihre Frauen, gleich ihnen, von blauen Augen und blonden Haaren, schön und kräftig gebildet und aufgewachsen in Zucht und Scham, besorgten das einfache Hauswesen, während der Mann auf der Jagd oder im Kriege war, oder auf seiner Bärenhaut ruhte. In den Krieg zogen auch sie oft mit; ihrer viele wussten die Waffen zu führen, andere wurden ihres weisen Raths wegen sehr geehrt. Die Kinder wurden sogleich nach der Geburt in kaltes Wasser getaucht, die schwachen, wie bei anderen heidnischen Völkern getödet und die andern fortwährend abgehärtet; alle lernten schwimmen, ringen, das Schwerd und die Lanze führen, Kälte und Hitze, Hun-

ger und Durst ertragen. Die Knechte, hauptsächlich Gefangene, die sie im Krieg gemacht hatten, mussten das Feld bauen. Die Nahrung der alten Deutschen war hauptsächlich Fleisch und Milch, ihr Getränk, neben Wasser, besonders eine Art Bier und Meth (Honigtrank). Die Männer liebten diese Getränke nur zu sehr und verbrachten viele Tage und Nächte bei wilden Zechgelagen. Dessgleichen waren sie dem Spiel ergeben, und es konnte geschehen, dass, wenn ein Mann all sein Eigenthum im Würfelspiele verloren hatte, er endlich um sich selbst noch spielte, mithin sein Theuerstes, seine Freiheit, auf einen Wurf setzte. Alle freien Männer erscheinen nie anders als in Waffen; auf den Besitz kostbarer Waffen legten sie den grössten Werth; die tapfersten Helden schmiedeten sich ihre Waffen oft selbst und schmückten sie, namentlich die Schilde, mit Silber und Gold; die Waffenröcke, sowie sonstige Kleidung verfertigten die Frauen. Früher jedoch, ehe sie solche Kunst verstanden, umhüllten sie sich mit Thierfellen. Im Kriege waren alle deutschen Stämme furchtbar und oft fielen sie in die benachbarten Länder ein, Schrecken und Verheerung bringend. Dagegen nahmen sie Fremde willig in ihre Wohnungen auf; einen friedlichen Wanderer von seiner Thüre zu weisen, galt für den grössten Frevel; bereitwillig nahm man ihn auf, bot ihm Speise und Trank und bereitete ihm ein Lager zum Ausruhen, ohne nur zu fragen, Wer und woher er sei. Dessgleichen galt es als unauslöschlicher Schimpf, sein Wort zu brechen; „Ein Wort ein Mann," dies Sprüchwort stammt von ihnen, weil der Mann niemals fehlte, wo er sein Wort gegeben hatte. Das gesammte Volk war in verschiedene Stämme unter verschiedenen Namen getheilt; von diesen werden Sueven (Schwaben), Teutonen, Franken, Allemannen und gar viele Andere genannt. Für den Krieg wählten sie die Tapfersten zu Anführern, im Frieden regierten Richter, von früheren Heldengeschlechtern herstammend. Nicht selten jedoch machten sie ihre Streitigkeiten mit dem Schwerde aus, und es war überhaupt auch innerhalb ihrer Wälder viel Kampf unter den Einzelnen und oft Krieg zwischen den verschiedenen Stämmen. Zu gemeinsamen Berathungen hielten sie grosse Volksversammlungen, in denen jeder freie Mann mitzusprechen hatte. Die Kriegsgefangenen aber waren zur Sklaverei bestimmt, sie mussten die häuslichen Arbeiten verrichten, denen die freien Männer abhold waren.

2. Das deutsche Land.

Die Gränzen der zum deutschen Bunde gehörigen Staaten lassen sich leicht auf der Landkarte aufsuchen, allein sie stimmen mit den Gränzen des deutschen Landes nicht allenthalben überein. Denn die benachbarten Nationen haben theils Stücke von dem ursprünglich deutschen Lande an sich gerissen, theils haben sich Deutsche in benachbarten Ländern so zahlreich niedergelassen, dass in einigen Gegenden derselben die deutsche Sprache herrschend ist. Dagegen wohnen mitten unter den Deutschen in Schlesien

auch Polen und in Böhmen die sogenannten Stockböhmen, welche eine dem Polnischen ähnliche, slavische Sprache reden,

Doch auch das zu dem deutschen Bunde gehörige Land allein ist gross genug, um das Vaterland einer mächtigen Nation zu sein. Wäre sie nur immer einig, und stünden Alle für einen Mann! Viel ist schon gewonnen durch den Zollverein zwischen Preussen, Baiern, Sachsen, Würtemberg, Baden, Hessen und den übrigen süddeutschen und mitteldeutschen Staaten. Dadurch hört die Störung des Handels durch die vielen Mauthen wenigstens auf. Allein Hannover, Oldenburg, Meklenburg, selbst die Bundesstädte Hamburg, Bremen und Lübeck fehlen noch in dem Vereine, und Östreich wird sich wegen seiner ausserdeutschen Besitzungen vielleicht niemals anschliessen. Auch hat der Verein weder gleiche Münzen, noch gleiches Maas und Gewicht; und man kann auf einer kleinen Reise oft an einem Tage sechserlei Maass finden.

An Grösse übertrifft der deutsche Bund das mächtige Frankreich. Denn er umfasst 11 600 Quadratmeilen, Was ungefähr die doppelte Grösse von England ist. Und diese Fläche wird von etwa 40 Millionen Menschen bewohnt, so dass, wenn sie gleich vertheilt wären, auf jeder einzelen Quadratmeile 3 500 Menschen leben würden. Aber freilich ist ein ausserordentlicher Unterschied in der Bewohnbarkeit des Landes. In manchen fruchtbaren Thälern und Ebenen leben mehr als doppelt soviele Menschen auf einer solchen Meile, in öden Gebirgsstrichen oder Sandflächen kaum die Hälfte. Denn wenn gleich Deutschland keine ganz unbewohnten Wüsten enthält, wie manche anderen Länder, so gibt es doch Gebirgsgegenden, wo das Getraide nicht immer reif wird, und Obstbäume gar nicht fortkommen, und wieder Heiden, wo der Ackerbau den fleissigsten Arbeiter kaum ernährt, und Meeresküsten, wo die Bewohner nur von dem Fischfange leben können. Allein Dies sind Ausnahmen; im Ganzen ist unser Vaterland ein gesegnetes Stück der Erde. Mindestens gerathen überall die Kartoffeln und sichern Menschen und Vieh eine gesunde Nahrung. Auch die wichtigsten Getraidearten sind ziemlich überall verbreitet, Weizen wächst zwar nicht in jedem Boden, dennoch kann Deutschland im Ganzen noch grosse Mengen davon verkaufen. Spelz ist freilich nur in Süddeutschland zu Hause, allein derselbe ist nicht unentbehrlich, ja er wird durch den Weizen übertroffen. Haferbrod braucht fast nirgends zur täglichen Nahrung genommen zu werden, auch da, wo nicht alle Sorten edleren Getraides fortkommen. So ist es auch mit dem Obste. Edleres, feineres Obst, Weintrauben, Mandeln, Kastanien, Aprikosen und Wallnüsse (welsche) sind freilich nur in den südwestlichen Gegenden Deutschlands und in einigen anderen günstig gelegenen Bezirken einheimisch, allein mit einiger Mühe und Sorgfalt lassen sie sich doch auch anderswo zur Reife bringen. Äpfel, Birnen, Kirschen, Pflaumen und Zwetschen sind dagegen über den grössesten Theil des Landes verbreitet. Der Weinbau bleibt selbst in den Gegenden am Rheine und an der mittleren Donau ein mancherlei Unfällen ausgesetztes und oft undankbares Unternehmen. Dennoch werden

nicht blos die deutschen Liebhaber des Weins reichlich versorgt, sondern die besseren Sorten gegen hohe Preise auch ins Ausland versendet.

Schon das Bisherige beweiset, dass Deutschland ein in dem gemässigten Europa liegendes Land ist, und weder unter dem erstarrenden Klima des höchsten Nordens leidet, noch auch von der Hitze und Dürre der südlichsten Spitzen Europas getroffen wird. Allerdings steigt die Hitze in einzelen Sommertagen in den wärmsten Lagen Deutschlands wohl auf 30 Grade des Thermometers im Schatten, allein Dergleichen sind Ausnahmen, welche nicht lange anhalten. So auch der Winter. 25 Grad Kälte ist ein höchst seltenes Ereigniss, freilich auch von traurigen Folgen für die zärteren Gewächse. Reben, Nussbäume und ähnliche gehen dabei gewöhnlich zu Grunde. Man darf übrigens nicht glauben, dass gerade der nördliche Theil von Deutschland darum auch der kälteste sei. Das Klima hängt auch von Höhe oder Tiefe eines Ortes und noch von anderen Umständen ab. Da nun das nördliche Deutschland weit tiefer liegt als das südliche, auch bei weitem ebener ist, dazu auch von dem Meere begränzt wird, letzteres dagegen nicht, so ist der Unterschied zwischen dem Klima beider Haupttheile Deutschlands nicht so gross, als man denken sollte. Das an Italien stossende Süddeutschland ist zugleich ein Hochland, von den schneebedeckten Alpen und dem Schwarzwalde durchzogen. Natürlich kann es da nur in den Thälern sehr warm sein. Auch das mittlere Deutschland liegt immer noch bedeutend über dem Meeresspiegel und ist von mannigfaltigen Gebirgen durchzogen, welche zwar nicht bis zu dem ewigen Schnee reichen, aber doch durch ihre windigen und waldigen Gipfel Kühle verbreiten. Die grosse Ebene von Norddeutschland, welche von den Mündungen des Rheins nach den Ausflüssen der Ems, Weser, Elbe, Oder, Weichsel bis an die Gränze von Russland hinzieht, hat nicht so heisse Sommer, um den Wein zur Reife zu bringen, aber auch selten so kalte Winter, dass der Frost grossen Schaden thäte. Die Nähe des Meeres bringt viel Wind, Nebel und Regen, ist aber gerade dadurch dem Gedeihen vieler Gewächse dienlich. Wir wissen aus Erfahrung, wie veränderlich das deutsche Klima ist, bald Regen, bald Sonnenschein, heisse Tage, kühle Nächte, heute Schnee, morgen Thauwetter. Besonders ist der April wegen seiner schnell wechselnden Witterung verrufen. Dies schadet indessen weder Thieren, noch Gewächsen, noch weniger den Menschen, und im Ganzen bleibt Deutschland ein schönes, fruchtbares, fröhliches Land.

3. Die Gebirge Deutſchlands.

Deutſchlands Boden iſt weit mannigfaltiger als der der meiſten anderen europäiſchen Länder. Während an ſeiner nördlichen Küſte eine ungeheuere Ebene herzieht, die ſo niedrig liegt, daß ſie zum Theil durch Dämme gegen die Fluthen des Meeres geſchützt werden muß, erheben ſich an ſeinem ſüdlichen Rande die himmelhohen Alpen, deren höhere

Spitzen mit ewigem Schnee und Eiſe bedeckt ſind. Und zwiſchen dieſen höchſten und tiefſten Gränzen liegen die Hochebenen, die Gebirge und das Hügelland von Mittel- und Süddeutſchland. Da ziehen Bergketten von Süden nach Norden an den Ufern des Rheines hin und von Oſten nach Weſten, um das Maingebiet von dem der Weſer und der Elbe zu ſcheiden, oder um zwiſchen Elbe, Oder und Donau Gränzen zu ziehen. Ganz Süddeutſchland, das Land am Fuße der Alpen, das Land, wo ſo viele Flüſſe ihren Urſprung nehmen, liegt hoch über dem Meere. Wie ſollte ſonſt das Waſſer Fall nach der Nordſee oder dem ſchwarzen Meere haben? Die Stadt München liegt in einer Ebene. Wenn aber das Meer bis an ſie heranreichte, ſo würde ſie eine der höchſten Bergſtädte in Deutſchland ſein. Durch die große Entfernung von der Nordſee vertheilt ſich nämlich die Senkung auf wohl 100 Meilen und man wird die hohe Lage der Stadt nur an der rauheren Luft, welche dort herrſcht, gewahr.

Außer den Alpen, welche beſonders beſchrieben zu werden verdienen, gehört zu den intereſſanteſten Gebirgen Deutſchlands der *Schwarzwald* in der Ecke, welche der aus der Schweiz kommende Rhein macht. Von ſeinem höchſten Punkte, dem Feldberg, aus verbreitet ſich der Schwarzwald längs des Rheines durch Baden und längs der auf ihm entſpringenden Donau nach Schwaben, und begleitet unter dem Namen Rauhe Alp den Neckar auf ſeinem Laufe gegen den Rhein. Den Namen hat der Schwarzwald von ſeinen düſteren Wäldern, welche immer noch die ebneren Gegenden und ſelbſt Holland mit Holz verſorgen, das in großen Floßen den Rhein hinabgeſendet wird. Doch nur die hohen Gipfel und Flächen, welche für Getraidebau zu kalt ſind, ſind ſtark bewaldet, in den Thälern an den Bächen nach dem Bodenſee und Rhein hin iſt es fruchtbar und ſchön, und es fehlt nicht an zartem Obſt und ſelbſt nicht an gutem Wein. Weiter oben aber müſſen ſich die Leute durch allerlei Kunſtarbeiten ihr Brod erwerben. Da verfertigen ſie die bekannten hölzernen Uhren und ſchnitzen Thierbilder aus Holz, flechten Strohhüte oder arbeiten in den zahlreichen Glashütten. Da ſie ſparſame Leute ſind, ſo ſind ſie in ihrer Armuth doch nicht arm, bleiben bei ihrer Landestracht und Sitte, und zeigen, wie die Schwaben überhaupt, große Vorliebe für ihr Vaterland. — Ähnlich dem Schwarzwalde iſt der *Odenwald*, welcher jenen jenſeits des Neckars fortſetzt und bis in die Nähe des Mains reicht. Seine Berge erreichen jedoch die Höhe des Schwarzwaldes nicht, werden deßhalb auch weit früher vom Schnee befreit und laſſen allenthalben den Ackerbau zu. Auch herrſcht in dem Odenwald das freundlichere Laubholz vor. Beſonders ſchön ſind die dortigen Buchenwälder. Nach dem Thale oder der Ebene des Rheins zu iſt der Odenwald noch ſchärfer abgeſchnitten als der Schwarzwald. Es iſt als wäre eine Reihe Bergkegel nach der Schnur dahin geſetzt. Darum heißt die darunter laufende Landſtraße die Bergſtraße, und nach dieſer die ganze Gegend. Dort zwiſchen Darmſtadt und Heidelberg iſt eine herrliche Natur. Von den Bergen die weiteſten, vortrefflichſten Ausſichten, an den Abhängen Wein, Mandeln, Kaſtanien und Pfirſiche. Die Ebene mit Dörfern beſät, der Rhein gleicht einem ſilbernen Streifen, mit den Thürmen ehrwürdiger Städte beſetzt. Jenſeits erblickt man in blauer Ferne den *Donnersberg*, welcher die Verbindung zwiſchen den franzöſiſchen *Vogeſen* und dem zu Preußen gehörigen *Hunsrücken* macht.

Nun folgt das Mainthal, welches man als die Scheide zwiſchen Nord- und Süddeutſchland anſehen kann. In der Ecke zwiſchen dieſem und dem unteren Rheinthale, dem Hunsrück gegenüber liegt der Taunus, ein Gebirge, welches wegen ſeiner Naturſchönheiten ebenſo berühmt iſt, als wegen ſeiner zahlreichen Mineralquellen, und welches ſich über das Herzogthum Naſſau verbreitet, bis es ſich an den Weſterwald anſchließt. So herrlich der Taunus mit ſeinen ſüdweſtlichen Spitzen gegen Frankfurt und Mainz hinausragt, ſo reich das Rheingau unter ſeinem Schutze von Reben grünt, ſo iſt doch das Innere dieſes Gebirges oft unfruchtbar, denn der Schiefer, woraus der Boden großentheils beſteht, iſt günſtiger für den Weinſtock als für den Weizen. Weit rauher und wilder iſt jedoch der Weſterwald an den Ufern der Lahn, welcher zugleich mit den weitläuftigen und öden Gebirgen Weſtphalens zuſammenhängt. Doch ſchicken auch dieſe eine ſchöne Gruppe von Bergen gegen den Rhein hin, das Siebengebirge bei Bonn. Dies iſt der letzte bedeutende Gebirgspunkt an der rechten Rheinſeite. Von da aus werden die Berge immer mehr zu Hügeln, und endlich verflacht ſich Alles bis nach Holland.

Folgt man nun im Oſten dem Laufe der Elbe, ſo hat man zuerſt die Böhmen einſchließenden Gebirge. Das höchſte, von dem die Elbe ſelber kommt, iſt das Rieſengebirge. Außer den Alpen ſendet dies die höchſten Gipfel gen Himmel; doch bleibt ſelbſt auf der Rieſenkoppe der Schnee noch nicht Jahr aus, Jahr ein liegen. Man kann ſie ohne Gefahr beſteigen und in der oben erbauten Kapelle Unterkunft finden. Es läßt ſich denken, welch ungeheure Ausſicht man von da haben muß, da man über alle übrigen Kuppen hinweg zugleich zu Böhmen und zu Schleſien hineinſieht. Indeſſen iſt es mehr ſchauerlich als freundlich, denn große Flüſſe und Städte fehlen in der Nachbarſchaft, und in den Thälern ſieht Alles nur klein aus. Auch ſind die Berggipfel, auf welche der Blick fällt, großentheils kahl oder mit ſchlechtem Gehölz bewachſen.

Auf dem linken Elbufer, doch in ziemlicher Entfernung zieht der Böhmer Wald und das Fichtelgebirge, durch welche Böhmen von Baiern getrennt wird. Es ſind wilde, mit Wald bewachſene Gebirge, welche an Naturſchönheiten nicht beſonders reich ſind. Wohl aber benutzt man ihr Holz zur Glasfabrikation, und das böhmiſche Glas iſt in ganz Europa berühmt. Von dem Fichtelgebirge iſt noch merkwürdig, daß es nach drei Stromgebieten und nach vier Himmelsgegenden nicht unbeträchtliche Flüße ausſendet, nämlich die Naab zur Donau, die Eger und Saale zur Elbe, den Main aber zum Rhein, ſo daß er von Oſten nach Weſten das Herz von Deutſchland durchſtrömt.

Im Norden wird Böhmen durch das Erzgebirge verſchloſſen. Nur die Elbe hat ſich ein enges Thal gebrochen, und wenige fahrbare Straßen führen aus Böhmen in das Sachſenland. Das Erzgebirge verkündigt durch ſeinen Namen ſchon, was für Produkte ſich darin finden. Statt der Ausſichten und fruchtbaren Thäler ſind es hier die Erzgruben, welche am meiſten intereſſiren. Schon ſeit alten Zeiten wird hier von den Bergknappen Silber und vieles andere Metall zu Tage gefördert, während die fleißigen Frauen und Mädchen Spitzen klöppeln. Bei all dieſem Reichthum im Innern der Erde iſt indeſſen das Volk arm, und ließen ſie ſich nicht mit Wenigem genügen, ſo könnten ſo viele Menſchen auf dem unfruchtbaren Boden gar nicht leben.

Das Innere von Deutſchland zwiſchen Elbe, Rhein und Main iſt von verſchiedenen unter ſich zuſammenhängenden Gebirgen durchzogen, welche an Höhe und Ausdehnung den bisher genannten meiſtens nachſtehen, allein deſto mehr zur Mannigfaltigkeit des Landes beitragen.

Da iſt der Thüringer Wald, von welchem der Hauptarm der Weſer, die Werra, ihren Urſprung nimmt, und welcher zugleich Gewäſſer in den Main und in die Elbe ſendet. Zwar gibt ihm das Nadelholz, womit er größtentheils bedeckt iſt, ein etwas düſteres Anſehen, und Silbererze werden nicht aus ſeinem Schooße gegraben; doch fehlt es nicht an ſchönen, weiten Ausſichten in geſegnete Fluren, und an freundlichen Thälern. Gewerbſame Städte liegen rings umher. In manchen Orten ſchmiedet man vortreffliche Eiſen- und Stahlwaaren, und in den entlegenſten Dörfern verſtehen die Leute ſich durch Verfertigung von allerlei Holzwaaren und Kinderſpielſachen ihren Unterhalt zu erwerben. Da werden Schachteln zuſammengebogen, Schiefertafeln eingefaßt, Kienruß in Fäßchen gepackt, Puppengeſtelle, hölzerne Flinten und Säbel geſchnitzt und Was des Tandes noch mehr iſt, der gewöhnlich von Nürnberg aus verſandt wird und darum Nürnberger Waare heißt. Auch Singvögel fangen die armen Bergbewohner ein, ſtecken ſie in ſelbſt verfertigte Käfige, lehren ſie Liedchen pfeifen und tragen dieſelben dann zum Verkaufe herum. Weiter hinab am Main folgt die Rhön, der Vogelsberg, der Speſſart, holzreiche Gebirge, worin man vorzüglich Viehzucht treibt. Sie trennen das fruchtbare Franken, welches den Main umgibt, von dem alten Heſſen, das um die Fulda und Lahn her lag, während jetzt auch Gegenden am Rhein und Main dazu gekommen ſind.

Weiter nördlich zwiſchen Rhein und Weſer liegen weitausgedehnte, aber nicht hohe Gebirge, die man unter dem Namen der weſtphäliſchen zuſammenfaſſen kann, und deren nördlichſte Ecke als Teutoburger Wald eine geſchichtliche Berühmheit erlangt hat. Denn dort fiel die große Schlacht vor, worin der deutſche Feldherr Hermann die eingedrungenen Römer beſiegte und dadurch ſein Vaterland auf immer von ihrer Herrſchaft befreite. Weit wichtiger iſt das nördlichſte Gebirge zwiſchen der Weſer und Elbe, der Harz. Man erwartet in dieſer Lage, wo Deutſchland ſich ſchon zum Meere hinſenkt und allenthalben die Ebenen beginnen, kein ſo hohes Gebirge mehr, deſſen höchſter Punkt, der Brocken, ſich faſt ſo hoch über das Meer erhebt als der Schwarzwald, weil aber die Umgebung niedriger iſt, weit anſehnlicher emporſteigt. Dort hat man natürlich eine ungeheure Ausſicht über Gebirg und Ebene und bis zur Elbe hin. Auch fehlt es nicht an guten Anſtalten für die Reiſenden, denn es iſt ein Wirthshaus auf dem Gipfel, das ſogenannte Brockenhaus. Der Berg heißt auch der Blocksberg, und unter dieſem Namen galt er früher als der Sammelplatz der Hexen, welche in der Walpurgisnacht dort zuſammenkommen und mit dem Teufel ihren Tanz halten ſollten. Außer dieſem hohen Berg hat der Harz noch weitere Merkwürdigkeiten, ungeheuer tiefe Schluchten, unterirdiſche Höhlen und ſehr ergiebige Bergwerke. Nächſt dem Erzgebirg liefert der Harz unter allen deutſchen Gebirge die meiſten Metalle, namentlich viel Silber. Das meiſte Geld, welches durch unſere Hände geht, iſt aus Gruben des Harzes oder Erzgebirgs herausgefördert worden. Auch ſieht man bisweilen harzer Bergleute mit Modellen von Bergwerken und allerlei Mineralien herumziehen.

4. Die deutſchen Flüſſe.

Es iſt ein Glück für ein Land, wenn es von vielen kleinen und großen Gewäſſern durchfloſſen iſt. Sie tragen nicht blos zur Schönheit der Landſchaften bei, ſondern vermehren auch die Fruchtbarkeit. Denn in den Flußthälern ſehen wir immer das größeſte Gedeihen. Allein noch mehr Werth haben die ſchiffbaren Flüſſe für den Verkehr. Man denkt vielleicht, die Flüſſe hinderten die Menſchen am Zuſammenkommen. Das iſt aber nur an einzelen Tagen bei Überſchwemmung oder Eisgang richtig, ſonſt gelangt man von einem zum andern Ufer nicht blos auf ſteinernen und hölzernen Brücken, ſondern auch auf Schiffbrücken, fliegenden Brücken und Kähnen. Doch wäre für ſo kurze Strecken ein trockner Weg vortheilhafter. Dagegen um von entfernten Orten, die an den Ufern der Flüſſe liegen, zu einander zu gelangen, iſt die Waſſerfahrt der zu Lande vorzuziehen. Denn ſelbſt jetzt, wo alle deutſchen Länder von vielen und ſchönen Kunſtſtraßen durchzogen ſind, iſt die Fracht auf dem Waſſer bei weitem wohlfeiler als die auf dem Lande. Ein großes Flußſchiff kann ohne Schwierigkeit mit 3000 Centnern beladen werden, und dazu bedarf es ſtromabwärts nur der Arbeit weniger Schiffsleute, ſtromaufwärts der Kraft einiger Pferde, während zu Lande wenigſtens 50 Laſtwägen und 200 Pferde erforderlich wären. Dazu kommt die Schnelligkeit und Annehmlichkeit der Dampfſchifffahrt, welche man vor 30 Jahren noch nicht kannte, die man aber jetzt ſelbſt der Fahrt auf Eiſenbahnen vorzuziehen pflegt.

Es iſt alſo ein wahrer Segen Gottes, daß das deutſche Land von ſo vielen ſchiffbaren Flüſſen und Strömen durchſchnitten und mit dem Meere in Verbindung gebracht iſt. Zwar ſind ſie nicht alle von ſolcher Größe, um mit großen Schiffen darauf zu fahren, auch ſind einige ſo reißend, daß die Fahrt zu Berge beſchwerlich und langſam geht, noch andere machen ſo große Krümmungen, daß die Reiſenden den Weg lieber zu Lande wählen, gleichwohl bleiben noch gar viel heilſame Waſſerbahnen übrig.

Die meiſten großen Ströme unſeres Vaterlandes fließen von Süden nach Norden und ergießen ſich nach einem Laufe quer durch die Ebenen von Norddeutſchland in die Nord- oder Oſtſee. So der Rhein, die Weſer, die Elbe, die Oder und die Weichſel. Ganz anders verhält es ſich mit der Donau dem größeſten aller deutſchen Flüſſe. Dieſe entſpringt auf dem Schwarzwalde und richtet ihren Lauf öſtlich durch die bairiſche Hochebene, dann durch Öſtreich und Ungarn in die Türkei bis zum ſchwarzen Meere. Da in dieſer Richtung Europa viel ausgedehnter iſt als in der anderen von Süden nach Norden, ſo kann auch der Lauf der Donau viel länger, ja noch einmal ſo lang ſein, als der der übrigen deutſchen Ströme. Auf einem ſo langen Laufe wird natürlich auch ihre Waſſermaſſe durch Zuflüſſe von beiden Seiten ſehr verſtärkt, ſo daß ſie ſchon in Ungarn eine Breite von einer Viertelſtunde und eine beträchtliche Tiefe erreicht. Allein die Schiffahrt auf derſelben iſt dennoch nicht ſo lebhaft als z. B. auf dem Rhein, theils weil der untere Theil ihres Laufes in der dem Handel unfreundlichen Türkei liegt, theils weil ſie eine reißende Strömung und manche gefährlichen Stellen hat. Doch iſt in der letzten Zeit durch künſtliche Sprengung der Felſen daran

Vieles gebeſſert worden, und wenn der jetzt vollendete Ludwigskanal quer durch Baiern die Donau mit dem Maine und dadurch mit dem Rheine verbindet, wird dieſer Weg bald benutzt werden, um aus der Nordſee in das ſchwarze Meer Waaren zu transportiren. Dann wird Rhein, Main und Donau belebter werden, als ſie jetzt ſchon ſind.

Der Rhein wird faſt allgemein als Deutſchlands ſchönſter Strom angeſehen, nicht ſowohl wegen ſeines klaren blauen Waſſers, als wegen der Fruchtbarkeit und Mannigfaltigkeit ſeiner Ufer. Er kommt aus der Schweiz, wo er ſich in der Nähe des Sankt Gotthardsberges aus einer Anzahl ſtarker Bäche ſammelt, welche ſämmtlich den Namen Rhein führen. Darauf krümmt er ſich um die öſtliche und nördliche Schweiz herum und verſtärkt ſich durch die ſchweizeriſchen Gewäſſer, von welchen die Aar ihm an Größe faſt gleich kommt. Merkwürdig iſt, daß er hier an der deutſchen Gränze den Bodenſee durchfließt, einen See von der Größe eines kleinen Ländchens, und daß er dann einen gewaltigen Waſſerfall bildet. Er ſtürzt ſich nämlich in der Nähe der Stadt Schaffhauſen von einem mehr als haushohen Felſen herab, ſo daß ſich die Wellen in lauter Schaum auflöſen, und daß man das donnernde Getöſe auf eine Stunde im Umkreiſe vernimmt. Da iſt natürlich die Schiffahrt unterbrochen, denn Wer würde es wagen, in dieſe Tiefe hinabzufahren. Doch iſt die Schifffahrt oberhalb des Waſſerfalles überhaupt nicht ſehr bedeutend, da der Strom noch reißend und weder ſehr breit noch ſehr tief iſt. Von da an tritt er aber in die Ebene ein und wendet ſich bei Baſel auf einmal nordwärts, indem er den Schwarzwald zur Rechten und die zu Frankreich gehörigen Vogeſen zur Linken behält. Da wird alſo der Rhein auf kurze Zeit auch ein franzöſiſcher Fluß; doch nicht eigentliche Franzoſen wohnen in dem Elſaß und in der Stadt Straßburg, ſondern durch Eroberung zu Frankreich gebrachte Deutſche. Da, wo der Schwarzwald immer niedriger wird, und ſich an den Odenwald anſchließt, kommt der ſchiffbare Neckar aus Schwaben daher, und vereinigt ſich bei Mannheim mit dem ſchon ſehr breiten und tiefen Rhein. Noch größer iſt der Zufluß, welchen der Main dem Rhein bei Mainz zuführt. Dieſer kommt ganz gegen die Art der übrigen deutſchen Flüſſe von Oſten her, ſchlängelt ſich durch das Frankenland an Bamberg, Würzburg und Aſchaffenburg her und wird bei Frankfurt ſo breit, als der Rhein unter der Brücke zu Baſel iſt, dann vereinigt er ſein gelbliches Waſſer mit dem bläulichen des Rheins. Gleich unter dieſer Stelle, unter der mainzer Schiffbrücke wird der letztere Strom 1 800 Fuß breit, ſo daß man eine halbe Viertelſtunde braucht, um über die Brücke zu gehen. Bei Bingen dagegen, wo ihm links die Nahe zufließt, wird er ſchmaler, denn er muß ſich zwiſchen gewaltigen Bergen hindurchdrängen, wodurch zwar einige ſtrudelnde Stellen in ſeinem Bette hervorgebracht, die Schifffahrt aber nicht gehemmt wird. Vielmehr nehmen ſich die ſteilen, unten mit Reben, oben mit Wald bewachſenen Ufer, woran zahlreiche freundliche Örter und alte Burgen liegen, deſto ſchöner aus. Da kommt bei Koblenz die ſchiffbare Moſel, welche ſich aus Frankreich durch ein enges, krummes, aber weinreiches Thal windet. Sie iſt der letzte recht ſchiffbare Zufluß des Rheins; denn die faſt gegenüber einmündende Lahn, die weiter unten mündende Ruhr und Lippe können keine großen Schiffe tragen. Schon bei Köln und Düſſeldorf werden die Ufer des Rheines

ganz flach und hören auf ſchön zu ſein. Dies iſt noch mehr der Fall, wenn er weiter unten in das holländiſche Gebiet eintritt und ſich dort in ſo viele Arme theilt, daß man kaum ihre Namen behält, ja daß derjenige, welchem der Namen Rhein bleibt, ſich früher im Sande verlor, jetzt durch einen Kanal in das Meer geleitet wird. Freilich geht die Waſſermaſſe darum nicht verloren, der größeſte Arm vereinigt ſich vielmehr mit einem aus Frankreich und Belgien kommenden anſehnlichen Fluſſe, der Maas, worauf ſie bei Rotterdam ihr Waſſer zuſammen in die Nordſee ergießen.

Kleiner und von kürzerem Lauf iſt die Weſer, dafür aber auch nach Urſprung und Mündung ein deutſcher Fluß, in deſſen Nähe einſt die Römer von den Deutſchen geſchlagen wurden. Die Weſer erhält ihren Namen erſt durch die Vereinigung der beiden bereits ſchiffbaren Flüſſe: Fulda und Werra, wovon die Erſtere auf der Rhön, die Andere an dem Thüringer Wald entſpringt. Sie bringen die Gewäſſer des Heſſenlandes und Thüringens zuſammen, und der durch ihre Vereinigung bei Münden entſtandene Strom drängt ſich zwar anfangs noch durch Gebirge, beſonders durch die ſogenannte Weſtphäliſche Pforte, fließt aber dann in ebenem Lande an der Stadt Bremen vorbei in die Nordſee. Nur ein bedeutender Nebenfluß verſtärkt die Weſer, die langſam fließende Aller mit den braunſchweigiſchen und hannöveriſchen Gewäſſern. An ihrer Mündung, wo die Weſer das Oldenburgiſche von dem Hannöveriſchen trennt, erweitert ſie ſich durch die eindringende See zu einer Art Meerbuſen.

Dieſer Mündung nähert ſich auch der vierte deutſche Strom, die Elbe, bis auf wenige Meilen, obgleich die Quelle derſelben von den Weſerquellen ſehr entfernt liegt. Denn die Elbe entſpringt in Böhmen auf den Hochebenen des Rieſengebirgs. Nachdem ſie ſich nun mit den ſämmtlichen Gewäſſern des gleich einem Keſſel nach der Mitte zu vertieften Königreichs Böhmen verſtärkt hat, bricht ſie durch das Erzgebirge in einer engen Schlucht hindurch, doch ohne einen Waſſerfall zu machen und erreicht das Königreich Sachſen. Hier wird ſie zu einem breiten anſehnlichen Strome und in der Hauptſtadt Sachſens, Dresden, geht eine berühmte ſteinerne Brücke darüber. Zwiſchen hier und Magdeburg erhält ſie mehrere anſehnliche Nebenflüſſe, beſonders die vom Fichtelgebirg kommende Saale. Der Harz iſt zu nahe, um bedeutende Gewäſſer in die Elbe zu ſenden, dagegen kommt aus dem ebenen Lande zur Rechten die ſchiffbare Havel, welche vermittelſt einiger Kanäle auch die Schifffahrt aus der Elbe in die Oder möglich macht. Weiter unten erweitert ſich die Elbe immer mehr, ſo daß ſie bei Hamburg faſt eine Stunde breit wird Freilich trägt dazu das Meerwaſſer viel bei, denn die Fluth bringt faſt 20 Meilen in dem breiten Strom herauf, und macht dadurch Hamburg zu einem Hafen für kleine Seeſchiffe. Die fruchtbaren Ufer der Niederelbe gehören links zum Königreich Hannover, rechts liegt Meklenburg und Holſtein.

Auch die Oder hat ihre Quellen in Öſtreich, doch nicht weit von der preußiſchen Gränze, wo ſie auch erſt bedeutend wird. Die Provinz Schleſien iſt faſt nur als das große Thal der Oder anzuſehen. Ihre vielen kleinen Flüßchen machen den Hauptſtrom waſſerreich, ſo daß derſelbe in den niedrigeren Gegenden häufig Überſchwemmungen anrichtet, vor

denen man ſich durch hohe Dämme zu ſchützen ſucht. Nur ein ſchiffbarer Fluß, die Warthe, verſtärkt die Oder. Durch dieſe Warthe gelangt man zu einem in die Weichſel führenden Kanale. Da nun auch auf der linken Seite eine Verbindung mit der Elbe beſteht, ſo würde die Schifffahrt von Weſten nach Oſten in der preußiſchen Monarchie ſehr vollkommen ſein, wenn dieſe Kanäle größere Schiffe tragen könnten. Die Mündung der Oder geſchieht in der Provinz Pommern durch mehrere Arme und zwar in die Oſtſee oder eigentlich in einen See, der mit dem Meere zuſammenhängt und das Haff genannt wird. Die größeſte Stadt an der Oder iſt die Hauptſtadt von Schleſien, Breslau. Erſter Handelsplatz aber iſt Stettin, die Hauptſtadt Pommerns, wo die Theilung der Oder in mehrere Arme beginnt, weßhalb ſie nicht auf einer einzigen Brücke überſchritten wird, ſondern auf 4 kürzeren.

Die Weichſel iſt eigentlich kein deutſcher Strom mehr, denn ſie berührt die Länder des deutſchen Bundes nicht, und an der größeſten Länge ihrer Ufer wird polniſch geſprochen. Weil aber gegen ihren Ausfluß hin deutſch-redende Städte z. B. das Handel-treibende Danzig liegt, und weil einſt deutſche Ritter die Gegend umher für Deutſchland gewonnen, ſo rechnet man die Weichſel immer noch gern zu den Flüſſen unſeres Vaterlandes. Ihre Quelle liegt auf den Karparthen, da wo man aus Mähren nach Ungarn geht, und nachdem ſie in einem großen Bogen Polen durchfloſſen und die dortigen Gewäſſer ſich zugeeignet, auch die Hauptſtadt Polens, Warſchau, in zwei Theile geſchieden hat, fließt ſie endlich nach Preußen und, in mehrere Arme getheilt, in ein mit der Oſtſee zuſammenhängendes Haff. Obgleich das von der Weichſel durchfloſſene Land faſt durchaus eben iſt, ſo hat ſie doch einen raſchen Lauf und richtet ſehr oft durch Überſchwemmungen Verheerung an. Da ſieht der Landmann die Früchte ſeines Fleißes vor ſeinen Augen zu Grunde gehen und erleidet im Winter Hungersnoth. Schon deßhalb iſt das Weichſelland mit dem Rheinlande nicht zu vergleichen, aber es fehlt auch die Schönheit der Ufer, welche jährlich ſo viele Fremde an den Rhein lockt.

5. Das deutſche Volk.

In Hinſicht der körperlichen Beſchaffenheit weichen die Deutſchen nach den einzelnen Landſtrichen oft ſtark von einander ab. Klima, Nahrung, Lebensweiſe, ſelbſt Bildung und Kleidung wirken ſo mächtig auf die äußere Geſtalt ein, daß es unendlich ſchwer wird, etwas Gemeinſames, auf das ganze Volk Paſſendes herauszufinden. Bei den höheren Volksklaſſen, die im ganzen Volke mehr ſich ähnlich ſind, als die unteren Stände, bemerkt man an den Männern einen hohen, ſchlanken, regelmäßigen Wuchs. Wohlbeleibtheit mehr im Norden als im Süden zu Hauſe, und Dickleibigkeit, mehr in der Ebene als im Gebirge, tritt gewöhnlich erſt in den mittleren Lebensjahren ein. Das Geſicht iſt oval, die Hautfarbe weiß und wie auch Haare und Augen heller im Norden als im Süden. Im Allgemeinen iſt die Farbe des Haares häufiger hellbraun als blond. Blaue Augen ſind in Norddeutſchland zwar nicht ſelten, doch findet man öfter hellgraue und in Süddeutſchland meiſtens dunkelgraue und hellbraune. Im flachen nördlichen Deutſchland erſcheinen die Geſichtszüge mehr in einander verſchmolzen als in Süd-

deutſchland, wo ſie, beſonders in den Gebirgsſtrichen, ſtärker ausgedrückt ſind. Das weibliche Geſchlecht hat ebenfalls einen regelmäßigen, ſchlanken Wuchs. Eine ſehr weiße Hautfarbe zeichnet die Mädchen des nördlichen Deutſchlands und die Großſtädterinnen aus. Im Allgemeinen ſind die Deutſchen größer als die Franzoſen, Spanier, Italiener, Ungarn und Ruſſen, etwa gleich mit den Engländern und Griechen, wohl etwas kleiner als die Schweden. An Körperkraft dürften die Deutſchen ſchwerlich einem andern Volke Europas nachſtehen, an Gewandtheit werden ſie von den Franzoſen und Spaniern übertroffen. Eine Ausnahme von dem gewöhnlich guten Geſundheitszuſtande machen mehrere Alpenthäler Oeſterreichs und einige Gegenden des Neckarthales, wo ſich die Erſcheinung von Kröpfen und Kretinismus darbietet. Die von dieſem Übel behafteten Menſchen, gewöhnlich Kretinen genannt, haben bei einer großen Geiſtesſchwäche und Stumpfheit der Sinne, eine ſchlaffe, matte Haut, ein faltiges, aufgedunſenes Geſicht, kleine Augen, großen Mund, dicke Lippen, oft 3 bis 4 herabhängende Kröpfe und geben ein widerliches Grunzen, Krähen, Schnarchen und Stöhnen, ſtatt der Sprache von ſich. An Verſtand ſtehen dieſe Unglücklichen beinahe unter den Thieren und eines Unterrichtes ſind ſie kaum fähig. Durch ihre Gefräßigkeit und Unvernünftigkeit werden ſie natürlich ihren Angehörigen läſtig. Gleichwohl iſt es unrecht, ſie deßhalb zu mißhandeln und dadurch ihren ſchwachen Geiſt noch mehr niederzudrücken.

Die gewöhnlichſten Nahrungsmittel in Deutſchland ſind Roggenbrod, in Süddeutſchland weißer als in Norddeutſchland, wo beſonders in Weſtphalen das unter dem Namen Pumpernickel bekannte, grobe, aus zweimal geſchrotenem Roggen, in Form ungeheurer Laibe bereitete Brod zu Hauſe iſt; Kartoffeln, beſonders in den Gebirgsgegenden, wo man ſie täglich genießt und ſie auf die mannigfaltigſte Weiſe wohlſchmeckend zu bereiten weiß. Fleiſch und Fiſche kommen mehr in Norddeutſchland als in Süddeutſchland vor, Mehlſpeiſen und Gemüſe mehr in Schwaben, Baiern und Oeſtreich als im Norden. Kaffee iſt ſeit 100 Jahren allgemein verbreitet und vertritt bei den niederen Ständen oft die Stelle der Mahlzeiten. Bier findet ſich am meiſten in Norddeutſchland, in Sachſen und Baiern, Letzteres durch ſein Bier, das für das beßte in Deutſchland gilt, vorzüglich berühmt; Wein mehr im Süden als im Norden, Obſtwein in den Maingegenden am ſtärkſten verbreitet, Branntwein mehr im nördlichen Deutſchland, Milch vorzugsweiſe in den Alpenländern, Thee an den Küſten der Nordſee. Sehr verbreitet iſt auch das Rauchen und Schnupfen des Tabaks, ſo daß andere Völker darüber ſpotten, allein das Kauen desſelben, welchem die Nordamerikaner ergeben ſind, gilt bei uns für gemein und findet ſich nur bei der geringſten Volksklaſſe.

Eine allgemeine Nationaltracht haben die Deutſchen nicht. Die ewig wechſelnde, oft lächerliche Mode, regiert beſonders in den Städten um ſo mehr, je größer ſie ſind, indem die höheren Volksklaſſen den Modegeſetzen gehorchen, welche Paris und London vorſchreiben. Die untere Klaſſe, hauptſächlich in den Gebirgsgegenden und auf dem Lande hat noch manches Eigenthümliche in der lang hergebrachten Tracht. Doch verdrängt auch hier der immer weiter um ſich greifende Luxus nach und nach die wenigen Spuren der vormals beſtandenen und beliebten Trachten, an denen man jeden Bewohner leicht nach ſeiner heimiſchen Gegend er=

kennen konnte, und welche durch Dauerhaftigkeit und Wohlfeilheit bei weitem den Vorzug vor der modiſchen Kleidung verdient.

Die gewöhnlichſten Veranlaſſungen zum Vergnügen geben die Jahrmärkte, Kirmſen oder Kirchweihen, Taufen und Hochzeiten, die Scheiben- und Vogelſchießen, die Weinleſen, die Erntefeſte ꝛc. Auch haben manche Städte und Orte ihre ihnen eigenthümlichen Volksfeſte. Tanz, Muſik, Kegel-, Würfel- und Kartenſpiele ſind leider beliebter, als für Sittlichkeit und Wohlſtand des Volks zu wünſchen wäre. Doch gibt es immer noch Gegenden, wo die gute Sitte die verderblichen Spiele abhält.

Man findet bei den Deutſchen alle Arten von menſchlichen Wohnungen, von den elendſten Hütten bis zu den prächtigſten Paläſten, und man darf nicht erſt in entfernte Länder zu halbwilden Völkern, ſondern nur auf die Alpen gehen, um zuſammengehäufte Steinklumpen, mit einem innern Raume ohne Fenſter, ohne Rauchfang, ohne Hausgeräth, oft ohne Thüre zu ſehen, die jedoch nur während des Sommers Menſchen zu Wohnungen dienen. Im Übrigen findet man überall, wo der Deutſche ſich eine feſte Wohnſtätte errichtet, mehr Reinlichkeit und Bequemlichkeit als bei den Polen, Ruſſen, Ungarn, ſelbſt Italienern und Franzoſen. Aber freilich können wir uns in dieſem Stücke weder mit den Holländern noch mit den Engländern meſſen. Die Häuſer ſind entweder ganz aus Holz (wie im Alpenlande häufig), oder aus Holz und Lehm, oder aus Holz und Steinen, oder ganz aus Steinen, ſowohl natürlichen als gebrannten gebaut. Die Dörfer in Süddeutſchland, beſonders in den Rheingegenden, zeigen viele im ſtädtiſchen Geſchmacke erbaute Häuſer, gepflaſterte Straßen und übertreffen oft an Bauart und Einwohnerzahl die Landſtädte Norddeutſchlands. Auch im Erzgebirge und in den Gebirgsgegenden der Lauſitz findet man ſchöne Dörfer. In einigen Gegenden Süddeutſchlands, z. B. in Oberſchwaben, im Schwarzwalde, in den Gebirgsgegenden Altbaierns wohnt der Landmann in zerſtreuten Gehöften, in der Mitte ſeiner Beſitzungen, und geſchloſſene Dörfer ſind daſelbſt ſelten. Noch ſeltener ſind ſie in einem großen Theile Niederdeutſchlands, namentlich in Oldenburg, Weſtphalen und in einem Theile der Provinz Rheinpreußen, wo man meiſtentheils nur einzele Höfe ſieht, und eine Anzahl ſolcher zerſtreuter Höfe unter dem Namen einer Bauerſchaft begriffen wird. Der Beſitzer eines ſolchen Bauernhofs wohnt iſolirt, aber mit Allem umgeben, was ſeine Wirthſchaft erfordert, indem oft ein einziges Gebäude Menſchen, Vieh und Vorräthe birgt und Wohnung, Stall und Scheune unter einem Dache vereint ſind, und die Diele (Hausflur) der Lieblingsaufenthalt der Hausgenoſſen iſt. Hart am Hauſe, das keinen Schornſtein hat, ſondern äußerlich blos ein großes Strohdach zu ſein ſcheint, erheben ſich zu einer beträchtlichen Höhe: Eſchen, Linden, Ulmen und Obſtbäume, welche einen kleinen Wald bilden, der dem ermüdeten Landmanne Schatten und ſeinem Hauſe Feuerung und Schutz gegen die Stürme gewährt. Um das Haus herum liegen Gärten, Äcker und Wieſen, von einem Graben und oft von einer lebendigen Hecke umgeben. Ganze Striche bekommen durch dieſe patriarchaliſche Landwirthſchaft das Anſehen eines Parkes, aus dem hier und da die Spitze eines Kirchthurmes hervorſieht. Auch in den geſchloſſenen Dörfern der meiſten anderen Gegenden Niederdeutſchlands haben die Häuſer dieſelbe beſchriebene Bauart. Die armſeligſten Wohnungen der Deutſchen trifft man jedoch im Osnabrück'ſchen,

wo ſich meilenweit nur einzele zerſtreute, elende Hütten zeigen, mit Dächern von Stücken ausgeſtochenen Heideraſens, und mit bloßen Löchern ſtatt der Fenſter, und in einem Theile der Heidekolonien von Oſtfriesland, wo man Hütten ſieht, theils von Torf, theils von Lehm aufgeführt, ohne Dach und ſtatt deſſen mit ein paar Sparren und Stroh bedeckt, ſo daß der Reiſende in Zweifel ſteht, Was dieſe unförmlich geſtalteten Hütten bedeuten ſollen, die ſelbſt für einen Viehſtall zu ſchlecht zu ſein ſcheinen. Die ſtattlichſten Bauernhäuſer Niederdeutſchlands beſitzen die Marſchländer, die zwar zum Theil auch dieſelbe Einrichtung haben, daß Wohnung, Stall und Scheune unter einem Dache vereinigt ſind, aber im Innern Edelſitzen gleichen. Auf der Diele ſtehen Reihen glänzender Nußbaum- und Eichenſchränke; eine Reihe von Zimmern iſt mit Tapeten ausgeſchlagen; die Tiſche glänzen von feinem Porzellan und Silbergeſchirr. Herr und Frau tragen die feinſten Tücher und ſchwerſten Seidenzeuge; Erſtere maſſiv ſilberne oder goldbeſponnene Knöpfe. So findet es ſich nicht blos in den Marſchen an der Niederelbe und Weſer, ſondern auch in den Poldern (ausgetrockneten Sümpfen) Oſtfrieslands.

Von Charakter gilt der Deutſche für ehrlich, bieder, fleißig, ausdauernd und beſonnen. Von deutſcher Treue und Tapferkeit wird aus alten Zeiten manches Herrliche berichtet, und die neuere Geſchichte enthält nicht minder ſchöne Zeugniſſe. Doch iſt es ſchwer, ſolche Eigenſchaften ganzer Nationen gegen einander abzuſchätzen; es hat auch treue Franzoſen gegeben, und an der Tapferkeit ſowohl der Franzoſen als der Engländer iſt kein Zweifel. Ziemlich allgemein wirft man aber unſeren Landsleuten allzu große Bedächtigkeit vor, wodurch ſie oft den rechten Zeitpunkt zum Handeln vorübergehen laſſen. Auch iſt die Trunkſucht, welche ſchon den alten Deutſchen zur Laſt fiel, noch immer ein herrſchender Fehler.

6. Die deutschen Sprüchwörter.

Mein junger Freund!

Sie äussern sich in Ihrem letzten Briefe ziemlich geringschätzig über die Bildungsstufe der Gegend, worin Sie leben, insbesondere will Ihnen die derbe Sprechweise des Volkes nicht gefallen. Ich weiss gerade nicht, ob das Landvolk der dortigen Gegend schlechter spricht als das hiesige, ich weiss auch nicht, ob nicht durch Vernachlässigung der Schulen die Leute bei Ihnen roher sind als anderswo, aber im Allgemeinen glaube ich, dass die Mundarten des deutschen Volkes recht viel Schönes enthalten, und oft kräftigere und bezeichnendere Ausdrücke darbieten als die Schriftsprache. Und dass das Volk trotz seiner Derbheit und anscheinenden Rohheit eine grosse Menge weiser Gedanken in sich aufgenommen hat und glücklich anzuwenden versteht, das beweisen die deutschen Sprüchwörter. Wenn Sie Hebels Allemannische Gedichte lesen wollten, würden Sie sich überzeugen, wie herrlich die Volksmundart einiger Gegenden zu Liedern geeignet ist, und Wer in Norddeutschland gelebt hat, wird sich mit Vergnügen an die gemüthliche Weise der plattdeutschen Sprache erinnern. Ich will mich aber jetzt darauf beschränken, Ihnen einige Sprüchwör-

ter mitzutheilen, welche mehr im Volke als in Büchern einheimisch sind, und welche gleichwohl treffliche Gedanken enthalten.

Lassen Sie uns bei dem nächsten anfangen: „Allzu spitz sticht nicht.“ Wird das nicht einen Überklugen besser belehren, als die längste Predigt, zumal, wenn ihm Einer noch dazu sagt: Gib acht, „die gescheiden Hühner legen auch manchmal neben das Nest.“ Denn er denkt: das gescheide Huhn sollst du sein, du musst doch erst untersuchen, ob du nicht wirklich neben das Nest gelegt hast. Jedenfalls wird der Mann nun so klug werden, dass er nicht Alles auskramt, was er vorhat, denn er denkt: „Wer am Wege baut, hat viele Meister.“

Einem Hochmüthigen sagt das Volk: „Hochmuth kommt vor dem Fall“ und Mancher denkt, wenn er einen solchen Thoren daher stolziren sieht: Lauf du nur hin! „es ist noch nicht aller Tage Abend.“ Was mich betrifft, so meine ich: „Ein Stück Brod in der Tasche ist besser, als eine Feder auf dem Hute.“ Hat der Hochmüthige vielleicht grosse Plane im Werk, will er sein Häuschen verkaufen um einen Palast zu bauen, so ruft man ihm zu: „Ein Sperling im Hut ist besser als eine Taube auf dem Dache;“ oder: Gib acht „dass du nicht von dem Pferde auf den Esel kommst,“ „wenn man die Saiten zu hoch spannt, reissen sie.“

Ich hörte einmal einen Bauer der nicht schreiben konnte sagen: „Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr.“ Ei sagte ich, lieber Mann, „zum Guten ist es nimmer zu spät.“ Macht Euch nur daran! „Lust und Lieb zu einem Ding macht alle Müh’ und Arbeit gering.“ Er liess sich dadurch wirklich bewegen, das Schreiben noch anzufangen, aber es ging langsam, weil die Hände schon steif waren. Ach ja, sagte er endlich, es thuts wohl noch, „die Noth bricht ja Eisen,“ allein es bleibt doch wahr: „Jung gewohnt, alt gethan,“ „man muss das Bäumchen biegen, so lange es jung ist,“ „ein steifer Rücken bückt sich nicht leicht.“

Oder wollen Sie lieber die Sprüchwörter von der Redlichkeit hören, die in Deutschland besonders ihren Wohnsitz hatten? „Treue Hand geht durchs ganze Land“ heisst eins, und bedeutet wohl, dass die wohlthätige Wirkung eines treuen Verhaltens weiter reicht, als auf die nächsten Umgebungen. „Untreue schlägt ihren eignen Herrn,“ wie man ja schon in der Bibel an Absalom und Abner sieht. „Ehrlich währt am längsten,“ „denn der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht“ und „Es ist Nichts so fein gesponnen, es kommt endlich an die Sonnen.“ Das haben unsere Vorfahren schon sehr frühe erkannt. „Ein Mann ein Wort,“ das will sagen, bei einem Mann bedarf es keines Schwurs. Auch wird die Treue gerühmt in dem Spruche: „Ein treuer Freund ist Goldes werth.“ Zu diesen Freunden werden auch die Nachbarn gerechnet, denn „Ein Nachbar an der Wand ist besser, als ein Vetter über Land.

Und so könnte ich noch gar Vieles sammeln, doch es wird genug sein, um Sie zu überzeugen, wie viele Perlen in der Sprache unseres Volkes aufbewahrt sind, und dass wir sehr unrecht ha-

ben, nur in den Büchern die Weisheit und die Schönheit unserer deutschen Sprache zu suchen.

Mit herzlichem Grusse

Wolfsgruben den 15. Juni 1846. der Ihrige

Stettling.

7. Die Drangſale unſerer Vorfahren.

Was man auch dagegen einwenden mag: wir leben, Gott ſei Dank! in beſſeren Zeiten als unſere Voreltern. Geiſtiges und leibliches Elend aller Art, welches wir zum Theil kaum dem Namen nach kennen, hat dieſe vielfach bedrückt. Und ſtatt durch vernünftiges Forſchen die Summen des Elends zu mildern, ſchwang der Aberglaube ſeine Geißel und vergrößerte die unvermeidlichen Übel noch durch ſelbſt geſchaffene oder machte dieſelben unheilbar. Beſonders wurden große Drangſale von der Ankunft von Kometen hergeleitet, Was heut zu Tage jeder Vernünftige belächelt, nur einzele Leichtgläubige oder Ungebildete noch für wahr halten.

So war das Jahr 542 nach Chriſti Geburt, mithin eine Zeit, wo in Deutſchland noch größtentheils das Heidenthum herrſchte, der Anfang eine der verheerendſten Seuchen, von der Europa je heimgeſucht wurde. Sie dauerte über 50 Jahre, und fing mit allgemeinem Mißwachs und großen Zügen von Heuſchrecken an. Sie ſcheint das erſte Auftreten der noch jetzt im Orient einheimiſchen Peſt geweſen zu ſein. Es hat ſich davon eine Gewohnheit bis auf unſere Zeiten erhalten. Da nämlich die von der Peſt Ergriffenen von heftigem Gähnen und Nieſen geplagt wurden, ſo befahl Pabſt Gregor der Große, beim Gähnen das Zeichen des Kreuzes über den Mund zu machen, und beim Nieſen den Kranken „helf dir Gott!“ zu ſagen.

Im Jahr 872 und 874 war ein großes Sterben in Europa, das durch zahlreiche Heuſchreckenzüge veranlaßt wurde. Der Moder ihrer Leichen ſoll in vielen Ländern den Boden mehrere Zolle hoch bedeckt haben. Im Jahr 996 erſchien das ſogenannte heilige Feuer das erſte Mal in Europa. Dieſe verheerende, ſchnell verlaufende und äußerſt anſteckende Krankheit ergriff raſch den ganzen Körper, den ſie oft ſchon nach einigen Stunden wie durch den Brand zerſtörte. Oft erfaßte die Krankheit nur einzele Glieder, Arme oder Beine, die nach wenigen Tagen ſchwarz wurden und abfielen. Aus ihr ſoll das ſpätere ſogenannte Antoniusfeuer, das immer noch verderblich genug war, und aus dieſem endlich der noch jetzt bekannte aber milde, ſogenannte Rothlauf entſtanden ſein. Damals kam unter den geängſtigten Menſchen das Wallfahrten nach dem heiligen Lande auf, woraus ſpäterhin gegen Ende des 11. Jahrhunderts ſich die Kreuzzüge entwickelten.

Im Jahr 1092 begann ein allgemeines Sterben der Menſchen und Thiere, das über 5 Jahre währte. Viele Länder verloren die Hälfte ihrer Einwohner und andere verödeten gänzlich. Es war der allgemeine Glaube, daß der jüngſte Tag bevorſtehe.

Das verderblichſte Jahrhundert unſerer ganzen Menſchengeſchichte aber war das vierzehnte. Schon 1310 brach eine große Peſt aus und herrſchte 7 Jahre hindurch über ganz Europa. In Straßburg ſtarben

13 000, in Baſel 14 000, in Mainz 16 000, in Köln 30 000 Menſchen, und viele andere Städte Europas ſtarben beinahe gänzlich aus.

Im Jahr 1347 begann die fürchterliche Peſt, die ſpäter unter dem Namen des ſchwarzen Todes (Cholera) bekannt wurde. Sie kam von dem nordöſtlichen Aſien, und überzog bald alle damals bekannten Länder der Erde. Im erſten Jahre hielt ſie ſich vorzüglich an den Meeresküſten; 1348 jedoch drang ſie auch in das Innere der Länder, und wüthete unter Menſchen und Thieren. Die allzu vielen Todten blieben meiſtens unbegraben auf den Straßen liegen, die Äcker wurden nicht mehr beſorgt, und die Hausthiere irrten herrenlos auf den Feldern umher. Bis auf den wildeſten Trieb der Selbſterhaltung und einer gränzenloſen Furcht ſchienen alle anderen Leidenſchaften der Menſchen gänzlich erloſchen zu ſein. Manche aſiatiſchen Städte ſtarben beinahe ganz aus; in London ſtarben 80 000, in Paris mehr als der vierte Theil der Einwohner, in Lübeck während einer einzigen Nacht 1600; in Wien erlagen während drei Monaten täglich gegen 700 bis 800, und zur Zeit der größten Höhe der Krankheit einmal an einem einzigen Tage 1400 Menſchen. Selbſt die Kaiſer und Könige zu dieſer Zeit, ſo ſehr ſie ſich zu ſchützen ſuchten, wurden nicht verſchont. So ging es 5 Jahre lang und dennoch war es noch nicht genug, denn nach einer Ruhe von wenigen Jahren folgte ein faſt noch ſtärkerer Ausbruch. Damals fielen als Opfer unter Anderen 5 Kardinäle und 100 Biſchöfe, die ſich eben zu einem Concilium verſammelt hatten, und die auch wie alle andere, unbegraben auf den Gaſſen liegen blieben, auf die man damals die Leichname durch die Fenſter zu werfen pflegte. Zum dritten Male brach dieſe verheerende Krankheit 1367 aus, wo ſie bis 1374 wüthete. Sie nahm jetzt die Geſtalt des ſogenannten Johannistanzes an, unter welcher ſie, obſchon auch in milderer Form, bis zu uns unter der Benennung: Veitstanz gelangte. Die von der Krankheit Ergriffenen liefen, tanzten und raſeten, bis ſie ſchäumten und leblos zur Erde ſtürzten, wo dann der hoch aufgeſchwollene Unterleib der Leichen zerplatzte.

Bei den häufigen Todesfällen ſeit 1347, alſo durch beinahe 20 Jahre, erwartete man den Untergang des ganzen Menſchengeſchlechtes, und vermachte alle ſeine Einkünfte an Kirchen und Klöſter, ſo zwar, daß dieſe Vermächtniſſe durch eigne Geſetze unterſagt werden mußten, um den rechtmäßigen Erben nicht Alles zu entziehen.

Die Urſachen ſolcher ungeheuren Drangſale lagen zum Theil in der Barbarei des Zeitalters und der Unkenntniß und Vernachläſſigung aller Verwahrungsmittel. Jeder reiſende Handelsmann konnte ungehindert die Peſt von Land zu Land mit ſeinem Waarenbündel weiter ſchleppen.

Der Finger des Herrn ging furchtbar über die Erde. Auch Baiern trug ſchwer an ſolchen ſchrecklichen Verhängniſſen. Ein gewaltiges Erdbeben, das 1348 Oberitalien, Ungarn, Süddeutſchland erſchütterte, und mit ruhigen Zwiſchenräumen, 8 bis 10 Tage währte, brach die Mauern von 20 oberbaieriſchen Städten, und zu gleicher Zeit wüthete die ſchon erwähnte ſchreckliche Peſt ſo furchtbar in Baiern, daß in manchen Dörfern die Menſchen bis auf einen ſtarben. Schwarze Brandblattern, Eiterbeulen, Bluthuſten, Zunge und Schlund geſchwärzt, waren die ſicheren Vorboten des Todes. Einem mäßigen Anſchlage nach verlor Europa 35 Millionen Menſchen an dieſer Peſt.

Tritt aber die Natur ſcheinbar aus ihrer ewigen Ordnung heraus, dann geräth auch der zagende, menſchliche Geiſt auf irrige Wege. Um des Himmels Zorn zu ſühnen, thaten ſich Haufen von ſogenannten Flagellanten oder Geißlern zuſammen. Wer in die Brüderſchaft trat, verpflichtete ſich auf ſo viele Tage, als er Lebensjahre zählte, oder auch auf 33 oder 34 Tage. Zweimal täglich hielten ſie unter ihrem Meiſter Bußübungen; paarweiſe ins Freie ziehend, dort ſich entkleidet auf die Erde legend, ließen ſie ſich von dem Meiſter blutig geißeln (man nannte Dies die Bluttaufe); dann zerfleiſchten ſie ſich ſelbſt unter Geſang, Gebet und Kniebeugung. Bald jedoch nahm der tolle Eifer ab. Die Geiſtlichkeit nahm von der daneben eingeſchlichenen Lüderlichkeit Veranlaſſung, ſolche Bußübungen zu unterdrücken, und eine päpſtliche Bulle verbot ſie ganz.

Die Peſt wurde theils einer eigenen Stellung der Planeten, theils aber den Juden Schuld gegeben, welche die Luft verpeſtet und die Brunnen vergiftet haben ſollten. Dies war das Vorgeben, die wahre Schuld der Juden aber war, daß ſo viele Chriſten ihnen ſchuldig waren. Furchtbar wüthete der irre geleitete Pöbel gegen ſie. Zu Tauſenden wurden ſie gefoltert und hingerichtet, meiſtens lebendig verbrannt. Umſonſt mißbilligten Pabſt und Kaiſer und andere Fürſten das unmenſchliche Verfahren des Volks. Nur allein die Stadt Regensburg wußte ſie zu ſchützen; in Nürnberg, München, Salzburg und an vielen andern Orten hatten ſie ein ſchreckliches Loos! — In Verzweiflung zündeten manche dieſer Ärmſten ihre Häuſer ſelbſt an, warfen ihre Kinder in die Flammen und ſtürzten ſich nach.

Solche betrübende Schilderungen ſind indeſſen geeignet, uns mit Dank gegen Den zu erfüllen, der uns in beſſeren Zeiten hat geboren werden laſſen, in Zeiten, worin erleuchtete Regierungen durch weiſe Maaßregeln die Summen des Wehes der Völker zu mindern ſuchen. Die Geſchichte könnte die beſte Lehrmeiſterin ſein für Leute, die ſtets nur die guten alten Zeiten preiſen und undankbar das Beſſere überſehen, was die Gegenwart gewährt.

8. Der dreißigjährige Krieg.

Die kläglichſten Zeiten, welche unſer Vaterland erlebt hat, waren die des dreißigjährigen Krieges, jetzt vor 200 Jahren. Was die Ausländer, die Ungarn, die Franzoſen, die Ruſſen uns jemals zugefügt haben, war niemals ſo ſchrecklich, als Was die Deutſchen ſich ſelbſt thaten in dieſem ſchmählichſten aller Kriege. Denn es war die Religion, die chriſtliche Religion, um die man mit einander Krieg führte, Ströme von Blut vergoß, wehrloſe Weiber, Greiſe und Kinder mordete, Städte und Dörfer verwüſtete, und alle Menſchlichkeit ablegte. Der deutſche Kaiſer, der verblendete Kaiſer Ferdinand wollte die Proteſtanten, welchen in einem früheren Religionsfrieden die Ausübung ihrer Religion zugeſichert war, mit Gewalt wieder zu dem katholiſchen Glauben zurückführen, und Was erntete er ſtatt dieſer gewünſchten Wiedervereinigung? — Fluch und Jammer. Die ganze Nation war zerrüttet, aller Wohlſtand zerſtört, hundert und aber hundert Ortſchaften entvölkert, ja bis auf den Namen ausgerottet, Räuber und wilde Thiere hauſ'ten, wo ſonſt der Pflug gegangen war und die Religion,

ſowohl die katholiſche als die proteſtantiſche lag ganz darnieder, man hatte in dem Elende ſelbſt Gottes vergeſſen, Laſter und Aberglaube hatten überhand genommen und ſtatt Gott im Geiſte und der Wahrheit zu dienen, verbrannte man Hexen und glaubte an Geſpenſter. Hätte Kaiſer Ferdinand all dieſe Gräuel vor ſich geſehen, er wäre gewiß lieber in ein Kloſter gegangen, als daß er das Schwerd aus der Scheide zog. Allein ſeine ſpaniſchen Erzieher und Rathgeber hatten ihm eingeredet, ein Fürſt könne ſich kein größeres Verdienſt erwerben, als durch Vertilgung oder Bekehrung der Ketzer, und für Ketzer ſah leider ein großer Theil der Katholiken die Proteſtanten immer noch an.

Aber die proteſtantiſchen Fürſten und Geiſtlichen waren auch nichts weniger als frei von Schuld an dem Unglücke. Sie waren unter ſich uneinig, die Lutheraner verdammten die Reformirten, und dieſe wieder jene. Sie bedrückten oft genug die unter ihnen wohnenden Katholiken und mißachteten auch in gerechten Dingen das Anſehn des Kaiſers. Das war denn eine Ernte für die Ausländer. Dieſe freuten ſich über die deutſche Zwietracht, kamen mit ihren Heeren herein und zehrten von dem Wohlſtande unſeres Vaterlandes. Der Kaiſer machte den Anfang mit ſeinen Spaniern, die er nach Deutſchland zog, um ſich auf ſeinem Throne feſtzuſetzen. Dagegen riefen manche evangeliſchen Fürſten die Ungarn zu Hülfe und hätten es gern geſehen, wenn auch die Türken ihre Bundesgenoſſen geworden wären. Darauf rückte der König von Dänemark mit einem Heere in Deutſchland ein. Da aber der Kaiſer ſiegreich blieb, ſo trat endlich der Schwedenkönig Guſtav Adolph als Retter des evangeliſchen Glaubens auf. Dieſer war wenigſtens ein redlicher Bundesgenoſſe, ein Feldherr, der auf Zucht und Ordnung hielt und die Leiden des Krieges nicht noch durch Ausſchweifungen der Soldaten mehrte. Darum verlieh ihm auch der Allmächtige Sieg. Aber durch ſeinen frühen Tod gerieth die proteſtantiſche Sache wieder in Verfall und die Noth trieb nun, die katholiſchen Franzoſen zu Hülfe zu rufen. Dieſe, welche dem Kaiſer ſchaden und im Trüben fiſchen wollten, nahmen die Einladung an. Nun erſt wurde der Krieg recht traurig, ſo daß zuletzt Niemand mehr recht wußte, für welche Religion er ſtritt. Dieſer verwüſtende Kampf von 30 Jahren nahm in Prag ſeinen Anfang und endigte auch in Prag. Die erſte Gewaltthat geſchah in dieſer Stadt, als die vornehmen Böhmen, welche ſich des Kaiſers Vorſchriften nicht wollten gefallen laſſen, die kaiſerlichen Räthe, die ſie für die Urheber des Unrechts hielten, drei Stockwerke hoch zum Fenſter hinausſtürzten. Die letzte Kriegsthat war die Erſtürmung der Prager Vorſtadt durch einen ſchwediſchen General im Jahr 1648. Da endlich traf die Nachricht von dem zu Münſter und Osnabrück geſchloſſenen Frieden ein, einem Frieden, der zwar endlich den unſäglichen Leiden des Landes ein Ende machte, aber Deutſchland auch den Fremden gegenüber ſo herabwürdigte, daß ſie von da an ungeſtraft bald dieſe, bald jene Gewaltthat auf deutſchem Boden begingen. Faſt alle ihre Kriege wurden auf unſere Koſten ausgefochten, ſo daß erſt im Jahr 1814 durch die Gründung des deutſchen Bundes ein beſſerer Zuſtand begann. Gebe Gott, daß die Religionsſtreitigkeiten der Deutſchen nie wieder mit leiblichen Waffen ausgefochten werden!

9. Das Jahr 1813.

Seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts war Deutſchland in eine ſchmachvolle Abhängigkeit von Frankreich gerathen. Die Zwietracht der Deutſchen hatte ſich geſtraft. Sie waren alle Sklaven des franzöſiſchen Kaiſers Napoleon, ſie mußten ihm Hülfstruppen ſtellen, ſo oft er wollte, und unter ſeinem Befehle ſelbſt gegen ihre Freunde und Brüder kämpfen. Wie viele Deutſche liegen in Spanien begraben, wohin ſie der Eroberer in einen ungerechten Krieg geſchickt hatte! Kein Spanier, kein Engländer, kein Ruſſe hatte Deutſchland beleidigt und doch mußten die Regimenter des Rheiniſchen Bundes, wie das verkleinerte und unterdrückte Deutſchland damals hieß, gegen dieſe noch freien Völker die Waffen führen. Lange hatten es die deutſchen Fürſten und Völker geduldet und die Erbitterung ihres Herzens im Stillen getragen. Denn jeder Verſuch zur Befreiung war geſcheitert. Da ſchlug endlich die Stunde der Erlöſung. In Rußlands öden Schneegefilden hatte Napoleons Heer, womit er die Welt bezwingen zu können wähnte, ſeinen Untergang gefunden. Von einer halben Million Streiter, die er 1812 nach Moskau zugeführt hatte, kamen kaum 50 000 halb erfroren und verhungert zurück. Nun war aber auch die Kraft des mächtigen Tyrannen gebrochen, Gott hatte ihn gerichtet. Da erhob ſich auch Deutſchland wieder, um ſeine Freiheit zu erkämpfen. Zuerſt Preußen unter ſeinem frommen König Friedrich Wilhelm III. Dieſer erließ einen Aufruf an ſein Volk, das verhaßte franzöſiſche Joch zu zerbrechen und zu der alten Selbſtändigkeit zurückzukehren. Da griff Alles, was jung und waffenfähig war, zu den Waffen. Zahlreiche Schaaren von Freiwilligen rüſteten ſich ſelbſt aus, und ſammelten ſich unter den preußiſchen Fahnen. Selbſt Familienväter, ja ſogar manche heldenmüthige Mädchen, reihten ſich in die neuen Regimenter, und die Zurückbleibenden brachten Geld und Vorräthe zuſammen, um den Krieg mit Erfolg führen zu können. Denn es galt noch einen harten Kampf mit den Franzoſen und den mit ihnen verbündeten weſtlichen Deutſchen und Italienern. Allein die Begeiſterung für die gute Sache Deutſchlands griff immer weiter um ſich, und Gott gab Sieg in den Schlachten bei Großbeeren, an der Katzbach, bei Kulm, bei Dennewitz und hauptſächlich bei Leipzig am 18. Oktober 1813. Denn auch Öſtreich hatte ſich unterdeſſen dem Bunde gegen Frankreich angeſchloſſen, auch Baiern, und Wer ſich ſonſt ſtark genug fühlte, ſich der Uebermacht der Feinde zu erwehren. Denn alle Deutſchen waren im Herzen einmüthig, man müſſe die Franzoſen vertreiben und ſich von einem fremden Herrſcher keine Geſetze vorſchreiben laſſen.

Da kamen herrliche Heldenthaten zum Vorſchein, da ſchonte man des eignen Lebens nicht, wenn nur das Vaterland befreit würde. Und ſchon im November 1813 war kein Franzoſe mehr dieſſeits des Rheines. Und ſo wie die Ruſſen den Deutſchen, ſo verhalfen nun die Deutſchen auch der Schweiz, Holland, ſelbſt Italien wieder zur Freiheit von den Franzoſen. Es war ein blutiges, aber auch ein herrliches Jahr 1813, das Jahr der Wiedergeburt Deutſchlands, und die Eroberung von Paris und die Abſetzung Napoleons im Jahr 1814 ſetzten dieſen Anſtrengungen die Krone auf. In dieſer Zeit der Be-

geiſterung und Aufopferung, wo auch ſchwache Arme große Thaten verrichteten, da fehlte es nicht an Liedern, worin die neue deutſche Freiheit beſungen wurde; und nicht blos die Soldaten auf dem Marſche, ſondern alle deutſch geſinnte Männer und Jünglinge ſangen, Was ihnen der früh vom Tod ereilte Theodor Körner, Was die noch jetzt lebenden Arndt und Rückert gedichtet hatten. Jedermann kannte dieſe Melodien und war ſtolz darauf ein Deutſcher zu ſein. Im Jahr 1840 machten die Franzoſen wieder Miene über den Rhein zu gehen und Deutſchland zur Abtretung der Provinzen am linken Rheinufer zu nöthigen. Allein die deutſchen Fürſten rüſteten ſich ſo kräftig, daß ihnen die Luſt einen Krieg anzufangen verging. Damals wurde auch ein Lied mit allgemeinem Beifall geſungen, welches unter der Überſchrift: „Der deutſche Rhein“ abgedruckt iſt.

10. a. Des Deutschen Vaterland.

(E. M. Arndt.)

Was ist des Deutschen Vaterland? Ist's Preussenland? Ist's Schwabenland? Ist's, wo am Rhein die Rebe blüht? Ist's, wo am Belt die Möve zieht? O nein, o nein, o nein, o nein! Sein Vaterland muss grösser sein.

Was ist des Deutschen Vaterland? Ist's Baierland? Ist's Steierland? Ist's, wo des Marsen Rind sich streckt? Ist's, wo der Märker Eisen reckt? O nein etc.

Was ist des Deutschen Vaterland? Ist's Pommernland, Westphalenland? Ist's, wo der Sand der Dünen weht? Ist's, wo die Donau brausend geht? O nein etc.

Was ist des Deutschen Vaterland? So nenne mir das grosse Land! Ist's Land der Schweizer? Ist's Tyrol? Das Land und Volk gefiel' mir wohl! O nein etc.

Was ist des Deutschen Vaterland? So nenne mir das grosse Land! Gewiss, es ist das Österreich, an Ehren und an Siegen reich? O nein etc.

Was ist des Deutschen Vaterland? So nenne endlich mir das Land! So weit die deutsche Zunge klingt, und Gott im Himmel Lieder singt! Das soll es sein! Das soll es sein! Das, wackrer Deutscher, nenne dein!

Das ist des Deutschen Vaterland, wo Eide schwört ein Druck der Hand, wo Treue hell vom Auge blitzt, und Liebe warm im Herzen sitzt. Das soll es sein! Das soll es sein! Das wackrer Deutscher, nenne dein!

Das ist des Deutschen Vaterland, wo stets die Freiheit Kämpfer fand, wo jeder Frevler heisset Feind, wo jeder Edle heisset Freund. Das soll es sein! das soll es sein! Das ganze Deutschland soll es sein!

Das ganze Deutschland soll es sein! O Gott vom Himmel sieh darein und gib uns rechten, deutschen Muth, dass wir es lieben treu und gut. Das soll es sein! Das soll es sein! Das ganze Deutschland soll es sein.

Anm. Belt, eine Meerenge in Dänemark. — Möve, ein Seevogel. — Steierland, soviel als Steiermark in Östreich. — Marse, soviel als Ditmarse in Holstein. — Der Märker, Bewohner der Grafschaft Mark im Bergischen.

10. b. Der deutſche Rhein.

(N. Becker).

Sie ſollen ihn nicht haben,
Den freien deutſchen Rhein,
Ob ſie, wie gier'ge Raben,
Sich heiſer darnach ſchrei'n;

So lang er ruhig wallend
Sein grünes Kleid noch trägt,
So lang ein Ruder ſchallend
In ſeine Woge ſchlägt.

Sie ſollen ihn nicht haben,
Den freien deutſchen Rhein,
So lang ſich Herzen laben
An ſeinem Feuerwein;
So lang an ſeinem Strome
Noch feſt die Felſen ſteh'n;
So lang ſich hohe Dome
In ſeinem Spiegel ſeh'n.

Sie ſollen ihn nicht haben,
Den freien deutſchen Rhein;
So lang dort kühne Knaben
Um ſchlanke Dirnen frei'n;
So lang die Floſſe hebet
Ein Fiſch auf ſeinem Grund;
So lang ein Lied noch lebet
In ſeiner Sänger Mund.

Sie ſollen ihn nicht haben,
Den freien deutſchen Rhein,
Bis ſeine Fluth begraben
Des letzten Mann's Gebein.

11. Die Deutſchen im Auslande.

Mannigfaltige Urſachen haben eine große Zahl Deutſche entweder zur Auswanderung in fremde Länder vermocht, oder unter fremde Herrſchaft gebracht. Die meiſten haben trotz dieſer Abſcheidung von ihrem Vaterlande doch ihre Sprache und ihre ererbten Sitten beibehalten, und viele gedenken ihrer Heimath oder der Heimath ihrer Väter in Liebe, und ſenden noch gerne ihre Kinder nach Deutſchland, um dort die deutſche Weiſe ungemiſcht zu ſehen.

Zu den Gegenden, welche unter fremde Herrſchaft gerathen ſind, und denen man gern fremde Sprache und fremde Sitte aufdringen möchte, gehört vor allen: das ſchöne Elſaß am Rhein mit ſeiner Hauptſtadt Straßburg. Allmählich dringt freilich durch Liſt und Gewalt auch dort viel Franzöſiſches ein, doch iſt das Landvolk noch von deutſchem Sinn und hält an ſeiner deutſchen Mundart. Und noch ſingen dort deutſche Dichter ihre Lieder und deutſche Zeitungen werden von dem Volke geleſen. Auch in Belgien und Holland gibt es Diſtrikte, wo die Hauptbevölkerung deutſch iſt, und hier und da regt ſich dort wieder der Sinn für die deutſche Sprache. Zu Dänemark gehören deutſche Provinzen, welche mit Widerwillen die Fremden als ihre Herrn anerkennen und lieber wieder völlig zu Deutſchland gehörten, darum auch am liebſten deutſche Bücher leſen und ſelbſt deutſche Geſangfeſte beſuchen. Den vielen Deutſchen in Rußland, welche vormals dort begünſtigt und zu den wichtigſten Ämtern berufen wurden, iſt die dortige Regierung jetzt nicht mehr ſo gewogen und möchte dieſelben gern alle zur griechiſchen Kirche und zur ruſſiſchen Sprache hinüberziehen. Doch widerſtehen die evangeliſchen und katholiſchen Deutſchen mannhaft dieſen Zumuthungen, und wir hoffen, daß für ſie bald eine beſſere Zeit kommen wird, wo ſie ſich ungehindert zu ihrer Religion und Sprache bekennen und ſtolz darauf ſein dürfen, daß die Ruſſen von ihnen erſt Sitte und Bildung empfangen haben. In Öſtreich iſt die Regierung und die wichtigſten Provinzen deutſch, aber auch in Ungarn, Siebenbürgen u. ſ. w. wohnen viele Deutſchen und gehören zu den fleißigſten und gebildetſten Einwohnern. Überhaupt behaupten dieſe Deutſche den Ruhm auch da, wo ſie zerſtreut im Auslande leben, und oft haben ſie durch dieſe gute Eigenſchaften ihr Glück gemacht. Wie würden auch ſonſt wohl 30000 Deutſche in der Haupt-

ſtadt von Frankreich, Paris, und eben ſo viele und mehr in England ihr Unterkommen gefunden haben? Da werden alle Handwerke und Künſte von Deutſchen getrieben, und ſo wie vor einigen Jahren der beſte Bäcker in Paris ein geborner Deutſcher war, ſo war der geſchickteſte Buchbinder in London ein Landsmann von uns. Der berühmte Bilderhändler Ackermann in London war ein Sachſe von Geburt, der Aſtronom Herſchel, deſſen Namen man in der ganzen Welt kennt, war aus Hannover nach England gezogen. Und oft ehren die Ausländer unſere talentvollen Männer beſſer als die Landsleute zu Hauſe.

Jedoch darf man nicht glauben, daß es allen in die Fremde wandernden Deutſchen ſo gut gelinge. Gar viele, die ihren Lebensplan nicht recht überlegt haben, oder die nöthige Geſchicklichkeit nicht beſitzen, auch mancher Tüchtige, dem das Glück nicht wohl will, verkommen im Elende. Am traurigſten iſt es, wenn das Gewerbe, worauf Einer reiſ't von Anfang Nichts taugt. So iſt es mit den Fliegenwedelhändlern, welche aus Heſſen und Naſſau nach England wandern. Ein ſolches Gewerbe kann natürlich nicht Viel einbringen, und dient gewöhnlich nur zum Vorwande für Landſtreicherei, wobei Unredlichkeit und Lüderlichkeit ſelten ausbleiben. Da ſollte man doch lieber an dem alten Spruche halten: Bleibe im Lande und nähre dich redlich. Denn vor ſolchen deutſchen Herumſtreichern haben die Fremden keinen Reſpekt und glauben zuletzt unſer ganzes Land ſtecke voll Geſindel.

So iſt es auch mit der Auswanderung nach Amerika. Zwar wohnen ſchon faſt 4 Millionen Deutſche in den weitläuftigen Ländern der vereinigten Staaten von Nordamerika, zwar verlaſſen jährlich viele Tauſende in Deutſchland Haus und Hof, Freunde und Verwandte, um in der neuen Welt ein beſſeres Schickſal zu ſuchen. Allein ein großer Theil von ihnen bereut zu ſpät dieſen gewagten Schritt. Denn Amerika iſt zwar ein ergiebiger Boden für Den, welcher Etwas dort hat, aber eine traurige Wüſte für Den, welcher dort das Mitleid anſprechen muß. Wie Viele werden ſchon unterwegs um ihre Habe betrogen! wie Viele fallen dort Betrügern in die Hände! Denn die großen Seeſtädte ſind gar viel von gewiſſenloſen Menſchen bewohnt, welche ſich nicht ſcheuen, ſich mit dem Schweiß und Blute ihrer Mitmenſchen zu bereichern. Die deutſchen Bauern ſind aber den Kniffen ſolcher Menſchen nicht gewachſen. Auch bilden ſich manche thörichte Menſchen ein, in Amerika liege das Gold auf den Straßen, ſo daß man es blos aufzuleſen brauche. Sie mögen nur hinreiſen, da werden ſie erfahren, daß es überall iſt wie bei uns: den Fleißigen hat man lieb, den Faulen ſchilt man einen Tagedieb. Und das andere Sprüchwort: Als der Faule ſchlief, pflügte der Fleißige tief und hatte Korn, als der Käufer rief.

12. Das Alpenleben.

Herrlich iſt das Leben des Älplers bei ſchöner Witterung im Sommer, wenn die Gebirge im Glanze der Sonne ſtrahlen und in den mannigfaltigen Farben ſpielen. Seine Bruſt athmet frei in der reinen, erquickenden Luft; eine milde Wärme durchdringt ſeine Glieder und weckt ihn zu einer Munterkeit und fröhlichen Luſt, welche ihn jeden bequemeren Zuſtand vergeſſen läßt. Wer jemals einen ſchönen Tag auf den Alpen

verlebt hat, begreift die Liebe, womit der Älpler an ſeinen Bergen hängt. Aber freilich, wenn mitten im Sommer kalte, dichte Nebel ſich um das Gebirge lagern, wenn rauhe Winde Schneegeſtöber vor ſich her jagen, dann verliert das Alpenleben ſeinen Zauber, und der Thalbewohner ſteigt gern wieder in die Tiefe herab.

Seit Jahrhunderten iſt das Leben des Älplers ſich ziemlich gleich geblieben. Wie ſeit den früheſten Zeiten, ſo noch heut zu Tage, baut er ſeine Hütten aus rohen, übereinandergelegten Baumſtämmen, oder aus kunſtlos zuſammengefügten Steinen auf, und ſorgt dabei ſo wenig für die Bequemlichkeit, daß er Wind und Regen kaum von ſeiner Schlafſtelle abhält, und dem Rauch keinen anderen Ausgang verſchafft, als den er durch die zahlreichen Spalten und Öffnungen von ſelbſt findet. Eben ſo wenig hat der Älpler in der Wirthſchaft und in ſeinem Hauptgeſchäfte, der Käſebereitung, geändert. Ein Reiſender entwirft uns folgende Schilderung der Alpenwirthſchaft in Uri:

Die einfache, gewöhnlich mit tiefem Kothe umgebene Hütte, welche oft mit dem Zufluchtsſtalle für das Vieh unter einem Dache iſt, bewohnen der Senn, der Zuſenn und der Viehhüter oder Kuhgaumer. Der Senn führt die Oberaufſicht, macht den Käs, trägt ihn in den Speicher, und ſalzt ihn daſelbſt ein. Der Zuſenn, auch Handknabe genannt, bereitet den Zieger (eine magere, übrig gebliebene Käsmaſſe, die zur Nahrung dient), und reinigt die Geſchirre. Er muß oft aus weiter Entfernung und mit großer Mühe das Holz herbeiſchaffen und dem Senn helfen, wo es nöthig iſt. Der Viehhüter muß bei großer Hitze, wie bei ſtürmiſchem Unwetter das Vieh zuſammenhalten und achtgeben, daß keine Kuh an eine zu ſteile und gefährliche Stelle ſich wage. Weiden dieſe am ſichern Ort, ſo kann er ſtundenlang in ſchöner Ausſicht da liegen, ins Land hinaus ſchauen, und nach Herzensluſt jodeln. Alle haben außer ihrem Lohne noch freie Koſt, die aus Milch, Käſe, Zieger, Milchbrei und Milchreis beſteht.

Die Tagesordnung dieſer Älpler iſt faſt für jeden Tag die gleiche. Morgens 4 Uhr erheben ſie ſich von ihrem Lager und ſchicken ſich zum Melken an; dann wird gekäſet, dem Vieh Salz gegeben, die Schweine mit Molken getränkt und damit auch die Geſchirre gereinigt, aufgeräumt u. ſ. f. Nun trägt der Senn, nachdem er geſpeiſ't, den Tags zuvor gemachten Käs in den Speicher, hilft dem Handknaben nach Bedürfniß Holz ſpalten, Heu ſammeln, Gränzmauern ausbeſſern n. ſ. w. Der Abend bringt dieſelben Beſchäftigungen wie der Morgen. Bei einbrechender Nacht geht einer vor die Hütte hinaus und ſingt, nach allen vier Weltgegenden drehend, ein Gebet, meiſtens das Evangelium des heiligen Johannes: Im Anfang war das Wort ꝛc. ꝛc. und den engliſchen Gruß, während Deſſen die Hirten und die oft im Freien übernachtenden Wildſchützen, ſo weit es gehört wird, im Stillen ein Paar Vaterunſer und Avemaria beten. Dieſer Ruf erſetzt in den Alpen die Abendglocken, welche in den Thälern zum Dankgebet für den durchlebten Tag aufrufen, und dient auch, um von der Nacht überraſchte Verirrte zur gaſtfreundlichen Hütte hinzuleiten. Iſt nun Alles beendigt, ſo beſteigen die Hirten die Diele, wickeln ſich in ein Leintuch oder eine Decke und werfen ſich auf kurzes, borſtiges Alpenheu, wo ſich ein geſunder Schlaf bald ihrer Sinne bemächtigt und ſie zur Arbeit des kommenden Tages ſtärkt. Der Kühgaumer darf erſt zu Bette, wenn die Kühe an ſicherer Stelle verſammelt ſind.

13. Die Alpenpäſſe.

Eine ſo ungeheure Gebirgskette, wie die Alpen, kann nicht nach Belieben überſchritten oder gar mit Fuhrwerk paſſirt werden. Auch die niedrigſten Stellen des Gebirgskammes ſind immer noch ſo hoch, als die höchſten Gipfel im Innern von Deutſchland, dazu den größeſten Theil des Jahres mit Schnee bedeckt und von den aus den noch höheren Regionen herabſtürzenden Lawinen bedroht. Deßhalb hat man von den älteſten Zeiten an ſorgfältig diejenigen Gebirgspfade aufgeſucht, welche am erſten eine gefahrloſe Paſſage zuließen. Doch war kaum eine einzige Alpenſtraße aus Deutſchland oder der Schweiz nach Italien von Natur fahrbar, ſondern nur für Fußgänger und Laſtthiere zugänglich. Seit den Zeiten des Kaiſers Napoleon hat man jedoch angefangen, durch Kunſt möglich zu machen, Was die Natur verſagt hatte. Und die ſchönſte und bewundernswürdigſte dieſer Kunſtſtraßen iſt von der öſtreichiſchen Regierung angelegt worden über das Stilfſer Joch, aus Tyrol nach Italien. Sie hat nur mit der ungeheuerſten Anſtrengung und den außerordentlichſten Koſten hergeſtellt werden können, iſt aber jetzt auch trotz der Höhe von mehr als 8000 Fuß über dem Meere ſo vollkommen fahrbar, daß leichtes Fuhrwerk ſogar im Trabe gehen kann. Natürlich hat es dazu ſehr vieler Krümmungen oder Schlangenlinien bedurft. Gegen die Lawinen ſind die Reiſenden durch ſogenannte Galerien geſchützt, welche entweder aufgemauert oder in den Felſen geſprengt ſind, und worüber die Lawinen hinausrutſchen. Auch fehlt es nicht an Häuschen, ſowohl zum Aufenthalte der Leute, welche den Schnee wegzuräumen haben, als auch zum Schutze für Reiſende, welche von einem Ungewitter überfallen werden. Denn da ſich die Höhe bis über die Gränze des ewigen Schnees erhebt, ſo iſt man davor auch im Sommer nicht ſicher. Eine von dieſen Herbergen, welche zugleich Zoll= und Poſthaus iſt und 7700 Fuß hoch liegt, dürfte wohl der höchſte bewohnte Punkt in Europa ſein. Dicht neben dieſer Straße erhebt ſich der majeſtätiſche Orteles in die Wolken, von glänzenden Gletſchern umgeben. Obgleich dieſer Berg nach den neueſten Meſſungen nicht viel über 12 000 Fuß hoch iſt, ſo bleibt er doch der höchſte aller Berge auf deutſchem Boden und ſeine Erſteigung iſt faſt ſchwieriger als die des um drittbalbtauſend Fuß höheren Montblanc.

14. Der Bodenſee.

An Seen iſt Deutſchland, wenigſtens das weſtliche, nicht reich und nur einer, der zur Hälfte noch der Schweiz angehört, iſt von beträchtlicher Größe, der Bodenſee. Dafür übertrifft derſelbe an Naturſchönheiten alle die zahlreichen Seen an der Küſte der Oſtſee und nur wenige Seen der eigentlichen Schweiz können ihm vorgezogen werden. Der Bodenſee iſt eigentlich Nichts weiter als eine Erweiterung des Rheinbettes zu einem weiten und tiefen Becken. Aber freilich iſt dies Becken 7 Meilen lang und 2 Meilen breit und nimmt eine Fläche von 10 Quadratmeilen ein. Dabei iſt die größeſte Tiefe an 1000 Fuß gefunden worden. Man hat berechnet, daß wenn der Bodenſee leer wäre, der Rhein über 2 Jahre brauchen würde, um ihn wieder zu füllen. Auf dieſer gewaltigen Waſſerfläche gibt es denn auch Stürme, welche denen auf

dem Meere gleichen, und wobei ſich haushohe Wellen erheben. Da dieſe oft plötzlich hervorbrechen, ſo gilt die Schifffahrt auf dem See für gefährlich, doch ſeit die Dampfſchiffe eingeführt ſind, haben Reiſende ſich nicht mehr zu fürchten; jene Schiffe widerſtehen dem heftigſten Sturm. Die Fiſcher aber, welche in leichten Kähnen das Gewäſſer befahren, erkennen meiſtens an vorausgehenden Zeichen die Gefahr, und flüchten in einen Hafen. Fiſche halten ſich zahlreich und gern in dem klaren Gewäſſer auf, welches noch den Vortheil gewährt, daß es faſt niemals zufriert. Außer vielen anderen Arten, zum Theil von beträchtlicher Größe, fängt man jährlich eine ungeheure Menge ſogenannter Blaufellchen, welche für eine Leckerei gelten. Natürlich ziehen ſich nach einer ſolchen Nahrungsquelle auch viele Fiſch-freſſende Vögel, Reiher, Strandläufer, ſogar Möven und Taucher. Die Ufer des Sees ſind ſanft aufſteigend und herrlich mit Früchten, Obſt, und Wein angebaut. Die höheren Berge der Schweiz erblickt man nur in der Ferne. Beſonders lieblich nehmen ſich aber die zwei kleinen Inſeln aus, welche in den Erweiterungen des Sees gegen den Ausfluß des Rheines hin liegen, dort wo die alte Stadt Konſtanz hervorragt. Wie ſchön es an dem See ſein muß, ſieht man auch daran, daß fünf verſchiedene Staaten ſich ein Stück ſeines Ufers angeeignet haben. Im Süden die Schweiz, weſtlich Baden, nördlich Würtemberg und Baiern, öſtlich Öſtreich, welches mit ſeinem Tyroler Lande daran ſtößt.

15. Die Küſte der Nordſee.

Die merkwürdigſte Bewegung des Meeres iſt Ebbe und Fluth. Das Waſſer am Strande ſteigt und fällt in regelmäßigem Wechſel innerhalb 24 Stunden 50 Minuten 48 Sekunden zweimal. Das Steigen, welches 6 Stunden dauert, nennt man Fluth. Wächſ't es nicht mehr, ſo iſt hohe See, die nur ½ Stunde dauert. Fällt es und läuft vom Ufer zurück, Was wieder 6 Stunden anhält, ſo ſagt man: es ebbet. Im niedrigſten Stande (tiefer See) beharrt es wieder ½ Stunde, bevor es zu ſteigen beginnt. In der Oſtſee, die faſt gänzlich von Land umgeben iſt, ſpürt man keine Fluth, wohl aber in der Nordſee. Zuweilen überſteigt das Meer die gewöhnliche Höhe, und wird dann gefährlicher. Man nennt Dies Springfluth. Der Anwohner der Nordſee hat häufig damit zu kämpfen. Um ſich zu ſchützen, hat man deßhalb überall von den Niederlanden bis an Dänemark die Küſte mit koſtſpieligen Dämmen oder Deichen, 10 bis 20 Fuß, ja im Lande Hadeln (zwiſchen Weſer- und Elbmündung) 40 Fuß hoch eingefaßt. Zu den Deichen in Hadeln ſind Granitblöcke benutzt, die ſeltſam genug weit im Heideland, wo ſonſt kein Geſtein iſt, zerſtreut umherliegen. Um aber das Moorwaſſer, das heißt das aus den Sümpfen abfließende, los zu werden, hat man die Deiche mit Pforten (Sihlen) von 7 bis 20′ Weite verſehen. Zur Ebbezeit öffnen ſich die Sihlthüren und laſſen das Waſſer der Kanäle hinaus. Die ſteigende Fluth, natürlich weit ſtärker als das träge Moorwaſſer, drückt dann die Thüren wieder zu und verſchließt ſich ſelber den Eintritt ins Land. Zur Aufſicht der Deiche und Sihlen ernennet man geſchworne Männer, die den Titel Deichachter (Deichrichter) und Sihlachter führen. In

älteſter Zeit, bevor es ſolche nützliche Anſtalten gab, änderte das Meer gar oft und gewaltig die Geſtalt der Küſten, riß hier ganze Landſtriche ab, und ſetzte dort neue an. Aus früherer Landesgeſchichte weiß man, daß im 13. Jahrhundert die Bucht der Jahde (nicht weit von Bremen) entſtand, indem 7 Kirchſpiele zu Grund gingen. Später zu des Habsburgers Rudolf Zeit wurden 50 Ortſchaften an der Mündung der Ems von der See verſchlungen und der Meerbuſen Dollart bedeutend vergrößert. Dem Abreißen des Landes wehrt man ſeitdem mit mehr Sorgfalt. Das Anſetzen neuen ſchlammigen Landes aber läßt man ſich gern gefallen, und wo es tauglich iſt, wird es mit Dämmen eingefaßt, bebaut, und ein Polder genannt. Eine große Küſtenſtrecke der Nordſee erfreut ſich noch eines natürlichen Schutzes gegen den zu ſtarken Andrang der Wogen. Eilande nämlich oder Inſeln (frieſiſch Oog, däniſch Oe) liegen in einer Reihe vor ihr hin, und brechen die anſtürmende Fluth, wenigſtens an vielen Orten. An anderen Stellen haben ſich natürliche Dämme von angeſchwemmtem Sande gebildet, welche man Dünen nennt.

Das Innere des ebenen Landes beſteht theils aus Sandgegenden, worunter die größte und bekannteſte die Lüneburger Heide, nahe den Ufern der Aller und nördlich bis gegen die Elbe. Sie beſteht aus Kiefernwald und Heidekraut (deſſen zahlloſe Blüthen eine Lieblingsnahrung der Bienen ſind); aus Geeſtäckern (d. h. hochliegenden und mageren Grasplätzen), worauf man Heerden kleiner, ſchwarzer Schafe (Heidſchnucken) ſieht. Dazwiſchen liegen Dörfer, wenn auch ärmliche, hie und da an den Bächen umher, und zwar öfters von Eichen, Ellern, Buchen und Birken umgrünt, und mit Hafer-, Gerſte-, auch wohl Roggen-, Flachs- und Rübenfeldern umgeben. Aus der Schaf- und noch mehr aus der Bienenzucht wiſſen die Bewohner einigen Gewinn zu ziehen. — Zwiſchen den dürren Sandländern liegen nun wieder Moore oder Brücher hie und da trübſelig umher. Sie ſind ſpärlich mit kurzem, ſchilfigem Gras und etwa mit Binſen überzogen; überall tritt braunes, übel ſchmeckendes Waſſer zu Tag. Eine Todtenſtille ruht auf ihnen, höchſtens unterbrochen durch das Geſchrei des Kiebitzes, der dort ſein Neſt baut, oder durch den klagenden Laut des einſamen Moorhuhns. Oft erinnern nur die gradlinigen, widerlichen Einſchnitte der Torfſtecher, und die Abzugkanäle, an die Nähe der Menſchen. Solche Kanäle werden angelegt, um das Moorwaſſer, das ſich in die benachbarten fruchtbareren Lande ergießen würde, abzuleiten oder auch zur gänzlichen Entſumpfung der Moore. Es iſt ſchon an manchen Orten geglückt, auf ſolche Art Weiden, Wieſen und Felder zu ſchaffen, wo vorher nur traurige Einöde war. Nur die Torfmoore muß man erhalten, weil ihre Grasdecke unermeßliche Schätze an Torf, welcher dort das Brennholz erſetzen muß, gewährt. Meiſt iſt das Torflager nicht über 10, hie und da aber an 20 Fuß dick, ja in manchen Mooren hat man die Tiefe nicht ergründen können. In Baiern gibt es etwas Ähnliches. Dort heißen aber dieſe Sumpfgegenden Mooſe. Auch dieſe hat man nutzbar zu machen geſucht. Neben den Geeſtländern und Mooren befinden ſich aber an der Küſte der Nordſee noch M a r ſ ch e n. Die Ufer der untern Weſer begleitet Wieſen- und Ackergrund, anfangs ſchmal, dann ſich links und

rechts ausdehnend, daß immer mehr ſeitab der Geeſtboden zurücktritt Das Gleiche iſt in der Gegend der Ems und der Jahde und ebenſo im benachbarten öſtlichen Stromgebiet der unteren Elbe der Fall. Dieſe Marſchländer ſind oft von beträchtlicher Größe, und auf ſie gründet ſich der Reichthum von Holland und der Länder an der Nordſee überhaupt. Der Boden dieſer Marſchen iſt ſchwerer Boden, fetter als die reizenderen Gefilde im innern deutſchen Hügellande; daher hoher Graswuchs, reiche Triften, das trefflichſte Kornland, Gärten und Obſtpflanzungen. Nicht aus nahe zuſammengebauten Häuſern und Hütten beſtehen dort die Dörfer, ſondern aus weit von einander liegenden, ſtattlichen Gehöften, jedes mitten in ſeinen Äckern, Wieſen und Baumwerk, und von wohlhabenden Bauern bewohnt. Da vom Haus zur Kirche oft 1 bis 2 Stunden iſt, ſieht man oft den frieſiſchen Bauer zur Kirche reiten.

Beſchäftigungen in den Marſchen ſind vorzüglich Viehzucht, Ackerbau, Fiſcherei, auch Seehandel. Frieſiſches Rindvieh iſt berühmt, ebenſo Butter und Käſe. Auch die ſchweren Pferde, die man in großer Zahl aufzieht, kommen ins Ausland. Blos das jetzige Oſtfriesland verkauft jährlich über 44000 Faß Butter, über 4 Millionen Pfund Käſe, 4500 Stück Rindvieh und 3400 Pferde.

16. Die Teufelsmauer.

Die alten Römer wurden zwar von unſeren Vorfahren in der Schlacht im Teutoburger Wald beſiegt und wagten es nicht mehr, ſich an der Weſer und Elbe feſtzuſetzen; allein ſie behielten immer noch ein ſchönes Stück von Deutſchland an der Donau, am Neckar, Main und an dem Rhein. Dort legten ſie Städte an und befeſtigten dieſelben mit Mauern, damit ſie den Überfällen der wilden Krieger aus dem öſtlichen Deutſchland widerſtehen könnten. So ſind Wien, Augsburg, Straßburg, Speier, Worms, Mainz, Koblenz, Köln und andere Städte entſtanden. Und es war gut, daß die rohen Deutſchen ſo viel Nützliches von den Römern lernten, ſonſt wäre das Land noch lange waldig, ſumpfig und unangebaut geblieben. Es war aber auch gut, daß die meiſten deutſchen Stämme ihre Freiheit bewahrten, ſonſt wären die Römer Herren geblieben und deutſche Sprache und deutſche Sitte wäre untergegangen.

Den Römern war indeſſen die Nachbarſchaft der kriegeriſchen Deutſchen ſehr läſtig, denn ſie konnten nicht Mannſchaft genug aufſtellen, um die Gränze zu bewachen. Alljährlich brachen wilde Haufen hervor und plünderten und brandſchatzten die milderen und kultivirten Landſchaften. Da begannen die Römer eine Verſchanzung zu bauen von der Donau durch Franken und Schwaben nach dem Rheine zu, den ſie bei Koblenz erreicht. Dieſe Verſchanzung von 80 Meilen Länge beſtand aus einem Graben mit einer daran ſtoßenden Hecke, die mit Pfählen befeſtigt war, auch hier und dort kleinen Thürmen oder Kaſtellen. Sie ſicherte vor plötzlichen Überfällen und ließ den römiſchen Soldaten Zeit, ſich an der Stelle des Angriffs zu ſammeln. Freilich drangen zuletzt doch große deutſche Heere hinüber und vertrieben die Römer aus dem ganzen Lande.

Von dieſer über Berg und Thal hinziehenden Verſchanzung ſind nun jetzt noch an ſehr vielen Orten Spuren übrig und heißen hier die Teufelsmauer, dort die Pfahlhecke, oder der Pfahlgraben, auch der

Pfahlrain. Die Gelehrten haben an ſolchen Plätzen noch manche merkwürdigen Überreſte jener Zeit gefunden. Münzen mit dem Bildniſſe der römiſchen Kaiſer, Backſteine mit Inſchriften, thönerne Gefäße u. ſ. w., und es iſt gewiß billig, daß man die Denkmäler einer ſo uralten Zeit ſchont und aufbewahrt. Allein das Volk treibt auch ſeinen Aberglauben mit dieſen Bauwerken der heidniſchen Römer, wie ſchon der Name Teufelsmauer zeigt. Denn nachdem die Deutſchen das Chriſtenthum angenommen und vergeſſen hatten, Wer eigentlich den Wall gebaut habe, glaubten ſie, ein ſo erſtaunliches Werk müſſe von dem Teufel herrühren. Und da ſie dachten, der Teufel werde ſich ſein Eigenthum nicht nehmen laſſen, ſo bauten ſie lieber Nichts auf den Rain, ſondern ließen ihn wüſt liegen. Auch erzählte man ſchauerliche Geſchichten, wie der Satan am Weihnachtsabend über den ganzen Graben herfahre, in den daran ſtehenden Häuſern die Fenſter aufreiße und die Lichter ausblaſe. Wer aber das Herz auf dem rechten Fleck hatte, der konnte merken, daß alle dieſe Geſchichten entweder aus Furchtſamkeit oder aus Betrügerei entſtanden waren. Hatte einmal der Wind an jenem Abende einen Laden aufgeriſſen, ſo mußte es der Teufel gethan haben, und wollte ein neidiſcher Nachbar einem Anwohner des Pfahlgrabens ſeinen Weihnachtsabend verleiden, ſo ſprengte er ihm eine ſchwarze Katze wider das Fenſter. So war es immer mit dem Aberglauben. Aus Furcht beobachtete man nicht genau und ſah Geſpenſter, Hexen und Teufels-Erſcheinungen, wo Alles ganz natürlich zugegangen war.

17. Das Steinthal im Elſaß.

Die ſchöne Provinz Elſaß iſt freilich durch den dreißigjährigen Krieg und die darauf folgende Schwäche des deutſchen Reiches eine Beute der Franzoſen geworden; allein da ſie in früherer Zeit der Sitz eines echt deutſchen Volksſtammes, der Allemannen geweſen iſt, auch jetzt gar biedere, deutſch redende Landleute enthält, ſo iſt es immer der Mühe werth, einen Blick auf dieſe durch Ungerechtigkeit von uns getrennten Brüder zu werfen.

Man könnte von Straßburg reden, von ſeinem ſchönen und hohen Münſter, man könnte den blinden Dichter Pfeffel und andere im Elſaß geborene berühmte Männer erwähnen, allein es gibt noch etwas Lehrreicheres im Elſaß, die Geſchichte des Steinthales und des Pfarrers Oberlin.

Das Steinthal liegt in den Vogeſen, dem Gebirge, welches eigentlich Deutſchland von Frankreich trennt, und iſt durch eine tiefe Schlucht auf der einen, durch hohe Felſen auf den übrigen Seiten abgeſchnitten. Fahrwege aus dem Thal gab es früher gar nicht, und für die Fußgänger dienten Schrittſteine, bald in, bald neben dem Bette eines reißenden Gießbaches. Natürlich fand unter ſolchen Umſtänden faſt gar kein Verkehr der Bewohner dieſes Thales, die in zwei Dörfern und einigen Weilern lebten, mit der Außenwelt ſtatt. Da ſie überdies durch die Verwüſtungen im 30jährigen Kriege in Armuth verſunken waren, ſo lebten ſie faſt wie Wilde auf einer unbeſuchten Inſel. Ein Glück für ſie war, daß einer der Ihrigen die Kartoffeln in das Thal gebracht hatte, allein durch ſchlechte Behandlung waren dieſelben faſt wieder ausgeartet, ſo daß der Vortheil von dieſem nützlichen Ge-

wächs nicht gar groß war. Da führte die Vorſehung dieſen verwilderten Leuten hinter einander zwei vortreffliche Geiſtliche zu, durch deren Bemühungen das Schickſal des Thales eine ganz andere Wendung nahm. Der erſte hieß Stuber und trat im Jahr 1750 ſein Amt an. Das Erſte, wonach er ſich erkundigte, war die Schule. Man führte ihn in eine elende Hütte, wo geſchäftsloſe, lärmende Kinder zuſammengedrängt waren. Er fragte nach dem Lehrer. Man zeigte ihm einen alten Mann, der im Winkel auf einem Bette lag. Sind Sie der Schullehrer? fragte der Pfarrer. — Ja. — Was lehren Sie die Kinder? — Nichts. — Nichts? Wie ſoll ich Das verſtehen? — Weil ich ſelber Nichts weiß, antwortete der Mann unbefangen. — Und wie konnten Sie denn Schulmeiſter werden? — Nun ich hatte viele Jahre lang die Schweine im Dorfe gehütet, und als ich zu alt und zu ſchwach dazu geworden war, ſchickte man mich hierher, die Kinder zu hüten. — Ähnlich fand es auch der Pfarrer in dem andern Dorfe. Selbſt leſen lernten die Kinder nicht, weil es die Lehrer ſelbſt nicht ordentlich verſtanden. So ſehr war das Steinthal hinter der übrigen Welt zurückgeblieben, und ſo waren damals auch an anderen Orten die Schulen und die Lehrer gegen jetzt vernachläſſigt. Pfarrer Stubers erſte Sorge war, den Schulunterricht zu verbeſſern, Was ihm um ſo ſchwerer wurde, da das Schullehreramt ſein Anſehn ſo ſehr verloren hatte, daß keiner der geachteten Einwohner ſeinen Sohn dieſem Berufe widmen mochte. Ebenſo große Schwierigkeiten machte die Einführung eines ABCbuchs. Manche Leute meinten in den Sylben und Wörten, die den Kindern zum Leſen vorgelegt wurden, ſei eine Ketzerei oder Zauberei verborgen. Dennoch hatte nach 6 Jahren der brave Pfarrer Soviel gewonnen, daß ein Schulhaus errichtet war und ſelbſt die Erwachſenen in Sonntagsſtunden und Winterabenden Unterricht erhielten. Allein Stuber wurde auf eine andere Stelle als Pfarrer verſetzt, und ſein Nachfolger ſetzte das angefangene Werk nicht fort. Da hielt es der edle Stuber für Gewiſſenspflicht ſeine einträgliche Stelle zu verlaſſen und wieder in das Steinthal zurückzukehren und die Armuth mit ſeiner Gemeinde zu theilen. Als ihm jedoch ſeine Frau ſtarb, ſuchte er eine Predigerſtelle in der Stadt, jedoch nicht ohne vorher für einen zuverläſſigen Nachfolger geſorgt zu haben. Dieſer war Johann Friedrich Oberlin. Gerade weil die Pfarrſtelle im Steinthal ſchlecht, die Arbeit aber groß war, weil ernſtliche Hülfe dort noth that, ging Oberlin hin. Seine religiöſe Begeiſterung führte ihn anfangs einigemal zu weit, ſo daß die Bauern unwillig über ihn waren, aber ſeine Offenheit, ſeine Demuth, ſeine Thätigkeit für das öffentliche Wohl beſänftigten ihren Unwillen. Man folgte ihm, weil er überall ſelbſt Hand anlegte und ſich ſelber niemals ſchonte.

Einer ſeiner erſten Plane war, Verbindungswege zwiſchen dem Steinthal und den benachbarten Städten zu öffnen. Denn da die Bewohner weder Abſatz für ihre Erzeugniſſe finden, noch ſelbſt die nöthigen Ackerbauwerkzeuge ſich verſchaffen konnten, ſo begnügten ſie ſich mit dem dürftigſten Unterhalt und hatten für öffentliche Zwecke nie Etwas übrig. Oberlin verſammelte ſeine Pfarrkinder, ſchlug ihnen vor, einen Verbindungsweg zu der nach Straßburg führenden Heerſtraße zu bauen. Zu dieſem Zwecke mußten Felſen geſprengt, ein

feſter Dammweg längs des Bergſtroms angelegt und eine Brücke gebaut werden. Die Bauern hielten dieſen Vorſchlag für ganz unausführbar, aber des Pfarrers Worte wirkten ſo mächtig, daß ſie endlich ihren Widerſtand aufgaben und die ſchwere Arbeit begannen, bei welcher er ihr Anführer und thätiger Helfer war. Wohlthätige Freunde in Straßburg unterſtützen ihn; und im Jahr 1770 war die Brücke über den Bergſtrom gebaut und die Verbindung mit Straßburg eröffnet. Sein nächſtes Werk war die Anlegung von fahrbaren Straßen zwiſchen den Ortſchaften ſeines Kirchſpiels. Hatte er am Sonntage mit dem Ernſt und der Wärme, die ſeine Seele erfüllten, ſeine Pfarrkinder belehrt und erbaut, ſo ſah man ihn unbedenklich am Montage mit der Hacke auf der Schulter an der Spitze von 200 Arbeiten zum Straßenbau hinausziehen. Denn hier galt es ein Beiſpiel zu geben. Von ſeinen Einkünften, die ſich nur auf 500 Gulden jährlich beliefen, verwendete er noch einen Theil auf die Ausführung ſeiner Plane. Auch legte Oberlin jetzt einen Vorrath von den nöthigen Werkzeugen an, die bisher mit Zeitverluſt von Straßburg hergeholt worden waren und gab den Käufern einen billigen Kredit; ja er gründete mit ſeinen geringen Mitteln eine Leihanſtalt, wo Jeder, der pünktliche Rückzahlung verſprach und einhielt, kleine Darlehen zur Anſchaffung der dringenden Bedürfniſſe erhielt. Mehrere der fähigſten jungen Leute ſchickte Oberlin nach Straßburg, um dort bei Maurern, Zimmerleuten, Wagnern, Schmieden und Glaſern die Lehrjahre auszuhalten und nach ihrer Rückkehr in die Heimath ihre erworbenen Geſchicklichkeiten auszuüben und zu verbreiten. Nach einigen Jahren ſah man ſtatt der elenden Wohnungen, die zum Theil in die Bergwände gegraben waren, bequeme Häuschen, wobei tiefe Keller angelegt waren, um Kartoffeln und andere Vorräthe vor Froſt zu ſchützen. Auf die Verbeſſerung des Ackerbaues richtete Oberlin gleiche Sorgfalt. Er ließ Samenkartoffeln aus fremden Gegenden kommen, um die ausgearteten einheimiſchen zu erſetzen. Ebenſo beförderte er den Flachsbau, indem er Leinſamen von der Oſtſee herbeiſchaffte; den bis dahin unbekannten Kleebau führte er ein, und zum Anbau verſchiedener nährenden und arzneilichen Pflanzen gab er Anweiſung und Beiſpiel. Laßt Nichts verloren gehen! war einer ſeiner Lieblingsſprüche. Er gab ſeinen Pfarrkindern Anleitung, aus Blättern, Binſen, Moos und Tannennadeln Dünger zu bereiten und gewährte kleinen Kindern Preiſe, wenn ſie Lumpen und Lederſtücke zu demſelben Zwecke benutzten. Vorzüglich aber wirkte er durch ſein Beiſpiel. Er verwandelte einen verödeten Garten, der zum Pfarrhauſe gehörte, in eine Baumſchule, einen anderen in eine Obſtanlage, und als dieſe Pflanzungen unter ſeiner ſorgfältigen Pflege gediehen, wurde ſoviel Nacheifrung erweckt, daß bald alle Häuſer von einem Kranze von Obſtbäumen und wohl gepflegten Gärten umgeben waren. Der glückliche Erfolg dieſer Unternehmungen machte die Bewohner des Steinthales für umfaſſendere Entwürfe empfänglich. Oberlin veranlaßte die Bauern, Stallfütterung einzuführen und die weniger einträglichen Weiden in Ackerland zu verwandeln, wodurch ſie ſelbſt in ſchlechten Jahren hinreichend Getraide erzeugten. So große Schwierigkeiten der ſteinige Boden entgegenſetzte, auch dieſe Bemühungen hatten glücklichen Erfolg und im 11. Jahre

ſeines Pfarramtes ſtiftete er einen Verein für Ackerbau, welcher mit auswärtigen Vereinen der Art in Verbindung trat und im Stande war, jährlich Preiſe an fleißige Obſtpflanzer zu vertheilen.

Auch für die Schulen war Oberlin ſo thätig, daß das Steinthal ſich auch in dieſem Punkte bald im ganzen Elſaß auszeichnete. Die Kinder lernten mit Luſt, weil ſie ſahen, daß nicht nur ihr Lehrer, ſondern auch ihr Pfarrer und ihre Eltern ihre Freude daran hatten und mit der größeſten Anſtrengung alles zum Unterricht Nöthige herbeiſchafften. Ganz beſonders merkwürdig aber iſt, daß im Steinthale durch Oberlin die erſte Kleinkinderſchule in ganz Europa entſtand. Schon früh hatte er die Nachtheile bemerkt, welche die jüngeren Kinder leiden, während die älteren die Schule beſuchen, die Eltern aber ihren Berufsarbeiten nachgehen. Nicht blos Gefahren für Leben und Geſundheit ſind die unbeaufſichtigten Kleinen ausgeſetzt, ſondern ihr Geiſt kann ſich in der Einſamkeit nicht entwickeln, deßhalb bleiben ſie zurück. Oberlin machte ſeine Frau auf dieſes Übel aufmerkſam und dieſe, welche ebenſo menſchenfreundlich dachte als ihr Gatte, beſtellte Aufſeherinnen, welche die Kinder von 2 bis 6 Jahren um ſich ſammelten und dieſelben mit Spiel und kleinen Arbeiten beſchäftigten. Unter dieſen Aufſeherinnen befand ſich ein junges Bauernmädchen, welches als die eigentliche Begründerin der Bewahranſtalten zu betrachten iſt, weil ſie nach dem bald erfolgten Tode der Pfarrerin die Idee derſelben ausführte und verbeſſerte. Dieſes tugendhafte Mädchen, welches zugleich in dem Hauſe des Pfarrers Oberlin zuerſt als Magd, dann als Haushälterin ſeine jüngeren Kinder erzog und ohne alle Belohnung ſich allen Dienſten unterzog, bald die Kleinen beaufſichtigte, bald Kranke beſuchte, Arme unterſtützte und in alle ſeine menſchenfreundlichen Plane einging und darum von ihm als Tochter angenommen wurde, hieß Luiſe Schepler und iſt eins der ſchönſten Beiſpiele weiblicher Vortrefflichkeit. Auch wurden ihre Verdienſte, ſo wie die ihres Pflegevaters um das Steinthal nicht blos von der Gemeinde ſelbſt, ſondern zuletzt auch von der franzöſiſchen Regierung anerkannt. Luiſe Schepler erhielt einen Preis von 5000 Franken, den ein edler Mann in Paris für Diejenigen ausgeſetzt hatte, welche ſich um das Wohl der Menſchheit am meiſten verdient machten. Sie beſtimmte dies Kapital ihrer Kleinkinderſchule und behauptete der Ruhm gebühre nicht ihr, ſondern der verſtorbenen Pfarrerin. Der alte Oberlin erhielt einen Orden und wurde in den Stand geſetzt, ohne ſolche Entbehrungen, wie früher zu leiden, ſein wohlthätiges Leben fortzuſetzen. Die ſchönſte Anerkennung aber fand er bei ſeinem Tode im Jahre 1826. Nicht blos ſeine Pfarrkinder von dem älteſten bis zum jüngſten begleiteten mit Thränen die Leiche des Vaters Oberlin, ſondern auch eine ungeheure Zahl ſeiner Verehrer aus der Umgegend. Und zwar machte die Konfeſſion dabei keinen Unterſchied. Katholiſche Frauen in Trauer gekleidet knieten rings um den Begräbnißplatz in ſtillem Gebete, und mehrere katholiſche Geiſtlichen ſaßen in ihrer Kirchenkleidung unter den proteſtantiſchen in der Kirche. Und damit ſein Werk nicht untergehe, wurden Beiträge zu einer Stiftung, die Oberlins Namen führt, geſammelt. Alles Dies kann man weitläufiger in den Büchern leſen, welche Oberlins Leben beſchreiben.

18. Die deutſchen Bundesſtädte.

Von den vielen freien Städten des alten deutſchen Reiches ſind nur 4 übrig geblieben, die großen Handelsſtädte Hamburg, Bremen, Lübeck und Frankfurt. Die drei erſteren liegen in Niederdeutſchland, zwar nicht unmittelbar an dem Meere, aber doch nahe genug, um vermittelſt der in ihrer Nähe mündenden Flüſſe Seehandel treiben zu können. Frankfurt kann ſich an Schifffahrt mit jenen nicht meſſen, denn der durchfließende Main iſt nur ein Strom zweiten Ranges, auf welchem blos kleine Schiffe fahren können. Deſto wichtiger iſt Frankfurts Handel zu Lande, welcher durch zwei jährliche Meſſen unterſtützt wird, und welchen die nach verſchiedenen Seiten angelegten Eiſenbahnen wohl noch verſtärken werden.

Die unbedeutendſte der vier Städte iſt jetzt Lübeck. Vor Zeiten dagegen war ſie die mächtigſte Stadt in ganz Deutſchland, ſie ſtand damals an der Spitze des großen Städtebundes (der Hanſa) und konnte es mit manchem Königreiche aufnehmen. Als man aber einen Weg zur See nach Oſtindien entdeckt, als England und Holland ſich des Handels auf dem großen Weltmeer bemächtigt hatten, und auch Rußland die Deutſchen immer mehr von der Oſtſee zurückdrängte, da kam Lübeck in Verfall und hat nur noch Spuren ſeiner ehemaligen Größe. Seine 30 000 Einwohner machen nur ungefähr die Hälfte der Bevölkerung Bremens oder Frankfurts aus, und Hamburg hat ſich gar zu einer faſt ſechsmal ſtärkeren Einwohnerzahl erhoben. Mit dem Hafen Lübecks hat es dieſelbe Bewandtniß, wie mit dem Hamburgs und Bremens, er iſt nur für die kleineren Schiffe zugänglich, die größeren müſſen bei Travemünde liegen bleiben, wo der Travefluß ſich in die Oſtſee ergießt. Doch ſteht dieſer an ſich nicht ſehr große Fluß mit anderen ſo in Verbindung, daß aus dieſer ein Kanal bis in die Elbe führt, und man wohl auch zu Waſſer nach Hamburg kommen kann. Von Lübeck geht eine regelmäßige Dampfſchifffahrt nach Petersburg, der Hauptſtadt des ruſſiſchen Reiches, es fehlen aber noch Eiſenbahnen, um Lübeck an allen Vortheilen des jetzigen Verkehrs Theil nehmen zu laſſen. Unter ſeinen alten Gebäuden ſind viele ſehr anſehnlich und hoch, wodurch die Stadt ein gar ſtattliches Anſehen erhält. Es ſind ſogar zwei Kirchen da, deren jede zwei gleiche Thürme beſitzt, die zu den höchſten in Deutſchland gehören. In einer dieſer Kirchen befindet ſich nicht nur eine äußerſt große Orgel, ſondern auch eine Uhr, welche nicht blos die Stunden, Tage und Jahre, ſondern auch den Aufgang der Sonne, die Finſterniſſe an Sonne und Mond und Ähnliches angibt.

Hamburg iſt nach Wien und Berlin die größeſte Stadt in Deutſchland überhaupt und trotz der Verluſte, die es durch den großen Brand im Jahr 1842 erlitten hat, eine der reichſten Handelsſtädte in ganz Europa. Ihre 160 000 Einwohner leben faſt alle von dem Handel und der Schifffahrt und die ganze Stadt iſt für ſolche Zwecke eingerichtet. Deßhalb iſt ſie großentheils von Kanälen durchſchnitten, worauf man die Waaren in die Magazine und heraus transportirt, wodurch freilich der niedrig liegende Theil der Stadt noch leichter als ſchon ſeiner niedrigen Lage nach überſchwemmt wird. Zu den Schönheiten von

Hamburg gehört ein rings mit Alleen umgebener Weiher, worauf man im Sommer in Nachen, im Winter in Schlitten fährt oder Schlittſchuhe läuft, und wo ſich zu allen Zeiten wenigſtens Spaziergänger ſammeln. Das Innere der Stadt war früher ſehr unfreundlich, wegen der engen Straßen und hohen Häuſer und vorzüglich wegen der ſogenannten Gänge, welche enge überbaute Gäßchen ſind, wo in einem einzigen Gebäude oft 20 bis 30 arme Familien wohnen. Denn auch hier findet ſich die traurigſte Armuth neben dem glänzendſten Reichthum. Durch den großen Brand hat ſich darin Manches geändert, denn man baut wenigſtens jetzt hellere und geſündere Wohnungen ſtatt der alten wieder auf. Daß der Michaelsthurm zu Hamburg der höchſte in Deutſchland ſein ſoll, indem er ſich 456 Fuß erhebt, iſt für den Fremden nicht ſo wichtig als der Anblick des Hafens mit ſeinen Hunderten von Maſten und Wimpeln, mit den Matroſen und Schiffskapitänen aller Nationen, mit den ankommenden und abgehenden Fremden und den aufgethürmten Waarenballen. Wer dergleichen noch nicht geſehen hat, kann ſich kaum eine Vorſtellung davon machen.

Ähnlich, nur minder groß iſt **Bremen** an der Weſer (50000). Für den Verkehr mit Amerika iſt Bremen noch bedeutender als Hamburg. Zahlloſe Auswanderer aus Deutſchland nehmen dorthin ihren Weg, um auf dem Verdeck eines vollgepfropften Schiffs ihr ſchönes Vaterland zu verlaſſen und einer ungewiſſen Zukunft entgegen zu gehen. Auch in Kaffee und Zucker, beſonders aber in Tabaksblättern machen die Bremer Kaufleute große Geſchäfte. An Cigarrenfabriken, wo die Tabaksblätter zuſammengerollt werden, fehlt es ebenfalls nicht. Als Merkwürdigkeit gilt der Rathskeller in Bremen mit ſeinem 12 Stückfäſſern 200 jährigen Rheinweins, wovon natürlich nur ſelten Gebrauch gemacht wird. Daß ſich in Bremen aber auch andere Dinge gut aufbewahren, beweiſ't der Bleikeller unter der Hauptkirche. In dieſem haben ſich ohne beſonderes Zuthun eine Anzahl Leichname unverweſ't und ganz friſch erhalten. Auf dem Geſichte eines Dachdeckers, der während ſeiner Arbeit herabſtürzte, drückt ſich noch jetzt die Todesangſt aus.

Frankfurt am Main iſt wohl zu unterſcheiden von der gleichnamigen Stadt an der Oder, welche ebenfalls jährlich Meſſen hält und vormals eine Univerſität beſaß, aber noch nicht halb ſo groß iſt als die freie Stadt Frankfurt (60000). Dieſe liegt in dem ſehr freundlichen Mainthale, nur 4 Meilen oberhalb der Mündung des Mains in den Rhein, welche 4 Meilen aber jetzt auf der Taunus-Eiſenbahn in einer Stunde zurückgelegt werden. Die Umgegend iſt von der größeſten Fruchtbarkeit und gleicht einem großen Wein-, Gemüſe- und Obſtgarten, woraus die ſchönſten Landhäuſer hervorblicken. Der benachbarte Taunus und der nicht ſehr ferne Speſſart und Odenwald geben der Gegend zugleich einen intereſſanten Hintergrund, weßhalb ſie ſelbſt von den aus den berühmten Rheingegenden kommenden Reiſenden noch immer ſchön gefunden wird. Dazu enthält Frankfurt, die alte Krönungsſtadt der deutſchen Kaiſer, der Sitz der deutſchen Bundesverſammlung, der Wohnort der reichſten Kaufleute und Bankiers, Merkwürdigkeiten genug, um ſich Tage lang darin umzuſehen. Zwar hat nur ein kleiner Theil der Stadt gerade und breite Straßen, allenthalben aber ſieht man prächtige Häuſer, reiche Läden und vortreffliche Sammlungen

von Kunſt- und Naturſeltenheiten. Zur Meßzeit ſind die Kai's an dem Main und andere öffentlichen Plätzen mit Buden beſetzt, wozwiſchen ſich ganze Wogen von Fußgängern drängen, während die Straßen mit Fuhrwerk bedeckt ſind. An Gegenſtänden zum Beſchauen, z. B. Menagerien, Kunſtreiter-Vorſtellungen u. ſ. w. iſt dann natürlich auch kein Mangel. Der Fremde wird indeſſen vielleicht lieber das Monument der bei der Erſtürmung von Frankfurt gefallenen heſſiſchen Krieger, oder des aus Frankfurt gebürtigen großen Dichters Göthe betrachten. Auch die große Orgel in der lutheriſchen Hauptkirche, ſowie das Grabmal des deutſchen Königs Günther in dem Dome, wo vormals die Kaiſer gekrönt wurden, wird Viele intereſſiren. Nicht minder das Rathhaus, der Römer genannt, wo die Kaiſer gewählt wurden, und welches jetzt zu den Sitzungen des Senats der Stadt dient. Hier iſt auch der berühmte Kaiſerſaal, wo der neugekrönte Kaiſer, von Reichsgrafen bedient, ſpeiſ'te, während die Reichs-Erzbeamten ihre Dienſte verrichteten. So ritt z. B. der Reichs-Erzmarſchall (der Kurfürſt von Sachſen) zu einem auf dem Platze vor dem Römer aufgeſchütteten Haufen Hafer, füllte ein kleines ſilbernes Maaß und überreichte es dem Kaiſer, worauf der übrige Hafer dem Volke preisgegeben wurde. Der Erzkämmerer (Kurbrandenburg) ſchöpfte einen Becher mit Waſſer zum Waſchen von dem mitten auf dem Platze ſtehenden Springbrunnen. Der Erztruchſeß (Kurpfalz) ging nach der auf dem Markte erbauten Küche, wo ein ganzer Ochſe gebraten wurde, ſchnitt davon ein Stück ab und trug es auf die kaiſerliche Tafel, worauf der gebratene Ochſe mit dem ganzen Gebäude dem Volke preisgegeben ward. Der Erzſchatzmeiſter (Kurbraunſchweig) warf Krönungsmünzen unter das Volk, und der Erzſchenk (Böhmen) verrichtete erſt bei Tafel ſein Amt, indem er dem Kaiſer den erſten Trunk reichte. Dieſer ſpeiſ'te allein; allein während der Mahlzeit floß aus einem neu erbauten Springbrunnen für das Volk rother und weißer Wein. Dieſer Saal wird jetzt wieder aufs neue mit den Bildniſſen der deutſchen Kaiſer geziert, ſowie auch in einem anderen Gemache die ſogenannte goldne Bulle, ein Grundgeſetz über die Kaiſerwahl und die Rechte der Fürſten, aufbewahrt wird. Der Name Bulle heißt ſo viel als Kapſel, weil das Siegel dieſes auf Pergament geſchriebenen Geſetzes in eine goldne Kapſel eingeſchloſſen iſt. Daß Frankfurt die alte deutſche Kaiſerſtadt iſt, ſoll auch dadurch ausgedrückt werden, daß auf der Mainbrücke ein Standbild Karls des Großen errichtet worden iſt. Denn dieſer Kaiſer ſoll an dem Orte, wo er mit ſeinen Franken durch eine Furt des Maines zog, die Stadt gegründet, und den auf dem linken Ufer gelegenen Stadttheil Sachſenhauſen mit beſiegten Sachſen bevölkert haben. Gewiß iſt wenigſtens, daß Karl der Große in Frankfurt eine große Verſammlung von Biſchöfen hielt, Was an einem kleinen Orte nicht wohl geſchehen konnte.

19. Die Taunuseiſenbahn.

Eine der erſten in Deutſchland ausgeführten Eiſenbahnen war die Taunusbahn von Frankfurt nach Mainz, welche 7 Stunden weit meiſtens durch das naſſauiſche Gebiet am Ufer des Mains und am Fuße des Taunusgebirges herführt. Es ſind freilich keine Tunnels

unter der Erde gegraben, auch keine Viadukte über Thäler und Schluchten weggeführt worden, der Boden war vielmehr im Ganzen dem Werke ſehr günſtig. Dafür iſt die Bahn aber eine der frequenteſten und durch ihre ſorgfältige Verwaltung vor allen Unfällen geſchützt worden, während in England, Frankreich und noch mehr in Amerika die Eiſenbahn-Fahrten oft ſehr unglücklich ablaufen. Denn bei der ungeheuren Schnelligkeit, womit die Lokomotive den Wagenzug auf einer Eiſenbahn forttreibt, muß die geringſte Abweichung aus der Bahn oder der Zuſammenſtoß mit irgend einem entgegenſtehenden Körper die ſchrecklichſte Erſchütterung zur Folge haben. Und Was noch ſchrecklicher iſt, es ſind ſchon ganze Wagenzüge in Brand gerathen und Menſchen und Waaren ſind mit allen Fuhrwerken in Aſche verwandelt worden. Bei gehöriger Vorſicht aber gleiten die Wägen, von der Dampfmaſchine gezogen, über die eiſernen Schienen, wie Schlittſchuhe über das ſpiegelglatte Eis, und man legt auf dieſe Weiſe 8 Wegſtunde in einer Zeitſtunde zurück. Die Einrichtung der Bahnhöfe zu Mainz und Frankfurt iſt ſehenswerth. Das Getümmel der mit den Dampfbooten auf dem Rhein ankommenden und mit der Eiſenbahn weiter gehenden Fremden unterhält auch den Zuſchauer; ältere Leute aber ſtaunen, daß es jetzt durch Hülfe der Dampfmaſchinen möglich iſt, von Frankfurt nach Elberfeld, einen Weg von 30 Meilen in einem einzigen Tage zurückzulegen, und zwar ohne die Beſchwerden und Strapatzen früherer Reiſen.

20. Der Brand von Hamburg.

Es war Donnerstag, am fünften Mai 1842, am Tage der Himmelfahrt des Erlöſers, eine Stunde nach Mitternacht, als die Feuerglocken in der alten Hanſaſtadt erhallten. Es brannte im Nikolaikirchſpiele, in der Deichgaſſe. Ein verjährtes Vorurtheil, überkommen aus alten Zeiten, als wären die Löſchanſtalten von Hamburg die beſten der Welt, ließ die Bürger ruhig ſchlummern, oder das Feuerzeichen als einen unnützen Lärm betrachten. Dieſe blinde Zuverſicht ließ die Bewohner von Hamburg ſelbſt da noch nicht an die furchtbare Größe des nahenden Unglücks glauben, als wenige Stunden nach dem Ausbruche des Feuers ein Südweſtwind ſich erhob und die Flammen an einen Speicher trieb, in welchem ſich mehrere hundert Kiſten Schellack befanden, und als bald auch einige andre mit Steinkohlen und Steinkohlentheer angefüllte Gebäude von denſelben ergriffen wurden. Doch als die Gluthen auch aus den Speichern des Rödingsmarktes emporleuchteten, ſchwand die thörichte Sicherheit, und man ſuchte endlich mit aller Kraft ſich dem verderbenden Elemente entgegen zu ſtellen. Doch ſchon war der Menſch der Gefahr nicht mehr gewachſen. Das Feuer, welches bereits an verſchiedenen Stellen und in verſchiedenen Straßen aufleuchtete, theilte das Zuſammenwirken der Löſchanſtalten und hemmte um ſo mehr die Geſammtanſtrengungen, da bereits brennendes Öl und brennender Spiritus in die Kanäle floß. Einige Stunden vor Mittag brannten bereits die Häuſer und die hölzernen Fleiſcherſtände des Hopfenmarktes, und die Flammenwogen näherten ſich der Nikolaikirche. Der Himmel war mit finſtern Rauchwolken bedeckt. Die Bevölkerung von

Hamburg drängte ſich auf den Straßen um Hülfe zu leiſten, oder ſich von der Größe des Unglücks zu überzeugen; in entgegengeſetzter Richtung flüchteten die unglücklichen Abgebrannten, belaſtet mit der wenigen Habe, die ſie gerettet hatten. Dazwiſchen raſſelten Kanonen und Geſchützwägen: denn bei der Nutzloſigkeit alles Löſchens und Niederreißens mit Haken hatte man ſich zur Sprengung und zum Niederſchießen der Häuſer entſchloſſen.

Es war gegen ein Uhr Nachmittags, als an der Spitze des hoch über alle anderen Gebäude ragenden Nikolaithurmes der erſte Rauch aufſtieg, dem bald die helle Flamme folgte.

Das furchtbarſte Entſetzen erfaßte jetzt jede Menſchenbruſt. Alle Hoffnung war dahin; gränzenloſe Verwirrung herrſchte überall; der nahende, nunmehr unvermeidliche Einſturz des Thurmes konnte das Leben von Tauſenden vernichten und die Flammen über die ganze Stadt hinaus ſchleudern. Um drei Uhr brannte der ganze Thurm. Sein Glockenſpiel, von der Hitze in Bewegung geſetzt, ſchrillte in entſetzlichen Tönen auf die ſtarrende Menge nieder; das geſchmolzene Kupferdach floß an den Mauern hinab. Gegen fünf Uhr wankte die Spitze und wenige Augenblicke nachher ſtürzte der Thurm nach der Seite des Kirchhofs nieder. Unergründet wird es bleiben, wie viele Menſchen unter ſeinem Sturze begraben wurden; das feſte Mauerwerk der Kirche war nun der Krater, aus dem ſich die Gluthen von geſchmolzenem Glockengut, Eiſen, Kupfer und Blei ergoſſen. Nicht Funken wirbelten mehr zur Höhe hinauf; gewaltige Feuerballen flogen durch die Lüfte und zündeten in die fernen Straßen. Der Abend nahte: aber es blieb die leuchtende Tageshelle, und man konnte den Brand nicht mehr nach Häuſern, ſondern nur noch nach Straßen berechnen. In der Nacht vom 6. auf den 7. Mai wogte das Feuer bereits in der Nähe der Petrikirche. Um neun Uhr leuchtete auch dieſer herrliche Thurm in allen Farbenlichtern gen Himmel lodernd empor und läutete ſich ſelber das Sterbelied: „Allein Gott in der Höh' ſei Ehr!“ Mit der Vernichtung dieſer herrlichen Pyramide ſank der letzte der Thürme in Ruinen, die das Hamburger Wappen „drei Thürme“ bilden.

Menſchenkraft war zur Ohnmacht geworden; nur Gott allein konnte noch helfen! Und er half. Ein mächtiger Regen, der drei Stunden anhielt, endete das Vordringen der Flammen und gab den Verzagenden neuen Muth, das furchtbare Element zu bekämpfen.

Die Verheerung dieſes Brandes erſtreckte ſich ohngefähr über den dritten Theil der Stadt. Ohne Obdach waren mehr als einundzwanzigtauſend Menſchen. In der Feuersbrunſt kamen mehr als ſechzig Menſchen um; verwundet wurden hundert und ſieben. Von dem Volke wurden wegen Verdachts der Brandſtiftung elf Perſonen ſchwer verletzt.

Aber die Kunde eines ſo ungeheuren Unglücks weckte auch allgemeine Theilnahme. Nicht blos augenblickliche Hülfe mit Lebensmitteln und Kleidungsſtücken wurde geleiſtet, ſondern eine Summe von mehr als 4 Millionen Gulden aus allen Gegenden Deutſchlands und Europa's, ja aus Amerika zuſammengeſteuert, um die Noth der Bedrängten zu lindern und den baldigen Aufbau der eingeäſcherten Straßen möglich zu machen. So öffnet großes Unglück die Herzen der Menſchen der Bruderliebe.

21. Die Umgebungen von Hamburg.

Zu dem Gebiete der freien Stadt Hamburg gehören unter Andern die Vierlande, 4 von Deichen überall eingeſchloſſene Landſchaften, welche zwiſchen der Elbe und einem ihrer Nebenflüßchen liegen und von 7000 Menſchen bewohnt ſind. Die Vierlande ſind ein außerordentlich geſegneter Landſtrich. Die niedrige Lage der Ländereien, welche jährlich vom Ende des Herbſtes bis zu Anfange des Frühlings mit Waſſer überfloſſen ſind, machen ſie zu einem nordiſchen Ägypten, denn hier ſo wie dort laſſen dieſe Überſchwemmungen den fetteſten Dünger zurück. Daher ein Wachsthum wie in Ägypten, vorzüglich durch Begünſtigung des milden Klimas, indem ſowohl die Deiche, als die Hügelkette im Norden und Oſten die Landſchaft gegen kalte Winde ſchützen. Überraſchend und herrlich, ſelbſt großartig iſt der Anblick des von der Elbe und ihren Armen umflutheten Landes. In ſeinem Innern zeigt es ſich freundlich und lieblich als ein Bild der Ordnung, des regſamen Fleißes und des Überfluſſes. Von unzähligen Gräben zur Ableitung der Gewäſſer durchſchnitten, welche überall mit Bäumen oder Gebüſchen umpflanzt ſind, von Deichen zur Abwehr der Fluthen umgeben, bietet dieſe fruchtbare Landſchaft ungeachtet ihrer ebenen Fläche durch ihre freundlichen Kirchen, Wohnungen und Obſtbaumgruppen vielfache Abwechſelungen und ſelbſt überraſchende Parthien dar. Unabſehbare Weizenfelder, Wieſen von üppigſtem Graswuchs wechſeln mit weitläuftigen Gemüſe-, Obſt- und Blumengärten, wie auch mit Himbeer- und Erdbeer-Feldern. In der Blüthenzeit des Frühlings erſcheint dieſer große Garten, in ſeiner Art ſchwerlich übertroffen, in der herrlichſten Pracht der Natur. Man findet kein Fleckchen, das nicht mit Einſicht und Sorgfalt benutzt wäre. Denn die Vierländer ſind die geſchickteſten Obſtgärtner, und ziehen ſelbſt trotz der nördlichen Lage die vortrefflichſten Pfirſiche und Aprikoſen. Vorzüglich gedeihen jedoch die Kirſchen und Pflaumen. Mancher Landmann verkauft jährlich 20000 bis 30000 Pfund Kirſchen nach Hamburg. Erdbeeren und Himbeeren werden auf beſonderen Feldern in ſehr großer Menge gezogen, ſo wie auch mediziniſche Pflanzen. Die Erdbeeren hat man ſo zu veredeln gewußt, daß ſie die vorzüglichſten im nördlichen Deutſchland ſind. Jährlich werden für 50,000 bis 60,000 Mark (à 42 Kreuzer) Erdbeeren nach Hamburg verkauft. Eben ſo ausgezeichnet iſt der Gemüſebau. Die Erbſen werden ſchon im Januar in Stuben aufgezogen und dann im Februar und März ins Freie verlegt; Kartoffeln werden in Körben an den Decken der Wohnzimmer aufgehängt, dort zum Keimen gezwungen und hernach mit ſorgfältiger Schonung der Keime ins Land gepflanzt. Hausthiere aller Art, ſo wie zahmes Geflügel findet man in bedeutender Anzahl und von beſonderer Güte. Die Kühe namentlich ſind groß und ſchön, und man rechnet, daß eine gute Kuh täglich 12 Kannen (Maaß) Milch liefert. Die Bewohner der Vierlande ſtammen wahrſcheinlich von Koloniſten ab, die im 12. Jahrhundert aus den Niederlanden hierher verſetzt wurden, und zeichnen ſich durch ihre Kleidertracht ſowohl, als manche ihnen ausſchließlich eigene Sitten und Gebräuche aus, ſo daß ſie als ein von ihren übrigen Nachbarn ganz verſchiedener Volksſtamm gelten. Von der Natur mit ſtarkem Körperbau, Kraft und Geſundheit begabt, ſind ſie regſam und fleißig, dienſtwillig, höflich, beſcheiden, aufgeklärt und fromm, voll

Liebe zu ihrem Lande und voll Ergebenheit gegen ihre Obrigkeit. Betriebſamkeit iſt ihnen angeboren, und dieſe beſchränkt ſich nicht allein auf den Land- und Gartenbau, ſondern ſie weiß auch erlaubten Gewinn und Reichthum zu erzielen. Sie gehören zu den unternehmendſten und gewandteſten Handelsleuten. Zu jedem rechtlichen Betriebe werden ſie von der früheſten Jugend angehalten; zehnjährige Kinder beiderlei Geſchlechts findet man ſchon als Verkäufer von mancherlei Gegenſtänden auf dem Markte und in den Straßen Hamburgs. Die Weiber und Mädchen ſind beſonders als gewandte Gemüſe-, Blumen- und Obſthändlerinnen bekannt. Selbſt bis Leipzig und Braunſchweig ziehen die Vierländer zur Zeit der Meſſen mit marinirten (eingemachten) Neunaugen und geräuchertem Lachs, und verſorgen die dortigen Garküchen mit dieſen Leckereien. Überhaupt treiben ſie eine bedeutende Fiſcherei und wiſſen mit Rudern und Netzen gut umzugehen. Ihre Wohnungen zeugen im Innern und Äußern von der Wohlhabenheit, dem Ordnungs- und Reinlichkeitsſinne und dem originellen Geſchmacke ihrer Bewohner. Durch den buntfarbigen Oelanſtrich des Holzwerks, durch die vielfach angebrachten Sinn- und Sittenſprüche, durch die ſpiegelhellen Glasſcheiben, durch die mit feinen Obſtſorten umpflanzten oder mit Weinſtöcken umrankten Wände ſtellen ſie ſich ſchon im Äußern dem Auge freundlich dar, und dieſem freundlichen Äußern entſpricht auch das Innere, worin überall holländiſche Reinlichkeit herrſcht. Die mit Holzwerk, zum Theil auch mit buntfarbigen und glaſirten holländiſchen Fließen (thönernen gebrannten Platten) getäfelten Wände der Stuben prangen mit frommen Sprüchen, mit Blumen und Thieren, ſelbſt das hölzerne Hausgeräthe iſt häufig reich und nicht ohne Geſchmack verziert. Dieſer Sinn für Schnitzwerk, bunte Malerei und Vergoldung erſtreckt ſich ſogar auf ihre Wägen und Kähne, die man ſelten ohne irgend eine Verzierung dieſer Art ſieht. Zur Erhaltung ihrer Eigenthümlichkeiten in ihrer Lebens-, Denk- und Handelsweiſe trägt viel bei, daß ſie ſich nur unter ſich ſelbſt verheirathen. Auf dieſe Weiſe ſind beinahe alle unter einander verſchwägert, und gewiſſe Eigenheiten werden in den Familien unverändert fortgepflanzt.

22. Das Königreich Hannover.

Dies deutsche Königreich, dessen vormalige Kurfürsten den königlichen Thron von England bestiegen haben, und welches lange von England aus regiert worden ist, hat jetzt einen eigenen König, dessen Residenz die Stadt Hannover ist. Es ist halb so gross als Baiern, hat aber nicht mehr Einwohner als Würtemberg, oder Sachsen (1 760 000). Denn der grösseste Theil des Landes besteht aus einer wenig fruchtbaren Sandebene, welche nur in den Flussthälern und nahe an der See zu fetten Marschländern wird. Dabei wohnen die Einwohner meistens in einzelen Höfen zerstreut, und grosse adelige Güter beschränken das Fortkommen des kleinen Ökonomen. Der südliche abgetrennte Theil mit der berühmten Universitätsstadt Göttingen ist von dem Harze durchzogen, dessen berühmteste Bergstädte z. B. Goslar und Klausthal hannöverisch sind. Das eigentliche Hannover, zwischen Elbe, Weser und Nordsee wird von der wasserreichen, aber trägen Aller durch-

flossen, welche die Leine aufnimmt, an deren Ufer sowohl die Stadt Hannover als auch das höher liegende Göttingen gelegen ist. Der andere Nebenfluss der Aller, die Ocker fliesst an der Stadt Braunschweig vorbei, worin der Herzog von Braunschweig seine Residenz hat. Allein diese beiden nahe verwandten Fürstenhäuser haben ihre in einander laufenden Länder durch Mauthen abgeschlossen, so dass die Gränzorte hart geplagt sind. Denn das Königreich Hannover findet es nicht vortheilhaft, dem deutschen Zollvereine beizutreten und öffnet lieber seine Häfen den Engländern, wodurch es zwar Kaffee und Zucker wohlfeiler kauft, dagegen aber auch keine Fabriken und keinen selbständigen Handel im Lande aufbringt. Und doch hat es zu dem Letzteren gute Gelegenheit, denn die Mündungen der Elbe und Weser gehören zur Hälfte und die der Ems ganz zu Hannover und der Hafen von Emden wäre für grosse Fahrzeuge leicht zugänglich zu machen. Auch hat das Land manche schöne Ausfuhrartikel. In Ostfriesland, das heisst dem niedrigen Lande an den Ufern der Ems, gibt es Pferde und Rindvieh von ausgezeichneter Grösse, und Butter und Käse wird dort in Menge verkauft. Von dem Harze kommen edle und unedle Metalle, und auch sonst fehlt es nicht an manchem Segen Gottes. So hat die Stadt Lüneburg in der Nähe der grossen Sandfläche, welche nach ihr die Lüneburger Heide genannt wird, eines der besten Salzwerke in Deutschland, ja vielleicht in Europa. Zum Andenken daran, dass ein Schwein diese Salzquellen zuerst entdeckt haben soll, wird dessen getrockneter Schinken noch immer in Lüneburg aufbewahrt. Auch die Stadt Osnabrück, welche vormals zu Westphalen gerechnet wurde, gehört jetzt zu Hannover. Sie ist jedem Deutschen dadurch merkwürdig, dass im Jahre 1648 der fürchterliche 30jährige Krieg endlich dort und in Münster durch den sogenannten Westphälischen Frieden beendigt wurde. In ganz Hannover spricht das Volk plattdeutsch, die Gebildeten aber reden einen angenehmen und ziemlich reinen Dialekt, so wie überhaupt die Bildung der höheren Klassen durch die reich ausgestattete Landesuniversität und gute Gymnasien und höhere Bürgerschulen auf einer achtungswerthen Stufe steht. Freilich ist Göttingen nicht mehr der Mittelpunkt deutscher Gelehrsamkeit, wie zu Ende des vorigen Jahrhunderts, und von ausländischen Studenten wird es bei weitem nicht mehr so viel besucht.

23. Die Lüneburger Heide.

Lübeck, 25. Auguſt 1845.

Theurer Adolf!

Du nennſt meinen Reiſebericht höchſt unterhaltend und belehrend (ſehr ſchmeichelhaft für mich!) und vermiſſeſt nur eine Beſchreibung der Lüneburger Heide. Ich ſäume nicht, Deinem Wunſche gemäß das Fehlende zu ergänzen. So wiſſe denn, die berühmte Lüneburger Heide zieht ſich zwiſchen den Städten Lüneburg und Celle 10 Meilen weit hin. Sie iſt ein ödes, trauriges Land ohne Anhöhen, ohne Thäler, ohne Seen, ohne bedeutende Bäche und faſt ohne alles Laubholz. Rechts und links, wohin wir blicken, ſehen wir beinahe Nichts

als Heidekraut, magere Grasplätze, krüppelhaftes Nadelholzgebüſch, hier und da auch dünne Kiefern- und Fichtenwaldungen. Manche Strecken dieſer Gegend ſind Nichts als weite, ſchwarzbraune, nackte Flächen, ohne die geringſte Spur von Anbau. Alles iſt leer, trocken und kalt. Ein Blinder könnte in manchen Theilen dieſer Heide umherirren, ohne ſich zu ſtoßen. Der ödeſte und traurigſte Theil des Weges durch dieſelbe iſt zwiſchen Celle und Schafsthal. Da iſt Nichts als Sand, Heidekraut, Moor, umgeben von Kiefern- und Fichtenwäldern. Du ſiehſt da kein Haus, kein Waſſer, keinen Menſchen, kein Thier, ſelbſt keinen Vogel, außer etwa einen Flug hungriger Raben. Unſer Wagen bewegte ſich ſo langſam, ſanft und leiſe, daß wir beinahe in tiefen Schlaf eingewiegt wurden. Kein Wunder, denn rings umher ſcheint die ganze Natur auch zu ſchlafen. Doch nein, die Lüneburger Heide iſt nicht ganz ohne Leben. Eine große Menge genügſamer, kleiner, ſchwarzer Schafe, Heideſchnucken genannt, nähert ſich von den mageren, doch gewürzhaften Kräutern (Heidekräutern), und Millionen Bienen ſchwirren auf Blüthen umher. Man trifft auch einige, wenn auch nur ärmliche Dörfer auf dem Weg von Celle nach Lüneburg an, wie z. B. Schafsthal und Eysdorf, wo es unſerm Auge ſogar vergönnt war, ſich an dem Anblicke einiger Buchen, Eichen und Birken zu erquicken. In der Nähe der wenigen, hier und da an kleinen Bächen umher liegenden Dörfer, die nur mit mageren Hafer-, Gerſte-, auch wohl Roggen-, Flachs- und Rübenfeldern umgeben ſind, wird ziemlich viel Heidekorn gebaut und die Bienenzucht ſehr ſtark getrieben. Durch ihre übergroße Menge werden die Bienen hier bisweilen den Reiſenden gefährlich; denn wenn ſie auf irgend eine Art gereizt werden, ſo fallen ſie in dichten Schwärmen über ihre Beleidiger her, bedecken in einem Augenblicke Geſicht und Hände, kriechen Pferden und Menſchen in die Naslöcher, in den Mund, in die Ohren und verwunden ſie in wenigen Minuten mit vielen tauſend Stichen ſo ſtark, daß Kopf und Hände ſchwellen und die muthigſten Pferde betäubt niederſinken, und dem Angriffe ihrer kleinen, aber zahlreichen und grimmigen Feinde unterliegen. Ebenſo die Menſchen. Es hat ſich ſchon ereignet, daß ein ganzer Trupp Reiter auf der Lüneburger Heide von gereizten Bienenſchwärmen in die Flucht geſchlagen wurde. Dieſe Fälle ſind aber ſelten, und der Schaden, der bisweilen geſchieht, wird durch den Nutzen, den die Bienenzucht bringt, reichlich vergütet; denn man ſchätzt ihren Ertrag an Honig und Wachs jährlich über 200000 Thaler. Auch die Schafszucht iſt ſehr einträglich, obgleich die Heideſchafe, wie ſchon bemerkt, nur klein und unanſehnlich ſind.

Du wirſt Dich an meinem Briefe eben nicht ſehr erquickt haben, lieber Freund; allein ich wollte Deine Wißbegierde nicht unbefriedigt laſſen. Du wirſt ausrufen: da wär' eine Eiſenbahn an ihrem Platz! Nun, die Zeit, ſagt man, bringt Roſen, ſo bringt ſie vielleicht auch hier eine Umwandlung hervor. Bleiben wir inzwiſchen unwandelbare Freunde! Mit den herzlichſten Grüßen

Dein

Fr. Selchow.

Anm. Die in vorſtehendem Briefe erwähnte Eiſenbahn iſt jetzt gebaut und Hamburg dadurch mit Hannover in Verbindung. Auch von Oſten her wird das Königreich Hannover jetzt von einer großen Bahn durchſchnitten.

24. Papenburg.

Papenburg, eine große, blühende Kolonie von faſt 4000 Menſchen in Oſtfriesland, war noch 1675 ein wüſter, unwirthbarer Sumpf, deſſen Gränzen das ſchärfſte Auge nicht zu erreichen vermochte. Außer einer alten, verfallenen Burg und ein paar elenden Wohnungen war hier keine Spur menſchlicher Betriebſamkeit vorhanden. Damals entſchloß ſich einer der Vorfahren des jetzigen Beſitzers, Freiherrn von Landsberg-Veelen, dieſen ungeheuren Moraſt nach dem Vorbilde der Holländer zu einer Torfkolonie zu benutzen, und ſo den Anfang zur Kultur der niederdeutſchen Torfmoore überhaupt zu machen. Zu dem Ende wurde ein ſchiffbarer Kanal von der nicht weit entfernten Ems aus hierhergezogen und nach und nach in den Moraſt hinein fortgeſetzt. Es fanden ſich bald immer mehr Koloniſten, die ſich an ſeinem Ufer anbauten; die alte Burg wurde geſchleift und daraus eine Kirche gebaut. Man vermehrte und verlängerte die ſchiffbaren Kanäle, und dadurch erreichte dieſe Kolonie nach und nach den Umfang und die Geſtalt, worin wir ſie jetzt erblicken. Der Hauptkanal, welcher durch ein Sihl (Schleuße), das in dem Deiche (Damme) der Ems liegt und von Ziegelſteinen maſſiv erbaut iſt, in dieſen ſchiffbaren Fluß geht, durchläuft von der Ems an die ganze Papenburger Kolonie in einer Länge von $1\frac{1}{2}$ Meilen bis in die Nähe eines großen Sees, welcher ihm einen Theil ſeines nöthigen Waſſers liefert. Alles abziehende Waſſer der Torfkanäle und alle Schiffe der Kolonie müſſen jene Schleuße paſſiren, um in den Emsfluß zu gelangen. Aus dieſem Hauptkanale hat man nun mehrere andere anſehnliche Kanäle zur Gewinnung des Torfs in den Moraſt gegraben. Rechnet man die Länge ſämmtlicher papenburgiſchen Kanäle zuſammen, ſo würde ſie wenigſtens $3\frac{1}{2}$ M. ausmachen. Auf beiden Seiten dieſer Kanäle ſtehen die Wohnhäuſer, alle nur ein Stockwerk hoch, mit Backſteinmauern und auf holländiſche Art mit Giebeln verſehen und mit Ziegeln gedeckt, im Ganzen genommen von einem gefälligen, freundlichen Anſehen. Doch Niemand darf ſeine Wohnung ganz nahe ans Ufer bauen, ſondern muß wenigſtens den zu einem Fahrwege erforderlichen Raum übrig laſſen. Die Häuſer ſtehen auch nicht dicht neben einander, ſondern in einer bald größern, bald geringern Entfernung von einander, und bei denſelben befinden ſich anmuthige Baumpflanzungen. Das vorzüglichſte Gewerbe der Papenburger iſt die Torfgräberei und der damit verbundene Torfhandel nebſt der Kultur des abgegrabenen Bodens, welchen ſie mit Getraide, Gemüſe, Obſt, Kartoffeln bepflanzen oder als Wieſen und Weiden verwenden. Auch unterhalten ſie ſtarke Seeſchifffahrt, Schiffsbau, Muſchelkalkbrennerei, überhaupt ſind ſie höchſt thätige Leute, und manche von ihnen beſitzen ein ſehr anſehnliches Vermögen.

25. Die Inſel Norderney.

Unter den 6 Inſeln, die längs der Küſte Oſtfrieslands liegen und alle mit einem ſandigen, unfruchtbaren Boden verſehen und den Stürmen und Fluthen ausgeſetzt ſind, und deren von den alten Frieſen ſtammende Einwohner ſich durch manche Eigenthümlichkeiten von den Bewohnern des Feſtlandes unterſcheiden und lange Zeit hindurch die altfrieſiſche Sprache beibehielten, iſt Norderney mit ſeinen 620

Bewohnern die bevölkertſte und wegen ihres beſuchten Seebades die merkwürdigſte. Dieſe Inſel, 1¼ bis 2 Stunden vom feſten Lande entfernt, hat jetzt eine Länge von einer Meile, iſt aber dabei nur ¼ Stunde breit und auf 3 Seiten mit mehrfachen Reihen von Dünen beſetzt, die ſich 30 bis 50 Fuß erheben und kleine begrünte Thäler zwiſchen ſich haben. Die Bewohner wohnen in einem einzigen Dorfe, das am ſüdweſtlichen Ende der Inſel liegt und aus 3 Reihen von Häuſern beſteht, die zwar klein, aber artig, reinlich und mit Gärtchen verſehen ſind. Das ſeit 1800 angelegte, doch erſt ſeit 1814 in Aufnahme gekommene nnd jährlich von 500 bis 600 Kurgäſten beſuchte Seebad hat eine einzige und beſonders für die fern vom Meere herkommenden Fremden überraſchende Lage. Man fährt von dem Städtchen Norden zu Schiffe dahin; Seehunde, Tümmler (Delphine) ſchwimmen und tummeln ſich in mannigfaltigen Bewegungen herum, kleinere Schiffe durchſchneiden die Waſſerfläche, größere erſcheinen am Horizont. Die Inſel zeigt ſich als ein langer, weißer Streifen, dem aus nebeliger Ferne rechts und links ſich ähnliche anreihen; näher kommend, erſcheint ſie als ein Haufen roher Sandhügel mit grünenden Stellen dazwiſchen. Das Schiff ankert; ein Wagen, mit rüſtigen Roſſen beſpannt, durchſchneidet die Fluthen, kommt und fährt den erſtaunten Reiſenden hinauf zum Geſtade. Alles iſt hier neu. Gleich beim Eintritt auf der Inſel fällt zur Linken das große Geſellſchaftshaus mit den andern Gebäuden und einem freundlichen Birkenwäldchen auf, rechts die von den Franzoſen aufgeworfene, noch ganz erhaltene Schanze mit ihren hohen Wällen und eine von Schafen und Kühen belebte Wieſe, im Norden begränzt von den Gärtchen und kleinen Häuſern der Inſulaner, über welchen die bald ſchneeweißen, bald hell- oder dunkelgrün gefärbten Dünen in oft wunderlichen Geſtalten ſich erheben. Dazwiſchen kleine Thäler, wo der Freund der Natur reichlichen Genuß findet. Gewächſe, blos dieſen Gegenden eigen, oft von ausgezeichneter Schönheit zeigen ſich da, ſeltenere noch weiſ't das Meer auf; Muſcheln und Schnecken vieler Art, kleine Stücke Bernſtein, zuweilen noch an ihrem Holze klebend, Seeſterne und Quallen (Weichthiere) bedecken den Strand. Unvergleichlich iſt die Ausſicht von den Dünen über das endlos ausgebreitete Meer. Brandungen brechen ſich jederzeit, auch bei ſchwachem Winde, in einiger Entfernung vom Ufer, vom Sturm aufgeregt, aber zu fürchterlicher Höhe, und ſpritzen ihr Waſſer, in Schaum aufgelöſet, bis zum Gipfel der Höhen. In neuern Zeiten hat die Regierung viel zum Beſten der Badeanſtalt verwendet und fährt noch jährlich damit fort. Man kann auch von der oſtfrieſiſchen Küſte nach der Inſel Norderney zu Wagen, Pferde oder zu Fuß in Zeit von 2 Stunden über das Watt (Sandbank zwiſchen der Inſel und dem Feſtlande Oſtfrieslands), welches zur Ebbezeit faſt gar nicht vom Meereswaſſer bedeckt iſt, gelangen, wobei es jedoch einiger Vorſicht bedarf, und man am beſten einen Führer mitnimmt.

26. Der Bergbau im Harz.

Bei der hannöveriſchen Stadt Goslar, welche einſt ein Lieblingsaufenthalt deutſcher Kaiſer war, liegt der erzreiche Rammelsberg. Die

Sage erzählt, ein Jäger des Kaiſers Otto des Großen, Namens Ramm, ſei auf der Jagd hierher gekommen. Wegen des Dickichts habe er ſein Pferd an einen Baum gebunden und ſei zu Fuße weiter gegangen. Bis zu ſeiner Rückkehr habe aber das ungeduldige Roß den Raſen unter ſich weggeſcharrt und glänzende Erzſtufen blos gelegt. Hierdurch ſei der Kaiſer aufmerkſam geworden und habe Gruben anlegen laſſen, und weil ſie reichen Ertrag lieferten, den Berg nach dem Namen des Entdeckers genannt. Die Ergiebigkeit der Harzbergwerke hat zwar etwas nachgelaſſen, iſt aber immer noch bedeutend. Silber gewinnt man noch über 46000 Mark d. h. 23000 Pfund, ja im Rammelsberge kommt unter den Erzen jährlich ein wenig Gold vor, wenn auch nur einige Mark. Wichtiger iſt das Eiſen, welches 220000 Zentner abwirft, und Kupfer über 17000 Zentner. Die bedeutendſte Silbergrube iſt bei Andreasberg, denn ihre Ausbeute überſteigt die des Rammelsbergs; aber die 12 Gruben des letzteren Berges liefern außer dem Silber noch viele tauſend Zentner Glätte (zum Glaſiren des irdenen Geſchirres), Blei, Kupfer, Zink, Vitriol und Schwefel, die man nach den nahen Schmelzhütten und Hammerwerken fährt. Die mächtigen Feuer der Hochöfen, Hämmer u. ſ. w. verzehren eine ungeheuere Menge Kohlen, weßhalb in den Harzwäldern gar viele Kohlenmeiler rauchen, und die meiſten Wege durch das Tannendickicht und in den Thälern von dem Kohlenſtaube ſchwarz ſind.

Trotz dem Holzverbrauch, da auch die Ofenheizung in dem rauhen Bergklima Viel verlangt, kann der Harzer doch Maſſen von Brenn- und Bauholz in das Nachbarland verkaufen, Pech und Theer ſieden, und eine ungeheuere Menge Bütten voll Kienruß ausführen. Am Fuße und in den Vorlanden des Harzes wird Flachs gebaut, mit deſſen Spinnen und Weben ſich Viele im Winter beſchäftigen. Manche nähren ſich auch durch Verfertigung von Körben, Eimern, Bütten, Zübern, Käfigen und anderm Holzgeſchirr, manche fangen Vögel zum Verkauf, und ſammeln die Beeren des Waldes und isländiſches Moos, um es in den Ebenen der Nachbarſchaft feil zu bieten. Denn kömmt auch viel Erz aus dem Schooß der Erde, ſo werden doch Bergleute und das Volk des Gebirgs nicht reich davon. Grubenbau und Hüttenwerke fördern Kapitalien zur Anlage, die nur die Gutsherrn und reichen Kaufleute in den weiteren Thälern und ſeitab liegenden Städten beſitzen; ja die Hauptbergwerke gehören den Regierungen. Wer alſo mit eigenen Händen Erzadern ſprengt, ſchmelzt, hämmert, der hat die Mühe und nicht den Ertrag, mag er nun Silber oder Gold oder Eiſen und Kupfer zu Tage bringen. Doch freut ihn gute Ausbeute, als wäre ſie ſein; denn er iſt arm, aber zufrieden, und der Zufriedene iſt doch der Reichſte. — Um den Bergbewohnern noch andern Anlaß zu Arbeiten zu geben, läßt man jetzt zu Klausthal das künſtliche Holzſchnitzen lehren, wie es im Schwarzwald und in den Alpen getrieben wird.

27. Die Baumannshöhle.

In einem von hohen Felſen eingeſchloſſenen Thale des Unterharzes, welches von einem reißenden Flüßchen durchrauſcht wird, liegt das Dorf Rübeland mit einem Eiſenhüttenwerk, das auch feine Eiſengußwaaren liefert, und Marmorbrüche in der Nähe hat, wo der Marmor in einer Marmormühle verarbeitet wird. In der Nähe dieſes Dorfes ſind in

den beiden Kalk=Bergwänden des Thales die berühmten, merkwürdigen und wunderbar gebildeten Höhlen, die Baumanns= und Bielshöhle, welche eine Menge Reiſende und Naturforſcher herbeiziehen, die ſie befahren und beſehen, Was jetzt ohne alle Gefahr geſchieht. Die Baumannshöhle führt ihren Namen von ihrem Entdecker. Ein Bergmann, Namens Baumann, befuhr ſie zuerſt, in der Abſicht Erze zu ſuchen. Da er keine antraf, wollte er zurückkehren; er fand aber den Eingang nicht wieder, quälte ſich in furchtbarer Angſt 2 Tage und 2 Nächte darin herum, bis er endlich entkräftet wieder heraus kam, auf die ſeltene Bildung der Höhle aufmerkſam machte und bald darauf aus Ermattung ſtarb. Wann Dies geſchehen iſt, weiß man nicht genau; aber im Jahr 1670 war die Höhle, der man zum dankbaren Andenken an ihren Entdecker ſeinen Namen beilegte, ſchon allgemein bekannt. Dieſe Höhle, deren Eingang 136 Fuß über der Tiefe des Thales liegt, beſteht aus 6 Hauptabtheilungen oder Höhlen, viele kleinere Nebenhöhlen ungerechnet. Ueberall ſind die Wände derſelben mit Tropfſtein überzogen, deſſen erdige Beſtandtheile das allenthalben tropfenweiſe durchdringende Waſſer mit ſich führt und als kalkigen Stein anſetzt. Zuſammen halten die 6 Höhlen 780 Fuß horizontale Länge. Die erſte Höhle von 31 Fuß Höhe iſt die größte, und ihr Anblick von herrlicher Wirkung. In allen Höhlen zeigt der Führer mehrere durch den Tropfſtein entſtandene Figuren, denen man gewiſſe Namen gegeben hat, wobei jedoch die Einbildungskraft ſtark mitwirken muß, um die Ähnlichkeit heraus zu finden. Das vorzüglichſte Stück darunter iſt in der vierten Höhle die klingende Säule, ein 8 Fuß hoher, inwendig hohler, aber nicht angewachſener Tropfſtein, der, wenn man daran ſchlägt, einen ſtarken Klang von ſich gibt.

28. Das Grossherzogthum Oldenburg.

Die drei Theile dieses Landes liegen sehr zerstreut. Das Hauptland am Ausflusse der Weser in die Nordsee, nahe an der freien Stadt Bremen ist von dem Königreiche Hannover so umschlossen, dass es gegen dessen Willen sich nicht wohl dem deutschen Zollvereine anschliessen kann; auch ist es diesem Nachbarlande an Ebenheit und Niedrigkeit des Bodens und vielen Eigenschaften des Klimas und der Bewohner ähnlich. Ein anderes kleines Stück, das Fürstenthum Eutin liegt an der Ostsee nahe bei Lübeck, umgränzt von dem holsteinischen Gebiete. Noch kleiner ist die Besitzung des Grossherzogs von Oldenburg auf dem linken Ufer des Rheines an der Nahe und von dem Hunsrück durchzogen, das Fürstenthum Birkenfeld. Dies Ländchen ist über 50 Meilen von dem Hauptlande entfernt, die Verbindung mit seiner Regierung also sehr beschwerlich.

Das eigentliche Oldenburg, dessen Hauptstadt gleichen Namen hat, ist ein Land von sehr ungleicher Fruchtbarkeit. Wären nicht grosse Strecken dürres Heideland oder Morast zwischen den fruchtbaren Ackerfeldern, so wäre es kaum erklärlich, dass auf einem weit grösseren Gebiete als das Herzogthum Nassau noch nicht einmal 300000 Einwohner leben. Allein diese Einwohner befinden sich unter der väterlichen Regierung ihres Grossherzogs

sehr wohl und möchten mit anderen Deutschen nicht leicht tauschen. Auch die Stadt Oldenburg an einem schiffbaren Nebenflusse der Weser ist freundlich und wohlhabend.

29. Wangerog; der Leuchtthurm.

Die Bewohner der zu Oldenburg gehörigen Inſel Wangerog in der Nordſee, welche man für Abkömmlinge der Angeln, eines alten deutſchen Volkes, hält, unterſcheiden ſich durch Ausſprache, Sitten und Lebensart von den übrigen Oldenburgern. Ihre Zahl beträgt nicht mehr als 250, und ihre Hauptbeſchäftigung beſteht in Schifffahrt und Fiſcherei. Dieſe kleine Inſel, welche 1 Meile vom feſten Lande entfernt liegt und in neuerer Zeit eine beſuchte Seebade-Anſtalt enthält, war ſonſt größer, iſt aber zum Theil von dem Meere weggeſpült worden, und jetzt nur ¼ Stunde breit und 1 Stunde lang. Sie beſteht aus Sandboden, der nur ſchmächtige Sandpflanzen, doch auch hier und da Gras und Klee hervorbringt. Dagegen findet man in der Nähe der Inſel: Seehunde, Delphine, verſchiedene Arten von Seevögeln und intereſſante Gewürme, welche bisweilen die Geſtalt von Blumen, oft ſogar deren höchſte Farbenpracht haben. Miesmuſcheln und Auſtern dienen zur täglichen Nahrung der Bewohner und werden auch in ganzen Ladungen in die Küſtenſtädte verſandt.

An dem Ende der Inſel ſteht ein Leuchtthurm, deſſen Licht den Schiffen bei Nacht die Richtung zeigt, und um dieſes Licht von dem der benachbarten Leuchtthürme unterſcheiden zu können, hat man bei der Erbauung des neuen Thurmes zu Wangerog ſtatt des früheren Steinkohlen-Feuers Lampenlicht angewandt. Ein Uhrwerk ändert dieſes Licht von Minute zu Minute ab, ſo daß man die Unterbrechung von ferne wahrnimmt. Und manches vom Sturm getriebene Schiff hat dieſer ſinnreichen Einrichtung ſeine Rettung vom Untergange zu danken.

30. Die Grossherzogthümer Meklenburg und das Herzogthum Holstein.

Obgleich Meklenburg einen meist fruchtbaren Boden, eine gute Bewässerung durch Seen und Flüsse und eine sehr günstige Lage an der Ostsee hat, so ist es doch unter allen deutschen Ländern am schwächsten bevölkert, denn auf seinen 276 Quadratmeilen wohnen nur 620000 Menschen, also nur wenig mehr als 2000 auf einer Quadratmeile. Die Beschäftigung der Meklenburger erfordert indessen auch mehr Raum als anderswo, denn sie treiben neben dem Ackerbau sehr bedeutende Vieh- und insbesondere Pferdezucht; und zwar nicht blos für ihren eigenen Bedarf, sondern sie verkaufen jährlich eine Menge Pferde ins Ausland, welche sich durch Grösse, Stärke und edlen Bau vor andern auszeichnen. Die Hauptstadt des grösseren Grossherzogthums S c h w e r i n ist an einem ansehnlichen und klaren See herrlich gelegen, zumal das grossherzogliche Schloss, welches auf einer Insel im See selbst erbaut ist. Gewöhnlich jedoch residirt der Grossherzog in der kleinen, aber schönen und regelmässig gebauten Stadt Ludwigslust, welche eigentlich, da sie weder Mauern noch Thore, auch keine städtischen Gerechtsame besitzt, als Dorf gilt. Aber grösser und wichtiger als beide Resi-

denzen ist die Stadt Rostock nicht weit von der Ostsee, durch deren Eindringen der sonst unbedeutende Fluss Warnow schiffbar wird. Sie ist der Sitz einer Universität und ist mit einem Denkmale Blüchers geziert, des berühmten Marschalls Vorwärts, welcher hieraus gebürtig war. Ihre 20 000 Einwohner nähren sich grösstentheils von Seehandel. Auch hat man an der Mündung der Warnow ein Seebad angelegt, welches von vielen Fremden besucht wird und der Stadt guten Verdienst gewährt.

Das Grossherzogthum Meklenburg-Strelitz ist weit kleiner und besitzt keine bedeutende Stadt.

Dem meklenburgischen Lande ist an Ebenheit und Fruchtbarkeit des Bodens, an reicher Bewässerung durch Seen und kleine Flüsse, an Feuchtigkeit des Klimas und Anderem das Herzogthum Holstein sehr ähnlich. Es trennt die Nordsee von der Ostsee, und sein Besitz ist darum für das Königreich Dänemark sehr wichtig. Denn obgleich der Eiderfluss und ein Kanal beide Meere verbindet, so kann doch Dänemark diesen Weg ebenso schliessen, wie die Meerengen, welche zur Durchfahrt der grösseren Schiffe dienen. So müssen denn alle Nationen, welche aus einem der beiden Meere in das andere fahren wollen, eine Abgabe an die Krone Dännemark bezahlen. Auch die Verbindung zwischen den Bundesstädten Hamburg und Lübeck geht zum grossen Nachtheile derselben durch dänisches Gebiet. Von den Produkten Holsteins sind die Pferde das vorzüglichste und sind fast ebenso geschätzt als die meklenburger.

Dass die Holsteiner tapfere Männer gewesen sind, davon erzählt uns die Geschichte mehr als eine Probe. Die Bewohner des von Kanälen und Dämmen durchschnittenen Distriktes Ditmarsen, welche nach altdeutscher Weise noch in einer Art von Freistaat lebten, wehrten sich nämlich so tapfer gegen die dänischen Könige, dass diese nach einer blutigen Niederlage lange nicht mehr wagten, die freien Ditmarsen zu beunruhigen. Noch jetzt bemerkt man eine kräftige und freie Gesinnung unter dem Landvolke dieser Gegenden. Man will deutsch und frei sein. Grosse Städte gibt es in Holstein wenige. Altona liegt allzu nah an Hamburg, um diesem eine Nebenbuhlerin werden zu können, doch ist sein Handel nicht unbedeutend und die Zahl seiner Einwohner steigt auf nahe an 30 000. Kiel hat zwar eine sehr günstige Lage an der Ostsee, geniesst auch den Vortheil, eine Universität zu besitzen, ist aber gleichwohl nur halb so gross als Altona.

Auch in Schleswig, welches nicht zum deutschen Bunde gehört, ist die deutsche Sprache noch verbreiteter als die dänische, und die Deutschen wehren sich hartnäckig gegen die Versuche, ihnen ihre Sitten und Sprache zu rauben und das Dänenthum an deren Stelle zu setzen. Möge ihre Standhaftigkeit durch Erfolg gekrönt werden!

31. Das Herzogthum Braunschweig.

Ein Land noch nicht halb so gross als das Grossherzogthum Hessen und mit noch nicht dem dritten Theile von dessen Bevöl-

kerung, aber berühmt durch seine Fürsten in alter und neuer Zeit. Sie stammen nämlich gleich den Königen von England und Hannover von dem tapferen und mächtigen Herzog Heinrich dem Löwen, welcher im 12. Jahrhundert der Nebenbuhler des deutschen Kaisers war, und welcher in der Stadt Braunschweig begraben liegt. Unter seinen Nachkommen befanden sich nicht blos heldenmüthige Männer, welche sich als Feldherrn auszeichneten, sondern auch der edle Herzog Leopold, welcher sein Leben in der Oder verlor, als er den von einer Überschwemmung Bedrängten Hülfe zu bringen suchte. Nicht minder haben einige braunschweigische Fürsten sich um die Wissenschaften verdient gemacht, unter andern auch durch die Gründung der Bibliothek zu Wolfenbüttel. Durch ihre Fürsorge besass das kleine Land auch eine eigne Universität zu Helmstädt, welche später durch die Gewaltherrschaft der Franzosen aufgehoben wurde. Die Hauptstadt des Landes ist Braunschweig, eine sehr alte durch Fabriken und Handel, insbesondere durch jährliche Messen belebte Stadt, fast von der Grösse Bremens. Die vom Harz kommende Ocker, welche die Stadt durchfliesst, ist für die Schifffahrt zu unbedeutend, dient aber zur Verschönerung der fruchtbaren Ebene. Das 1830 abgebrannte herzogliche Schloss wird jetzt durch ein weit schöneres neue ersetzt. Das dem Herzog Friedrich Wilhelm errichtete Denkmal, welcher als unerschütterlicher Feind der Franzosen sich mit einer geringen Anzahl Reiter aus Böhmen bis an die Nordsee durchschlug und 1815 in der Schlacht bei Waterloo siegend sein Leben verlor, ist für jeden Deutschen interessant.

32. Der Herzog von Braunſchweig in der Schlacht bei Waterloo.

Nachdem die Deutſchen in Verbindung mit den Ruſſen, Engländer und Spaniern den Kaiſer Napoleon beſiegt und ſeines Reiches entſetzt hatten, wurde demſelben die kleine Inſel Elba zum Wohnſitze angewieſen. Dort hatte er aber keine Ruhe. Als er vernahm, daß die Franzoſen mit ihrem neuen Könige unzufrieden ſeien und ſich nach ihm zurückſehnten, ſchiffte er heimlich nach Frankreich zurück und bemächtigte ſich in Kurzem des ganzen Reiches. Sobald er ſich nun in Paris feſtgeſetzt hatte, begann er ungeheure Rüſtungen, weil er wohl einſah, daß die verbündeten europäiſchen Mächte ihm den franzöſiſchen Thron nicht überlaſſen würden. Die zu Wien verſammelten Fürſten rüſteten ſich gleichfalls zum Kriege. Auch der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunſchweig, der immer ein Gegner Napoleons geweſen war, und der kürzlich ſein Land wiedererlangt hatte, eilte, ſeinen Beitrag zum Heere der Verbündeten zu ſtellen. Nur 3000 Mann verlangte man von ihm; er aber ſtellte mehr als die doppelte Zahl. Denn er wußte, daß es raſcher und mächtiger Gegenwehr bedurfte, und ſäumte mit der Zurüſtung um ſo weniger, als er den raſchen und klugen Gegner kannte. Der Herzog übte ſein kleines Heer täglich ſelbſt und führte es im Anfange Mai's über den Rhein. Zu Brüſſel ſtellte er ſeine Braunſchweiger dem engliſchen Obergeneral Wellington vor, zu

deſſen Heere ſie ſtoßen ſollten. Der Herzog hatte es ſich jedoch ausgebeten, ſeine Braunſchweiger ſelbſt anführen zu dürfen.

Napoleon ließ nicht lange auf ſich warten. Schon am 15. Juni brach er mit einem Heere von 150 000 Mann in die Niederlande ein und warf ſich zuerſt auf die Preußen, die unter dem Feldmarſchall Blücher ſtanden. Zwiſchen beiden Heeren kam es am 16. Juni 1815 zur Schlacht, in welchen die Preußen zurückgedrängt wurden. Einen Theil ſeines Heeres hatte Napoleon an dieſem Tage gegen die Engländer geſchickt, um dieſe von der Vereinigung mit den Preußen abzuhalten. Der Feldmarſchall Wellington hatte aber eine Schaar von 20 000 Mann zuſammengezogen, mit der er die Preußen unterſtützen wollte. Seit dem frühen Morgen ſtand dieſe Schaar gegen die Franzoſen im Kampfe. Der Herzog Friedrich Wilhelm war bei derſelben Nachmittags um 2 Uhr mit ſeinen Braunſchweigern angelangt. Da er wegen der ſchlechten Wege kein ſchweres Geſchütz hatte fortbringen können, ſo mußte die Tapferkeit ſeiner Reiterei und ſeines Fußvolkes dieſen Mangel erſetzen. Er ſtellte den feindlichen Reiterangriffen den tapferen Widerſtand viereckiger Stellungen entgegen. Seine jungen Krieger waren nie im Feuer geweſen; aber ſie ſtanden wie Mauern und ſchlugen alle Angriffe zurück. Der Kampf war fürchterlich, und Ströme von Blut floſſen. Viele Officiere und ganze Rotten Soldaten blieben auf dem Wahlplatze liegen. Der franzöſiſche Marſchall ließ immer neue Truppen vorrücken, dennoch wichen die tapferen Braunſchweiger nicht. Denn der Herzog war ſtets an ihrer Spitze, war allenthalben, bemerkte jede Gefahr und beugte derſelben bei Zeiten vor. Sein Beiſpiel machte jeden Krieger zu einem Helden; ſein Zuſpruch belebte die letzte Kraft der ihm ganz ergebenen Kämpfer. So gelang es, die immer neu heranſtürmenden Franzoſen zurückzuhalten und dadurch ihren Sieg zu vereiteln.

Ach, aber am Abend um 6 Uhr, mitten im heißeſten Kampfe traf den heldenmüthigen Fürſten ſelbſt eine Flintenkugel, verwundete ſeine rechte Hand und drang durch die Leber in ſeine rechte Seite in ſo ſchiefer Richtung ein, daß ſie das Zwergfell durchbohrte und bis in die Lunge vordrang. Er fiel ſogleich vom Pferde herab. Als man ihn aufhob, bedeckte Todtenbläſſe ſeine Wangen; die halbgebrochenen Augen deuteten auf die Nähe des Todes. Noch einmal zwang ſich der Held zum Sprechen; er fragte nach einem ſeiner Officiere. Seine letzte Bitte um Waſſer konnte nicht erfüllt werden. Alſo verſchied Friedrich Wilhelm am 16. Juni 1815. Am 18. wurde der große Sieg bei Waterloo erfochten, den er vorbereitet, aber nicht geſehen hatte.

Die verbündeten engliſchen und preußiſchen Heere waren nach dem Siege bei Waterloo nochmals in Paris eingezogen. Überall feierte man das Siegesfeſt, — aber in Braunſchweig mit Wehmuth. Die Leiche des Helden wurde in die Stadt gebracht, um in der Gruft bei ſeinen Ahnen beigeſetzt zu werden. Sie kam um Mitternacht an; die Bürger gingen ihr ſchaarenweiſe entgegen. Sie gönnten den Pferden nicht die Ehre, den theuren Leichnam in die Stadt zu ziehen, ſondern ſie zogen ihn ſelbſt. Kein Auge war ohne Thränen, keine Bruſt ohne Seufzer.

Das Andenken des Fürſten, der als Opfer für Deutſchlands Freiheit gefallen iſt, ſei unter uns in Ehren!

33. Die Fürſtenthümer Lippe.

Dieſe weder an Größe, noch an Bevölkerung bedeutenden Fürſtenthümer enthalten gleichwohl manches Merkwürdige, welches der Jugend nicht unbekannt bleiben darf. Hier in dem Gebirge, das noch heute der Teutoburger Wald heißt, wurden vor faſt 1900 Jahren die Römer, welche, nachdem ſie die halbe Welt unterworfen hatten, auch Deutſchland unterwerfen wollten, von den Deutſchen beſiegt. Der Held, welcher unſere Vorfahren in dieſem ſiegreichen Kampfe anführte und Deutſchlands Freiheit rettete, war Herrmann von dem Stamme der Cherusker oder, wie ihn die Römer nennen, Arminius. Allerdings hat man zu allen Zeiten ſeinen Namen geehrt, aber ein ſichtliches Denkmal ihm zu ſtiften, hat ſich unſere Zeit vorbehalten. Auf dem Teutberge bei Detmold, einem Gipfel, welcher die herrlichſte Ausſicht gewährt, und von wo man jedenfalls das nicht ganz genau bekannte Schlachtfeld der ſogenannten Hermannsſchlacht überſchaut, iſt eine gewaltige Säule errichtet, welche mit den Nebenſäulen einen Tempel darſtellt. Oben auf derſelben ſteht die haushohe Bildſäule Hermanns mit hoch emporgehobenem Schwerde, während er mit dem einen Fuße den römiſchen Adler zu Boden tritt. Die Höhe des ganzen Werkes beträgt 150 Fuß, ſo daß es alſo aus weiter Ferne geſehen werden kann. Schade, daß die Beiträge zu dieſem deutſchen Denkmale ſo ſparſam eingelaufen ſind, daß die gänzliche Vollendung noch aufgeſchoben werden mußte.

34. Das Fürſtenthum Waldeck.

Man pflegte ſonſt auf die Frage, welches das höchſte Land in Deutſchland ſei? zu antworten: Waldeck. Dies iſt freilich nicht ſo ganz wahr, beweiſ't aber doch, daß das von einigen Nebenflüſſen der Weſer durchfloſſene Land eine hohe, gebirgige Lage haben müſſe. Auch läßt ſich von dem eigentlichen Fürſtenthume, welches viel Wald und nur mäßig fruchtbaren Boden beſitzt, nicht viel Merkwürdiges erzählen. Aber etwas nördlich nach der Weſer zu liegt das zu Waldeck gehörige Bad Pyrmont, welches unter den mineraliſchen Bädern Norddeutſchlands wohl die erſte Stelle einnimmt. Von dem dort hervorſprudelnden Waſſer werden mehrere Hunderttauſende von Flaſchen verſendet, und die Zahl der jährlich eintreffenden Kurgäſte iſt ſehr beträchtlich. Auch findet ſich in der Nähe eine ſogenannte Hundsgrotte, das heißt eine kleine Höhle, aus deren Boden betäubende Dämpfe aufſteigen, ſo daß, wenn man einen Hund oder ein anderes kleineres Thier hineinlegt, es erſtickt.

35. Thüringen.

Recht in der Mitte von Deutſchland liegt Thüringen, ein Landſtrich, welcher ſchon lange nicht mehr einen einzigen Staat ausmacht, ſondern verſchiedenen Herren angehört. Da liegen die Lande der Herzoge von Sachſen und des Großherzogs von Sachſen-Weimar, dazwiſchen einige preußiſche und kurheſſiſche Bezirke und die Fürſtenthümer Schwarzburg. Zu dieſem Thüringen, deſſen Mittelpunkt das darnach benannte

Gebirge, der Thüringer Wald, bildet, gehören gar fruchtbare und gewerbfleißige Gegenden mit ſchönen, wenn gleich nicht ſehr großen Städten, wovon die vorzüglichſten zugleich fürſtliche Reſidenzen ſind. So **Weimar**, **Gotha**, **Meiningen**, **Altenburg**, wo die Nachkommen der Kurfürſten von Sachſen, welche ſich zur Zeit der Reformation auszeichneten, wohnen. In **Weimar** haben die berühmteſten deutſchen Dichter Göthe, Schiller, Herder und Wieland zu gleicher Zeit gelebt, nicht als wenn ſie dort geboren geweſen wären, ſondern weil die großherzogliche Familie ſie mit Ehren und Huld herbeizog. Berühmt ſind noch jetzt die Landkarten, welche in Weimar gezeichnet, in Kupfer geſtochen und gedruckt werden. **Gotha** iſt zwar nicht die eigentliche Hauptſtadt des Herzogthums Sachſen-Koburg-Gotha, ſondern das kleinere Städtchen Koburg, allein es übertrifft dies an Größe und Wichtigkeit, denn aus der Zeit her, wo Gotha noch ſeine eigenen Herzöge hatte, beſtehen noch viel herrliche Anlagen aller Art. Die Sammlungen von Büchern, Münzen, Kupferſtichen in dem herzoglichen Schloſſe, ſowie die Parkanlagen in der Nähe, ſind weniger wichtig als die vortreffliche Sternwarte auf einem benachbarten Berge, wo berühmte Aſtronomen den Himmel beobachteten und wichtige Entdeckungen machten. Eine zweite Merkwürdigkeit in Gotha iſt die daſelbſt begründete Lebensverſicherungsbank. Zwar hat man deren jetzt mehrere in Deutſchland, allein die gothaiſche war die erſte und iſt noch jetzt die ausgebreitetſte. Viele tauſend Männer ſichern darin durch jährliche Beiträge ihrer Familie ein Kapital, welches nach ihrem Tode ausbezahlt wird. **Koburg** wäre an ſich unbedeutend, wenn nicht die daſelbſt reſidirende herzogliche Familie durch Heirath mit den mächtigſten Fürſtenhäuſern Europas in Verwandtſchaft gekommen wäre. Die Königin von England und die von Portugal haben ſich mit Prinzen von Sachſen-Koburg vermählt. Der König von Belgien iſt ſelbſt ein koburgiſcher Prinz, und noch andere Verwandtſchaften haben dieſe herzogliche Familie angeſehen gemacht. Die Stadt **Eiſenach**, welche zum Großherzogthum Weimar gehört, iſt merkwürdig wegen ihres Schickſals in dem franzöſiſchen Kriege. Am 1. September 1810 fuhren nämlich franzöſiſche Munitionswägen durch die Stadt. Auf dem Markte, welcher jetzt der Exploſionsplatz heißt, entzündete ſich einer der Pulverwägen und theilte ſein Feuer zwei anderen mit. In demſelben Augenblicke wurde die ganze Stadt mit einem furchtbaren Knalle erſchüttert. Gegen 200 Häuſer wurden mehr oder minder beſchädigt, 24 andere durch den zugleich entſtandenen Brand gänzlich zerſtört. 54 Menſchen, worunter einige ganze Familien, fanden in der ſchrecklichen Minute einen traurigen Tod, während andere auf eine wunderbare Weiſe gerettet wurden. Der verurſachte Schaden wurde auf 200 000 Rthlr. geſchätzt. Blos die Herſtellung der Fenſter, welche faſt in der ganzen Stadt zertrümmert waren, koſtete gegen 12 000 Rthlr. Auch in der Umgegend wurde der Knall gehört, und die Erſchütterung, gleich einem Erdbeben, verſpürt.

Eine halbe Stunde von Eiſenach ragt auf einem felſigen Berge die **Wartburg** hervor, welche faſt täglich Fremde herbeizieht. Dieſe merkwürdige Burg, welche von dem Landgrafen von Thüringen, Ludwig dem Springer, vor 800 Jahren erbaut worden ſein ſoll, iſt noch größtentheils gut erhalten und wird, nachdem ſie aufgehört hat, die Reſidenz

der Landgrafen zu ſein, von einem Schloßverwalter bewohnt, welcher jetzt zugleich eine Gaſtwirthſchaft für die Reiſenden unterhält. Daß auf der Wartburg einſt ein Wettkampf zwiſchen den berühmteſten Minneſängern (ſo hießen die alten Dichter) ſtattfand, iſt es weniger, Was den Fremden intereſſant erſcheint, als der Aufenthalt des großen Reformators Dr. Martin Luther auf dieſer Burg. Als nämlich Luther von dem Reichstage zu Worms im Jahre 1521 nach Wittenberg zurückreiſ'te, und in der Nähe von Eiſenach das Dorf beſucht hatte, woher ſein Vater ſtammte, und gerade an der jetzt ſogenannten Luthersbuche aus einer Quelle ſeinen Durſt löſchen wollte, wurde er plötzlich von 2 verkleideten Edelleuten und deren Knechten überfallen und auf die Wartburg geſchleppt. Dies geſchah auf den geheimen Befehl des damaligen Kurfürſten von Sachſen, Friedrich des Weiſen, welcher auf dieſe Weiſe den muthigen Luther, über den der Kaiſer die Reichsacht ausgeſprochen hatte, und welcher alſo von Jedem, der ihn fand, getödet werden durfte, in Sicherheit zu bringen ſuchte. Dort auf der Wartburg lebte Luther nun in der Tracht eines Edelmannes und hieß Junker Jörg, arbeitete fleißig an ſeiner deutſchen Bibelüberſetzung, wurde aber auch in der engen Gefangenſchaft bisweilen ſchwermüthig. Noch lange zeigte man den Dintenfleck an der Wand, welcher dadurch entſtanden ſein ſoll, daß Luther nach dem vermeintlichen Teufel ſein Tintenfaß warf. Auch andere Reliquien des berühmten Mannes werden den Fremden auf der Wartburg gezeigt. Die ſchöne Ausſicht von der Burg wird gewöhnlich nicht ſo ſehr beachtet, weil außer dem Zimmer Luthers auch noch ein prächtiger Ritterſaal mit den Bildern der alten Landgrafen und eine Rüſtkammer mit wohl erhaltenen Ritterrüſtungen genug zu ſehen gibt. Auch die preußiſche Stadt Erfurt liegt in Thüringen, gerade in der Mitte zwiſchen Gotha und Weimar, auf der Straße nach Leipzig. Sie iſt älter, als die meiſten thüringiſchen Städte, und zeigt dies Alterthum durch ihren Anblick. Die hohe Domkirche wird wegen ihrer Bauart bewundert, noch mehr aber zieht die große Glocke die Aufmerkſamkeit der Fremden auf ſich. Vormals wurde dieſelbe bei feierlichen Gelegenheiten von einem Dutzend Männer in Schwung geſetzt, jetzt wagt man Dies nicht mehr, weil der Thurm, worin ſie hängt, ſchadbaft geworden iſt. Man ſchlägt ſie vielmehr mit einem Hammer an. Das ganze Gewicht dieſer ungeheuren Glocke beträgt 300 Zentner, ihr Umfang 15 Ellen. Als Luther auf der Univerſität zu Erfurt ſtudirte, war gerade die große Glocke vollendet worden, und Jedermann bewunderte ihren gewaltigen Klang. Zu Thüringen gehören auch die Beſitzungen der Fürſten von Schwarzburg, von deren Vorfahren einer ſogar zum Kaiſer von Deutſchland gewählt wurde, aber bald darauf ſtarb und in Frankfurt a. M. begraben liegt. Die Fürſtenthümer Reuß ſtoßen an Thüringen und machen einen Theil des Voigtlandes aus. Dieſer Name ſtammt daher, daß die Vorfahren dieſer Fürſten des Kaiſers Vögte über jene Gegend waren, ſo wie ſie ſelbſt den Namen Reuß (Ruſſe) von einer ruſſiſchen Prinzeſſin führen, welche die Stammmutter eines ihrer Familienzweige war. Noch iſt auffallend, daß alle dieſe Fürſten von Reuß den nämlichen Taufnamen, nämlich Heinrich führen und ſich blos durch die Numer unterſcheiden, ſo daß z. B. einer Heinrich XLVIII. heißen kann.

36. Das Frühſtück zu Rudolſtadt.

Eine deutſche Dame aus dem Hauſe der Fürſten von Schwarzburg war es, die den gefürchteten Herzog von Alba, welcher mit ſeinen wilden Spaniern Deutſchland durchzog, durch ihr entſchloſſenes Betragen beinahe zum Zittern gebracht hätte. Als Kaiſer Karl V. im Jahr 1547 nach der Schlacht bei Mühlberg auf ſeinem Zuge nach Franken und Schwaben auch durch Thüringen kam, wirkte die verwittwete Gräfin Katharina von Schwarzburg bei ihm einen Sicherheitsbrief aus, daß ihre Unterthanen von der durchziehenden ſpaniſchen Armee Nichts zu leiden haben ſollten. Dagegen verſprach ſie, Lebensmittel gegen billige Bezahlung aus Rudolſtadt an die Saalbrücke ſchaffen zu laſſen, um die ſpaniſchen Truppen, die dort überſetzen würden, zu verſorgen. Doch gebrauchte ſie dabei die Vorſicht, die Brücke, welche dicht bei der Stadt war, abbrechen und in größerer Entfernung aufſchlagen zu laſſen, damit die allzu große Nähe die raubluſtigen Gäſte nicht in Verſuchung führen möchte.

Mittlerweile näherte ſich der ſpaniſche General, vom Herzog Heinrich von Braunſchweig und ſeinen Söhnen begleitet, der Stadt und bat ſich durch einen Boten, den er voranſchickte, bei der Gräfin von Schwarzburg auf ein Morgenbrod zu Gaſte. Eine ſolche Bitte konnte nicht wohl abgeſchlagen werden. Man würde geben, Was das Haus vermöchte, war die Antwort; ſeine Excellenz möchten kommen und fürlieb nehmen. Zugleich unterließ man nicht, des Sicherheitsbriefes noch einmal zu gedenken und dem ſpaniſchen General die Beachtung deſſelben an's Herz zu legen.

Die kriegeriſchen Gäſte fanden einen freundlichen Empfang und eine gut beſetzte Tafel auf dem Schloſſe. Noch hatte man ſich indeſſen kaum niedergeſetzt, als ein Eilbote die Gräfin aus dem Saale rief. Es wird ihr gemeldet, daß in einigen Dörfern unterwegs die ſpaniſchen Soldaten Gewalt gebraucht und den Bauern das Vieh weggetrieben hätten. Katharina war eine Mutter ihres Volks; Was dem Ärmſten ihrer Unterthanen widerfuhr, war ihr ſelbſt zugeſtoßen. Auf's Äußerſte über dieſe Wortbrüchigkeit der Fremden entrüſtet, doch von ihrer Geiſtesgegenwart nicht verlaſſen, beſiehlt ſie ihrer geſammten Dienerſchaft, ſich in aller Geſchwindigkeit und Stille zu bewaffnen, und die Schloßpforten wohl zu verriegeln; ſie ſelbſt begibt ſich wieder nach dem Saale, wo die Fürſten noch zu Tiſche ſitzen. Hier klagt ſie ihnen in den beweglichſten Ausdrücken, Was ihr ſo eben hinterbracht worden, und wie ſchlecht man das gegebene Kaiſerwort gehalten. Man erwiederte ihr mit Lachen, daß Dies nun einmal Kriegsgebrauch ſei, und daß bei einem Durchmarſch von Soldaten dergleichen kleine Unfälle nicht zu verhüten ſtünden. „Das wollen wir doch ſehen," antwortete ſie aufgebracht. „Meinen armen Unterthanen muß das Ihrige wieder werden, oder bei Gott" — indem ſie drohend ihre Stimme erhob — „Fürſtenblut für Ochſenblut!"

Mit dieſer bündigen Erklärung verließ ſie das Zimmer, das in wenigen Augenblicken mit Bewaffneten gefüllt war, die ſich, das Schwerd in der Hand, doch mit vieler Ehrerbietigkeit hinter die Stühle der Fürſten pflanzten und das Frühſtück bedienten. Bei'm Eintritt dieſer

gerüſteten Schaar veränderte Herzog Alba die Farbe; ſtumm und betreten ſah man einander an. Abgeſchnitten von der Armee, von einer überlegenen handfeſten Menge umgeben, Was blieb ihm übrig, als ſich in Geduld zu faſſen und, auf welche Bedingung es auch ſei, die beleidigte Dame zu verſöhnen. Heinrich von Braunſchweig faßte ſich zuerſt und brach in ein ſchallendes Gelächter aus. Er ergriff den vernünftigen Ausweg, den ganzen Vorgang in's Luſtige zu kehren, und hielt der Gräfin eine Lobrede über ihre landesmütterliche Sorgfalt und den entſchloſſenen Muth, den ſie bewieſen. Er bat ſie, ſich ruhig zu verhalten und nahm es auf ſich, den Herzog Alba zu Allem, was billig ſei, zu vermögen. Auch brachte er es bei dem Letztern wirklich dahin, daß er auf der Stelle einen Befehl an die Armee ausfertigte, das geraubte Vieh den Eigenthümern ohne Verzug wieder auszuliefern. Sobald die Gräfin von Schwarzburg der Zurückgabe gewiß war, bedankte ſie ſich auf's ſchönſte bei ihren Gäſten, die ſehr höflich von ihr Abſchied nahmen.

37. Der Kyffhäuſer.

Unter den Bergen in Thüringen iſt der Kyffhäuſer, an deſſen Fuß die fruchtbare goldne Aue herzieht, einer der merkwürdigſten. Er hat ſeinen Namen von dem alten Schloſſe Kyffhauſen, welches vor Zeiten auf ſeinem Gipfel ſtand, und von welchem daſelbſt noch jetzt beträchtliche Trümmer zu ſehen ſind.

Die Geſchichte ſagt uns wenig von dieſer vormals ſo großen und prächtigen Burg, dagegen haben ſich von ihr deſto mehr abenteuerliche Sagen unter den Bewohnern der umliegenden Gegenden erhalten, die zum Theil gar ſpaßhaft lauten.

Kaiſer Friedrich I. (Rothbart) ſo erzählt man, der bei Lebzeiten gern auf dieſer Burg und in ihrer Nähe verweilte, iſt nach ſeinem Tode in den Berg hinein gezaubert worden und wohnt da, weder eigentlich lebend, noch todt. Leute, die eben zur glücklichen Zeit, als der Eingang ſeiner unterirdiſchen Wohnung offen war, dahin kamen, haben ihn geſehen, wie er mit einigen ſeiner alten Diener auf einer Bank an einem großen, ſteinernen Tiſch ſaß. Da ſitzen ſie ſchon ſo lange und unbeweglich, daß ihnen die Bärte durch den ſteinernen Tiſch hindurch bis auf den Boden gewachſen ſind. Einſt wird aber der Kaiſer aus dieſem Gefängniß wieder in ſeiner vollen Macht und Schönheit hervorgehen, ſein Kaiſerthum wieder in Beſitz nehmen, Deutſchland über alle Völker groß und glücklich machen, die Türken aus Europa vertreiben und das gelobte Land mit dem heiligen Grabe wieder erobern. Es bedient ihn inzwiſchen eine ſchöne Prinzeſſin, die niemals alt wird und ſich zuweilen außerhalb des Berges ſehen läßt; auch hat er manchmal Zwerge zu ſeiner Bedienung. Daß an Gold und andern Schätzen in der zauberiſchen Wohnung des Kaiſers ein großer Vorrath iſt, läßt ſich leicht denken.

Einmal ſaß ein Schäfer auf dem Berge und blies auf ſeiner Schalmei ſo anmuthig, das der Kaiſer im Innern des Berges es mit Wohlgefallen hörte und einen Zwerg herausſandte, den Schäfer hinein zu rufen. Unerſchrocken folgte der Schäfer und blies dem

alten Kaiſer die lieblichſten Weiſen vor, die er nur wußte. Der Kaiſer ließ ihm hierauf aus ſeinem Schatze eine Menge Gold geben und fragte ihn, ob die Raben noch um den Berg flögen. Als nun der Schäfer antwortete: ja! — ſprach der Kaiſer: ſo muß ich noch hundert Jahre ſchlafen! — Der Schäfer wurde aber durch den Zwerg glücklich wieder hinausgeführt.

Ein Bauer aus einem benachbarten Dorfe wollte Korn nach Nordhauſen fahren. Nicht weit vom Kyffhäuſer begegnete ihm ein kleines, altes Männchen und gab ihm den Rath, ſein Korn auf den Kyffhäuſer zu fahren, wo man es ihm gut bezahlen würde, nur müſſe er Nichts dafür fordern, ſondern mit Dem zufrieden ſein, was man ihm freiwillig reiche. Der Bauer folgte dieſem Rathe. Am Berge kam ihm die Prinzeſſin entgegen, öffnete ihm eine Thür in den Berg, hieß ihn ſein Korn abladen, und gab ihm, als er damit fertig war, anſtatt der Bezahlung eine Hemmkette. Der Bauer ärgerte ſich, daß er für ſein ſchönes Korn weiter Nichts haben ſollte; doch wagte er es nicht, ſeine Unzufriedenheit laut werden zu laſſen, ſondern warf die Hemmkette ſtillſchweigend auf den Wagen und fuhr davon. Unterwegs war es ihm auffallend, daß ſeine Pferde gar nicht von der Stelle wollten, gleich als ob ſie an einer ſchweren Laſt zögen. Als er endlich nach Hauſe kam, war er mit ſeiner Frau und ſeinem Knechte nicht im Stande, die Kette vom Wagen herunter zu bringen; und als man die Sache genauer unterſuchte, fand ſich die ganze Kette in Gold verwandelt.

So ging es auch einer Geſellſchaft Muſikanten, die bei einer Hochzeit aufgeſpielt hatten, und in ihrer Luſtigkeit ſich herausnahmen, dem Kaiſer Friedrich ein Ständchen zu bringen. Die Prinzeſſin erſchien und führte ſie in den Berg, wo ſie in einem großen Saale herrlich bewirthet wurden. Zum Abſchied ſteckte die Prinzeſſin jedem einen grünen Zweig auf den Hut. Die meiſten warfen dieſe Zweige weg, unzufrieden, daß ſie kein anſehnlicheres Geſchenk erhalten hatten; nur einer behielt den ſeinigen und fand, als er damit nach Hauſe kam, alle Blätter in lauter Goldſtücke verwandelt.

In Tilleda hatte ein Bauer Kindtaufe, und es fehlte ihm an Wein, womit er ſeine Gäſte bewirthen wollte. Er befahl daher ſeiner Magd, Wein zu holen; und als dieſe ihn mehrmals fragte, wo ſie denn den Wein holen ſollte, rief er etwas ärgerlich: beim Kaiſer Friedrich! Die Magd in ihrer Einfalt ging wirklich an den Kyffhäuſer und fand den Eingang offen. Die Prinzeſſin kam, brachte ihr auf Begehren mehrere Flaſchen des koſtbarſten Weins, und anſtatt Bezahlung dafür zu nehmen, ſchenkte ſie ihr noch ein großes Stück Gold. Zugleich trug ſie ihr auf, ihrem Herrn zu ſagen, wenn er ſie zu Gevatter gebeten hätte, würde das neugeborne Kind noch weit mehr Gold von ihr zum Pathengeſchenk bekommen haben. Der Bauer wollte, als er Dies hörte, geſchwind das Verſäumte nachholen, fand aber in den Berg keinen Eingang.

In Bennungen hatte ſich ein Paar junge Leute verlobt; aber ihre Eltern waren damit nicht zufrieden, ſondern wollten ſie beide an andere Perſonen verheirathen, die zwar reich, aber häßlich und laſterhaft waren. In ihrer Betrübniß gingen die jungen Leute einmal mit

einander ſpazieren und kamen an den Kyffhäuſer. Da that ſich vor ihnen eine Thür auf, und eine ſchöne Prinzeſſin winkte ihnen, hinein zu kommen. Sie folgten und traten in ein prächtiges, von Gold und Edelſteinen glänzendes Gemach, wo ſie mit Wein und köſtlichen Speiſen bewirthet wurden, ſchöne Muſik hörten, und ſonſt noch die angenehmſte Unterhaltung fanden. Nach ein paar Stunden meinten ſie, daß es nun doch wohl Zeit ſein möchte, wieder nach Hauſe zu gehen. Die Prinzeſſin entließ ſie reichlich beſchenkt. Wie erſtaunten ſie aber, als ſie an ihren Wohnort kamen und hier Alles ſo verändert fanden, daß ſie ſich gar nicht zurecht finden konnten. Von allen Menſchen, die ihnen begegneten, war ihnen Niemand bekannt; die Leute hatten Kleider an, wie ſie noch nie welche geſehen hatten; auch bemerkten ſie, daß ſie ſelbſt mit Erſtaunen betrachtet wurden. Sie fragten nach den Wohnungen ihrer Eltern, aber von dieſen wollte Niemand wiſſen, bis ſich endlich uralte Leute erinnerten, in ihrer Jugend gehört zu haben, daß vormals Menſchen dieſes Namens im Orte gelebt hätten. Kurz, es fand ſich endlich, daß ſie gerade zweihundert Jahre abweſend waren, ohne daß man ihnen ſonſt ein höheres Alter anſah.

Dergleichen Geſchichten werden noch in Menge erzählt, und es hat vor nicht gar langer Zeit noch Leute gegeben, die viele Mühe daran wandten, Gold im Kyffhäuſer zu ſuchen; ſie haben aber Nichts gefunden, und meiſtens noch Das, was ſie hatten, darüber verloren.

Wenn aber auch der Kyffhäuſer kein Gold uns darbietet, ſo iſt es doch ſehr angenehm, ihn zu beſuchen, und dort etwas zu verweilen; denn wohin man von ſeiner Höhe nur blicken mag, da iſt die Ausſicht ſo ſchön und groß, daß man gar nicht weiß, wo man zuerſt hinſchauen ſoll, und ſich gar nicht ſehnt wieder wegzugehen. An der nördlichen Seite des Berges breitet die goldene Aue mit ihren reichen und bunten Gefilden ſich aus, durch welche ein Flüßchen fließt, deſſen Lauf man in einer weiten Ausdehnung mit dem Auge verfolgen kann. Der weſtliche Theil der goldnen Aue wird zwar etwas durch einen Berg verſteckt, doch ſchimmern jenſeits derſelben noch die Thürme der Stadt Nordhauſen hervor. Gerade vor ſich ſieht man die Vorgebirge des Harzes, und unter denſelben hingeſtreckt eine ganze Reihe kleiner Orte, während gegen Oſten einige Städte mit ihren Schlöſſern, als die äußerſten, deutlich wahrnehmbaren Gegenſtände, die Ausſicht ſchließen. Südöſtlich liegt die ſchöne Ebene, durch welche die Unſtrut fließt, und in welcher man wiederum viele Orte erblickt. Gegen Süden ruht das Auge zunächſt auf dem dunkeln Walde; aber jenſeits deſſelben fliegt der Blick über die Gefilde Thüringens dahin, bis ihn am äußerſten Ende des Geſichtskreiſes die blauen Berge des Thüringer-Waldes begränzen.

Dicht um die Ruinen, die verfallenen Werke der Menſchenhand, regt ſich das ewig junge Leben der Natur, die hier eine Menge ſchön blühender und gewürzreicher Pflanzen hervorbringt. Merkwürdig ſind die großen Steinbrüche, die man am Fuße des Kyffhäuſers, beſonders an ſeiner ſüdlichen Seite, findet. Es wird hier ein ſehr feſter Sandſtein gebrochen, den man vorzüglich zu Mühlſteinen verarbeitet, die weit verſendet werden. In einem dieſer Steinbrüche, der einen ſehr engen Eingang hat, ſieht man einen ganzen verſteinerten Baum.

Überhaupt findet man auf dem Kyffhäuſer und in ſeiner Nähe viel verſteinertes Holz in großen und kleinen Stücken, zum Theil von ausgezeichneter Schönheit.

88. Altenburg; Kunz von Kaufungen.

Altenburg, die Haupt- und Reſidenzſtadt des Herzogthums gleiches Namens hat jetzt faſt 14 000 Einwohner, hat aber doch nicht mehr die Wichtigkeit als damals, wo es noch der Sitz des erſten deutſchen Fürſten nach dem Kaiſer, des Kurfürſten von Sachſen war. Das auf einem Felſenberge über die Stadt ſich erhebende Schloß, ſeit 1826 wieder Reſidenzſchloß, iſt hiſtoriſch merkwürdig durch den ſogenannten Prinzenraub, der im Jahr 1455 in der Nacht vom 7. zum 8. Julius von Kunz von Kaufungen vollbracht wurde, von welchem denkwürdigen Ereigniſſe hier eine kurze Nachricht folgt. Kunz von Kaufungen gelangte als Schloßhauptmann in die Dienſte des Kurfürſten von Sachſen, Friedrichs des Sanftmüthigen und ward ſelbſt Hofmarſchall bei demſelben. In dem Kriege zwiſchen dem Kurfürſten und deſſen Bruder wurde Kunz gefangen und mußte ſich loskaufen, brachte auch noch andere Opfer für ſeinen Herrn. Dafür verlieh ihm der Letztere einige feindliche Güter, welche aber bei dem Friedensſchluſſe wieder heraus gegeben werden mußten. Da Kunz deßwegen öfters aber vergebens um eine Schadloshaltung bei dem Kurfürſten angehalten hatte, ſo ſoll er dieſem einſt geſagt haben: er wolle ſich darum nicht an Land und Leuten, ſondern an ſeinem eignen Leibe und Blute erholen, worauf der Kurfürſt erwiederte: „Mein Kunz, ſiehe, daß du mir die Fiſche im Teiche nicht verbrenneſt.“ Allein Kunz erfüllte wirklich ſeine Drohung. Während einſt der Kurfürſt nach Leipzig gereiſ't war, erſchien Kunz, der ſich mit zwei anderen Rittern zu dieſem Unternehmen verbunden hatte und ſchon ſeit einiger Zeit mit einem Küchenjungen auf dem Schloſſe das nöthige Einverſtändniß unterhielt, mit ſeinen Genoſſen in der Nacht vom 7. — 8. Julius vor dem Schloſſe, wo ſich außer der Kurfürſtin und den Prinzen nur wenige Leute befanden. Denn die meiſten waren bei einem feſtlichen Gelage in der Stadt. Mit des Küchenjungen Hülfe wurde eine Strickleiter an einem jetzt zugemauerten Fenſter befeſtigt und Kunz gelangte ſo mit 9 ſeiner Begleiter in das Schloß, deſſen Inneres ihm genau bekannt war, und holte nun aus dem Schlafzimmer der Prinzen den damals 14 Jahr alten Prinzen Ernſt. Einer der anderen Ritter ſollte den jüngeren Prinzen Albrecht nehmen, dieſer hatte ſich aber unter das Bette verſteckt und der Ritter, welcher ihn nicht kannte, ergriff den jungen Grafen Barby, der mit in des Prinzen Bette ſchlief. Kunz merkte die Verwechſelung, trug den kleinen Barby wieder zurück und holte den damals 12 Jahre alten Prinzen. Während deſſen war die Kurfürſtin wach geworden, und flehte aus dem Fenſter vergebens und verſprach Alles anzuwenden, um Kunz zufrieden zu ſtellen, wenn er ihr nur die Kinder ließe. Kunz aber blieb ungerührt; und er eilte mit dem Prinzen Albrecht durch das Erzgebirge auf dem kürzeſten Wege nach Böhmen zu, während die anderen den Prinzen Ernſt durch Franken nach Böhmen bringen ſollten. Die Nachricht von dem verwegenen Raube hatte

das ganze Land in Bewegung geſetzt, und überall ertönte die Sturmglocke. Kunz hatte bereits die waldige Bergkette in der Nähe der böhmiſchen Gränze erreicht, da klagte der Prinz über Durſt, und Kunz glaubte, keine Gefahr mehr fürchten zu dürfen. Obgleich er nur zwei Knechte bei ſich hatte, da ſeine anderen Begleiter die Gegend auskundſchafteten, ließ er halten, und Alle ſtiegen ab, um einige Erdbeeren zu pflücken. Der muntere Hund eines in der Nähe ſich aufhaltenden Köhlers, Namens Schmidt, wittert indeſſen die Fremden, bellt und lockt ſeinen Herrn herbei, welcher, ſchon vorher durch das Sturmläuten aufmerkſam gemacht, Verdacht ſchöpft und den Ritter fragt, Wer er und Wer der Knabe ſei. Kunz antwortete, der Knabe ſei entlaufen, er wolle ihn ſeinen Eltern wiederbringen, und ſucht ſich mit dieſen Worten zu entfernen; aber im Fortgehen verwickelt er ſich mit den Sporen im Geſträuche und fällt nieder. Dieſen Augenblick benutzt der Prinz, dem Köhler zuzuflüſtern: „Ich bin ein Prinz von Sachſen, man hat mich geraubt, rette mich! Mein Vater wird es dir lohnen.“ Unverweilt greift der wackre Köhler zu ſeinem Schürbaum, und ſchlägt auf den immer noch liegenden Räuber los. Der Lärm zieht des Köhlers Frau herbei, und dieſe, wie ſie ihren Mann im Kampfe mit fremden Männern ſieht, gibt mit der Holzaxt das unter den Köhlern gewöhnliche Noth- und Hülfszeichen. Kaum ertönt davon die Umgegend, ſo eilen von allen Seiten die Köhler mit Schürbäumen und Äxten bewaffnet herbei, überwältigen den Ritter und ſeine Begleiter und bringen die Gefangenen in Sicherheit. Der Prinz wurde von Schmidt, vielen Köhlern und anderen Leuten begleitet im Jubel nach Altenburg zurückgebracht, wo die Kurfürſtin ſogleich mit ihm und ſeinem Retter nach Chemnitz zum Kurfürſten eilte, der dem Köhler nicht allein ſeinen genügſamen Wunſch, in dem Walde, wo er den Prinzen gerettet, frei Kohlen brennen zu dürfen, gewährte, ſondern ihm auch ein Freigut und jährlich 4 Scheffel Korn gab und ihm und ſeinen Nachkommen den Familiennamen von Triller beilegte, da der Köhler in ſeiner Erzählung immer den Ausdruck gebrauchte: er habe den Kunz wacker getrillt. Kunz wurde nach Freiberg gebracht, zum Tode verurtheilt und daſelbſt am 14. Julius hingerichtet. Der Bote, welcher Gnade bringen ſollte, kam zu ſpät. Die anderen Räuber erkauften ſich durch Auslieferung des Prinzen Ernſt Verzeihung ihrer That.

39. Der Verein für Handwerksgeſellen in Koburg.

In der Verſammlung der Bürger-Geſellſchaft zu Koburg vom 15. Januar 1838 trat der biedere Gerbermeiſter Adam Dietz auf und ſprach: „Mit Gunſt! Hochgeehrteſte Herren! Wenn ſich der Tag mit ſeinen Arbeiten, Mühen und Sorgen geneigt hat, und es iſt Feierabend geworden, dann eilt beinahe Jeder in unſerem lieben Koburg der geſellſchaftlichen Unterhaltung zu, und findet ſie in dem Geſpräche mit ſeinem Mitbürger, bis er zur gewohnten Stunde nach Hauſe eilt, um ſich durch die nächtliche Ruhe auf's neue zur morgenden Arbeit zu ſtärken. Dieſe Abende ſind gewiß eine wahre Würze unſeres Lebens, und unter ihnen ſtehen gewiß die, welche wir in unſerem Vereine verleben, mit obenan. Mit Vergnügen erinnert man ſich oft die ganze Woche hindurch des

vergangenen und freut ſich auf den nächſten. — Bei dieſer Betrachtung ſteigt mir ein Gedanke auf, der, wenn er ausgeführt würde, vielleicht gute und erſprießliche Folgen haben könnte, und ich wage es, ihn vor Ihnen, verehrte Vereinsgenoſſen, auszuſprechen."

„Wenn man nämlich zurückdenkt auf ſeine eigenen Geſellenjahre, und blickt dabei auf das Thun und Treiben der jetzigen jungen Leute, da findet man, daß in dieſer Hinſicht für dieſen Stand gar nicht geſorgt iſt. Man iſt ſich in dieſen Jahren zu ſehr ſelbſt überlaſſen, und das Sprüchwort: „Ein böſer Geſell führt den andern in die Höll'," findet hier gar häufig ſeine Anwendung. Die Geſellen bringen, wenn ſie ausgehen, ihre Abende, wenn auch nicht immer, doch öfters mit Karten, Singen, und leichtfertiger, zuweilen auch roher Unterhaltung zu, wobei auch mitunter dem Glaſe fleißiger, als es ſein ſollte, zugeſprochen wird. — Würde es nun nicht ſehr gut ſein und ſegensreich, wenn ſich einige von den Herrn Gelehrten verbänden und eine Art von Abendgeſellſchaft für den Geſellenſtand ſtifteten? — An einem der Ausgehtage in der Woche kämen die Theilnehmer bei einem Glaſe Bier und einer Pfeife Tabak zuſammen, die Herren Gelehrten, welche ſich dazu verbänden, läſen ihnen allerlei angemeſſene Gegenſtände, Bruchſtücke aus der Welt- und Vaterlands-Geſchichte, Reiſebeſchreibungen, unterhaltende moraliſche Erzählungen u. ſ. w. vor; mitunter könnte ſich ein heiterer Geſang einmiſchen; im Sommer könnten die Abende im Freien zugebracht werden. — Ich glaube, daß Dieſes für die jungen Leute die ſegensreichſten Folgen haben könnte. Denn da es eine Hauptbedingung wäre, daß ſich die Leute an ſolchen Abenden unter der Aufſicht der Vorſteher ordentlich verhalten müßten, ſo würde Dies auf die übrigen Abende nach und nach auch einwirken, und die gut geleitete Unterhaltung eines einzigen Abends würde öfters Einfluß auf die ganze Woche haben. Doch muß Das noch angemerkt werden, daß es die jungen Leute ſo wenig als möglich koſten darf, und Jeder, der ſich bei einem der Vorſteher meldet, er mag Ausländer oder Hieſiger ſein, wenn er einen guten Ruf hat, aufgenommen werden muß. Ruheſtörer und Trunkenbolde dagegen müſſen ſogleich ausgeſtoßen werden."

„Möchte doch Das, was ich eben zu Ihnen geſprochen, nicht verhallen, ſondern in den Herzen einiger Männer, welche Dieſes auszuführen im Stande ſind, Wurzel ſchlagen und zum Heile unſerer Geſellen in Ausführung kommen."

Und die aus dem Herzen des wackern Rothgerbermeiſters gekommenen Worte fanden den erfreulichſten Anklang. Denn in dem Jahresbericht von 1838 heißt es unter Anderm: „Es fanden ſich einige Vereinsmitglieder ſogleich bereit. Sie ſchritten ohne Säumen zum Werk, entwarfen die Satzungen eines „Vereins für Handwerksgeſellen," und bewirkten die Beſtätigung derſelben von Seiten der hohen herzoglichen Regierung. — Der in dieſen Statuten ausgeſprochene Zweck, „den Handwerksgeſellen Gelegenheit zu geben, den freien Abend des ſiebenten Tags in der Woche auf eine lehrreiche und anſtändige Weiſe zuzubringen," ſcheint zwar beim erſten Augenblick gar unerheblich und unbedeutend zu ſein; aber die Mittel, die zu ſeiner Erreichung angewendet werden, z. E. moraliſche, geſchichtliche, geographiſche, ſtatiſtiſche und gewerbliche Vorträge, die Anlegung einer kleiner Bibliothek zur freien Benutzung

der Vereinsmitglieder u. ſ. w., ſtellen dieſe Verſammlungen der jungen Männer wenigſtens den Sonntagsſchulen gleich. Auch hat ſchon die bisherige, kurze Erfahrung gelehrt, daß unter den in den Verein getretenen Geſellen verſchiedener Zünfte an die Stelle der gewöhnlichen Abgeſchloſſenheit und Spannung eine freundliche Annäherung tritt, und ſo mannigfachen und nicht ſelten ſehr traurigen Zwiſtigkeiten vorgebeugt wird. Auch werden nur ſolche Handwerksgeſellen aufgenommen, die ſich durch ihre Meiſter über ihr bisheriges Betragen vortheilhaft ausweiſen können, und andere, welche ſich in oder außer dem Verein ein unziemliches Benehmen erlauben könnten, müßten ohnedies ſogleich ausgeſchloſſen werden. Diejenigen, welche freiwillig austreten, um weiter zu wandern oder ſich anſäßig zu machen, erhalten ein angemeſſenes Zeugniß von dem Directorium. Und dieſes beſteht aus ſechs Perſonen, und zwar zur einen Hälfte aus Gelehrten und Künſtlern und zur andern aus Handwerksmeiſtern."

„Nachdem die Gründung des Vereins bekannt gemacht worden war, meldeten ſich alsbald ſo viele Meiſter und Geſellen, daß in der kurzen Zeit des Beſtehens der Anſtalt ſchon 168 Mitglieder aufgenommen wurden. Von dieſen ſind 21 mit Zeugniſſen allmählich wieder abgegangen. Das Benehmen ſämmtlicher Mitglieder bei den Verſammlungen iſt höchſt lobenswerth geweſen, wie Diejenigen mit den Direktoren bezeugen werden, die ſo oft und zu voller Befriedigung an jenen Theil genommen haben; und auch ſonſt iſt nicht das Mindeſte vorgekommen, was zu einer Rüge Veranlaſſung gegeben hätte. Fortwährend hat ſich der regſte Sinn für den Zweck des Vereins kund gegeben; unter andern in dem Eifer, auch ſelbſt geeignete Vorträge zu halten, und in der wärmſten Dankbarkeit gegen die Stifter und Leiter der Anſtalt."

40. Ludwig der Eiſerne.

Woher der Landgraf Ludwig von Thüringen den Beinamen der Eiſerne erhalten hat, Das iſt ungewiß. Einige ſagen: Als Ludwig noch jung war, bekümmerte er ſich wenig um ſein Land, und die adligen Herren gingen unterdeſſen übel mit den Bauern um, dergeſtalt, daß wenn die Letzteren kein Vieh zum Ziehen mehr hatten, ſie ſich ſelbſt vor den Pflug ſpannen mußten. Der Landgraf wußte Dies nicht, und war auch zu ſanft gegen den Adel, als daß er die Herren beſtraft hätte, wenn ihm Etwas zu Ohren kam. Allein bald wandte ſich das Blättchen.

Ludwig verirrte ſich einſt auf der Jagd, und konnte des Abends nach langem Umherirren keine andere Unterkunft finden, als in einer einſam gelegenen Schmiede. Der Schmied, welcher den ſpäten Gaſt nicht kannte, nahm ihn gleichwohl freundlich auf, und ſetzte ihm vor, Was er hatte, das heißt Wenig. Nach dem Nachteſſen erbat ſich der Mann die Erlaubniß, ſeine Arbeit fortſetzen zu dürfen, weil die Arbeit Eile habe. Hierauf zog er vor den Augen des Landgrafen ſeinen Blaſebalg, netzte die Kohlen mit Waſſer, und als das Eiſen glühend war, legte er es auf den Ambos und hämmerte, daß die Funken bis auf den Landgrafen ſprühten. Dabei ſang der Schmied aber ein gar ſonderbares Lied, deſſen Endſtrophe allemal lautete: „Landgraf Ludwig

werde hart.“ Das hörte der Fürſt mit Verwunderung; doch ließ er ſich Nichts merken, nahm am Morgen freundlich Abſchied und ritt nach ſeinem Schloß zurück.

Aber nun fing er an die Klagen zu unterſuchen, welche bisher bei ihm eingelaufen waren, welche er aber aus Gutmüthigkeit nicht beachtet hatte. Da fand er denn, wie ſeine Ritter und Amtleute das Volk mißhandelt hatten. Er forderte ſie darum vor ſeinen Richterſtuhl und gab ihnen harte Verweiſe, und drohte ihnen mit den ſtrengſten Strafen, wenn es wieder geſchehe. Die Ritter ſahen aber ihr Unrecht nicht ein, ſondern hielten es für ein altes Recht, machten es darum gerade noch ärger als zuvor, und trotzten dem Landgrafen, weil ſie meinten, er wäre noch ſo weich wie früher. Er war aber wirklich hart geworden, nahm die Widerſpenſtigen gefangen, und ließ ſie jetzt ſelbſt vor den Pflug ſpannen, damit ſie einmal ſähen, wie es den armen Bauern thäte. Da mußten die Ritter freilich nachgeben, aber ſie waren ſo erboſ't, daß ſie dem guten Landgrafen nach dem Leben trachteten. Deßhalb mußte dieſer zur Sicherheit allenthalben, wo er hinging, einen eiſernen Harniſch tragen. Das Volk aber, das dem Landgrafen Ludwig eine beſſere Behandlung verdankte, nannte ihn zur Erinnerung Ludwig den Eiſernen. Und ſo heißt er noch in allen Büchern, die von ihm erzählen. Nach einer anderen Sage iſt aber der Name dem Landgrafen von dem Kaiſer beigelegt worden, wie ſich aus folgendem Gedicht ergibt.

Nach Naumburg hatte den Kaiſer ſich,
Den Barbaroſſa, geladen
Zu Gaſte der eiſerne Ludewig,
Ein Herr, durch kräftige Thaten
Gar wohl geachtet, als Held bekannt
Im ganzen wackeren deutſchen Land.

Als ſie nun hatten in luſtiger Hall'
Gar männlich und wacker gezechet,
Und heiter ſcherzten beim Becherſchall,
Da ſpottet' der Kaiſer: „Ei, ſprechet,
Herr Landgraf, Ihr bautet, gern wüßt' ich warum,
Ein treffliches Schloß, doch nicht Mauern darum.“

„Wohl muß ich, mein Kaiſer, fiel Ludewig ein,
Euch Beifall, wie billig iſt, geben.
Doch wollt Ihr, ſo ſoll bis zum Morgenſchein
Die Mauer, wie keine, ſich heben!
Nun aber ruft mahnend der Wächter uns zu:
Ihr Zecher, die Mitternacht winket zur Ruh'!“

„Wohl!“ ſagte der Rothbart, ſo wollen wir ſehn,
Was Ludewigs Rede verkündet,
Nur glaub' ich mit nichten, es werde geſchehn,
Wenn nicht ſich ein Zauberer findet! —
Ihr führt wohl gar ſelber was Arges im Sinn?
Nun zaubert, Herr Landgraf, nur immerhin!“

Kaum nahte des Morgenroths glühender Schein
Mit freundlich aufdämmerndem Grauen,

Da trat zu dem Kaiſer in's Schlafgemach ein
Der Landgraf mit frohem Vertrauen;
„Erwachet," — ſo rief er — „Herr Kaiſer, und ſchaut
Die Mauer, die während der Nacht ich erbaut!"
Und Friedrich erhob ſich, mit Staunen hinaus
Durch's Fenſter blickt er und ſiehet,
Wie rings um das Schloß aus dem Boden heraus
Sich eiſernes Mauerwerk ziehet;
Es ſtehen gerüſtet in endloſer Zahl
Die Völker des Fürſten in glänzendem Stahl.
Und als Barbaroſſa auf dieſen Wall
Herabſah freundlich und heiter,
Empfing ihn ſchmetternder Hörnerſchall,
Und jubelnd riefen die Streiter:
„Es lebe der Kaiſer, er ſehe den Schutz,
Den wahren vor frevelndem Feindestrutz!"
Da nickte der Kaiſer: „Ihr Treuen habt Recht!
Ei, Landgraf, Ihr ſeid zu beneiden!
Das nenn' ich den Grundſtein der Herrſchaft gelegt,
Solch trefflichen Wall zu bereiten!
Im wachen, im treuen, im tapferen Sinn
Des Volkes, da ruhet die Sicherheit drin."

41. Das Königreich Sachsen.

Vor dem Jahre 1814 war dies Königreich fast doppelt so gross als jetzt. Weil aber der damalige König zu lange an dem Bunde mit dem Kaiser Napoleon hielt, so wurde er nach der Schlacht bei Leipzig von den Verbündeten (Alliirten), das heisst von Russland, Preussen und Östreich als Feind behandelt und erhielt nur mit Mühe die eine Hälfte seines Landes wieder. Jetzt ist Sachsen an Grösse ungefähr dem Grossherzogthum Baden gleich (272 Quadratmeilen), an Einwohnerzahl aber dem Königreiche Würtemberg (1 800 000). Diese starke Bevölkerung rührt von dem Gewerbfleisse der Gebirgsbewohner in Sachsen her. Denn das Erzgebirge, welches, wenn es nur von Viehzucht und Ackerbautreibenden Menschen bewohnt würde, nur sehr dünn bevölkert sein könnte, ernährt in Wirklichkeit eine sehr zahlreiche Einwohnerschaft von Bergleuten und Fabrikarbeitern. Da für diese jedoch das Brod grossentheils von aussen her herbeigeschafft werden muss, so ist es begreiflich, dass im Ganzen viel Armuth dort herrscht, und dass bei einiger Theurung oder wenn einige Fabriken stille stehen, oft grosse Noth eintritt. Das ebnere Land an der Elbe und in der Gegend von Leipzig ist dagegen sehr fruchtbar und versorgt grossentheils jene bergigen Bezirke mit seinen Erzeugnissen.

Die Hauptstadt des Landes D r e s d e n an beiden Ufern der Elbe, worüber eine berühmte, aber oft beschädigte steinerne Brücke führt, war vormals eine der grössesten Städte in Deutschland. Gegenwärtig steht sie mit ihren 90 000 Einwohnern nur noch in

der zweiten Klasse der Städte, denn nicht blos Wien und Berlin, sondern auch Hamburg, München, Prag und Breslau haben dieselbe überflügelt. Gleichwohl ist sie äusserst sehenswürdig, nicht nur wegen ihrer grossen Sammlungen von Kunstsachen, sondern auch wegen der Naturschönheiten in ihrer Nähe. Denn an beiden Ufern der Elbe hinauf nach Böhmen hin zieht sich die sogenannte sächsische Schweiz, ein Sandstein-Gebirge mit den interessantesten Felsen, Schluchten und Thälern, welche im Kleinen ein Bild von den Alpen in der Schweiz gewähren. Dresden ist nicht eigentliche Handelsstadt, aber durch die schiffbare Elbe und die Eisenbahn nach Leipzig doch in bedeutende Handelsverbindungen gebracht und würde noch bedeutender werden, wenn nicht die nahe liegende böhmische Gränze mit ihrer strengen Mauth dem Verkehr ein Ziel setzte.

Hinsichtlich der Bevölkerung ist **Leipzig** die zweite Stadt in Sachsen (60000 Einwohner), als Handel- und Messplatz aber unbezweifelt eine der wichtigsten Deutschlands. Sie liegt in einer flachen, anmuthigen Gegend, wo reizende Gehölze, frische Wiesengründe, herrliche Obst- und Fruchtgärten, üppige Felder und schöne Dörfer mit einander abwechseln. An und in der Stadt fliessen drei kleine Flüsse, welche nicht blos die Gegend verschönern, sondern auch in der grossen Schlacht 1813 berühmt geworden sind. Noch jetzt sieht man in dem Inneren eines Gartens das Denkmal des damals ertrunkenen französischen Marschalls und Fürsten Poniatowsky.

Leipzig ist für seine Grösse ausserordentlich stark bevölkert und daher sehr lebhaft. Aber besonders stark ist das Menschengewühl zur Zeit der Messen, die immer, besonders die Ostermesse, viele Menschen hierher ziehen und zu den berühmtesten Europas gehören. Man zählt oft gegen 10000 Verkäufer, unter ihnen Engländer, Franzosen, Polen, Russen, Niederländer, Italiener, Schweizer, Amerikaner, Armenier, Griechen, Türken etc. Leipzig stellt dann einen merkwürdigen, allgemeinen Marktplatz für englische, französische und deutsche Produkte und Manufakturwaaren dar, wozu auch nordische Produkte, namentlich polnische und russische Pelzwaaren kommen. In den Häusern, Gewölben und Boutiken beschäftigt sich die wogende Menschenmenge mit dem Verkaufe und Ankaufe von Waaren und Fabrikaten aller Art. Auf dem Rossplatze stehen Pferde aus allen Gegenden zum Verkauf, und die eine freie Seite dieses Platzes dient zu einer grossen Wagenremise für hiesige und auswärtige Sattler, deren Wagen von allerlei Form unter einer Art von Zelten aufgestellt sind. Nach einer anderen Seite des Platzes sind viele Buden erbaut, in denen man die sogenannten Mess-Sehenswürdigkeiten zeigt, während in andern Getränken und Speisen zu haben sind und Trompeten, Orgeln oder Leierkasten, Harfen, Geigen, Ausruferstimmen etc. auf die bunteste Weise durch einander tönen. Die Ostermesse führt über 500 deutsche, französische, englische und dänische Buchhändler hierher, welche alle hier ihre Kommissionäre und grösstentheils ihre Niederlagen und seit Kurzem eine schöne, neu erbaute Buchhändlerbörse

haben. Leipzig, wo allein an 120 Buchhändler wohnen, ist die einzige Stadt Europas, wo eine Buchhändlermesse gehalten wird; und sehr bedeutend sind die Geschäfte, die dabei gemacht werden, so dass sie in die Millionen gehen. Seit mehreren Jahren führt eine Eisenbahn von hier bis Dresden, welche zu den befahrensten in Deutschland gehört. Eine zweite nach Halle setzt Leipzig mit Magdeburg und Berlin und zugleich mit Thüringen in Verbindung.

Schlachten bei Leipzig.

Leipzig sah zweimal in seiner Nähe Schlachten liefern, die von den wichtigsten Folgen auf die Schicksale ganzer Völker waren. Die erste derselben fiel im 30jährigen Kriege am 7. September 1631 vor zwischen den verbündeten Schweden und Sachsen unter Schwedens berühmtem Könige Gustav Adolph, und den Kaiserlichen unter dem bekannten Tilly, nördlich von Leipzig bei dem Dorfe Breitenfeld, wonach sie auch oft benannt wird. Keine der sich gegenüber stehenden Armeen betrug über 36000 Mann, aber die beiden Heerführer waren die grössten Feldherrn ihrer Zeit, beide bisher unüberwunden. Anfangs lächelte in dieser Schlacht das Glück den Kaiserlichen, indem die Sachsen bald geschlagen wurden und in Unordnung entflohen, aber an den Schweden scheiterten alle Angriffe der Kaiserlichen. Zuletzt eroberten die Schweden die Anhöhen, auf denen das feindliche Geschütz aufgestellt war, und richteten dieses auf den Feind selbst. Dieser entflieht in wilder Flucht, die in völlige Auflösung ausartet. Die ganze Artillerie, das ganze Lager der Kaiserlichen werden erobert, Tilly selbst wird beinahe gefangen, verdankt seine Rettung blos dem Ohngefähr und erliegt fast den erhaltenen Wunden, mehr aber noch dem Schmerz, seinen Ruhm zu überleben. Der Verlust der Schweden war gering, der der Kaiserlichen hingegen so gross, dass ihr bis dahin siegreiches Heer, das noch kürzlich Deutschland in Schrecken gesetzt hatte, nach der Schlacht sich ganz zerstreute.

42. Die Völkerſchlacht bei Leipzig.

Am 16. Oktober 1813 begann auf den Feldern von Leipzig der Entſcheidungskampf, welchen man „die Völkerſchlacht" genannt hat. Auf dem linken Flügel gewann Napoleon gegen den Fürſten Schwarzenberg das Übergewicht und ſchon verkündigte er durch Glockengeläute in Leipzig und durch Abſendung von Boten nach Paris ſeinen Sieg; aber der Marſchall Vorwärts überwand auf dem rechten Flügel, wo die Preußen löwenkühn kämpften, die entgegenſtehenden Franzoſen und das Gleichgewicht war wieder hergeſtellt. Am folgenden Tage ſchwieg die Schlacht, und neue Heereshaufen zogen den Verbündeten zu, während Napoleon ſeine Kriegerzahl immer mehr zuſammenſchmelzen ſah. Am 18. Oktober entbrannte der Kampf aufs neue und furchtbarer als das erſte Mal. Da eilten plötzlich mitten in der Schlacht mehrere ſächſiſche und würtembergiſche Anführer mit ihren Truppen aus dem ihnen verhaßten franzöſiſchen Heer und ſtellten ſich in das der Verbün-

deten. Immer dichter zog ſich dieſes um die Franzoſen herum. Nun konnte ſich Napoleon trotz ſeiner Kriegskunſt, ſeines Scharfblicks, ſeiner Kühnheit und Ausdauer, trotz des Heldenmuthes ſeiner Soldaten gegen die Übermacht der begeiſterten Deutſchen nicht mehr halten. Nach neun Stunden des erbittertſten Kampfes war endlich das Loos entſchieden und Napoleon beſiegt. Die Franzoſen wurden am Abend bis dicht an die Mauern Leipzigs gedrängt, und Napoleon entſchloß ſich zum Rückzuge in der Nacht. Während er ſelbſt am Morgen die Stadt verließ und der anfänglich ordentliche Rückzug immer mehr in unordentliche Flucht ausartete, wurde Leipzig am 19. Oktober von den Siegern erſtürmt und der König von Sachſen, welcher ſich darin befand, als Napoleons Bundesgenoſſe gefangen genommen. Am Abende dieſes dritten Schlachttages bedeckten 15000 Leichen der Franzoſen und ebenſo viele der Verbündeten das Schlachtfeld von Leipzig, zahlloſe Verwundete hauchten im ſcharfen Froſt unter Gottes freiem Himmel das Leben aus; alle Räume waren mit franzöſiſchen Gefangenen angefüllt. Die Flucht des franzöſiſchen Heeres war grauſenhaft; über dem Elſterfluß ſtand nur eine einzige Brücke und dieſe wurde durch Mißverſtändniß allzu früh zerſtört, während noch große Schaaren von Franzoſen dieſſeits des Fluſſes kämpften. Da ſtürzten ſich die Meiſten in den Fluß, um ſich durch Schwimmen zu retten, aber Viele ertranken, ſo auch der tapfere Pole Fürſt Poniatowsky, in den Waſſern der Elſter; die Übrigen fielen als Gefangene in die Hände der Sieger. Durch dieſe Schlacht bei Leipzig war Napoleons Macht gebrochen und Deutſchlands Befreiung von ſeiner Oberherrſchaft entſchieden. Da jauchzte jedes deutſche Herz, das für Nationalehre und Freiheit ſchlug, und dankte Gott, daß er die Hoffnung und das Gebet der Deutſchen erfüllt hatte. Und die deutſchen Sänger ließen nun Siegeslieder erſchallen, und voll vaterländiſcher Begeiſterung ſang das Volk die Lieder nach. Aber ein edler Sänger, welcher durch ſeine Freiheitslieder Jung und Alt zum heiligen Kampf mit ſich fortgeriſſen hatte, Theodor Körner, erlebte den großen Tag nicht, an dem ſeine ſchönen Hoffnungen für's Vaterland erfüllt wurden. Schon einige Monate vorher hatte ihn in einem Gefecht (im Meklenburgiſchen) eine feindliche Kugel getödet, nachdem er kurz zuvor das kräftige Lied gedichtet hatte, das mit den Worten anfängt: „Du Schwerd an meiner Linken, was ſoll dein heitres Blinken?“

43. Herrnhut.

In der ſächſiſchen Lauſitz liegt das Dorf Herrnhut, nach welchem man die fromme Sekte der mähriſchen Brüder oder die Brüdergemeinde Herrnhuter genannt hat. Ein Graf von Zinzendorf, welcher ſich durch den gewöhnlichen Gottesdienſt der Proteſtanten nicht befriedigt fand und die Einrichtungen der erſten Chriſten wieder herzuſtellen gedachte, hat ihnen dieſe Wohnſtätte gegründet und auf die Organiſation der ganzen Gemeinde großen Einfluß geübt. Die Herrnhuter ſind ſtille, fleißige Leute, welche ſich weniger mit Landbau als mit Handwerken und kleinen Fabrikationen beſchäftigen. Alle ihre Arbeiten ſind ſehr ſolid und im Handel haben ſie durchaus nur feſte Preiſe. Denn ſie verabſcheuen den Betrug, und ein Wort gilt ihnen als ein Eid. An den Freuden der

Welt nehmen ſie keinen Theil. Kleidung, Nahrung, die ganze Lebensweiſe iſt ſehr einfach und das Leben zwiſchen Arbeit und Gottesdienſt getheilt. Alle Tage finden in einem ſehr netten, reinlichen Lokal, das aber ſonſt einer Kirche wenig ähnlich ſieht, Andachten ſtatt, wobei entweder gebetet und geſungen, oder eine Stelle aus der Bibel geleſen wird. Allein nicht die ganze Gemeinde wohnt ſolchen Andachten auf einmal bei, ſondern nur einzele Chöre, wie ſie es nennen. Denn es gibt einen Knaben- und einen Mädchenchor, einen Chor der Jünglinge und einen der Jungfrauen, einen der Ehepaare, einen der Wittwer und einen der Wittwen. Dieſe wohnen beiſammen und ſehen die übrigen Mitglieder der Gemeinde nur ausnahmsweiſe, ſelbſt Eltern ihre Kinder. Doch kann der Vorſtand von dieſer abgeſonderten Wohnung unter gewiſſen Umſtänden diſpenſiren. Überhaupt hat dieſer Vorſtand (die Älteſten) eine ſehr große Gewalt, er ſchickt die Mitglieder, welche er will, in die fernſten Gegenden als Miſſionäre, um die Heiden zu bekehren; er wählt dem Bräutigam die Braut aus, doch dürfen dieſe ſich weigern. Aber trotz Dem hat man noch Nichts von Unfriede in der Gemeinde gehört. Jeder folgt willig den Geboten, welche ihm als Gottes Wille erſcheinen, und womit die ganze Gemeinde einzuſtimmen pflegt. Früher hat man die Herrnhuter verfolgt, aber jeder Staat hat Urſache, mit ſolchen Unterthanen zufrieden ſein.

44. Freiberg im Erzgebirge.

Freiberg, diese berühmte Bergstadt, von 13000 Menschen bewohnt, liegt auf der nördlich allmählich sich verflachenden Abdachung des Erzgebirges. Es finden sich daher auch viele Reisende in ihren Erwartungen von der Lage Freibergs getäuscht, da sie sich gewöhnlich die Umgebungen einer Bergstadt als eine romantische Abwechselung von Thälern und Bergen vorstellen. Will ein Fremder eine der Freiberger Gruben befahren, so wähle er sich entweder die Grube Beschert Glück, die 1 Stunde von Freiberg liegt, in der grössten Tiefe (1825) 1298 F. hat, sich durch schöne Gebäude auszeichnet und eine der merkwürdigsten und ergiebigsten Gruben ist; auch wegen ihrer Maschinen, und weil sie am bequemsten zu befahren ist, am meisten besucht wird. Oder er wähle die Grube Himmelsfürst, $1\frac{3}{4}$ Stunden von Freiberg, die ergiebigste aller Gruben des Erzgebirges; oder drittens die Grube Kurprinz Friedrich August im Muldethale, $1\frac{3}{4}$ Stunden von Freiberg, eine Grube, von 585 Bergleuten bearbeitet und unter andern auch durch ihren Kanal interessant, der die Erze bis zu dem Amalgamirwerke führt. In seiner obern Hälfte hat dieser ein Hebehaus, wo durch Maschinen die Kähne, mit Erz gefüllt, aus der Mulde auf den Kanal fast 40 F. hoch gehoben und leer wieder niedergelassen werden. Sehenswerth sind dort auch die Silber-Schmelzhütten und das Amalgamirwerk, wo ein Theil der Erze geschmolzen, ein Theil aber amalgamirt wird. Sobald nämlich die tauglichen Erze in den Pochwerken zerstampft, mit Salz vermischt, gesiebt und in Rostöfen geröstet, wieder gesiebt und auf Mühlen zu Mehl gemahlen worden sind, erfolgt dann das Amalgamiren,

indem in Fässern das Erzmehl mit Quecksilber, nachdem man Wasser und etwas Eisen hinzugethan hat, vermischt oder amalgamirt wird. Es entsteht nun in den Fässern, die durch Räderwerk in Bewegung gesetzt werden, binnen 16 bis 18 Stunden das Amalgam oder eine breiartige Masse, wobei das Quecksilber alles Silber an sich gezogen hat. Man verdünnt hierauf die Masse mit Wasser, lässt die Fässer noch eine Weile umdrehen und zieht die Masse in Säcke ab, durch welche sich das Quecksilber theils von selbst, theils indem man mit den Händen presst, durchseigert. Das zurückbleibende Amalgam bildet sich zu einem Ballen, und diese Ballen werden in den Ausglühöfen so ausgeglüht, dass das Quecksilber als Dampf davon geht und das noch mit allerlei Metallen verunreinigte Silber zurückbleibt, welches sodann in Tiegeln geschmolzen wird.

45. Schöneck.

Schöneck, eine kleine Stadt im Voigtlande, in einer kalten, rauhen Gegend, iſt darum merkwürdig, weil ihre Einwohner das Privilegium haben, ſtatt aller Abgaben ihrem Landesherrn, blos wenn er in ihre Stadt kommt, und dann nur jährlich einmal in einem hölzernen Becher 5 Pfund Heller zu entrichten. Als im Jahr 1708 Kurfürſt Auguſt durch Schöneck reiſete und den Hellerbecher empfing, befanden ſich darin 6063 Stück, die höchſtens einen Werth von 12 Thalern hatten. Schöneck gehörte ſonſt der Krone Böhmen und erhielt vom Kaiſer Karl IV. als Könige von Böhmen 1370 dieſe Begünſtigung, aber freilich unter der Bedingung, daß die damalige Häuſerzahl, die 130 betrug, immer nur dieſelbe bliebe. Im 15. Jahrhunderte gelangte die Stadt an Kurſachſen, und Kurfürſt Auguſt beſtimmte die Häuſerzahl in der Folge auf 141, wobei es auch bis jetzt geblieben iſt. Karls IV. Privilegium wurde von Zeit zu Zeit erneuert. Kein Hausbeſitzer darf ſein Gebäude durch Anlagen neuer Stuben vergrößern oder neue Stockwerke aufſetzen, oder Nebengebäude anlegen, ſondern Alles muß genau in dem Umfange bleiben, welchen es hatte, als das Privilegium gegeben wurde; doch iſt jedes dieſer 141 Häuſer, ſo voll Menſchen, als nur darin wohnen können. Außer dieſen Häuſern ſind nach und nach mehrere entſtanden; doch bezieht ſich auf die Bewohner derſelben das Privilegium nicht.

46. Der Königſtein.

Königſtein, dieſe weltberühmte Felſenfeſtung, liegt 3 Meilen von Dresden auf einem mächtigen, majeſtätiſch ſich aufthürmenden, ſteilen Sandſteinfelſen, der 1100 Fuß über der Meeresfläche und etwa 400 Fuß über dem Spiegel der Elbe erhaben iſt. Er hat oben einen Umfang von ¼ Stunde, wo ſich außer den Gebäuden, Feſtungswerken, und bombenfeſten Kaſematten auch ein kleiner Wald, Gärten, etwas Feld, ein tiefer Brunnen, und einige Ciſternen befinden. Die Beſatzung beſteht etwa aus 200 Mann. Der Weg zu dieſer Feſtung geht durch einen dunklen, gewölbten, in den Felſen gehauenen Gang, der ſo ſteil anſteigt, daß man zum leichteren Fortkommen Handhaben

zu beiden Seiten befeſtigt hat. Überraſchend iſt es, wenn man dieſen ſchauerlichen Felſenweg durchwandert hat, hier oben große und anſehnliche Gebäude, von Gärten umgeben, und ein Wäldchen von Tannen, Fichten, Eichen und Buchen zu finden. Durch die ſtets vermehrten und verbeſſerten Feſtungswerke, durch die unerſteigliche Lage, welche das Erſtürmen unmöglich macht, und durch die Unmöglichkeit des Beſchießens, indem zwei andere benachbarte Felſen zwar höher als der Königſtein ſind, aber wegen ihrer Steilheit, das Hinaufſchaffen ſchweren Geſchützes nicht erlauben, iſt dieſe Bergfeſtung in einem ſolchen Zuſtande, daß ſie für unüberwindlich gelten muß. Der fürchterlichſte Feind aller Feſtungen, der Hunger, iſt hier auch nicht ſo gefährlich als bei andern Feſtungen, indem der tiefe, für die ſchwache Beſatzung hinreichende Brunnen nicht abgegraben, der auf 3 Jahre vorräthige Proviant nicht vernichtet und das vorhandene Holz im Walde vom Feinde nicht genommen werden kann, und überdies einiges Getraide auf dem Königſteine ſelbſt wächſt. Der Hauptnutzen dieſer Feſtung beſteht darin, daß ſie Sachſen zum ſicherſten Aufbewahrungsort aller Koſtbarkeiten und Schätze ſeiner Hauptſtadt und des Landes dienet. Von Gebäuden findet man auf dem Königſtein drei Schlöſſer: die Friedrichsburg, worin man die Bildniſſe aller ſächſiſchen Regenten, aller Generale Sachſens und Kommandanten des Königſteins ſieht, die Georgenburg, worin ſich Staatsgefängniſſe befinden, und die Magdalenenburg, deren ungeheuere Keller das Rieſenfaß aufbewahrten, welches 1818 ſeiner Baufälligkeit wegen zerſchlagen worden iſt; ferner ein Kommandantenhaus, eine Garniſonskirche, Kaſernen, ein Zeug- und Provianthaus, ein Pulvermagazin. Die bombenfeſten Kaſematten, zur Wohnung der Garniſon im Falle einer Belagerung beſtimmt, ſind geräumig und hell, zum Theil in den Felſen gehauen, ſehr trocken, mit einer 6 Ellen dicken und oben mit Steinplatten verſehenen Decke überlegt, die weder Regen noch Bomben eindringen läßt, mit einem Backofen und mehreren Kaminen verſehen, worin die Beſatzung im Nothfall kochen kann. Noch müſſen wir einige Worte von dem tiefen Brunnen ſagen, welcher 1553 anzulegen angefangen wurde, und woran man 40 Jahre lang arbeitete. Er iſt 586 Ellen tief, durch lauter Sandſteinfelſen gehauen, hat in der Regel 26 Ellen Waſſer und iſt ſelbſt bei der größten Dürre nicht waſſerlos.

Als eine Merkwürdigkeit des Königſteins wird noch das ſogenannte Pagenbette gezeigt, welches unter der Friedrichsburg, außerhalb an dem Felſenabhange ſich befindet. Ein Page (Edelknabe) des Kurfürſten gab dieſer Stelle den Namen. Dieſer kroch nämlich während eines Hoffeſtes, von Luſt und Wein benebelt, zu einer Schießſcharte der Burg hinaus auf den kaum eine Elle breiten, abſchüſſigen Vorſprung des Felſens, um da den Rauſch zu verſchlafen. Nur der geringſten Wendung bedurfte es, und er ſtürzte in den Abgrund hinunter. Glücklicher Weiſe wurde er zeitig entdeckt, und als man dem Kurfürſten dies halsbrechende Ruheplätzchen zeigte, ließ er den Schlummernden erſt anbinden und dann mit Trompeten und Pauken wecken. Der Schreck muß aber dieſem Pagen nicht viel geſchadet haben, denn ungeachtet eines ähnlichen Abenteuers, wo ſein ſcheues Pferd von der Brücke zu Dresden mit ihm in die Elbe hinabſetzte, erreichte er ein Alter von 106 Jahren. — Der Beſuch dieſer Feſtung wird Niemanden ohne beſondere

königliche Erlaubniß geſtattet. Unbeſchreiblich ſchön iſt die Ausſicht von dieſer Höhe auf das Elbthal, weit über Dresden hinaus und auf die koloſſalen Felſengebilde und maleriſchen Berggruppen der ſächſiſchen Schweiz, von denen der Blick wieder herabgezogen wird in die anmuthigen Thäler, durch welche die Waldſtröme ihre Silberſtreifen ziehen.

47. Die Herzogthümer Anhalt.

An den fruchtbaren Ufern der Elbe, Saale und Mulde, nicht weit vom Fusse des Harzgebirges liegen die zwei Herzogthümer Anhalt, von Preussen rings umschlossen. Obgleich die Residenzstädte der Herzoge nicht gross sind, so hat doch besonders Dessau gar manches Schöne in sich und seiner Umgebung. Der in der Nähe liegende Wörlitzer Garten ist sogar einer der schönsten und grössesten in ganz Deutschland. Und da er nach der Elbe hin gar nicht eingezäunt ist, sondern sich in die Felder verläuft, so erscheint seine Ausdehnung noch weit bedeutender als sie wirklich ist. Wer seine schönen Irrgänge, Blumen- und Wiesenparthien, seine Grotten, Tempel und Bildsäulen alle aufzählen wollte, würde kaum fertig werden. Das Schönste aber ist der grosse, spiegelhelle See, zu dessen Insel man auf zierlichen Kähnen (Gondeln) fährt, und dessen Kanäle den ganzen Garten bewässern. In dem sogenannten gothischen Haus, einem alterthümlich gestalteten Gebäude, von wo man zugleich eine herrliche Aussicht geniesst, werden kostbare Gemälde und andere Seltenheiten aufbewahrt. In Köthen, dessen herzogliche Linie vor Kurzem ausgestorben ist, kreuzen sich 2 wichtige Eisenbahnen. Hätte man diesen Vortheil nur nicht sogleich zur Anlage einer Spielbank verwandt!

48. Das Königreich Preussen.

Aus kleinem Anfange hat sich allmählich das mächtige Königreich Preussen gebildet, welches zwar unter den fünf Grossmächten Europas (England, Russland, Frankreich, Östreich, Preussen) der Grösse und Bevölkerung nach die letzte Stelle einnimmt, der Bildung nach aber vielleicht die erste. Freilich ist die Ländermasse dieses Staates sehr zerstreut und zur Vertheidigung sehr ungünstig gelegen; denn er zieht sich an den Küsten der Ostsee von der russischen Gränze bis an die Elbe und von da an in immer schmälerer Ausdehnung, ja fast geradezu mit Unterbrechung bis über den Rhein an die Mosel zur französischen Gränze. Den Kern dieses ausgedehnten Landes bildet noch immer die ehemalige Mark Brandenburg zwischen Elbe und Oder. Von da aus sind östlich und westlich Provinzen dazu gewonnen worden, und die am weitesten östlich und nördlich an der Weichsel gelegene Provinz Preussen, welche auch von dem deutschen Bunde ausgeschlossen ist, hat dem Königreiche den Namen gegeben. Auch die vormals polnische Provinz Posen an der Warthe ist ausserdeutsch, obgleich auch dort viele Deutschen wohnen. Die grösseste Breite hat das Land längs dem Laufe der Oder, welche die Provinzen Schlesien, Brandenburg und Pommern durchfliesst und als ein

eigentlich preussischer Strom gelten kann. An der Elbe liegt die Provinz Sachsen und nähert sich bis auf einen schmalen Strich an der Weser der Provinz Westphalen. An diese schliesst sich zu beiden Seiten des Rheins an den Gränzen von Holland, Belgien und Frankreich die schöne Provinz Rheinpreussen, welche durch ihr mildes Klima, ihren Weinbau, zum Theil auch durch ihr Fabrikwesen sich vortheilhaft vor den östlichen Provinzen auszeichnet. Denn im Allgemeinen ist Preussen kein von der Natur sehr begünstigtes Land. Mit Ausnahme der fruchtbaren Flussthäler müssen die Einwohner durch Fleiss und Betriebsamkeit dem Boden die Ernten abgewinnen, auch das Vieh wird nicht so schön und gross als in Meklenburg und Holstein. Desshalb wohnen auf den 5000 Quadratmeilen trotz der schnellen Zunahme der Bevölkerung in den Friedensjahren doch nicht mehr als 16 Millionen Menschen, und dabei sind wieder die westlichen Provinzen weit bevölkerter als die östlichen. Allein durch Gründung des Zollvereins, wodurch nur noch von ausländischen nicht aus den Vereinsländern eingeführten Waaren Mauth erhoben wird, und der Handel im Inneren Deutschlands mit Ausnahme Östreichs und einiger norddeutschen Staaten frei ist, hat Preussen ausserordentlich an Gewerbsamkeit und Wohlhabenheit gewonnen. Dazu hat die Regierung durch gute Schuleinrichtung, durch zweckmässige Verfassung des Militärstandes und durch sorgfältige Beschützung aller Wissenschaften und Künste ausserordentlich viel Bildung unter dem Volke verbreitet, so dass selbst Ausländer nach Preussen kommen, um manche Einrichtungen daselbst kennen zu lernen. Die preussischen Universitäten besitzen zum grossen Theile die gelehrtesten Männer Deutschlands als Professoren, bei dem Heere werden keine Offiziere angestellt, welche sich nicht über genügende Kenntnisse ausgewiesen haben, selbst die Unteroffiziere besitzen meistens einige Bildung. Freilich wird auch das Heer nicht blos aus der ärmeren Volksklasse ergänzt, denn jeder preussische Unterthan ist zur Vertheidigung des Vaterlandes verpflichtet und muss ein bis drei Jahre in der Armee dienen, worauf er in die Landwehr eintritt. Diese versammelt sich jährlich nur kurze Zeit zu militärischen Übungen, ist aber in Kriegszeiten im Stande ein grosses Heer zu bilden, welches den eigenen Heerd gewiss tapfer vertheidigen wird. Denn in den Jahren 1813 und 14, als die Franzosen nach langer Tyrannei aus Deutschland vertrieben wurden, haben die Preussen sich als heldenmüthige Streiter bewiesen, und schon im siebenjährigen Kriege unter ihrem Könige Friedrich dem Grossen haben sie sich herrlichen Kriegsruhm erworben.

49. Der alte Fritz.

Von den Königen der neueren Zeit iſt kaum einer im In- und Auslande, bei Hohen und Niedrigen ſo bekannt und beliebt geweſen, als der König von Preußen Friedrich der Zweite, auch der Große, bei ſeinen Soldaten aber der alte Fritz genannt. Das kam daher weil er ein ganzer Mann war, der Kopf und Herz auf dem rechten

Fleck ſitzen hatte und nicht zu ſtolz war, einen Jeden, auch den Geringſten anzuhören. Was er im Kriege, beſonders in dem ſiebenjährigen geleiſtet hat, wie er ſich gegen einen ſechsmal ſtärkeren Feind unerſchrocken herumſchlug und meiſtens ſiegte, das läßt ſich in der Kürze nicht erzählen; denn es waren der Schlachten gar viele, und Friedrich ſtand bald in Preußen gegen die Ruſſen, bald in Schleſien und Böhmen gegen die Öſtreicher, bald in Sachſen gegen die Franzoſen, die übrigen Feinde noch gar nicht gerechnet. Wenn man von dieſen Kriegsthaten des alten Fritz erzählen wollte, dann müßte man auch von ſeinen heldenmüthigen Generalen Meldung thun, von dem unerſchrockenen Feldmarſchall Schwerin, der mit der Fahne in der Hand ſeine Soldaten gegen den Feind führte, aber von einer Kartätſchenkugel niedergeriſſen wurde, von dem alten Huſarenanführer Ziethen, welcher ſich mit dem Schreiben nicht gern abgab, aber deſto tapferer in die Feinde einhieb, gleichwohl aber in der größeſten Noth noch auf Gott vertraute, auch von dem rüſtigen Küraſſier-General Seidlitz, welcher das franzöſiſche Heer in der Schlacht bei Roßbach faſt allein aus einander ſprengte und in Gotha einſt die franzöſiſchen Mittagstafeln noch gedeckt und mit warmen Speiſen beſetzt fand. Dieſe und gar viele anderen Helden halfen dem König Friedrich ſeine Schlachten gewinnen oder, wenn er eine verloren hatte, ſich aus der Verlegenheit wieder herausziehen. Deßhalb behandelte er ſie aber auch als ſeine Freunde, und als Ziethen als 75jähriger Greis an der königlichen Tafel einmal einſchlief und die Höflinge Dies unſchicklich fanden, ſprach Friedrich ganz leiſe: bſt! laßt ihn doch ruhen, er hat ja oft genug für uns gewacht.

Allein der alte Fritz war nicht blos ein tüchtiger Soldat, er war auch ein König für den Frieden, er achtete die Gelehrten und Künſtler, er las Viel und hat ſelbſt Bücher geſchrieben, und in allen ſeinen Freiſtunden unterhielt er ſich mit der Flöte. Dazu liebte er die Gerechtigkeit und konnte auch Widerſpruch ertragen, wenn derſelbe anders begründet war. Denn er war ſelbſt in die Schule der Leiden gegangen, hatte in ſeiner Jugend viel Hartes von ſeinem Vater erdulden müſſen und wäre beinahe am Leben geſtraft worden, weil er einmal deſertiren wollte. Sein liebſter Aufenthalt war in dem Schloſſe Sansſouci (ſprich aus San(g)ſuſi) bei Potsdam. Dort fiel auch die Geſchichte vor, die in folgenden Verſen beſchrieben iſt.

Der König und der Müller.

Es wohnt' ein Müller ſorgenfrei
In ſeiner kleinen Mühle.
Das Mühlchen klappert Brod herbei
Bei Sonnenbrand und Kühle.

Nicht weit davon ein König hatt'
Ein Schloß ſich aufgebauet.
Wär' nicht die Mühl', man hätte Stadt
Und Land d'raus überſchauet.

Der König bot dem Müller Geld:
„Verkauf mir deine Hütte!
Bau neu ſie auf, wo dir's gefällt,
Nach größerm Maaß und Schnitte.“—

„Mein Mühlchen iſt mir gut genug,
Das laß ich meinen Erben;
Es trägt des Vaters Segensſpruch,
Hier will ich ruhig ſterben.“ —

Der Fürſt ſagt ja, der Müller nein;
Der Fürſt wird ungeduldig.
„Ich bin dein Herr; das Land iſt mein;
Du biſt zu weichen ſchuldig.“ —

„Ich weiche nicht.“ — „Dann muß Gewalt
Den ſtarrren Sinn dir beugen.“ —
„Ihr irret, Herr, Euch werden bald
Die Richter Andres zeigen.“ —

„Die Richter?“ fällt dem König ein,
Die ſelbſt er eingeſetzet?
„Da haſt du Recht; ich geb' mich drein,
Dein Gut bleibt unverletzet.“

Seit jener Stunde lebten ſie
Als Freunde, hoch und niedrig.
Des Schloſſes Nam' iſt Sansſouci
Des Königs Name Friedrich.

50. Die Schlacht bei Roßbach.

In dem Treffen bei Kollin 1757 hatte Friedrich ſchon den Sieg in Händen und der öſtreichiſche Feldherr hatte den Befehl zum Rückzug ertheilt, als durch die erbitterte Tapferkeit der Sachſen das Kriegsglück ſich wandte, und Friedrich mit außerordentlichem Verluſt ſich zurückziehen mußte. „Kinder!“ rief er dem übrig gebliebenen Häuflein ſeiner Garde zu, „ihr habt heute einen ſchlimmen Tag gehabt; aber habt nur Geduld, ich werde Alles wieder gut machen.“ Und in der That ließ Friedrich nicht lange auf ſich warten. Die Franzoſen gelten heut zu Tage für ein ſehr tapferes Volk; damals waren ſie durch Schuld ihrer Offiziere elende Weichlinge. Ein Prinz ohne alle Fähigkeit führte ein 60000 Mann ſtarkes Heer heran. Friedrich zog mit 22000 Mann gegen dasſelbe. Noch vor der Schlacht trug ſich folgende luſtige Geſchichte zu. In Gotha hatte ſich der Prinz mit ſeinem ganzen Generalſtab in das herzogliche Schloß einquartiert; 6000 Franzoſen lagen in der Stadt. Die Herzogin von Gotha, eine Freundin Friedrichs, ſchickte einen treuen Bauer mit einem Zettelchen, welches derſelbe zuſammengerollt in ſeinem hohlen Backenzahne verbarg, an den König und meldete ihm, daß der franzöſiſche Marſchall leicht überfallen werden könnte. Sogleich ſaß General Seidlitz, der raſcheſte Reiter im Heere des Königs, mit 1500 Preußen auf und flog nach Gotha. Der franzöſiſche Obergeneral wollte ſich eben mit ſeinen Generalen in größter Ruhe an die Tafel ſetzen, da ſchmetterten die Trompeten, und in vollem Galopp jagten die preußiſchen Reiter durch die Straßen. Mit äußerſter Behendigkeit ſprangen die Franzoſen auf, warfen ſich ſchnell auf ihre Pferde und flohen, ohne ſich umzuſeh'n. Seidlitz ſchickte den Fliehenden einige hundert Reiter nach; er ſelbſt aber ſetzte ſich mit ſeinen Offizieren lachend an die Tafel, die noch mit den dampfenden Gerichten beſetzt war. Soldaten wurden hier nur wenige gefangen; aber deſto mehr Kammerdiener, Köche, Friſeurs, Schauſpieler und Marketender, und eine Maſſe von Pomadebüchſen, Kiſten mit wohlriechenden Waſſern, Schlafröcken, Sonnenſchirmen, Papageien 2c. fielen den Preußen in die Hände.

Endlich trafen die Franzoſen und die Reichsarmee auf den König ſelbſt bei dem Dorfe Roßbach in der Nähe von Lützen. Die Franzoſen, an Zahl um das Dreifache überlegen, bildeten ſich ein, daß ihnen

der Sieg nicht fehlen könne. Das Einzige machte ihnen Kummer, daß ihnen der König entwiſchen möchte; denn der übermüthige Marſchall wollte ihn hier einſchließen, mit dem ganzen Heer gefangen nehmen und ſo dem ſiebenjährigen Krieg mit einem Male ein Ende machen. Am 5. Nov. rückten die Franzoſen und Reichstruppen heran. Friedrich wollte ſie recht ſicher machen und befahl, da er ſich auf die Schnelligkeit ſeiner Leute verlaſſen konnte, daß dieſe ganz ruhig in ihren Zelten bleiben, und ihr Mittagsbrod kochen ſollten. Er ſelbſt ſetzte ſich noch zu Tafel. Indeſſen zogen die Franzoſen mit klingendem Spiel bei dem preußiſchen Lager vorbei, um dies von allen Seiten einzuſchließen. Der geringen Anzahl ſpottend, fragten ſie höhniſch: ob das wohl die Potsdamer Wachtparade ſei? Sie trauten kaum ihren Augen, als ſie die Preußen ihr Mahl ſo ruhig verzehren ſahen; ſie hielten es für dumpfe Verzweiflung. Als es 2 Uhr Nachmittags war, da winkte endlich Friedrich. Im Nu waren die Zelte abgebrochen; jedes Regiment ſtand augenblicklich auf dem ihm beſtimmten Platze; das Heer dehnte ſich zu einer muſterhaft entworfenen Schlachtordnung aus. Die Franzoſen ſtaunten; aber nur kurze Zeit. Der kühne Seidlitz hatte ſich ganz ſachte mit den Reitern hinter einige Hügel gezogen und ſtürzte ſich plötzlich in die rechte Seite des Feindes. Zugleich rückte das Fußvolk im Sturmſchritt vor. Die Franzoſen hielten nur ein dreimaliges Feuer aus; dann warfen ſie ſich flüchtend auf ihren linken Flügel und brachten Alles in Verwirrung. In dieſen ungeordneten Menſchenhaufen hieben nun die preußiſchen Reiterregimenter ein, tödeten eine Menge, machten Gefangene in Menge, die Übrigen ſtürzten über Hals und Kopf in die Flucht. Nur die einbrechende Dunkelheit entzog ſie ihren Verfolgern. Dieſes luſtige Treffen hatte eigentlich nur 1½ Stunde gewährt; Friedrich hatte nur 91 Todte. Die franzöſiſche Armee dagegen verlor 10000 Mann, von denen 7000 allein auf dem Schlachtfeld zu Gefangenen gemacht wurden. Die Furcht der Franzoſen vor den preußiſchen Reitern war ſo groß, daß ſich ganze Haufen einzelen derſelben zu Gefangenen ergaben. Zwei Dragoner nahmen 100 Mann gefangen. Die fliehenden Kavalleriſten warfen ihre Küraſſe und großen Reiterſtiefeln von ſich, um nur ſchneller fliehen zu können, und Viele ließen nicht früher nach, als bis ſie wieder hinter dem Rheine waren.

Überall ſprach man mit Begeiſterung von dieſem Siege, ſogar die Öſtreicher hatten Nationalgefühl genug, um ihren bewundernden Beifall nicht zu verſagen. Friedrichs Soldaten aber blickten mit ſtolzem Enthuſiasmus auf ihren großen Feldherrn.

51. Maria Prochaska.

Daß im Jahre 1813, als ſich zuerſt Preußen gegen die franzöſiſche Unterdrückung erhob, die Begeiſterung für Freiheit und Vaterland auch in den niedrigſten Hütten empfunden wurde, davon gibt folgende Erzählung Zeugniß:

Maria Prochaska war die Tochter eines alten preußiſchen Grenadiers. Oft hatte er ihr von ſeinen eigenen Feldzügen unter dem alten Fritz, oft von dem rühmlichen Kampf der Tyroler und ſpaniſcher

Frauen und Jungfrauen gegen die franzöſiſche Zwingherrſchaft erzählt, und ihre junge Seele glühte vor Bewunderung der Heldinnen und von Haß gegen den Tyrannen. Als daher Maria die ergreifenden Worte, in welchen der König ſein Volk zum Kampfe aufrief, geleſen und ſah, wie begeiſtert Jung und Alt dem Rufe Folge leiſtete, da hatte ſie keine Ruhe mehr im Vaterhauſe; ihr Geſchlecht vergeſſend, beſchloß ſie am Kampfe ſelbſt Theil zu nehmen. Wegen des Ungewöhnlichen ihres Entſchluſſes fürchtete ſie von ihrem Vater Hinderniſſe. In der Stille verkaufte ſie daher Alles, was ſie an Sachen von Werth beſaß, und ſchaffte ſich von dem erlöſ'ten Gelde eine anſtändige Mannskleidung, einen Hirſchfänger, eine Büchſe und einen Tſchako an. So ausgerüſtet ließ ſich die Jungfrau in die Schaar der Lützow'ſchen Jäger unter dem Namen Auguſt Renz aufnehmen, und erwarb ſich bald durch ihre Beſcheidenheit, Kraft und Anſtelligkeit die Achtung der Offiziere. Ihrem alten Vater ſchrieb ſie jetzt durch ihren Bruder; ſie bat ihn um Verzeihung, daß ſie dieſen Schritt heimlich vor ihm gethan. Da ſie jedoch ſeine Vaterlandsliebe kenne, zweifle ſie nicht an ſeiner Zuſtimmung, und wenn es ihr auch Kummer mache, ihn für jetzt allein laſſen zu müſſen, ſo fordere doch die Rettung des Vaterlandes jedes Opfer; der Herr werde ihn auch nicht verlaſſen.

Bald erging nun der Ruf, in's Feld zu rücken. Das Lützow'ſche Freicorps erhielt Befehl, in Eilmärſchen der Elbe hinab zu ziehen, um Hamburg den Franzoſen zu entreißen. Maria Prochaska war unter dem Vortrab. Es galt die Erſtürmung einer Anhöhe, die der Feind ſtark mit Geſchütz beſetzt hielt, weil er damit das Ufer des Stroms beſtreichen konnte. Den Tag vorher hatte Maria von Todesahnungen ergriffen, ihren zu Hauſe gelaſſenen Lieben ein rührendes Lebewohl zugerufen, und wirklich hatte die Hand, welche über Leben und Tod gebietet, ihr nicht beſtimmt mit Siegeskränzen geſchmückt in das theuere Vaterland zurückzukehren.

Man ſtand nun dem Feinde gegenüber. Die Hörner gaben endlich das Zeichen zum Angriff: der Kanonendonner des Feindes antwortete, und ganze Haufen der Heranſtürmenden ſanken zu Boden. Auch Maria wurde leicht verwundet; aber ſie achtete des ſtrömenden Blutes nicht. Siegreich mit ihren Waffenbrüdern ſtieg ſie die Anhöhe hinan. Fürchterlich wüthete der Kartätſchenhagel in ihren Reihen. Da ſank der Oberjäger Heidrich, von einer Kanonenkugel getroffen, an ihrer Seite nieder. Sie ſprang herzu, ihm Beiſtand zu leiſten; da zerſchmetterte eine Kanonenkugel auch ihr das rechte Bein. Ohnmächtig ſank ſie neben dem Verwundeten nieder und blieb in ihrem Blute liegen, bis einer ihrer Kameraden ihr zu Hülfe kam, und ſie bei Seite bringen ließ. Jetzt war es nicht mehr Zeit, ihr Geheimniß zu verſchweigen; ſie entdeckte dem mitleidsvollen Kampfgenoſſen ihr Geſchlecht, und bat ihn, ſie mit Schonung zu behandeln und auch dem Wundarzt zu empfehlen. Beides wurde ihr heilig verſprochen. Unter unbeſchreiblichen Schmerzen wurde Maria nach Danneberg gebracht; aber mit männlicher Gelaſſenheit ertrug ſie ihre Leiden. Sie ſollten nicht von langer Dauer ſein. Sie war zu ſpät unter die Hände eines Wundarztes gekommen. Der Brand hatte um ſich gegriffen. Sie verſchied ſchon nach wenigen Tagen. Keine Klage war über ihre

Lippen gekommen. Ihr letztes Wort war ein Gebet um Troſt für ihren Vater, um Glück für die Waffen ihres Königs.

52. Die Provinz Brandenburg.

Naturſchönheiten darf man in dieſem flachen, größtentheils ſandigen Lande nicht erwarten. Wenn die Kultur der Menſchen den Boden nicht verbeſſert hätte, ſo würde man Nichts ſehen als Heideflächen, von buſchigen Wäldern durchzogen. An Waſſer iſt zwar kein Mangel, allein dasſelbe ſteht entweder in Seen und Teichen ſtill, oder ſchleicht in langſamen Bächen und Flüſſen dahin, denn es iſt faſt kein Gefälle vorhanden. Da laſſen ſich freilich leichter Kanäle graben und Eiſenbahnen anlegen als in anderen Gegenden, es fehlt aber an Steinen zu Mauern und Chauſſeen und an den meiſten werthvollen Mineralien. Berge hat man zwar nicht zu erſteigen, aber auch keine Ausſichten in die Ferne, keine Waſſerfälle, aber auch wenig Mühlen-treibende Bäche, man begnügt ſich meiſtens mit Windmühlen. Indeſſen hat der Fleiß der Menſchen viele natürlichen Schwierigkeiten überwunden, und das Land bringt die gewöhnlichen Produkte des deutſchen Ackerbaues, ſelbſt Hopfen und Tabak.

53. Berlin.

Die Hauptſtadt des preußiſchen Staates iſt von der für kleine Fahrzeuge ſchiffbaren Spree durchfloſſen und ſteht dadurch mit der Elbe und Oder in fahrbarer Verbindung. Dazu kommen die Eiſenbahnen nach Hamburg, Stettin und Leipzig, wodurch ſie der Nord- und Oſtſee, ſowie dem Inneren von Deutſchland nahe gerückt iſt. Doch iſt Berlin nur inſoweit Handelsſtadt, als ſeine Größe (400000 Einwohner) und ſeine Wichtigkeit als Hauptſtadt eines ganzen Landes es ſchon mit ſich bringt. Denn wo Viel verzehrt wird, da muß auch viel Handel ſein, und wo viele Fremde einkehren, da kann Kauf und Verkauf nicht ausbleiben. Aber Berlin hat auch nicht das altmodiſche Ausſehen der alten Handelsſtädte. Nur wenige ſeiner Straßen ſind enge und krumm, manche beſtehen aus lauter großartigen Häuſern, eine iſt ſogar über eine Viertelſtunde lang, ſchnurgerade und dabei von anſehnlicher Breite. Eine andere nicht viel kürzere iſt mit einer Lindenallee beſetzt und bietet alſo herrliche Gelegenheit zum Spazierengehen innerhalb der Stadt.

Berlin iſt reich an ſchönen Gebäuden aller Art. Der königliche Palaſt iſt zwar zum Theil alt, zum Theil neu, aber dennoch ſehenswerth. An die Stelle des abgebrannten Opernhauſes iſt ein neues, ſchöneres gebaut worden. Selbſt einige Thore ſind mit großer Kunſt und bedeutenden Koſten erbaut worden. Was aber der Stadt vorzüglich zur Zierde gereicht, ſind die Standbilder der großen Helden des preußiſchen Staates. Auf den öffentlichen Plätzen ſtehen dieſe marmornen Bildſäulen und rufen den Vorübergehenden die Erinnerung an die Männer zurück, welche im 7jährigen und in dem franzöſiſchen Befreiungskriege Preußen vom Untergange retteten. In dem Zeughauſe befinden ſich zugleich die in den Kriegen erbeuteten merkwürdigen Fahnen, Kanonen und ſonſtigen Waffen. Daß man auch

den gemeinen Soldaten jeƶt mehr Anerkennung zu Theil werden läßt als vordem, wo die Invaliden nach dem Kriege betteln gehen mußten, beweiſ't das von mehr als 1000 Perſonen bewohnte Invalidenhaus, worin für die hülfloſen, im Kriege verſtümmelten Soldaten Sorge getragen wird.

Doch gedeihen in Berlin die Künſte des Friedens noch beſſer. Von Fabriken wollen wir nur an die vortreffliche Eiſengießerei erinnern, worin nicht blos Brücken mit Bogen und Geländer, ſowie Maſchinen und Maſchinentheile der verſchiedenſten Art, ſondern auch herrliche Bildſäulen und Bruſtbilder aus Gußeiſen verfertigt werden. Ja die Kunſt geht noch weiter und liefert die feinſten Schmuckſachen aus Eiſen, Finger- und Ohrringe, Armbänder und Vorſtecknadeln, Ketten und Was man ſonſt nur aus Gold zu arbeiten pflegte. Im Durchſchnitt liefert die Fabrik jährlich 10000 bis 12000 Zentner ſolcher Gußwaaren, wovon die leichteſten 1/10 Loth, die ſchwerſten 40 Zentner wiegen. Auch die königliche Porzellanfabrik gehört zu den vorzüglichſten Europas. Da werden die feinſten Geſchirre von den ſchönſten Formen verfertigt und ein großer Theil davon vergoldet. Die Zahl der dabei beſchäftigten Menſchen beträgt 400.

Noch berühmter iſt die Berliner Univerſität. Sie zählt unter allen Anſtalten der Art die meiſten Studenten und die zahlreichſten Lehrer. Unter ihnen glänzen die ausgezeichnetſten Namen in ganz Deutſchland. Eine Bibliothek von mehr als 400000 Bänden unterſtüƶt die Beſtrebungen der Gelehrten; und Wer etwas Tüchtiges lernen will, findet faſt nirgends mehr Gelegenheit dazu, als in Berlin.

Von den Vergnügungsplätzen der Berliner iſt der bekannteſte der Thiergarten, ein großer mit Spaziergängen und Fahrſtraßen durchzogener Park, worin Kaffeewirthſchaften, Karuſſels und Schaubuden aller Art zerſtreut ſind. Eine große Annehmlichkeit iſt dabei, daß die Hauptallee des Nachts erleuchtet iſt, ſo wie denn überhaupt die Erleuchtung von Berlin ſehr glänzend und vollſtändig iſt. Man bedient ſich dabei nicht des Öls, ſondern des brennbaren Gaſes, welches aus einem Behälter in zahlloſe eiſerne Röhren geleitet wird. Durch einen Hahn(en) kann man dieſe verſchließen oder öffnen. Einmal angezündet brennt das ausſtrömende Gas mit einer ſehr hellen, ſchönen Flamme fort, bis ihm die Nahrung ausgeht.

54. Das Militärwaiſenhaus zu Potsdam.

Das große Militär-Waiſenhaus zu Potsdam wurde von König Friedrich Wilhelm I., den der Beſuch des Halle'ſchen Waiſenhauſes dazu veranlaßt hatte, geſtiftet. Er wollte den Soldaten zeigen, daß ihm nicht allein ihr Wohl, ſondern auch das Wohl ihrer Kinder am Herzen liege. Es war ihm darum zu thun, dieſe zu gottesfürchtigen Menſchen zu erziehen, bis ſie entweder als Tamboure bei den Regimentern Dienſte thun, oder ein Handwerk erlernen könnten. Auch wurde die neue Stiftung mit liegenden Gütern ſehr reichlich begabt, ſo daß man jeƶt jährlich 90000 Rthlr. Renten rechnet, und in Potsdam ſprüchwörtlich zu ſagen pflegt: Ja, Wer ſo reich wäre, wie die Waiſen! Anfangs von Holz aufgebaut, erhielt es unter der Regierung Friedrichs II. ſeine gegenwärtige

dauerhafte Geſtalt. Es iſt ein ſchönes, großes, maſſives Gebäude von vier Stockwerken, mit einem Haupt= und mehreren Nebeneingängen und einem Thurme, den eine vergoldete Göttin der Barmherzigkeit ziert. Eigentlich beſteht es aus zwei Häuſern, eins für Knaben, das andere für Mädchen. Zwiſchen beiden befinden ſich geräumige Spielplätze. Bald nach der Gründung wurde noch ein beſonderes großes Krankenhaus für die Waiſen hinzugefügt, weil eine Epidemie einen Prediger, neun Lehrer und einige hundert Kinder hinweggerafft hatte. Im unteren Stockwerke befinden ſich einige Zimmer für die Lehrer, andere zum Aufenthalte der Kinder, zur Austheilung des Frühſtücks und Vesperbrodes, und der Speiſeſaal. Dieſer iſt ſchön und geräumig, mit Säulen, gleich einer Kirche, den Bildniſſen des Stifters und des jetzt regierenden Königs geziert, mit einem Katheder und einer Orgel verſehen, der Fußboden mit weißen Flieſen belegt. Es finden hier bei gewiſſen Gelegenheiten, z. B. dem Geburtstage des Königs, dem Jahrestage der Schlacht bei Leipzig ꝛc. religiöſe Feierlichkeiten ſtatt. Bei dem Eſſen ſitzen die Kinder, an der einen Seite die Knaben, an der andern die Mädchen, getrennt durch den Zwiſchengang, an platten Tiſchen, an welchen die Bänke befeſtigt ſind. Mitten inne ſpeiſen die Lehrer und Lehrerinnen und führen zugleich die Aufſicht. In einem beſonderen Theile des Hauſes, der ehemals zur Bäckerei diente, befindet ſich der helle, gewölbte, 40 Fuß lange und 20 Fuß breite Waſchſaal. In zwei ſteinerne, muldenförmige Tröge wird mittels einer Pumpe Waſſer geleitet, über hundert Kinder können an beiden Seiten hinzutreten und ſich waſchen und an den daneben hängenden, reinlichen Handtüchern ſich abtrocknen, worauf das Waſſer mittels eines meſſingenen Hahnes durch eine unterirdiſche Rinne abgelaſſen wird; die Höhe der Tröge iſt zwei Fuß und daher der Größe der Kinder angemeſſen. Von dem mit Backſteinen belegten, abſchüſſigen Fußboden kann das überſpritzende Waſſer ablaufen; im Winter wird das Waſſer durch den im Saale befindlichen Ofen erwärmt. Andere Stuben dienen zum Schuh=Putzen, Kopf=Reinigen, Wechſeln der Wäſche. Die Letztere iſt abgetheilt nach der Zahl der Schlafſäle und liegt in Fächern mit Numern, wohin Tags vorher reine Wäſche gebracht wird. Ein eigenes Zimmer fand man um deßwillen zweckmäßig, weil das Wäſchewechſeln ſonſt in der Rollkammer unter den Augen und Händen der Waſchweiber geſchah, wobei die Schamhaftigkeit nicht ſelten verletzt wurde. In den oberen Stockwerken ſind die Arbeits= und Schulzimmer der Kinder, von außen nach den Klaſſen und Abtheilungen bezeichnet und mit den Lektionstabellen verſehen. Die luftigen, reinlichen Schlafſäle gehen größtentheils durch zwei Stockwerke, ſo daß die Ausdünſtungen ſich oben ſammeln und abziehen können. An den grün angeſtrichenen, numerirten Betten, wovon jedes Kind ein eigenes hat, befindet ſich am Fußende eine kleine Bank zum An= und Auskleiden, welche angeklappt werden kann. Die Bettüberzüge, welche 6 bis 8 Wochen liegen, ſollten wohl alle vier Wochen gewechſelt werden. Zur Aufſicht ſchlafen die jüngeren Lehrer, und bei den Mädchen die Lehrmeiſterinnen zwiſchen den Kindern. In der Nähe iſt die ſogenannte Einnäß=Kammer für diejenigen Kinder, welche ſich nicht reinlich halten; ſie ſchlafen auf Stroh und der Hausknecht in demſelben Zimmer.

55. Frankfurt an der Oder; Leopold von Braunſchweig.

Frankfurt an der Oder iſt in Hinſicht der Bevölkerung die dritte Stadt Brandenburgs, und jetzt von mehr als 25 000 Menſchen bewohnt. Sie liegt in einer angenehmen Gegend, worin Anhöhen, Wieſen, Getraidefelder, Weinberge und Obſtgärten abwechſeln und die Stadt umgeben. Auf der Oſtſeite ſtrömt die anſehnliche Oder vorbei, über welche hier eine 800 Fuß lange hölzerne Brücke führt, und die auf der rechten Oderſeite gelegene Dammvorſtadt mit der übrigen Stadt verbindet. Merkwürdig iſt das am rechten Oderufer dem Herzoge Leopold von Braunſchweig errichtete Denkmal, an der Stelle, wo er am 27. April 1785 in den Fluthen umkam, indem er bei einer großen Überſchwemmung einigen von Waſſer eingeſchloſſenen Vorſtädtern Hülfe zu bringen verſuchte. Dieſer Herzog 1752 zu Wolfenbüttel geboren, war 1776 in Preußiſche Kriegsdienſte getreten und hatte als Befehlshaber des zu Frankfurt liegenden Regiments ſeine Wohnung in dieſer Stadt. Bei der damaligen Überſchwemmung der Oder eilte er an das Ufer, bot anfangs den daſtehenden Leuten anſehnliche Belohnungen, wenn ſie die Unglücklichen retten wollten. Umſonſt, die Gefahr war zu groß; Niemand wollte ſein Leben wagen. Nun, ſo will ich hingehen! rief er, und ſprang in einen Kahn, ohne ſich durch das Bitten der Leute abhalten zu laſſen. Anfangs ging es glücklich und ſchon glaubte man, die kühne That werde gelingen, unglücklicher Weiſe aber blieb der Kahn an einem Weidenbaume hängen und ſchlug um, und der menſchenfreundliche Prinz ertrank in der tobenden Fluth. Die Stadt Frankfurt errichtete ihm daher dies angeführte Denkmal; ein ſchöneres Denkmal aber iſt die zu ſeinem Gedächtniß geſtiftete Freiſchule für mehr als 300 Kinder, die am Jahrestage ſeines Todes geſpeiſ't und zum Theil mit Büchern und Kleidungsſtücken beſchenkt werden.

56. Die Provinz Sachſen.

Sachſen, welches bis zu Thüringen hinreicht, gehört zu den ſchönſten Provinzen des preußiſchen Staates. Es iſt faſt durchgehends fruchtbar, hat an der Elbe einen großen ſchiffbaren Strom und iſt von der ebenfalls fahrbaren Saale durchfloſſen. An dem Fuße des Harzes gewährt der Boden reiche Erze, und beſſere Salzquellen ſind faſt in keinem Theile Deutſchlands zu finden. Und dieſes von der Natur begünſtigte Land iſt von fleißigen, aufgeklärten Menſchen bewohnt, und mit blühenden Städten beſtreut, von welchen viele in dem höchſten Alterthume erbaut wurden. Auch iſt kaum eine Gegend Deutſchlands ſo reich an wichtigen Begebenheiten des Kriegs und des Friedens geweſen, als die Ebenen an der Elbe und Saale. Von dort aus iſt die Reformation ausgegangen, dort haben die ſchrecklichſten Schlachten des 30 jährigen, des 7 jährigen und des franzöſiſchen Revolutionskrieges bis zu Deutſchlands Befreiung ſtattgefunden. Wer hat nicht die Schlachtfelder von Leipzig, Dresden, Jena, Lützen, Torgau nennen gehört? Wer weiß nicht von der ſchrecklichen Belagerung von Magdeburg? Und ſchon 700 Jahre früher wurde den Verwüſtungen der Ungarn in Deutſchland durch die

große Schlacht bei Merſeburg Einhalt gethan. Darum iſt das Sachſenland mit beſonderer Aufmerkſamkeit zu betrachten.

57. Magdeburg und ſeine Zerſtörung 1631.

Magdeburg verdient die Hauptſtadt einer Provinz zu ſein. Denn es zeichnet ſich aus durch ſeine überaus fruchtbare Umgebung, durch ſein Alterthum (ſchon Kaiſer Otto der Große hatte es zu ſeinem Lieblingsaufenthalte gewählt), durch ſeine ſtarke Befeſtigung, wodurch es die ganze Elbe und die Hauptſtadt Berlin ſchützt. Endlich liegt Magdeburg ſo glücklich an der Elbe, daß es nach ihrem oberen Laufe gegen Dresden hin, ebenſo wie nach dem unteren gegen Hamburg Schifffahrt treiben kann. Durch die Seitenflüſſe der Elbe und einige Kanäle wird dieſe günſtige Lage noch weiter unterſtützt, und die neu entſtandenen Eiſenbahnen werden den Flor der Stadt, deren Einwohnerzahl ſich ſchon auf 60 000 beläuft, noch weiter heben. Über dieſer Wichtigkeit Magdeburgs für den Handel verſchwinden die Merkwürdigkeiten im Inneren, z. B. ſein uralter, vortrefflich gebauter Dom mit einer Glocke, welche der erfurter an Größe kaum Etwas herausgibt. Die Spuren der Zerſtörung, welche dieſe Kirche von der Eroberung im dreißigjährigen Kriege und von ſpäteren Belagerungen an ſich trug, ſind durch die Freigebigkeit des Königs Friedrich Wilhelm III. getilgt worden. Aber aus dem Gedächtniß der Magdeburger und der deutſchen Proteſtanten überhaupt kann jene furchtbare Zerſtörung im Jahre 1631 nicht verſchwinden.

Damals nämlich hatte der kaiſerliche Feldherr Tilly die Stadt ſchon eine Zeit lang belagert, ohne ſie einnehmen zu können. Plötzlich ſchwieg die Kanonade der Belagerer. Die Bürger in dem ſüßen Wahne, die Feinde ſeien abgezogen und die Bundesgenoſſen nahten heran, verließen gegen Morgen am 10. Mai größtentheils ihre Poſten auf den Wällen, um endlich nach langer mühevoller Anſtrengung einmal die Erquickung eines kurzen Schlafes zu genießen. Aber wie ſchrecklich war das Erwachen! Tilly hatte nur deßwegen das Beſchießen der Stadt auf kurze Zeit eingeſtellt, um Anordnungen zu einem letzten verzweifelten Sturm zu machen. Gegen 5 Uhr des Morgens begann ein heftiger Angriff von vier Seiten der Stadt, und da die Wälle und Feſtungswerke faſt ganz von Vertheidigern entblößt waren, ſo geriethen noch vor Mittag alle Feſtungswerke in die Gewalt der Feinde, und nun erfolgte ein Blutbad, dergleichen Deutſchland noch in keiner andern ſeiner Städte geſehen. Um die Verwirrung zu vermehren und den Widerſtand der Bürger zu hindern, hatte man an mehreren Orten zugleich Feuer angelegt, das von einem Sturmwinde mit reißender Schnelligkeit durch die ganze Stadt verbreitet wurde, ſo daß in weniger als 12 Stunden eine der anſehnlichſten Städte Deutſchlands in Schutt lag. Nur der Dom, ein Kloſter, 2 Häuſer am breiten Wege (wovon das eine noch die Inſchrift trägt: „Gedenke des 10. Mai 1631!“) und 139 kleinere Häuſer blieben von den Flammen verſchont. Zwei bis drei Tage lang dauerte das Plündern, Morden und Verheeren. Weiber und Jungfrauen, ja ſelbſt Kinder wurden mißhandelt und zahlloſe Schandthaten verübt. Drei ſchreckliche Tage lang feierten die

barbariſchen Kriegshorden auf ſolche Art mit Freſſen, Saufen, Schwelgen ꝛc. die magdeburgiſche Hochzeit, wie ſie und ihr unmenſchlicher General Tilly dieſe Gräuel nannten. Die Straßen waren mit Trümmern und Leichen bedeckt. Weinende Kinder ſuchten ihre Eltern, troſtloſe Eltern ihre Kinder; wimmernde Säuglinge lagen ſchmachtend an den Brüſten ihrer gemordeten Mütter, theils verſtümmelte, theils gemißhandelte Körper und rauchende Schutthaufen boten überall dem Auge nur den Anblick der grauſenvollſten Zerſtörung dar. Die Anzahl der unglücklichen Schlachtopfer dieſer blutigen Eroberung läßt ſich nicht genau angeben. Auf Tillys Befehl wurden allein über 6000 Leichname in die Elbe geworfen, in deren Fluthen auch unter Andern etliche 20 der ſchönſten Jungfrauen, um ſich der Mißhandlung der rohen Soldaten zu entziehen, ihren freiwilligen Tod fanden. Höchſt wahrſcheinlich haben bei der damaligen ſtarken Bevölkerung der Stadt, in welche ſich auch eine große Zahl Landbewohner geflüchtet hatte, 25000 bis 30000 Menſchen einen ſchmählichen Tod gefunden, und nur gegen 5000 ſollen am Leben geblieben ſein. In den Dom hatten ſich an 4000 Einwohner jeden Standes, Alters und Geſchlechtes geflüchtet und eingeſchloſſen. Als nun Tilly am 12. (damals 22. Mai) über die Leichen und dampfenden Schutthaufen Magdeburgs ſeinen Einzug gehalten, und jene Unglücklichen, welche ſchon 3 ſchreckliche Tage in gränzenloſer Angſt zugebracht, mit Hunger und Durſt, überhaupt mit Schreckniſſen jeder Art gekämpft hatten, auffordern ließ, die Domkirche zu öffnen und ſich zu ergeben, da öffnete an ihrer Spitze der höchſt ehrwürdige und muthige Domprediger Bake die Domthür und redete den furchtbaren Sieger, indem er ihm zu Füßen fiel, mit folgenden Worten (in lateiniſcher Sprache) an: „Gekommen iſt Magdeburgs letzter Tag und ſein unausweichbares Schickſal — Wir waren Magdeburger — Dahin iſt Magdeburg und all ſeine Herrlichkeit.“ Dieſe Worte beſänftigten den ſtolzen Sieger. Er ſchenkte nun allen in dem Dom Befindlichen das Leben, nahm den Dom in ſeinen Schutz und verbot ſogleich jedes fernere Plündern, Morden und Verwüſten. So rettete dieſer hochherzige Geiſtliche durch Geiſtesgegenwart vielen ſeiner Mitbürger das Leben und der Stadt ihre ſchönſte Zierde. Noch ſieht man in dieſer Kirche den Helm, das Schwerd, die Stiefeln und Handſchuhe Tilly's aufbewahrt.

58. Eisleben.

Die Stadt Eisleben iſt beſonders als der Geburtsort des großen Reformators Luther merkwürdig. Er wurde hier am 10. November 1483 geboren und ſtarb auch daſelbſt den 18. Februar 1546. Luthers Geburtshaus ſteht in der langen Gaſſe und heißt ſeitdem Luthers-Haus. Die Verehrung gegen dieſes Haus war von jeher ſo groß, daß bei den häufigen Feuersbrünſten, welche Eisleben heimſuchten, die Bürger die am Luthers-Hauſe ſtehenden Häuſer und Gebäude niederriſſen, um nur dieſes heilig gehaltene Haus aus den Flammen zu retten. Doch konnte 1689, als der allergrößte Theil der Stadt in Rauch aufging, Luthers-Haus nur in ſo weit gerettet werden, daß blos der obere Theil desſelben abbrannte, der untere Theil dagegen,

in welchem Luther geboren worden iſt, gerettet wurde. Der Magiſtrat ließ das oberſte Geſchoß bald wieder aufbauen und errichtete in der Stube des unterſten Stockwerkes, wo Luther geboren worden, eine Freiſchule für arme, beſonders verwaiſ'te Kinder und weihete ſie 1693 ein. Im Jahr 1817, als das dritte Reformations=Jubelfeſt gefeiert wurde, hatte der König von Preußen die Gnade, Luthers=Haus für immer in ſeinen Schutz zu nehmen und zwar mit der Beſtimmung, daß dasſelbe mit gänzlicher Beibehaltung ſeiner Form und inneren Einrichtung, auf Koſten der Regierung in baulichem Stande erhalten werden ſoll. Auch wurde die Freiſchule in dieſem Hauſe mit einem feſten Einkommen ausgeſtattet und erweitert, indem hinter Luthers=Haus noch ein beſonderes neues Schulhaus gebaut wurde. Am 31. Oktober 1819 geſchah die feierliche Einweihung dieſer nun erweiterten Armenſchule, worin an 170 Kinder unterrichtet werden. Luthers=Haus wurde von jeher von den hier durchreiſenden Fremden beſucht, welchen auch ein Buch zur Einzeichnung ihres Namens vorgelegt zu werden pflegt. Das Haus beſteht aus zwei Stockwerken. Auswendig über der Thüre iſt Luthers übel getroffenes Bildniß in Stein mit der Überſchrift: „Gottes Wort iſt Luthers Lehr', d'rum vergeht ſie nimmermehr." Im unteren Geſchoß iſt linker Hand, wenn man zum Hauſe hineintritt, die erſte Schulſtube, über deren Thüre die Worte ſtehen: „Die Stätte, wo ein großer Mann die Welt betrat, bleibt eingeweiht für jetzt und immerdar." Rechter Hand in der Hausflur ſind in dem Fenſter, das auf die Straße geht, zwei Glasgemälde, Luther und Melanchthon vorſtellend, merkwürdig blos ihres hohen Alters wegen, denn ſie ſind nebſt einem kleinen Gemälde auf Holz, der unverbrannte Luther genannt, in dem großen Brande 1689 gerettet worden. In dem Saale des obern Stockwerkes hängen Luthers und Melanchthons Bildniſſe in Lebensgröße auf Leinwand; außerdem hängen hier noch verſchiedene Gemälde und der vorhin genannte unverbrannte Luther mit dem Heilande zur Rechten und Luthers Petſchafte zur Linken. Auch eigenhändige Briefe Luthers werden dort aufbewahrt. Die Kirche von Eisleben enthält ebenfalls mancherlei Erinnerungen an den Mann, welcher hier mehr als einmal die Kanzel betrat.

59. Lukas Cranach.

Lukas Cranach war nicht nur der größte Mahler zur Zeit der Reformation, ſondern auch ein Mann von edlem Herzen. Schon in ſeiner Jugend wendete er ſeine Zeit vortrefflich an, und daher kam es, daß er weit früher, als man bei Anderen gewohnt iſt, eine ehrenvolle Unterkunft fand. Im neunzehnten Jahre ſeines Alters lernte ihn der Kurfürſt von Sachſen Johann Friedrich als einen geſchickten Jüngling kennen und nahm ihn auf einer Reiſe in das gelobte Land mit. Nach der Rückkunft in das Vaterland berief er den jungen Mahler, deſſen Eigenſchaften er ſchätzen gelernt hatte, an ſeinen Hof nach Wittenberg und machte ihn daſelbſt zum Bürgermeiſter. Daß der Kurfürſt ſich in ſeinem Lukas nicht geirrt hatte, beweiſ't folgende Geſchichte. Als der Kurfürſt nach dem unglücklichen Kriege, der nach Luthers Tode für die Freiheit der Religion geführt wurde, in die Gefangenſchaft

Kaiſer Karls V. gerathen war, ließ der Kaiſer, der ſich bei der Nennung des Namens Lukas Cranach erinnerte, daß dieſer ihn als Knabe gemahlt hatte, ihn zu ſich in das Lager kommen. „Wie alt war ich damals, als du mich mahlteſt?“ — fragte der Kaiſer. — „Eure Majeſtät, antwortete Cranach — zählten acht Jahre. Es gelang mir nicht eher, Eure Majeſtät zum Stillſitzen zu bringen, als bis Dero Hofmeiſter verſchiedene Waffen an die Wand hängen ließ. Unterdeſſen, daß dieſelben dieſe kriegeriſchen Inſtrumenten mit unverwandten Augen betrachteten, hatte ich Zeit, Ihr Bild zu entwerfen.“ — Das Geſicht des Kaiſers erheiterte ſich bei dieſer Erinnerung. „Bitte dir eine Gnade von mir aus, Mahler! ſagte er. Demüthig fiel ihm Cranach zu Füßen und bat mit Thränen in den Augen nicht etwa um eine Summe Geldes oder um einen Titel, ſondern um die Freiheit ſeines Kurfürſten. Der Monarch gerieth in die größte Verlegenheit; ſein Herz war durch dieſen gerechten Wunſch eines frommen Unterthanen ſehr gerührt, und doch glaubte er, den rechtſchaffenen Cranach für's erſte abweiſen zu müſſen. „Du biſt ein braver Mann“ ſagte er zu ihm; „aber lieber hätte ich dich, wenn du um etwas Anderes gebeten hätteſt.“ Da nun Cranach mit dieſer Fürbitte Nichts ausrichtete, ſo begleitete er ſeinen unglücklichen Herrn in die Gefangenſchaft und harrte als treuer Freund bei demſelben aus. Als nach einiger Zeit der Kurfürſt ſeine Freiheit erlangte, ließ der dankbare Herr dieſen ſeinen getreuen Diener nie von der Seite; er mußte beſtändig bei ihm wohnen und ſelbſt bei ehrenvollen Gelegenheiten neben ihm im Wagen ſitzen.

60. Lützen.

Das kleine Städtchen Lützen iſt durch die am 6. November 1632 vorgefallene Schlacht merkwürdig, in welcher der vortreffliche König von Schweden, Guſtav Adolf, umkam. Das Heer der Kaiſerlichen unter dem berühmten Wallenſtein und das ſchwediſche Heer, jenes gegen 40 000, dieſes gegen 27 000 Mann ſtark, waren beim Anfange der Schlacht durch die nach Leipzig führende Landſtraße getrennt, doch hatte Wallenſtein ſich derſelben Abends vorher bemächtigt, die zu beiden Seiten laufenden Gräben vertiefen und durch Musketiere beſetzen laſſen, ſo daß der Übergang mit Schwierigkeiten verbunden war. Die kaiſerliche Infanterie, in 5 große Vierecke getheilt, ſtand 300 Schritte hinter der Landſtraße in Schlachtordnung, und die Reiterei deckte die Flanken. Zwei der größten Feldherrn damaliger Zeit ſtanden hier einander gegenüber, die im ganzen Laufe des Krieges noch in keiner offenen Schlacht mit einander ihre Kräfte gemeſſen hatten. Ein undurchdringlicher Nebel bedeckte am Morgen des verhängnißvollen Tages die Gegend und verzögerte den Angriff bis gegen 11 Uhr. Vor der Fronte knіend, hält der König ſeine Andacht, die ganze Armee auf die Knie hingeworfen, ſtimmt zu gleicher Zeit das Lied „Eine feſte Burg iſt unſer Gott“ an, und die Feldmuſik begleitete den Geſang. Dann ſteigt der König zu Pferde und durchreitet die Reihen. „Gott mit uns“ war die Loſung der Schweden; die der Kaiſerlichen: „Jeſus Maria.“ Gegen 11 Uhr fängt der Nebel an ſich zu zertheilen, und

der Feind wird ſichtbar. Zugleich ſieht man Lützen in Flammen ſtehen, das auf Befehl des Herzogs in Brand geſteckt war, damit er von dieſer Seite nicht überflügelt würde. Jetzt begann der Angriff von Seiten der Schweden. Ungeachtet des heftigen feindlichen Feuers überſpringen ſie die Gräben der Landſtraße, dringen unaufhaltſam vor und werfen das erſte, gleich darauf das zweite Viereck der Kaiſerlichen zurück, und ſchon wendet ſich das dritte zur Flucht, da gelingt es Wallenſtein die Fliehenden zum Stehen zu bringen. Von der Kavallerie unterſtützt machen ſie auf's neue Front gegen die Schweden, und es erhebt ſich ein mörderiſcher Kampf. Die Schweden, von der Menge überwältigt, weichen endlich über die Gräben zurück. Indeß hat der rechte Flügel des Königs, von ihm ſelbſt angeführt, den linken des Feindes angefallen und geſchlagen. Da hinterbringt man ihm, daß ſeine Infanterie über die Gräben zurückweiche, und daß ſein linker Flügel durch das feindliche Geſchütz furchtbar geängſtigt und ſchon zum Weichen gebracht werde. Schnell ſprengt er an der Spitze eines Regiments dahin, um der Unordnung ſeines eigenen linken Flügels abzuhelfen. Nur wenige Reiter, unter denen Franz Albert, Herzog von Sachſen-Lauenburg, genannt wird, ſind im Stande ihm bei dem ſchnellen Ritte zur Seite zu bleiben. Unglücklicher Weiſe war der König kurzſichtig und kommt dadurch dem feindlichen Heere zu nahe, ein kaiſerlicher Musketier zerſchmettert ihm durch einen Schuß den linken Arm. In dieſem Augenblicke kommen ſeine Schwadronen dahergeſprengt, und ein verwirrtes Geſchrei: „Der König blutet — der König iſt erſchoſſen“ breitet unter den Ankommenden Schrecken und Entſetzen aus. „Es iſt Nichts — folgt mir!“ ruft der König, ſeine ganze Stärke zuſammenraffend; aber überwältigt von Schmerz und der Ohnmacht nahe, bittet er in franzöſiſcher Sprache den Herzog von Lauenburg, ihn ohne Aufſehen aus dem Gedränge zu ſchaffen. Indem der Letztere auf einem weiten Umwege mit dem Könige umwendet, erhält dieſer einen zweiten Schuß durch den Rücken, der ihm den letzten Reſt ſeiner Kräfte raubt. „Ich habe Genug, Bruder!“ ruft er mit ſterbender Stimme, „ſuche du nur dein Leben zu retten.“ Zugleich ſinkt er vom Pferde, und von noch mehr Schüſſen durchbohrt, von allen ſeinen Begleitern verlaſſen, verhaucht er unter den räuberiſchen Händen der Kroaten ſein Leben. Bald entdeckte ſein ledig fliehendes, im Blute gebadetes Roß der ſchwediſchen Reiterei ihres Königs Fall, und wüthend dringt ſie herbei, dem gierigen Feinde dieſe heilige Beute zu entreißen. Um ſeinen Leichnam entbrennt ein mörderiſches Gefecht, und der entſtellte Körper wird unter einem Hügel von Todten begraben. Die Schreckenspoſt durcheilt in kurzer Zeit das ganze ſchwediſche Heer. Voll Grimm verdoppelt es ſeine Anſtrengungen, ſchlägt den linken Flügel der Kaiſerlichen gänzlich, nimmt das feindliche Geſchütz, bringt auch den rechten Flügel zum Weichen, die Schlacht neigt ſich zur Entſcheidung, und das Schickſal des Tages hängt nur noch an einem einzigen Augenblicke. — Da erſcheint der kaiſerliche General Pappenheim, aus der Ferne herbeieilend, mit ſeiner Kavallerie; eine ganz neue Schlacht fängt an; die errungenen Vortheile werden den Schweden wieder entriſſen. Allein auch Pappenheim fällt in der Hitze des Kampfes von zwei Musketenkugeln durchbohrt. Da verſchwand

das Glück der Kaiſerlichen, Beſtürzung ergreift ihre Reiterei, während ihre Infanterie verzweiflungsvoll fortkämpft. Zum dritten Mal ſetzen die Schweden über die Gräben, und zum dritten Mal werden die dahinter gepflanzten kaiſerlichen Kanonen erobert. Die Sonne neigt ſich eben zum Untergang, als beide Schlachtordnungen auf einander treffen. Heftiger erhitzt ſich der Streit, da jeder das Ende vor ſich ſieht, Geſchicklichkeit und Wuth thun ihr Äußerſtes, um alles Verlorne nachzuholen. Endlich ſetzen Nebel und Nacht dem Gefecht eine Gränze, und der Angriff hört auf, weil man ſeinen Feind nicht mehr findet. Beide Kriegsheere ſcheiden mit ſtillſchweigender Übereinkunft aus einander, und jedes ſich für unbeſiegt erklärend, verſchwindet aus der Gegend. Die Artillerie beider Theile blieb, weil die Roſſe ſich verlaufen, die Nacht über auf dem Schlachtfelde verlaſſen ſtehen. Doch Wallenſtein, der vielleicht einen Angriff der herbeieilenden Sachſen fürchtete, floh mit kaum 80 Reitern nach Leipzig, wohin ihm am andern Morgen der zerſtreute Überreſt ſeines Heeres folgte. Von beiden Armeen lagen über 9 000 todt auf dem Schlachtfelde; noch weit größer war die Zahl der Verwundeten, und unter den Kaiſerlichen beſonders befanden ſich nur Wenige, die aus dem Treffen unverletzt zurückgekehrt waren. Guſtav Adolfs Leichnam fand man erſt nach langem Suchen, von Wunden entſtellt, von Roſſen zertreten, alles Schmucks, ſelbſt der Kleider beraubt, unfern der Lützener Windmühlen bei einem Stein, der vorher der große Stein hieß, ſeitdem aber der Schwedenſtein genannt wird, und wo nun ein von Pappeln umkränztes Denkmal errichtet worden iſt.

Eine Schlacht der Ruſſen und Preußen gegen die Franzoſen wurde 1813 ebenfalls bei Lützen geſchlagen. Sie war blutig und ehrenvoll für beide Theile, aber nicht entſcheidend.

61. Naumburg.

Naumburg hat eine anmuthige Lage zwiſchen Weinbergen und Wieſengründen, in geringer Entfernung von der Saale und iſt von 12 000 Menſchen bewohnt. Das merkwürdigſte Gebäude iſt die alte ehrwürdige, in gothiſchem Style erbaute Domkirche. Von den 3 Thürmen, welche dieſelbe zieren, iſt der eine von beſonderer, durchſichtiger Bauart. Unter dem Chore dieſes Doms befindet ſich merkwürdiger Weiſe eine unterirdiſche, auf Säulen ruhende Kirche. — Jährlich wird zu Naumburg das Huſſiten- oder Kirſchfeſt zur Erinnerung an den Kinderauszug am 28. Julius 1432 gefeiert. Man erzählt nämlich, ohne daß jedoch die Begebenheit für gewiß behauptet werden kann, daß im Jahr 1432 Prokopius, der Anführer der Huſſiten, mit einem Heere Naumburg belagert und die Verwüſtung der Stadt beſchloſſen gehabt habe, weil er glaubte, daß der kürzlich verſtorbene Biſchof von Naumburg mit für die Verbrennung von Huß geſtimmt hätte. Vergebens ſtellten die Bürger vor, daß ſie dafür Nichts könnten; der Feldherr blieb unerbittlich. Endlich ſei ein kluger Bürger auf den Einfall gekommen, ſämmtliche Kinder der Stadt, in weiße Sterbegewänder gekleidet, mit Citronen in der rechten und grünen Zweigen in der linken Hand, hinaus in das feindliche Lager zu ſchicken,

um knieend den furchtbaren Feldherrn um Gnade für die Eltern und für die Stadt anzuflehen. Dieſer ſei auch dadurch ſo gerührt worden, daß er die Bitte der Kinder nicht nur erfüllt, ſondern ſie ſogar mit Kirſchen und Wein bewirthet, unter der Muſik ſeiner Huſſiten im Lager tanzen laſſen und ſie erſt gegen Abend den angſtvollen Eltern mit der Nachricht zurückgeſchickt habe: er werde von Naumburg abziehen, ohne ein Huhn mitzunehmen. Und der furchtbare Prokop hielt Wort. Zum Andenken an dieſe Rettung wird nun das Huſſiten- oder Kirſchfeſt gefeiert, welches ſonſt ein bloßes Kinderfeſt war, gegenwärtig aber zum allgemeinen Volksfeſt geworden iſt und viele Fremden nach Naumburg führt. Die Kinder ziehen mit Fahnen und Muſik unter Geſang vor die Stadt auf die Vogelwieſe, wo ſie mit Kirſchen beſchenkt werden und ſich dann auf verſchiedene Weiſe beluſtigen.

62. Merſeburg.

Die Stadt Merſeburg an der Saale iſt Manchem wohl nur durch ihr gutes Bier bekannt, ſie ſollte aber jedem Deutſchen wegen der dort vorgefallenen Schlacht merkwürdig ſein. Denn im 10. Jahrhundert, als Karls des Großen mächtiger Arm Deutſchland nicht mehr ſchützte, und als ſeine Nachfolger das Reich getheilt und die freien Leute unterdrückt hatten, ſo daß zwiſchen Adel und Leibeigenen kein Mittelſtand mehr war, in dieſer Zeit brachen die wilden Ungarn in das Land ein, überfielen die ſchwer bewaffneten und langſamen deutſchen Männer und machten dieſe unverſehens nieder. Weiber und Kinder banden ſie mit den Haaren an einander und ſchleppten ſie in die Gefangenſchaft. Die Wohnungen ſteckten ſie in Brand, nachdem ſie alles Werthvolle geplündert hatten. So erſchienen ſie jedes Frühjahr bald in Sachſen, bald in Baiern, und bis ein hinreichendes Heer geſammelt war, waren ſie auf ihren flüchtigen Roſſen ſchon wieder auf dem Heimwege. Denn Soldaten nach der jetzigen Weiſe hatte man noch nicht, und Städte und Feſtungen waren noch nicht erbaut. In dieſer traurigen Zeit wurde der Herzog Heinrich von Sachſen zum Könige gewählt; er, den man wegen ſeiner Luſt am Vogelfang, den Finkler nannte. Aber er verſtand mehr als Vögel zu fangen. Denn kaum hatte er ſich überzeugt, wie es in ſeinem Reiche ſtand, ſo ſuchte er den geſunkenen Muth des Volkes wieder zu beleben. Und obgleich die Deutſchen noch nicht ſiegten, ſo gelang es ihnen doch, einen vornehmen Anführer der Ungarn gefangen zu nehmen und gegen deſſen Auslieferung einen 9jährigen Waffenſtillſtand zu erlangen. Freilich mußte dafür auch ein jährlicher Tribut bezahlt werden. Allein Heinrich ſtrengte alle Kräfte an, dieſen Schimpf baldigſt los zu werden. Vor Allem begann er Städte anzulegen und mit Mauern zu umgeben, weil die offenen Orte vor den wilden Reitern aus Ungarn nicht zu ſchützen waren. Zwar wollte den Deutſchen das Leben in den engen Mauern nicht gefallen, aber die Gefahr und der ernſte Wille des Königs brachten es doch dahin, daß der neunte Mann ein Bürger wurde und den acht draußen wohnenden eine Zufluchtsſtätte einrichtete, während ſie ihn mit Nahrung verſorgten. Daraus iſt nachher der Bürgerſtand entſtanden. Ferner übte Heinrich ſeine Männer in der Art des Krie-

ges, wie die Ungarn ihn führten. So war er, als die neun Jahre um waren, gerüſtet; und als die langbärtigen ungariſchen Geſandten erſchienen, um den Tribut wieder zu fordern, ſo ließ er ihnen ſtatt deſſen einen räudigen Hund vor die Füße werfen. „Dieſe Abgabe,“ ſprach er zornig, „ſollt ihr künftig empfangen, keine andere.“ Die Geſandten eilten Rache-ſchnaubend in ihr Land zurück, und bald brachen zahlloſe Reiterſchaaren in Sachſen ein, Mord, Brand und Verwüſtung bringend. Das Geſchrei der Flüchtlinge machte anfangs das Heer des Königs beben. Aber Heinrich ſprach ihnen Muth ein, hieß ſie beten und auf Gott vertrauen, und bei Merſeburg kam es zur Schlacht. Dort wurden die Ungarn ſo geſchlagen, daß ihnen auf lange Zeit die Luſt verging, Deutſchland heimzuſuchen. In ihrem Lager fand man die unglücklichen, zuſammengeknebelten Weiber und Kinder, und frohen Herzens konnten dieſe nun das Danklied im Dom zu Merſeburg mitſingen.

In dieſem Dome findet ſich noch ein merkwürdiges Andenken aus der deutſchen Geſchichte — die Hand des Herzogs Rudolf von Schwaben. Dieſer hatte ſich verleiten laſſen, ſich gegen ſeinen rechtmäßigen Oberherrn, den Kaiſer Heinrich IV., aufzulehnen, und ſelbſt die Königskrone anzunehmen. Heinrich war nämlich in einen Streit mit dem Papſte verwickelt, und dieſer hatte ſich herausgenommen, die Abſetzung über ihn auszuſprechen. Es gab eine Partei in Deutſchland, welche den Kaiſer haßte und deßhalb dem Papſte dies Recht zugeſtehen wollte; zu ihr gehörte Rudolf. Eine andere dagegen behauptete, daß der Papſt ſich nicht in die Angelegenheiten des Reiches einzumiſchen habe, und daß die dem Kaiſer geſchworene Treue gehalten werden müſſe. Die ſo denkenden Fürſten und Ritter ſammelten ſich um Heinrich, und es kam zu einem blutigen Bürgerkriege, welcher das arme Land verwüſtete, faſt wie zu der Zeit der Ungarn. Bei Merſeburg kam es auch hier zur Entſcheidung. Zwar errang das Heer Rudolfs den Sieg, er ſelbſt aber verlor ſeine rechte Hand durch den Hieb eines Ritters, der nachher in den Kreuzzügen ſehr berühmt wurde. Als ſich Rudolf dem Tode nahe fühlte, und man ihm die abgehauene Hand zeigte, ſprach er voll Reue: „Ja nun erkenne ich Gottes Gericht! Mit dieſer Hand hatte ich ihm Treue geſchworen. Ich habe ſie gebrochen, darum leide ich nun dieſe Strafe.“ Doch tröſtete es ihn, daß ſein Heer geſiegt hatte, und er als tapferer Mann ſterben konnte.

63. Halle.

Die anſehnliche Stadt Halle, in einer flachen Gegend an der Saale gelegen, hat über 25 000 Einwohner und iſt von altmodiſcher Bauart. Ihre größeſten Merkwürdigkeiten ſind die berühmte Univerſität, das große Salzwerk und das große Waiſenhaus oder die Frankeſchen Stiftungen. Das Salzwerk iſt eines der größeſten des Staates, indem es jährlich an 280 000 Zentner Salz liefert. Es befindet ſich in dem niedrigſten Theile der Stadt und iſt nur zum Theile königlich, das Übrige gehört Privatperſonen. In demſelben arbeiten die Halloren, Nachkommen eines alten wendiſchen Volksſtammes, die ſich bis jetzt unvermiſcht erhalten haben und ſich durch Kleidung, Sprache und Gewohnheiten unterſcheiden. Sie ſtehen nicht unter der Stadtobrigkeit, ſondern

haben ihr eignes Gerichtshaus und einen Salzgrafen, der ihre Streitigkeiten unterſcheidet. Auch hat der König ihnen ihre frühere Rechte wieder beſtätigt, z. B. alleiniges Recht zur Salzſiederarbeit, Empfang eines Pferdes und einer Fahne bei jeder Erbhuldigung, freien Vogel- und Fiſchfang ꝛc. Sie ſind die geübteſten Schwimmer und Taucher und haben neben ihren alten Freiheiten auch die Verbindlichkeit, bei Feuersbrünſten hülfreiche Hand zu leiſten.

Die berühmten Frankeſchen Stiftungen bilden mit ihren 4- bis 6ſtöckigen Gebäuden eine eigene geſchloſſene Straße. Die Stiftungen beſtehen aus den mannigfaltigſten Anſtalten: einem Waiſenhauſe, Freiſchulen, Bürgerſchulen, 2 Gymnaſien, einer Realſchule. In allen zuſammen ſind über 2000 Schüler; zum Unterrichte und der Erziehung derſelben waren vor kurzem 112 Lehrer und 12 Lehrerinnen angeſtellt. Daneben beſteht die große Canſteiniſche Bibelanſtalt, von welcher ſeit ihrer Begründung bis jetzt an 3 Millionen Exemplare der ganzen deutſchen Bibel gedruckt und zu wohlfeilem Preiſe verkauft worden ſind, ungerechnet die vielen neuen Teſtamente, Pſalmen, und die Ausgaben in böhmiſcher Sprache.

Die Einkünfte aller dieſer großartigen Anſtalten fließen theils aus liegenden Gründen, theils aus Gewerbsbetriebſamkeit der Buchhandlung, der Apotheke und dem Verkaufe der darin bereiteten, ſonſt unbekannten Heilmittel, theils aus Schul-, Koſt- und Erziehungsgeldern, doch einem großen Theile nach auch aus Hülfsgeldern, welche der verſtorbene König von Preußen der in Noth gerathenen Anſtalt bewilligt hat. — Und alle dieſe großen Anſtalten, dieſe weitläuftigen Gebäude, die man nur für das Werk eines Fürſten halten ſollte, hat ein Lehrer und Profeſſor der Univerſität zu Halle, Namens **Auguſt Herrmann Franke** geſtiftet, der ohne alle eigenen Mittel, ohne irgend einen Fonds, blos im Vertrauen auf Gott, den Grund dazu legte. Sehr wahr ſagt daher die dem Stifter gewidmete, über dem Haupteingange befindliche Inſchrift:

„Fremdling, Was du erblickſt, hat Glaub' und Liebe vollendet,
Ehre des Stiftenden Geiſt, glaubend und liebend wie Er!"

Dieſer Mann, 1663 zu Lübeck geboren, war anfangs Privatlehrer zu Leipzig, ging hernach nach Erfurt, wo er zum Hülfsprediger ernannt ward, begab ſich im folgenden Jahre nach Halle, wo er eine Profeſſur und ſpäter eine Pfarrei erhielt, und ſtarb 1727 ebendaſelbſt. Er begann jene Stiftungen zuerſt im Jahr 1695. Da er nämlich die gröbſte Unwiſſenheit im Chriſtenthum unter den bei ihm Almoſen ſuchenden Armen bemerkt hatte, ſo ſuchte er dieſem Übel wenigſtens durch Schulgeld, das er manchen Kindern gab, abzuhelfen, und damit er noch mehr dafür thun könne, als ihm aus eignen Mittel möglich war, ſo ließ er in ſeiner Stube eine Armenbüchſe anbringen. Nach einem Vierteljahre ſteckte Jemand auf ein mal 4 Rthlr. 16 gr. hinein. Als Franke dies Geld fand, ſagte er: „Das iſt ein ehrliches Stammgeld, davon muß man etwas Rechtes ſtiften; ich will eine Armenſchule damit anfangen." Er kaufte neue Schulbücher und beſtellte einen armen Studenten zum Unterrichte. Es fanden ſich nach und nach mehrere Kinder ein, und da die Bürger ſahen, wie wohl dieſe Kinder unterrichtet waren, ſo wünſchte Mancher von ihnen, daß auch ſeine Kinder an dieſem Unterrichte Theil nähmen und bezahlte dafür ein wöchentliches Schulgeld. So wuchs die

Zahl der Kinder im Sommer bis auf 60. Da der Winter ſich nahete und die Gaben zunahmen, ſo miethete Franke 2 Stuben in ſeines Nachbars Hauſe für die Schule, trennte die armen Kinder von den zahlenden Bürgerskindern, weil die Bedürfniſſe ſehr verſchieden waren, und ſetzte für jede Schule einen Lehrer ein. Nachdem dieſe zwei Schulen eine Zeit lang beſtanden hatten, merkte Franke wohl, daß manchen Kindern auch mit der Schule nicht geholfen ſei, und daß nur eine Armen-Erziehungsanſtalt ein Vaterhaus für manche werden könnte. Der Gedanke ward bald zur That. Franke wollte ſich aus 4 Geſchwiſtern ein Kind ausſuchen, um damit anzufangen; allein wie er alle 4 in gleichem Elend und gleich bedürftig der Hülfe ſah, unterließ er das Wählen und nahm alle vier. Er brachte ſie bei guten Bürgern unter, und bezahlte für jedes wöchentlich ½ Thlr. Bald vermehrte ſich die Zahl ſeiner Waiſen bis auf 12. Zum Aufſeher ſetzte er über dieſe Kinder einen Studenten. Und dieſelbe wohlwollende Hand, welche einige Zeit vorher 500 Rthlr. ihm eingehändigt hatte, überlieferte ihm im Winter 1695 die Summe von 1000 Rthlrn., womit nun ſchon Viel ausgerichtet werden konnte; unter Andern ward auch des Nachbars Haus erkauft. Bald bauete er 2 Stuben daran, und brachte die 12 Waiſenkinder darin unter. Dies war der erſte Anfang des Halliſchen Waiſenhauſes. Als ſich die Waiſen vermehrten, ſo ſetzte man einen beſonderen Hauswirth und kochte nicht blos für die Waiſenkinder, ſondern auch für arme Studenten, aus denen man die Lehrer nahm. Bald ward es nöthig, das nächſt angränzende Haus dazu zu kaufen und mit dem erſten zu verbinden. Die Armenſchule ward allmählig in 4 Klaſſen getheilt, 2 für die Mädchen und 2 für die Knaben. Einige Jahre nachher kam eine beſondere Schule für Solche hinzu, welche ſtudiren wollten und erhielt gleich zu Anfang 3 Klaſſen. Im Frühjahr 1698 waren 100 Kinder im Waiſenhauſe, ohne die Schüler, und 75 arme Studenten wurden darin geſpeiſ't, ſo daß mit den angeſtellten Beamten täglich 200 Menſchen in dem Hauſe ihren Tiſch hatten. Franke kaufte jetzt ein großes Haus mit Gärten und einem ausgedehnten davor liegenden Platze für faſt 2000 Rthlr. und beſchloß ein für ſeine Anſtalten zweckmäßiges Haus zu bauen, obgleich er dazu kein Geld hatte. Doch legte er den Grundſtein zu dem jetzigen Waiſenhauſe und ſetzte den Bau ſo ernſtlich fort, daß das Gebäude bald unter Dach gebracht und 1700 bezogen ward. Es iſt wahrhaft wunderbar, wie die unſichtbare Hand Gottes Franke bei dieſem Bau unterſtützte. Denn oft hatte er keinen Pfennig, wenn er Hunderte von Thalern auszahlen ſollte; aber doch fügte es ſich ſtets ſo, daß, wenn Geld unumgänglich nöthig war, auch Etwas ankam. Im innern Hofe des Waiſenhauſes, auf einem erhöheten Platze, zu welchem eine Treppe führt, hat man dieſem Stifter des Halliſchen Waiſenhauſes ein Denkmal errichtet. Franke, ſtehend im Predigergewande, iſt von 2 Kindern ungleichen Alters umgeben. Den Dank beider Kinder ſucht Franke von ſich abzulehnen, indem ſeine Hand nach oben zeigt, woher die Hülfe gekommen iſt. Seine Linke ruht ſegnend auf dem Haupte des betenden Kindes, das er liebevoll betrachtet. Die Inſchrift auf dem Marmor mit goldenen Buchſtaben lautet, auf der Vorderſeite: **August Herrmann Franke: Er vertrauete Gott.** Die Hinterſeite enthält die Worte: **Dem Gründer dieser Anstalten die dankbare Nachwelt 1829.**

64. Westphalen.

Vormals hiess einer der 10 Kreise des deutschen Reiches der westphälische, jetzt gehört der grösseste Theil desselben zu dem Königreiche Preussen und bildet die Provinz Westphalen. Sie erstreckt sich westlich von der Weser an den Nebenflüssen des Rheins, der Ruhr und Lippe so wie an der Ems hin und bildet ein meist bergiges, doch eben nicht hoch gelegenes Land. Besonders fruchtbare und milde Strecken finden sich mit wenigen Ausnahmen weder in dem Gebirg, noch auch in der angränzenden Ebene, doch fehlt es nicht an den gewöhnlichen landwirthschaftlichen Erzeugnissen Deutschlands, und die fleissigen und genügsamen Einwohner befinden sich bei ihrem schwarzen, aber kräftigen Brode, Pumpernickel genannt, gesund und zufrieden. Gegen den Rhein hin finden sich zahlreiche Fabrikorte, wo man entweder das in den Bergwerken gewonnene Eisen, oder den im Lande gebauten und gesponnenen Flachs verarbeitet. In anderen Bezirken lebt der westphälische Landmann mehr von der Viehzucht, und von den zahlreich gezogenen und oft unter demselben Dache mit den Menschen wohnenden Schweinen kommen die berühmten westphälischen Schinken.

Grosse Städte sind nicht vorhanden, die grösseste, Münster, vormals die Residenz eines mächtigen Bischofs, hat kaum 25 000 Einwohner, aber mancherlei alterthümliche Merkwürdigkeiten. Dahin gehört der Saal auf dem Rathhause, worin im Jahre 1648 der jammervolle 30jährige Krieg durch einen Friedensschluss zwischen Deutschland und Frankreich beendigt wurde. Die Gesandten Schwedens hatten ihre Zusammenkunft mit den Deutschen in der jetzt hannöverischen Stadt Osnabrück. Nach beiden Städten zusammen wurde dieser wichtige Frieden, welcher noch jetzt das einträchtige Zusammenleben der Katholiken und Protestanten möglich macht, der Westphälische genannt. Man hat in Münster die Aufmerksamkeit gehabt, den Saal, worin einst die Gesandten zusammen kamen, ganz in dem Zustande zu lassen, in welchem er sich bei dem Friedensgeschäfte befand. Noch jetzt stehen die nämlichen Stühle an den nämlichen Tischen. Man hat sogar jeden auf seinem damaligen Platze stehen gelassen. Nicht minder interessant sind die drei eisernen Käfige, welche an der Wand eines hohen Thurmes hängen, und worin man die Anführer der aufrührerischen Wiedertäufer aufhängte, nachdem sie durch einen qualvollen Tod für ihre Frevelthaten gebüsst hatten. Es sind schauerliche Erinnerungen an die rohe und leidenschaftliche Zeit, wo man die Religion Christi von allen Seiten mit Blut und Gräuelthaten befleckte. Hatte doch der angebliche Prophet der Wiedertäufer nicht blos die edelsten Bürger der Stadt vertrieben und sich mit 16 Weibern ehelich verbunden, sondern auch eine derselben, welche ihm die Hungersnoth der Stadt vorstellte, eigenhändig hingerichtet. Aber freilich war die Strafe, welche der Bischof bei seinem endlichen Siege über die Aufrührer verhängte, nicht minder unmenschlich, denn sie wurden mit glühenden Zangen zu Tode gekneipt.

65. Rheinpreussen.

Rheinpreussen ist die schönste und bevölkertste Provinz des preussischen Staates, auf beiden Ufern des Rheinstromes bis zur niederländischen, und an der Mosel bis zur französischen Gränze. Freilich sind die Ufer des Rheines nicht überall so schön wie bei Koblenz und an dem Siebengebirge, denn weiter abwärts fliesst der Strom in einer reizlosen Ebene. Allein die Einwohner gehören allenthalben zu den rührigsten Arbeitern, und Ackerbau und Fabrikwesen erfreuen sich in der Ebene auf dem linken Rheinufer wie in den Bergen des rechten des herrlichsten Gedeihens. Nur auf dem Hunsrück und dem Eifelgebirg ist die Natur so rauh und unfruchtbar, dass die Bevölkerung minder dicht wohnt und oft mit Noth zu kämpfen hat. Dagegen wohnen in dem Bezirke Düsseldorf mehr als 7 000 Einwohner auf einer einzigen Quadratmeile. An der Mosel und an den Rheinufern bis zum Siebengebirge bauen fleissige Winzer zum Theil trefflichen Wein, und achten nicht die Beschwerlichkeit und die Kosten, womit die felsigen Weinberge bearbeitet und mit Dung und Pfählen versehen werden müssen und doch so oft die Hoffnungen des Besitzers betrügen. Nicht blos die Schönheit und Fruchtbarkeit seiner Heimath ist es, welche den Rheinländer an dieselbe fesselt, mehr noch thut die freie Gesetzgebung und der heitere Sinn, womit alle begabt sind.

Hauptstadt der Provinz, also Sitz des Oberpräsidenten, ist Koblenz am Einflusse der Mosel in den Rhein, folglich zum Handel vortrefflich gelegen. Aus der Zeit, wo die Stadt Residenz der Kurfürsten von Trier war, sind noch Paläste und andere ansehnliche Gebäude, wie auch grosse Kirchen vorhanden, die schöneren Strassen und Anlagen rühren aber erst aus der Zeit der preussischen Regierung her. Das Wichtigste von Koblenz sind jedoch ohne Zweifel seine Festungswerke. An Stärke derselben wird es vielleicht von Mainz oder Magdeburg übertroffen, an Schönheit der Anlage aber von keiner Festung in Europa. Denn ein Kreis von Festen mit ungeheuren Mauern und drohenden Schiessscharten liegt auf den Höhen um die Stadt her auf beiden Seiten der zusammenfliessenden Ströme, deren Ufer durch Brücken verbunden sind. Dadurch wird die an sich herrliche Gegend noch weit herrlicher, und Reisende aus allen Gegenden Europas benutzen die Dampfschifffahrt, um Koblenz zu sehen. Da vermisst man jetzt gern die ungeheure Kanone, welche vordem den Fremden gezeigt wurde, der Vogel Greif genannt, die eine Kugel von 160 Pfund abzuschiessen im Stande war.

Die grosse, alte Stadt Köln, schon vordem eine reiche Handelsstadt, um ihrer vielen Klöster und Kirchen willen das deutsche Rom genannt, hernach heruntergekommen und verarmt, hat sich unter der preussischen Regierung wieder emporgeschwungen, so dass sie über 90 000 Einwohner zählt, ungerechnet das Militär, welches dort einen vorzüglichen Waffenplatz hat. Und doch ist Raum für noch mehr Einwohner in den Ringmauern Kölns vorhanden, denn es ist über eine Stunde lang und verhältnissmässig

breit. Diese Grösse mit den vielen Thürmen und dem herrlichen Dom machen den Anblick der eben, aber im Bogen an dem breiten Rhein gelegenen Stadt sehr interessant, zumal wenn man von dem rechten Ufer her die Schiffbrücke und die zahlreichen Masten der in dem Hafen liegenden Schiffe, die Rauchsäulen der ankommenden und abgehenden Dampfboote überschaut. Köln ist jetzt durch eine Eisenbahn mit Antwerpen, also mit einem grossen Hafen an der Nordsee verbunden und verspricht mit jedem Jahre eine bedeutendere Fabrik- und Handelsstadt zu werden. Auch nach anderen Seiten sind nach Köln zu Eisenbahnen angelegt, so dass es als der Mittelpunkt einer der grössten Verbindungen von Wasser- und Landstrassen zu betrachten ist. Von seinen Waaren ist die bekannteste das Kölnische Wasser, welches in zahllosen Fläschchen versandt wird. Von allen wohlriechenden und stärkenden Wassern pflegt man ihm den Vorzug zu geben.

Die grösseste Fabrikstadt Preussens ist Elberfeld geworden, nachdem diese anfangs kleine Stadt allmählich mit Barmen und mit einer Anzahl Dörfer, welche sämmtlich in dem Wupperthale liegen, vereinigt ist, und an 70 000 Einwohner zählt, welche fast nur von Manufakturarbeit leben. Schon vor 20 Jahren befanden sich dort 83 Baumwollenfabriken, wofür 6 000 Webstühle im Gange waren, daneben 10 Baumwollspinnereien, an 60 Fabriken für Leinengarn, Leinwand, Band und Spitzen, 3 Sammt- und 36 Seidenfabriken, 120 Mühlen für Zwirn, ferner 71 Garnbleichen, 93 Färbereien ohne die Fabriken in Eisen und Stahl. Als erster Ursprung dieser Industrie des Wupperthales ist das Bleichen des Leinengarns anzusehen, indem die Wupper als ein klares und zur Bleiche besonders geeignetes Bergwasser, so wie die bequemen Ufer derselben die Bewohner zuerst einluden, sich diesem Geschäfte zu widmen. Allmählich erreichten sie darin einen hohen Grad der Vollkommenheit, und daraus entstand nun ein zweiter Industriezweig, nämlich das Weben des Leinen- und Baumwollengarns, wozu späterhin die Schnürriemen und Schnüre kamen, welche Artikel in der Folge zu der höchsten Wichtigkeit stiegen, und einen grossen Theil des Wohlstandes der Stadt gründeten. Man schritt nun auch zu allerlei künstlichen Leinen- und Baumwollenzeugen, zu Halbleinen u. s. w. Es entstanden Maschinenspinnereien, Färbereien in Türkischroth; den Baumwollenfabriken folgten Seidenfabriken und erlangten in der neueren Zeit eine grosse Ausdehnung. Hiermit verband sich endlich ein ausgebreiteter Handel in fast allen Arten von Waaren, und elberfelder Kaufleute sind jetzt in allen Welttheilen wohlbekannt.

Aachen, nicht weit von der belgischen Gränze, ist eine der ältesten deutschen Städten, aller Wahrscheinlichkeit nach aber das älteste Bad in Deutschland. Berühmt wurde es als Kaiser Karls des Grossen gewöhnliche Residenz, wodurch auch die späteren Kaiser sich veranlasst sahen, sich dort krönen zu lassen, bis diese Feierlichkeit später nach Frankfurt am Main verlegt wurde. Doch besitzt Aachen noch genug ehrwürdige Reste aus der alten Zeit, wo es noch nicht wie jetzt von den Wollenfabriken leben musste.

Karl der Grosse starb daselbst und ist in einer Kapelle des Doms begraben. Zur Zeit der französischen Revolution hatte die Stadt Viel zu leiden und hat sich bis jetzt noch nicht ganz wieder erheben können. Denn die von Köln kommende Eisenbahn führt die Fremden meist schnell vorüber. Die Umgegend ist zwar schön, kommt aber doch den Rheingegenden nicht gleich, wesshalb das Bad nicht so stark besucht wird als manche anderen. Auffallend ist dem Fremden der wunderliche, plattdeutsche mit französischen und wallonischen Wörtern untermischte Dialekt des Volkes.

Von den wohlthätigen Anstalten Rheinpreussens liesse sich noch Viel erzählen, von der Rettungsanstalt für arme, verwahrlosete Kinder unweit Düsseldorf, von der Kleinkinderschule und der Krankenpflege nebst der Erziehung von Lehrerinnen und Wärterinnen zu Kaiserswerth, besonders aber von der Irrenheilanstalt zu Siegburg am Siebengebirg. Dort werden Menschen, welche so unglücklich waren, ihren Verstand zu verlieren, in ärztliche Pflege genommen und durch sanfte und geschickte Behandlung grossentheils geheilt, während man in manchen anderen Irrenhäusern durch die rohe Gewalt, die man gegen die Unglücklichen anwendet, sie noch wahnsinniger macht und eigentliche Tollheit erzeugt.

66. Der Dom zu Köln.

Unter den vielen Kirchen der Stadt Köln und überhaupt unter allen Kirchen Deutſchlands iſt eine der merkwürdigſten der herrliche Dom. Da er als ein ausgezeichnetes Denkmal der Kraft und der Leiſtungen des Mittelalters und der ſogenannten gothiſchen oder altdeutſchen Baukunſt gilt, aber gleichwohl unvollendet iſt, ſo hat nicht nur der König von Preußen beträchtliche Summen dafür angewieſen, ſondern ſich auch ein beſonderer Verein gebildet, welcher hofft, das ungeheure Gebäude endlich vollſtändig auszuführen. Wäre der Dom nach dem urſprünglichen Plane ganz vollendet worden, ſo würde er das größte, höchſte und vollkommenſte gothiſche Gebäude der Welt ſein. Aber ſo iſt blos der Chor vollendet, während das untere Schiff der Kirche nur bis zur Hälfte ſeiner Höhe gebracht, und die Vorhalle, ſowie die beiden Thürme am unvollendetſten geblieben ſind. Ungeachtet er alſo bei weitem nicht Das iſt, was er werden ſollte, ſo erregt doch ſeine große Pracht, die Kühnheit ſeiner Verhältniſſe und die Zierlichkeit ſeiner Umriſſe Bewunderung. Den größten Eindruck macht das Innere dieſes koloſſalen Gebäudes, wenn man von dem Thurmende hineingeht. Das Auge verliert ſich in dem ungeheuren Raume, der ſich nach allen Seiten ausdehnt. Der erſte Grundſtein wurde 1248, gelegt, aber die Vollendung dieſes Rieſengebäudes, woran noch 1599 gearbeitet wurde, verhinderten die Streitigkeiten der Erzbiſchöfe mit der Bürgerſchaft der Stadt. Der Dom iſt in der Form eines Kreuzes erbaut. Die ganze Länge deſſelben iſt 400 und die größeſte Breite 231 Fuß. Das Gewölbe tragen 100 Säulen, in einer vierfachen Reihe ſtehend, wovon die mittleren Säulen gegen 30 Fuß im Umfange haben. Gleich den Bäumen eines uralten Forſtes ſtehen dieſe ſchlanken Säulen da; nur am höchſten Gipfel ſind ſie in eine Krone von Äſten geſpalten, die ſich in ſpitzen Bogen wölbt und dem Auge, das ihnen folgen will, faſt unerreichbar

iſt. Die innere Höhe des Chors beträgt 161 Fuß, und auch das Mittelſchiff der Kirche ſollte in dieſer Höhe und Form fortgeſetzt werden, ſteht aber nur bis zur Hälfte ſeiner Höhe und iſt mit Brettern überdacht. Ebenſo ſind die beiden Thürme, deren jeder eine Höhe von 500 Fuß erreichen ſollte, unvollendet geblieben; denn der auf der Nordſeite ſtehende Thurm iſt nur 20 Fuß hoch und der an der Südſeite kaum bis zur Hälfte ſeiner Höhe gebracht. Wären beide Thürme nach dem entworfenen Plane ausgebaut worden, ſo würden ſie noch durch einen Schwibbogen mit einander verbunden worden ſein; drei Thore hätten zu dem Eingange zwiſchen den Thürmen geführt, und das Hauptthor in der Mitte würde dem gewaltigen Ganzen vollkommen entſprochen haben. Die große Glocke in dem zur ſüdlichen Seite ſtehenden Thurme wiegt 225 Zentner, gehört alſo zu den größeſten in Deutſchland. Zu den vornehmſten Merkwürdigkeiten iſt außer den vielen zum Theil ausgezeichneten Grabmälern zu rechnen: Die große Sakriſtei mit der goldnen Kammer, welche mehrere Koſtbarkeitern, unter andern den ſilbernen Sarg des Erzbiſchofs Engelbert, ein ſchönes Kunſtwerk, enthält; ferner die Kapelle der heiligen drei Könige, die berühmteſte der ſieben Kapellen, welche den Chor umgeben, aus verſchiedenen Marmorarten erbaut, worin als Reliquien die Gebeine der heiligen drei Könige oder Weiſen aus dem Morgenlande und noch dreier Märtyrer in einem koſtbaren, aus Goldblech gearbeiteten und mit einer Menge von Perlen und Edelſteinen geſchmückten Sarge aufbewahrt werden. Die Häupter der heiligen drei Könige trugen vor der franzöſiſchen Revolution ganz goldene, mit Diamanten und Perlen reich geſchmückte Kronen, wovon jede 6 Pfund gewogen haben ſoll. An deren Statt haben ſie jetzt drei vergoldete, da jene, ſowie auch die ſchönſten und koſtbarſten Edelſteine und Perlen in dem franzöſiſchen Kriege abhanden gekommen waren. Doch haben die Einwohner Kölns dieſen Verluſt durch geſchenkten Schmuck wieder zu erſetzen geſucht. Auch an trefflichen Gemälden iſt der Dom reich, und wird ſchon deßhalb von Fremden aller Gegenden und Konfeſſionen beſucht.

67. Solingen und Remſcheid.

Solingen, eine offene Stadt, unweit der Wupper, theils auf einem Berge, theils am Abhange desſelben liegend, hat zwar nur 5500 Einwohner, iſt aber wegen ihrer berühmten und wichtigen Stahl- und Eiſenwaarenfabriken merkwürdiger und bekannter als manche viel größere Stadt. Dieſe Eiſen- und Stahlfabrikation beſchäftigt in und außerhalb Solingen 6000 Arbeiter und 50 Fabrikverleger, und theilt ſich in 3 Hauptzweige, nämlich in die Schwerd-, Meſſer- und Scheerenfabrikation. Jährlich werden 300000 oder wohl 500000 Schwerd- und Degenklingen, über 500000 Dutzend Meſſer nebſt Gabeln und 300000 Scheeren, außerdem als Nebenartikel: Ladeſtöcke, Bajonette, Lanzen, Korkzieher u. ſ. w. geliefert. Dieſe Gegenſtände werden aber nicht allein in Solingen ſelbſt in beſonderen Fabriken, ſondern auch von den um Solingen und in der Gegend mehrere Meilen weit umher wohnenden Arbeitern verfertigt, welche die einzelen Theile von Meſſern, Gabeln, Degen und Schwerdern, Scheeren und einer erſtaunlichen Menge anderer kleiner Eiſen- und Stahlwaaren, theils roh, theils fertig bereiten,

in ihren eignen Werkſtätten bearbeiten und an die Fabrikverleger, welche ſie ſchleifen und zuſammenſetzen laſſen, verkaufen. Der einzige, jedoch gewiſſermaßen auch hauptſächlichſte Theil bei der hieſigen Manufaktur, welcher eigentlich fabrikmäßig, d. h. in einem und demſelben Gebäude von mannigfaltigen Hülfsarbeitern unter der Leitung eines Einzigen betrieben wird, iſt das Schleifen und Poliren, und man hat es darin ſo weit gebracht, daß man die Solinger Arbeiten und ihre Politur von den Engliſchen nicht mehr zu unterſcheiden im Stande iſt. Die Solinger Klingen beſitzen eine unnachahmliche Güte ſowohl in ihrer Dauerhaftigkeit als Härte. Man verſteht gewiſſe Sorten dermaßen zu härten, daß ſie Eiſen durchhauen können, ohne eine Scharte zu bekommen. Dergleichen Klingen nennt man Eiſenhauer, welche aber nur auf beſondere Beſtellung gemacht werden. Es werden Degenklingen im Werthe bis zu 100 Friedrichsd'ors geliefert, welche an Güte und Schönheit die berühmten orientaliſchen (die Damascener) weit übertreffen.

Das einige Stunden von Solingen entfernte Remſcheid, ſeit Kurzem zu einer Stadt erhoben, ſchön gebaut und in einer an romantiſchen Gebirgsparthien reichen Gegend, iſt ebenfalls ein wegen ſeiner ausgebreiteten Handelsverbindungen und ſeiner lebhaften Induſtrie ſehr merkwürdiger Ort, wiewohl er an ſich nur 1500 Einwohner hat, hingegen mit der ganzen dazu gerechneten Bürgermeiſterei, welche viele größere und kleinere Ortſchaften und einzele Etabliſſements begreift, kommen gegen 9500 Menſchen heraus, die ſich meiſtens von der Induſtrie in Stahl- und Eiſenwaaren, der Senſenfabrikation und Kleinſchmiederei ihren Unterhalt verſchaffen. Außerdem werden daſelbſt auch viele Meſſingwaaren gemacht. Es ſind in der ganzen Bürgermeiſterei 53 Handlungshäuſer und Fabrikverleger, die große Geſchäfte machen, 570 Schmieden, 23 Senſenhämmer, 2 Amboshämmer, und die in und um Remſcheid fließenden 18 Bäche ſind mit Hämmern und Werken aller Art beſetzt, ſo daß es an Platz zu neuen Anlagen fehlt. Es werden an 2000 verſchiedene Artikel von kleinen oder ſogenannten kurzen Eiſen- und Stahlwaaren verfertigt, und jährlich 400000 Stück ausgeführt. Und wie mannigfaltig ſind die andern Artikel, welche die remſcheider Induſtrie hervorbringt; z. B. raffinirter Stahl von verſchiedenen Sorten, Sicheln, Strohmeſſer, Sägen von den größten Mühlſägen bis zu den feinſten Tiſchler- und Gärtnerſägen, alle Sorten von Landwirthſchafts- und Haushaltungsgeräthen, alle Arten von Tiſchler-, Böttcher-, Drechsler-, Bildhauer-, Wagner- und Schloſſerwerkzeugen, deßgleichen für Uhrmacher, Gold- und Silberarbeiter, Maurer ꝛc.; Grabſtichel, Säbelſcheiden und Griffe, Sporen, Gebiſſe, Steigbügel, Lampen, Werkzeuge zum Schiffbau, Winden, Amboſe, Äxte auch Geräthe für die amerikaniſchen Plantagen, Zuckerrohr-Meſſer, Hacken, Schaufeln, Beile, Schlittſchuhe. Kurz die mannigfaltigen Erzeugniſſe dieſer Fabriken laſſen ſich kaum aufzählen.

68. Gründung der Stadt Aachen.

Als Kaiſer Karl der Große ſich in der Stadt Zürich aufhielt, ließ er eine Säule aufrichten und eine Glocke daran hängen. Dieſe ſollte ohne Unterſchied der Perſon Jedermann, dem Unrecht geſchehen

war, ziehen, wenn der Kaiſer zu Tiſche ſaß. Auf dieſes Zeichen wollte er ſich auf den Richterſtuhl ſetzen und dem Bedrängten zu ſeinem Rechte verhelfen. Eines Tages, da der Kaiſer beim Mahle ſaß, ertönte die Glocke. Der hinabgeſandte Diener fand aber Niemanden und berichtete Dies ſeinem Herrn. Da aber die Glocke zum zweiten Male erklang, ſah der Diener genauer nach und fand eine große Schlange, welche ſich um das Seil wand und die Glocke zog. Voll Beſtürzung hinterbrachten die Diener dem Kaiſer dies Wunder. Karl aber ſprach: Auch den Thieren muß ihr Recht widerfahren, ging hinab, ſetzte ſich auf den Richterſtuhl und forderte die Schlange vor, daß ſie ihre Sache anbringe. Dieſelbe verneigte ſich ehrerbietig vor dem Kaiſer und führte denſelben dann an das Ufer des Waſſers, wo eine übergroße Kröte in dem Neſte der Schlange auf deren Eiern ſaß. Der Kaiſer unterſuchte den Streit der Thiere noch weiter, fand, daß die Schlange Recht hatte und verdammte die Kröte zum Feuertode. Dieſes Urtheil wurde auch wirklich vollſtreckt. Einige Tage darauf kam die Schlange wieder an Hof, neigte ſich, wand ſich auf den Tiſch und hob den Deckel von einem darauf ſtehenden Becher ab. In den Becher legte ſie aus ihrem Munde einen koſtbaren Edelſtein, verneigte ſich wiederum und verſchwand.

Dieſen Edelſtein ſchenkte der Kaiſer ſeiner Gemahlin, ohne zu wiſſen, daß der Stein eine geheime Kraft in ſich hatte. Wo ſich nämlich der Stein befand, da fühlte ſich der Kaiſer beſtändig mit Liebe und Sehnſucht hingezogen. Als nun ſeine Gemahlin ſtarb und damit der Stein nicht in andere Hände käme, denſelben unter ihre Zunge gelegt hatte, da konnte ſich Karl von der Leiche nicht trennen und führte ſie viele Jahre im Sarge mit ſich herum, ohne ſie begraben zu laſſen. Endlich entdeckte ein Höfling den Stein und nahm ihn zu ſich. Sogleich wandte ſich die Liebe des Kaiſers zu dieſem. Er ließ die Leiche ſeiner Gemahlin begraben, wollte aber außer jenem Höflinge Niemand um ſich haben. Zuletzt wurde dieſem der Stein ſelbſt läſtig, und er warf ihn auf dem Wege von Köln nach Frankreich in eine heiße Quelle. Seitdem iſt der Stein nicht mehr zum Vorſchein gekommen; aber die Quelle war von Stund an dem Kaiſer ſo werth, daß er ſich dort am liebſten in ſeinem ganzen Reiche aufhielt. Deßhalb gründete er daſelbſt die Stadt Aachen, und baute ſich einen Palaſt, wo er ſo oft wohnte, als es Krieg und andere Geſchäfte erlaubten.

69. Die Provinz Schlesien.

Schlesien wird durch die obere Hälfte des Oderthales nebst den dasselbe begränzenden Gebirgen gebildet. Nur in der Nähe des Hauptstromes ist das Land eben, fruchtbar auch in den Thälern der Nebenflüsse, so dass die ärmeren Gebirgsgegenden mit Getraide und anderen Bedürfnissen versorgt werden können und doch noch zum weiteren Verkaufe übrig bleibt. Diese eine Provinz ist so gross als das Königreich Hannover und übertrifft dieses an Einwohnern fast um eine Million. Es ist also ein gut angebautes und bevölkertes Land, und die Einwohner zeichnen sich

durch Thätigkeit, Geschicklichkeit und grossentheils auch durch Aufklärung aus. Freilich geht es den Leinwebern in dem Riesengebirge trotz Dem bisweilen gar traurig. Denn ihr Verdienst ist gering, und wenn die Fabriken etwas an Absatz verlieren und den Arbeitslohn herabsetzen, oder wenn der Preis der Nahrungsmittel steigt, dann kommt wohl Hungersnoth über die armen Familien. Die Verfertiger der schönen schlesischen Leinwand und der feinen Schleier, welche bis in fremde Welttheile verführt werden, sind also eben keine wohlhabenden Leute und die grossen Fabrikdörfer, welche ansehnlichen Städten gleichen, haben meist nur einige reichen Fabrikanten in ihrer Mitte. Auch der Bergbau, welcher im Riesengebirge getrieben wird, gibt wohl vielen Händen Beschäftigung, aber doch nur kümmerliche Nahrung. An der Gränze von Östreich und Polen wohnen neben den Deutschen auch ziemlich viele Polen, welche das Volk Wasserpolacken nennt. Sie kommen den Deutschen an Fleiss und Bildung nicht gleich, doch sorgt die preussische Regierung wie überall so auch bei ihnen für gute Schulen, wodurch allmählich Manches besser wird. Ganz Schlesien ist mit Festungen besät, als gränze es an das allerfeindlichste Land. Dies kommt noch aus der Zeit, wo der Besitz dieser Provinz zwischen Östreich und Preussen streitig war. Durch den siebenjährigen Krieg wurde endlich die Sache zu Gunsten Preussens entschieden. Aber Schlachtfelder aus alter und neuer Zeit werden genug gezeigt, der ganze Boden ist mit menschlichem Blute gedüngt.

Auch die Hauptstadt **Breslau** weiss von den Schicksalen des Krieges zu erzählen, doch hat sie sich jetzt durch die Friedensjahre zu Wohlstand und einer Bevölkerung von mehr als 100000 Einwohnern erhoben. Neben Handel und Fabriken hat sie auch eine stark besuchte Universität, und die Anwesenheit eines katholischen Fürstbischofs vergrössert ihr Ansehn. Die Stadt ist im Innern grösstentheils finster und altmodisch, von aussen machen jedoch die hohen Häuser und die vielen Kirchen einen guten Eindruck. Freilich sind die Thürme des Doms theils nicht vollendet, theils bei den Belagerungen beschädigt worden, doch fällt das kupferne Dach dieses grossen Gebäudes als eine Merkwürdigkeit auf.

Bemerkenswerth ist der für ganz Schlesien wichtige Wollmarkt, welcher zu Anfang Junius fällt, und gewöhnlich 3 bis 4 Tage dauert. 30 bis 40000 Zentner Wolle, jeder Zentner in einem Preise von 30 bis 130 Rthlr. werden dahin zum Verkaufe gebracht und auf einem öffentlichen Platze unter Zelten, in geräumigen Buden oder in nahen Häusern zum Verkaufe ausgeboten. Als Käufer finden sich nicht blos Deutsche, sondern auch Niederländer und Engländer ein. Dazu nun die zahlreichen Verkäufer, welche oft schon mehrere Tage früher mit ihren Fuhrwerken eintreffen. Überhaupt ist das Zusammenströmen der Fremden ungeheuer, denn ausser den Gutsbesitzern, welche oft von Weib und Kind begleitet sind, erscheinen Schäfer, Schafknechte, Tuchmacher und Spekulanten, welche die Wolle im Kleinen aufkaufen und im

Grossen wieder verkaufen. Daran schliessen sich nun noch eine Menge Leute, welche mit den Fremden andere Geschäfte abzumachen haben, oder auch Schaulustige, denn es fehlt natürlich nicht an Anstalten zum Vergnügen. Alle Wirthshäuser sind überfüllt und viele Privatwohnungen zu hohen Preisen vermiethet. Minder bedeutend ist der Herbstwollmarkt, doch werden auch dann Hunderttausende von Thalern umgesetzt.

70. Rübezahl. (Eine Volksſage).

Das Rieſengebirge, welches Schleſien von Böhmen ſcheidet, war ehemals der Aufenthalt eines mächtigen Berggeiſtes, Rübezahl genannt. Auf der Oberfläche des Gebirges hatte ſein Gebiet nur wenige Meilen im Umfange, aber im Innern erſtreckte es ſich unermeßlich tief und weit. Hier in den unterirdiſchen Räumen hauſete er gewöhnlich, und nur zuweilen, nach Jahrhunderten nur einmal, erhob er ſich aus den Tiefen der Erde, um eine Zeit lang über derſelben ſein Weſen zu treiben. Ehe dieſe Gegend von Menſchen bewohnt war, machte er ſich bei ſeinen Luſtreiſen auf der Oberwelt allerlei Spaß mit wilden Thieren. Er hetzte ſie zuſammen und ließ ſie mit einander kämpfen, oder ſchreckte ſie auch ſelbſt aus ihren Lagern plötzlich auf, und trieb ſie, gleich einem Sturmwinde, vor ſich hin, wie große Herren die Hetzjagd zu treiben pflegen.

Als er aber nach langer, langer Zeit wieder einmal aus ſeinem Unterreiche an das Tageslicht hervorkam, um ſich auf die gewohnte Weiſe zu vergnügen, ſah er mit Erſtaunen Alles ſo ſehr verändert, daß er ſein Gebiet faſt nicht mehr kannte. Die finſtern Wälder waren ausgehauen und in Ackerfeld verwandelt; auf den Wieſen weideten Schafe und Rinder unter dem Schutze ihrer Hirten und ihrer wachſamen Hunde; hie und da lagen Dörfer und einzele Hütten zerſtreut, deren Bewohner zur Beſorgung ihrer Geſchäfte aus- und eingingen, vor den Thüren ſpielten muntere Kinder und erfüllten die Luft mit fröhlichem Geſchrei. Rübezahl wunderte ſich bei dem Anblick dieſer neuen Dinge nicht wenig; am meiſten erregten aber die Menſchengeſtalten, die er ſonſt noch nie geſehen hatte, ſeine Aufmerkſamkeit. Er beſchloß, dieſe Art von Geſchöpfen näher kennen zu lernen, in dieſer Abſicht ihre Geſtalt anzunehmen, und ſich einige Zeit unter ihnen aufzuhalten.

Zuerſt trat er als Knecht in die Dienſte eines Landwirths und verrichtete ſeine Arbeit auf's beſte. Alles, was er unternahm, gelang ihm, und er ſchaffte ſeinem Herrn großen Nutzen, ſo daß dieſer durch ihn hätte reich werden können. Allein der Herr war ein lüderlicher Verſchwender, der Alles wieder durchbrachte, was ſein treuer Knecht erwarb und ihm für ſeine Dienſte nicht einmal dankte. Hierüber ward Rübezahl ärgerlich, und ging zu einem Andern, bei dem er ſich als Schafhirt vermiethete. Die Heerde gedieh gleichfalls unter ſeiner Aufſicht und mehrte ſich. Kein Schaf erkrankte, keins wurde von Wölfen zerriſſen, ſo lange Rübezahl ſie hütete. Aber ſein Herr war ein Geizhals, der ihm nicht ſatt zu eſſen gab und ihm ſeinen Lohn verkürzte, ſo oft er nur konnte. Darum ſchied Rübezahl auch von

Dieſem und begab ſich zu einem Amtmanne, bei dem er die Stelle eines Gerichtsdieners übernahm. Er verſah dieſen Dienſt mit allem Eifer, und reinigte in kurzer Zeit ſeinen Amtsbezirk von Dieben und Straßenräubern. Als er aber fand, daß der Amtmann ein ungerechter Richter war und mit Geſchenken ſich beſtechen ließ, wollte er nicht länger das Werkzeug der Ungerechtigkeit und lief davon.

Nun hatte er keine Luſt mehr, noch weitere Proben zu machen; denn da er von ungefähr an lauter ſchlechte Menſchen gerathen war, ſo faßte er von dem ganzen Menſchengeſchlechte eine ungünſtige Meinung, und nahm ſich vor, dieſe Brut, wie er ſie im Unwillen nannte, überall, ſoweit ſein Gebiet ging, zu necken und zu plagen. Doch änderte er noch einmal ſeinen Entſchluß, als er ein ſchönes, unſchuldiges, junges Mädchen ſah, welches ihm ſo ſehr gefiel, daß er es in ſeine Gewalt zu bekommen ſuchte. Dies gelang ihm zwar, allein zuletzt überliſtete ſie ihn doch und entfloh. Und weil ſie Dies ausführte, während er auf ihr Verlangen die Rüben auf einem Acker zählte, ſo erhielt den Spottnamen Rübezahl. Nun verſchloß er ſich wieder Jahrhunderte lang unter die Erde, bis ihn die Langweile doch wieder hervortrieb. Aber er bewohnt ſeinen unſichtbaren Palaſt nicht mehr als Freund der Menſchen, ſondern wenn er erſcheint, ſo geſchieht es meiſtens, um die Menſchen zu necken, zu erſchrecken und zu quälen. Selten iſt er ſo guter Laune, daß er Einem eine Wohlthat erweiſ't. Doch weiß er immer noch die Ehrlichkeit zu ſchätzen, wie folgende Geſchichte beweiſ't.

Einen Bauer, Namens Veit, hatten böſe Nachbarn durch ungerechte Streitigkeiten um Hab' und Gut gebracht. Sein Vieh war verkauft, ſein Gütchen verſchuldet, und er beſaß Nichts mehr, als ein Paar geſunde Arme, die aber nicht hinreichten, ihn, ſeine Frau und ſeine Kinder zu ernähren und ſeine Schulden zu bezahlen. Traurig ſaß er da in einem Winkel des Stübchens, ihm gegenüber ſeine Frau mit dem kleinſten Kinde an der Bruſt; die Übrigen ſtanden umher, und nagten blaß und abgezehrt an harten Brodrinden. Nach längerem Schweigen ſagte die Frau: „Lieber Mann, du weißt, ich habe noch einige reiche Vettern im Gebirge. Gehe hin und ſtelle ihnen unſere Noth vor, und bitte ſie, daß ſie uns hundert Thaler auf Zinſen leihen, damit wir uns wieder Vieh anſchaffen, und unſere Nahrung wie zuvor treiben können. Gewiß, ſie werden es thun, wenn ſie hören, daß wir ohne unſere Schuld ſo arm geworden ſind.“

Dem Mann gefiel dieſer Vorſchlag. Er machte ſich ſogleich auf, und wanderte in das Gebirg zu den reichen Vettern. Als aber dieſe ſein Anliegen hörten, begegneten ſie ihm hart, kränkten ihn mit bittern Vorwürfen, und wieſen ihn vor der Thüre ab, ohne ihm nur einen Biſſen Brod zu bieten.

Voller Verzweiflung trat Veit ſeinen Rückweg an. „Ach, ſagte er, Was wird meine arme Frau ſagen, wenn ich mit leeren Händen zurückkomme! Ich ertrage den Jammer nicht.“ Er warf ſich unter einen Baum und ſann nach, ob er nicht irgend ein Rettungsmittel ausfindig machen könnte. Da fiel ihm plötzlich der Gedanke ein: „Ich will Rübezahl anſprechen. Er iſt zwar ein böſer Schalk, der nicht viel mit ſich ſcherzen läßt; aber er thut doch manchmal auch

Gutes. Wenn es recht ſchlimm geht, ſo kann er mir doch nur das Leben nehmen, und deſſen bin ich ohnehin überdrüſſig.“

Gedacht, gethan! Veit ſprang auf und rief mit lauter Stimme: „Rübezahl, Rübezahl!“ Gleich ſtand der Geiſt in Geſtalt eines Köhlers mit rußigem Geſicht und einem langen fuchsrothen Barte vor ihm. In der Hand hielt er eine große Stange, die er mit drohender Geberde gegen Veit aufhob, wobei er ſagte: „Verwegener! Was erfrechſt du dich, mich bei meinem Spottnamen zu rufen? Weißt du nicht, daß Niemand ungeſtraft Dies thut?“ — „Verzeihet, Herr Geiſt, ich wußte wohl, daß Ihr es nicht gern hört, wenn man Euch ſo nennt; aber ich kannte Euren rechten Namen nicht, und mich trieb die Noth, Euch zu rufen. Ich bitte, ſeid ſo gut, und leiht mir hundert Thaler auf Zinſen. Nach drei Jahren zahl' ich Euch Alles zurück, ſo wahr ich ehrlich bin!“ — „Narr, bildeſt du dir ein, daß ich Geld auf Zinſen verleihe? Geh' zu den Menſchen, deinen Brüdern.“ „Ach, ſprach Veit, die ſind nicht brüderlich geſinnt.“ Nun erzählte Veit umſtändlich die Geſchichte ſeiner Verarmung und die ſchlechte Aufnahme, die er bei ſeinen reichen Vettern erfahren hatte.

Dies machte Rübezahls Mitleid rege; auch ſchien ihm der Einfall, von einem Geiſte Geld leihen zu wollen, ſo ſonderbar, daß er ſich vornahm, den Wunſch des armen Bauers zu erfüllen. „Komm ſagte er, und folge mir!“ Sie gingen ſeitwärts, tief in den Wald hinein, und kamen in ein abgelegenes Thal, in deſſen Hintergrund ein hoher Fels hervorragte, der unterhalb mit dichtem Gebüſche bewachſen war. Als ſie ſich hier müheſam durchgedrängt hatten, kamen ſie an den Eingang einer finſtern Höhle, in welche Veit mit Herzklopfen trat. Um ihn her war Alles düſter und grauſig, und in der Ferne hörte er ein Brauſen, wie von wildem Waſſer. Am Ende des langen, ſchmalen Ganges eröffnete ſich ein geräumiger Platz, wie ein großer Saal, den ein hüpfendes blaues Flämmchen erhellte. Beim Schimmer dieſes Flämmchens erblickte Veit in der Mitte eine Braupfanne voll harter Thaler. Das Herz im Leibe lachte ihm, als er die blanken Thaler ſah.

Rübezahl ſagte: „Tritt hinzu, nimm Soviel du brauchſt, und gib mir dann eine Handſchrift darüber, wenn du anders ſchreiben kannſt!“ — Veit ſagte: „Ja, ich kann ſchreiben;“ und nun zählte er, ohne ſich weiter nöthigen zu laſſen, gerade hundert Thaler, auch nicht einen mehr in ſeinen Schooß und ſteckte ſie in die Taſche.

Unterdeſſen hatte Rübezahl Dinte, Feder und Papier herbeigeholt, und ſchien gar nicht darauf zu achten, wie viel Geld Veit nehme. Dieſer ſchrieb den Schuldbrief und überreichte ihn dem Geiſte, der ihn dann in einen eiſernen Kaſten ſchloß. Hierauf wurde Veit mit folgenden Worten entlaſſen: „Geh hin in Frieden; aber vergiß nicht, daß du mein Schuldner biſt! Merke dir den Eingang zu dieſem Felſen, und bringe mir nach drei Jahren das Geld nebſt Zinſen zurück! Ich bin ein ſtrenger Gläubiger; ſorge alſo, daß du Wort halten kannſt.“ Veit verſprach Das mit einem treuherzigen Handſchlage und ging.

Als er ins Freie kam, ſah er ſich auf allen Seiten um, damit er die Gegend wieder finden könnte, und dann eilte er fröhlich nach Hauſe. Vor der Thür ſchrien ihm ſchon die Kinder entgegen: „Vater,

bringſt du Brod? Uns hungert ſehr!“ Er nahm ſie freundlich bei der Hand und trat mit ihnen in die Stube. Da erwartete die Frau ihn mit banger Ungewißheit; bald aber merkte ſie an ſeinen Mienen, daß er ihr gute Nachricht zu geben hätte. Er grüßte ſie herzlich, und ſagte: „Deine Vettern ſind brave Leute; ſie haben mich gut aufgenommen, und mir den gewünſchten Vorſchuß gegeben. Geſchwind koche den Kinderchen Brei! Hier iſt ein Sack mit Grütze und Hirſe, den ich unterwegs gekauft habe.“ Die Frau that ſich nicht wenig zu Gute auf ihre reichen Verwandten und freuete ſich über ihren glücklichen Einfall, ſie um Hülfe anzuſprechen. Veit aber ſagte: „Der Vetter, welcher mir das Geld lieh, ermahnte uns zum Fleiße, daß wir ihm zur beſtimmten Zeit Geld und Zinſen bezahlen könnten. Wohlan, laßt uns thätig ſein und uns unſere Kräfte anſtrengen!“

Von Stunde an dachten ſie darauf, wie ſie das geborgte Geld am beſten anwenden könnten. Veit kaufte Vieh und ein Stück Acker. Dies bewirthſchafteten ſie im erſten Jahre ſo gut, daß ſie im folgenden noch ein anderes dazu kaufen konnten. Den Gewinn von beiden legten ſie im dritten Jahre auf's neue an, um ihr Gut zu vergrößern. Es war ein beſonderer Segen in Rübezahls Gelde; denn Alles, was Veit unternahm, gelang ihm. Am Ende des dritten Jahres, als der Tag der Zahlung kam, ſtand Veit des Morgens früh auf, weckte Weib und Kinder, ſagten ihnen, ſie ſollten ihre beſten Kleider anziehen, und zog auch ſelbſt ſeinen Sonntagsrock an. Dann ließ er ſeinen Hans anſpannen, nahm den ſchweren Geldbeutel, worin das Geld nebſt Zinſen ſchon abgezählt war, ſetzte ſich mit den Seinigen auf den Wagen und fuhr dem Gebirge zu. Als ſie an einen Hohlweg kamen, ließ Veit halten, ſtieg mit Frau und Kindern ab, und ſagte: „Hans, fahre du die Anhöhe hinan, und warte; wir wollen zu Fuß durch das angenehme Thal gehen und auf der andern Seite wieder zu dir kommen.“ Die Frau wunderte ſich, daß ſie einen Umweg machen ſollten; aber Veit ſagte ihr mit wenigen Worten: „Ich habe das Geld nicht von deinem Vetter. Dort am Ende des Thales wohnt der Vetter, es iſt Rübezahl.“ Bei dieſem Namen erſchracken Alle; denn ſie hatten viel Böſes von dem Geiſte gehört. Veit rühmte ihn, und ſuchte ſie zu beruhigen; aber vergebens. Sie ſtellten ſich um ihn her, wollten ihn zurückhalten und baten flehentlich, er möchte umkehren. Indeſſen riß er ſich mit Gewalt los und ging fort. Er fand den Felſen und das Gebüſch bald wieder, arbeitete ſich durch und ſuchte den Eingang zu der Höhle; dieſe war aber verſchwunden. Er klopfte, er klimperte mit dem Gelde, er rief den Geiſt; doch dieſer ließ ſich weder ſehen noch hören. Endlich ſah Veit ſich genöthigt zurückzukehren. Seine Frau und ſeine Kinder freuten ſich herzlich, als ſie ihn von fern erblickten; er aber war mißmuthig, daß er ſeinen Zweck nicht erreicht hatte, ſetzte ſich nieder, und dachte nach, Was nun zu thun ſei. Es fiel ihm ein, den Geiſt bei ſeinem Spottnamen zu rufen, wie das vorige Mal. Er that es. Alle fingen nun auf's neue an zu zittern und zu beben, und ein Kind rief ängſtlich: „Dort, dort hinter jenem Baume ſteht ein ſchwarzer Mann!“ Veit eilte hin, ſah aber Nichts. Kurz, alle Mühe, den Geiſt herbei zu rufen, war verloren, und ſie mußten ſämmtlich den Rückweg antreten. Indem ſie gingen,

erhob ſich ein ſanfter Wind, in den Wipfeln der Bäume, der die herbſtlichen Blätter herabſchüttelte und ſie vor ſich hin trieb. Die Kinder hatten ihr Spiel damit und haſchten darnach. Eins ward darunter ein Blatt Papier gewahr und lief hinterher; der Wind aber führte es immer weiter. Endlich warf der Knabe ſeinen Hut darauf, und ſo bekam er es. Freudig zeigte er ſeinen Fund dem Vater. Dieſer ſchlug das zuſammengelegte Blatt aus einander und erſtaunte nicht wenig, als er ſeinen Schuldbrief ſah. Das Blatt Papier war oben etwas eingeriſſen, und darunter ſtand geſchrieben: „Zu Dank bezahlt.“ Mit Entzücken rief Veit: „Freut euch! unſer Wohlthäter hat uns geſehen und gehört. Er weiß, daß ich ehrlich bin, und hat mir meine Schuld geſchenkt. Hier iſt der gelöſ'te Schuldſchein!“

Nun ſetzten ſie ihren Weg vergnügt fort und kamen zu ihrem Fuhrwerk. Als ſie in den Wagen ſtiegen, ſagte Veit zu ſeiner Frau: „Wie wär' es, wenn wir heute noch deine geizigen Vettern beſuchten, da wir ſchon auf der Hälfte des Weges ſind?“ Die Frau war damit zufrieden, und ſo fuhren ſie hin.

Veit ſtieg vor dem Hauſe ab, wo man ihn vor drei Jahren ſo hart abgewieſen hatte und klopfte an der Thür. Da kam ein ganz unbekannter Mann heraus, von dem ſie erfuhren, daß die reichen Vettern ausgewirthſchaftet, vor kurzem Haus und Hof verlaſſen hätten und in die weite Welt gegangen wären. Auf dieſe Nachricht fuhren ſie nach Hauſe zurück.

Veit nahm immer mehr an Wohlſtand zu, blieb aber auch redlich und arbeitſam und half Nothleidenden nach Vermögen; da er ſelbſt erfahren hatte, wie wohl es thut, Hülfe in der Noth zu finden.

71. Wahlſtatt und Katzbach.

Wahlſtatt, ein kleines Dorf, 1 Meile von der Stadt Liegnitz, verdankt ſeine Entſtehung der berühmten Tartaren- oder Mongolenſchlacht, welche den 9. April 1241 in der Gegend geliefert wurde, wo gegenwärtig dieſes Dorf ſteht. Die Mongolen nämlich, ein nomadiſches Volk, das ſeinen Wohnſitz in Mittelaſien hat, wo noch die Mongolei von ihnen den Namen führt, breiteten ihre Raubzüge im 13. Jahrhundert auch über Rußland und die angränzenden Länder aus, und ſo drang denn auch ein ſtarkes Heer derſelben nach Schleſien in die Gegend von Liegnitz vor. Der damalige Herzog von Liegnitz, Heinrich II., ſammelte ein Heer von 30000 Mann und zog den Mongolen entgegen. In der Gegend von Wahlſtatt begann die Schlacht. Heinrich hatte ſein Heer in 3 Treffen getheilt. Das erſte machte den Angriff, die Mongolen wichen, wandten ſich aber plötzlich, da das erſte Treffen ſie mit Unbeſonnenheit und in großer Unordnung verfolgte, und richteten mit einem großen Pfeilregen das ganze Treffen zu Grunde. Darauf rückte das zweite Treffen der Schleſier vor; lange blieb der Sieg zweifelhaft; allein ein unglückliches Mißverſtändniß verſchaffte den Mongolen den Sieg. Ein Anführer auf chriſtlicher Seite rief nämlich den Truppen auf Polniſch zu: zabiesze, zabiesze (ſchlagt todt, ſchlagt todt); dieſer Ausruf ward mit dem ähnlichen: biesze, biesze (flieht, flieht) verwechſelt, und ſo gerieth das ganze Heer in Furcht und Flucht. Selbſt

in das dritte Treffen drang der Schrecken ein; nur Heinrich mit ſeinen gepanzerten Rittern hielt Stand. Die Ritter machten ein entſetzliches Gemetzel unter den Mongolen, gegen deren Pfeile ſie geſichert waren, und brachten ſelbſt die Mongolen ſchon zum Weichen. Allein plötzlich wandte ſich das Glück, und die Chriſten wurden geſchlagen. Nur der tapfere Heinrich wehrte ſich noch mit 4 Rittern, da Alles von ihm floh. Mit Mühe beredeten dieſe Ritter den Herzog, auf ſeine Rettung bedacht zu ſein und ſich mit ihnen durch die Feinde durchzuſchlagen. Der Herzog verlor ſein Pferd, doch Johann, einer der Ritter, brachte ihm ein friſches. Endlich blieb Johann nur noch allein mit Heinrich; die drei andern waren getödet. Allein nun wurde auch der Herzog an der linken Hand verwundet, und als er zu einem neuen Hiebe ausholte, ſtach ihm ein Mongole mit der Lanze unter die Schulter, wo der Panzer durch die Armbewegung ſich öffnete. Er ward aus dem Sattel gehoben, und ſogleich fielen die Mongolen über ihn her und hieben ihm den Kopf ab, welchen ſie auf eine Stange ſteckten. So fiel der brave Herzog Heinrich, ein Fürſt, dem Volke und dem Lande bis in den Tod getreu. Nach dieſem Siege verließen jedoch die Mongolen Schleſien, vielleicht weil ſie durch die Schlacht zu ſehr geſchwächt waren. Die Mutter Heinrichs, die fromme Hedwig, eilte mit ihrer Schwiegertochter auf das Schlachtfeld, und der Leichnam des Herzogs, der nackt unter den Erſchlagenen lag, ward von ihr daran erkannt, daß er am linken Fuße 6 Zehen hatte. Auf dem Orte, wo der Leichnam gefunden wurde, ließ die heilige Hedwig eine Kapelle erbauen, wozu ſich nach und nach mehrere Häuſer fanden, und das jetzige Dorf Wahlſtatt entſtand, auch wurde ſpäter die Kapelle in eine Kirche umgeſchaffen.

Die Katzbach. In den neueſten Zeiten iſt in der Gegend dieſes Dorfes eine wichtige Schlacht vorgefallen. Nämlich 80000 Ruſſen und Preußen unter Blücher ſchlugen am 26. Auguſt 1813 75000 Franzoſen unter Macdonald. Man nennt dieſe Schlacht die Schlacht an der Katzbach, weil ſie vorzüglich an den Ufern dieſes Fluſſes geliefert wurde. Blücher hatte die Abſicht ſeinen Gegner Macdonald anzugreifen, als dieſer ihm zuvorkam und bei dem heftigſten Regen über die Katzbach ging und zwei Corps der Alliirten zurückdrängte. Sogleich erhielten dieſe Befehl Stand zu halten, und Blücher griff nun ſeiner Seits den Feind mit ſeiner ganzen Macht an. Nach heftigem Kampfe mit Bajonett und Flintenkolben, da des heftigen Regenwetters wegen kein Gewehr losging, ward das franzöſiſche Centrum durchbrochen und ihr rechter weit vorgedrungener Flügel nun von allen Seiten angegriffen. So war die Schlacht entſchieden, und jetzt wurden die Fliehenden gegen die durch den Regen ſehr angeſchwollenen Flüſſe Katzbach und wüthende Neiße geworfen, wo ſehr Viele, die ſich nicht gefangen gaben, ertranken. Eine franzöſiſche Diviſion, gegen 8000 Mann ſtark, die den Verbündeten in den Rücken hatte kommen ſollen, war nun abgeſchnitten und wurde theils niedergemacht, theils gefangen genommen. Blücher griff das fliehende Heer, das ſich wieder feſtſetzen wollte, immer auf's neue an, bis die ausgetretenen Flüſſe der Verfolgung ein Ziel ſetzten. 103 Kanonen, 250 Munitionswagen, 13000 Gefangene ꝛc. waren die Frucht des Sieges, nach welchem, da das Dorf Wahlſtatt in der Nähe lag, Blücher den Ehrennamen Fürſt

Blücher von Wahlſtatt erhielt. Unweit des Dorfes iſt auch ein Denkmal dieſer glorreichen Schlacht errichtet, welches aus einem 22 Fuß hohen Obelisken von Gußeiſen mit dem eiſernen Kreuze auf der Spitze beſteht. Das vormalige Kloſter zu Wahlſtatt, ein geſchmackvolles Gebäude mit 2 Thürmen, hat der König nebſt dem dazu gehörenden großen Garten erkauft und zu einer neuen Kadetten-Anſtalt beſtimmt.

72. Pommern.

Der ebene, niedrig gelegene Landstrich an der Küste der Ostsee und zu beiden Seiten der ihrem Ausfluss nahen Oder heisst Pommern, vordem ein eignes Herzogthum mit grösstentheils slavischen Bewohnern, jetzt eine preussische Provinz, deren Hauptstadt Stettin ist. Fruchtbar ist das Land eben so wenig als Brandenburg, doch nährt es seine Bewohner, und liefert auch Fische, Holz und Anderes zur Ausfuhr. Am berühmtesten sind die pommerischen Gänse, von welchen die Federn wie die geräucherten Brüste in den Handel kommen. Zu dem ehemals von den Schweden besessenen Theile von Pommern gehört die grösseste der deutschen Inseln, Rügen, welche durch eine schmale Meerenge von dem festen Lande geschieden ist. Sie zeichnet sich trotz ihrer nördlichen Lage durch Fruchtbarkeit und Naturschönheiten aus. Denn sie ist von Hügeln durchzogen, welche sich zum Theil als schroffe Felsen über das Meer erheben und die herrlichsten Aussichten gewähren. Von der nördlichsten Spitze sieht man bis zu den Inseln Dänemarks hinaus über die spiegelnde Ostsee. Desshalb wird sie von vielen Fremden besucht, welche zum Theil auch das schön eingerichtete Seebad benutzen wollen.

Nicht die grösseste, wohl aber die berühmteste Stadt ist die Festung Colberg. Sie hat sich mehrmals so vortrefflich gegen die Feinde vertheidigt, dass sie weit Mehr geleistet hat als grössere und stärkere Festungen. Viel hat dazu einer ihrer Bürger beigetragen, Joachim Nettelbeck, dessen Lebensbeschreibung, von ihm selbst verfasst, höchst interessant zu lesen ist. Nachfolgendes ist eine Probe davon.

73. Die Theurung.

Ich mochte wohl ein Bürſchchen von 5 oder 6 Jahren ſein und noch in meinen erſten Höschen ſtecken, ſo erzählte der alte Nettelbeck aus Colberg ſeinen Enkeln, als es hier bei uns und im Lande weit umher eine ſo ſchreckliche knappe und theuere Zeit gab, daß viele Menſchen vor Hunger ſtarben. Denn der Scheffel Roggen d. h. etwa 65 Pfund galt den damals beinahe für unerſchwinglich gehaltenen Preis von 1 Thaler 8 Groſchen. Es kamen vom Lande viele armen Leute nach Colberg, die ihre kleinen, hungrigen Würmer auf Schiebkarren mit ſich brachten, um Korn von hier zu holen, weil man Getraide-Schiffe in unſerem Haſen erwartete, die der grauſamen Noth ſteuern ſollten. Alle Straßen lagen voll von dieſen unglücklichen, ausgehungerten Menſchen. Meine Großmutter, bei der ich, wie ſchon geſagt,

erzogen ward, ließ täglich mehrere Körbe voll Grünkohl in unſerem Garten pflücken, kochte einen Keſſel voll nach dem andern für unſere verſchmachtenden Gäſte, und mir ward das gern übernommene Ehren-Ämtchen zu Theil, ihnen dieſe Speiſe in kleinen Schüſſelchen, nebſt einer Brodſchnitte zuzutragen. Da riſſen mir denn Alte und Junge meinen Napf begierig aus der Hand oder ſich auch wohl unter einander ſelbſt vor dem Munde weg. Ich kann nicht ausſprechen, welch einen ſchauderhaften Eindruck dieſe Scene auf meine kindiſche Seele machte!

Endlich langte ein Schiff mit Roggen auf der Rhede an, dem ſich tauſend ſehnſüchtige Augen und Herzen entgegen richteten. Aber, o Jammer! beim Einlaufen in den Hafen ſtieß es gegen eine Ecke des Hafendammes und nahm ſo beträchtlichen Schaden, daß es im Strome ſelbſt, nur wenige hundert Schritte weiter, in den Grund ſank. Sollte die koſtbare Ladung nicht ganz verloren ſein, ſo mußten ſchleunige Anſtalten getroffen werden, das verunglückte Fahrzeug wieder über Waſſer zu bringen. Dazu wurden denn zwei Schiffe benutzt, die eben auch im Hafen lagen, und wovon das eine von meines Vaters Bruder geführt wurde. So war ich denn auch bei dieſem Emporwinden, an welchem ich eine kindiſche Freude hatte, beſtändig zugegen, ward mitunter auch wohl als unnütz und hinderlich über Seite geſchoben, und habe darüber all dieſe einzelen Umſtände nur um ſo beſſer im Gedächtniß behalten.

Ging nun gleich das wieder-flott-Machen des Schiffes glücklich von Statten, ſo war doch das Korn durchnäßt, zum Vermahlen untüchtig und die Hoffnung all der darauf vertröſteten Menſchen vereitelt. Die Colberger Bürger kauften den beſchädigten Roggen um ein Viertel des geltenden Marktpreiſes, und da mein Vater damals königlicher Kornmeſſer im Orte war, ſo ging auf dieſe Weiſe die ganze geborgene Ladung durch ſeine Hände. Jeder ſuchte mit ſeinem Kauf ſo gut als möglich zurecht zu kommen und ihn auf's ſchnellſte zu trocknen. Alle Straßen waren auf dieſe Weiſe mit Jacken und Schürzen überdeckt, auf welchen das Getraide der Luft und der Sonne ausgeſetzt wurde. Kurze Zeit darauf erſchien ein zweites großes Kornſchiff, und nun ward es endlich möglich, die Armuth allgemeiner zu befriedigen.

74. Der Brand in dem Thurme zu Colberg.

Am 28. April dieſes Jahres (1777) ſtand ich (Joachim Nettelbeck) hier in Colberg, etwa um die Mittagszeit, eines abzumachenden Geſchäftes wegen bei meinem Advokaten am Fenſter, als mitten in unſerem Plaudern plötzlich ein ganz erſchrecklicher Donnerſchlag geſchah, ſo daß Jener vor Schrecken neben mir niederſtürzte und ohne Leben und Beſinnung ſchien. In der That glaubte ich auch Nichts gewiſſer, als daß er von dem Blitzſtrahle getroffen worden ſei, bis mein Rütteln und Schütteln ihn endlich wieder auf die Beine brachte. „Wo hat es eingeſchlagen?" fragte er, immer noch hoch beſtürzt. — „Ich hoffe nirgends," war meine Gegenrede, „oder mindeſtens doch nicht gezündet, da Regen, Schnee und Hagel die Luft erfüllen und alle Dächer triefen."

Allein in dem nämlichen Augenblicke ſtürzte auch der Kaufmann, welcher ſchräg gegenüber wohnte, aus ſeinem Hauſe hervor, ſchlug die Hände über'm Kopfe zuſammen, ſchrie aus Leibeskräften und richtete

dabei den Blick immer nach dem Kirchthurme empor, den er jenſeits wahrnehmen konnte. Ich ahnete Unheil, lief alſo ſtracks hinüber, mußte ihm aber lange einreden, bevor ichs von ihm herauskriegte: „Mein Gott! unſere arme Stadt! Sehn Sie denn nicht? Der Kirchthurm brennt ja lichterloh!“ — So war es denn auch wirklich. Die helle Flamme ſpritzte bei der Wetterſtange gleich einem feurigen Springbrunnen empor; aus den Schalllöchern ſprühten die Funken umher, wie Schneeflocken, und flogen bereits bis in die Domſtraße hinüber.

Ich, herzlich erſchrocken, rannte nach der Kirche und die Thurmtreppe hinan! Im Hinaufſteigen überdachte ich mir's, wie groß das Unglück werden könne und müſſe, da ſchwerlich Jemand ſich's unternehmen werde, bis in die höchſte Spitze hinanzuklimmen, wo er in den finſtern Winkeln nicht einmal ſo bekannt ſei, als ich, der ich ſie in meiner Jugend ſo vielfältig und oft mit Lebensgefahr durchkrochen hatte. „Alſo nur friſch drauf und dran!“ rief eine Stimme in mir — „du weißt hier ja Beſcheid!“

In der That wußt' ich auch, daß droben auf dem Glockenboden ſtets Waſſer und Feuereimer bereit ſtanden: aber an einer Handſpritze, die hier hauptſächlich Noth thun würde, konnt' es leichtlich fehlen. Dies erwägend, machte ich auf der Stelle rechtsum, drängte mich mit Mühe neben den vielen Menſchen vorüber, die alle noch oben hinauf wollten, flog gleich ins erſte nächſte Haus und rief um eine Spritze, die aber hier — die auch im zweiten Hauſe nicht zu finden war und meiner ſteigenden Ungeduld erſt im dritten gereicht wurde.

Jetzt wieder (die Angſt und der Eifer gaben mir Flügel) zum Thurme hinauf! In der ſogenannten Kunſtpfeifer-Stube, die dicht unter der Spitze iſt, fand ich bereits mehrere Maurer und Zimmerleute, mit ihren Meiſtern an der Spitze, die indeß Alle nicht recht zu wiſſen ſchienen, Was hier zu thun oder zu laſſen ſei. „Liebe Leute,“ ſprach ich, indem ich unter ſie trat — „hier iſt freilich Nichts zu beginnen. Wir müſſen höher hinauf nach oben. Folgt mir!“ — „Leicht geſagt, aber ſchwer gethan!“ antwortete mir der Zimmermeiſter. — „Wir haben es ſchon verſucht: aber es geht nicht. So bald wir die Fallthüre über uns heben, fällt ein dichter Regen von Flammen und glühenden Kohlen hernieder und ſetzt auch hier die Zimmerung in Brand.“

Das war freilich eine ſchlimme Nachricht! „Ei, es muß ſchon Etwas drum gewagt ſein!“ rief ich endlich. „Ich will hinan! Helft mir durch die Lucke. Ich will ſehen, Was ich thun kann!“ — Sie öffneten mir die Fallthüre; ich ſtieg hindurch, ließ mir einen Eimer voll Waſſer und die Handſpritze reichen und — „Nun die Lucke hinter mir zu, damit das Feuer keinen Zug bekommt!“ befahl ich; und indem ſie Das thaten, ſah ich zu, Was oben paſſirte. Eine Menge Feuerkohlen praſſelte nieder, ſo daß ich mir den Kopf mit dem Waſſer aus meinem Eimer anfeuchten mußte, um nicht aus meinen Haaren ein Feuerwerk zu machen. Um zugleich die Hände frei zu bekommen, ſchnitt ich ein Loch vorn in den Rock, durch welches ich die Spritze ſteckte; den Bügel des Eimers nahm ich in den Mund und zwiſchen die Zähne; und ſo ward dann die fernere Reiſe angetreten.

Die Thurmſpitze iſt inwendig mit unzähligen Holzriegeln durchverbunden, die mir zur Leiter dienen mußten. Allein wohin ich griff

um mir empor zu helfen, da fand ich Alles voll glühender Kohlen; nur hatt' ich nicht Zeit, an den Schmerz zu denken oder machte mich gegen ihn fühllos, indem ich Kopf und Hände zum öftern wieder anfeuchtete. Mit all Dem hatt' ich mich endlich ſo hoch verſtiegen, daß mir in der engen Verzimmerung kein Raum mehr blieb, mich noch weiter hindurch zu winden, und hier ſah ich denn den rechten Mittelpunkt des brennenden Feuers noch 8 oder 10 Fuß über mir ziſchen und ſprühen.

Jetzt klemmte ich den Waſſer=Eimer zwiſchen die Sparren feſt, zog meine Spritze daraus voll und richtete ſie getroſt gegen jenen Feuerkern, wo das Löſchen und Erſticken am nothwendigſten ſchien. Nur beging ich die Unvorſichtigkeit, dabei unverrückt in die Höhe zu ſchauen, weil ich auch die Wirkſamkeit meines Waſſerſtrahls beobachten wollte; darüber aber bekam ich die ganze Beſcheerung von Waſſer, Feuer und Kohlen ſo praſſelnd ins Angeſicht zurück, daß mir Hören und Sehen verging, bis ich, ſobald ich mich wieder ein wenig beſonnen hatte, das Ding geſchickter anfing und bei den zwei oder drei nächſten Handhabungen meiner Spritze die Augen fein abwärts kehrte. Auch hatt' ich die Freude, daß ſich bei jedem Zuge das Feuer merklich verminderte.

Nun aber war auch der Eimer geleert! Neue Verlegenheit! Denn das leuchtete mir allerdings wohl ein, daß wenn ich hinabſtiege, weder ich noch ein anderer Menſch hier je wieder nach oben gelangte. Ich ſchrie indeß aus Leibeskräften: „Waſſer! Waſſer her!“ — bis der vorbenannte Zimmermeiſter die Fallthüre aufhob und mir zurief: „Waſſer iſt hier; aber wie bekommſt du es nach oben hinauf?“ — „Nur bis über den Glockenſtuhl ſchafft mir's. Da will ich mir's ſelber langen,“ — war meine Antwort, und ſo geſchah es auch. Jene wagten ſich höher, und ich kletterte ihnen von Zeit zu Zeit entgegen, um die vollen Waſſer=Eimer in Empfang zu nehmen, von denen ich dann auch ſo fleißigen Gebrauch machte, indem ich in den Brand tapfer kanonirte, daß ich endlich das Glück hatte, ihn zu überwältigen und völlig zu löſchen. Wo es aber noch irgend zu glimmen ſchien, da kratzte ich mit meinen Händen die Kohlen herunter, ſo weit ich irgend reichen konnte.

Jetzt erſt, da es hier Nichts mehr für mich zu thun gab, gewann ich Zeit, an mich ſelbſt zu denken. Ich ſpürte, wie mir mit jeder Minute übler und immer übler zu Muthe ward; denn das zurückſpritzende Waſſer hatte mich bis auf die Haut durchnäßt, und zugleich war eine Hitze im Thurme, die je länger, je unausſtehlicher wurde. Zwar eilte ich nun hinunter, aber indem ich gegen die Schalllöcher kam, gab es einen ſo ſchneidenden Luftzug, daß mir plötzlich die Sinne vergingen. Auch weiß ich nicht, ob ich auf meinen eigenen Füßen Gottes Erdboden erreicht, oder ob mich die Leute hinabgetragen haben.

Als ich mich wieder beſann, lag ich auf dem Kirchhofe, und mir zur Seite ſtanden 2 Chirurgen, die mir an beiden Armen eine Ader geöffnet hatten. Außerdem gab es noch einen dichten Haufen von Menſchen um mich her, welche von Theilnahme oder Neugierde herbeigeführt ſein mochten. Mit meinem wiederkehrenden Bewußtſein begann ich nun aber erſt auch meine Schmerzen zu fühlen. Meine Hände waren überall verletzt, die Haare auf dem Kopfe zum Theil abge=

ſengt, der Kopf ſelbſt wund und voller Brandblaſen, wo denn auch in der Folge nie wieder Haare gewachſen ſind. Nicht minder ſind mir die beiden äußerſten Finger an der rechten Hand, die vom Feuer am meiſten gelitten hatten, bis auf die Stunde krumm geblieben; und ſo werde ich ſie auch wohl mit in mein Grab nehmen müſſen.

75. Die Provinzen Preussen und Posen.

Der östlichste Theil des Königreichs Preussen gehört nicht zum deutschen Bunde, obwohl in der Provinz Preussen die meisten und in Posen sehr viele Einwohner deutsch reden. Die übrigen sind Polen und Litthauer. Beide bleiben gern bei ihrer väterlichen Sprache und Sitte, sind aber an Bildung, Reinlichkeit und Fleiss hinter den Deutschen weit zurück. Das ganze Land, welches von der Weichsel und dem grossen Nebenflusse der Oder, der Warthe, durchflossen ist und im Norden an die Ostsee stösst, ist flach, an vielen Stellen sandig oder morastig und zum Theil mit Landseen gleichsam besäet. Ein Hügel ist eine Seltenheit und wird von den Eingebornen als ein Berg betrachtet und gewährt auch wirklich meistens eine weite Aussicht. Die Bevölkerung ist nicht sonderlich stark, und es gibt fast allenthalben noch unangebaute oder schlecht benutzte Ländereien. Nur an den grossen Flüssen und an der Seeküste haben sich mehr Menschen angesiedelt und grössere Städte gegründet. Doch werden die fruchtbaren Niederungen an der Weichsel und an den Flüssen, welche von der russischen Gränze herkommen, oft von Überschwemmungen heimgesucht und trotz ihrer Fruchtbarkeit dann in bittere Noth versetzt. Gleichwohl wird immer noch Getraide genug, besonders von Danzig aus, in das Ausland verschifft. An der Küste, welche eine Anzahl Haffe (Strandseen) und schmale Landzungen (Nehrungen) bildet, wird nicht blos ergiebiger Fischfang, sondern auch Bernsteinfischerei getrieben. Denn der Bernstein, welcher eigentlich das Harz eines in der Urzeit gewachsenen, später versunkenen Baumes ist, findet sich zwar auch in dem trocknen Boden der Küste, ist aber dort beschwerlich auszugraben, und wird desshalb meistens an den Orten gesammelt, wo ihn das Meer anschwemmt. Es sind von der Regierung besondere Leute zu diesem Geschäfte angestellt, welche die Stückchen nicht blos aufsuchen, sondern auch sortiren. Die reinsten und grössesten werden zu allerlei Drechslerwaaren und Schmucksachen verarbeitet, die geringeren dienen zu Firniss und Räucherwerk.

Von den Städten zeichnet sich Königsberg nicht nur durch starke Bevölkerung (75 000 Einwohner) aus, sondern gilt auch als die zweite Residenz des Königs von Preussen, dessen Vorfahren hier anfangs als Hochmeister des deutschen Ordens, hernach als Herzoge von Preussen ihren Sitz hatten. An der Universität zu Königsberg haben sehr berühmte Gelehrte gelehrt, und der König ist selbst ihr Rektor (Vorsteher). Jetzt wird die Stadt, welche bisher nur Handelsstadt war, auch zu einer starken Festung umgeschaffen. In beiden Beziehungen streitet aber Danzig

mit ihr um den Vorrang. Seine Lage an der Mündung der Weichsel hat ihm seit alten Zeiten grosse Wichtigkeit verschafft, und ist es gleich von seiner vormaligen Blüthe herabgekommen, so ist sein Handel mit Holz, Getraide, Talg und anderen Landesprodukten doch immer noch sehr bedeutend. Als Festung hat es schon die härtesten Belagerungen ausgehalten, wobei freilich seine Bürger Noth leiden mussten.

76. Hessen.

Mitten in Deutschland um die Ufer der Fulda, Eder und Lahn wohnten die alten Katten, welche durch Bonifacius zum Christenthume bekehrt wurden. Ihre Nachkommen wurden Hessen genannt und waren lange Zeit mit den Thüringern zu einer Landgrafschaft verbunden. Seit der Mitte des 13. Jahrhunderts kam jedoch Hessen unter eigene Landgrafen und erweiterte sich allmählich bis an und über den Rhein. Unter Philipp dem Grossmüthigen wurde das Land getheilt und besteht jetzt aus drei Staaten: dem Kurfürstenthume, dem Grossherzogthume und der Landgrafschaft Hessen, welche sich wechselseitig begränzen und durchschneiden.

Das Kurfürstenthum Hessen reicht am weitesten nach Norden und enthält den grössesten Theil der alten Kattenländer. Seine Hauptstadt Kassel war schon in alten Zeiten der Sitz der Landgrafen. Auch hat das Land die grösseste Ausdehnung, aber keineswegs die stärkste Bevölkerung (730000). Denn nur ein kleiner Theil Kurhessens ist so eben und so fruchtbar wie das Mainthal bei Hanau oder das Fuldathal bei Kassel. Grosse Strecken sind waldig und zum einträglichen Ackerbau nicht geeignet. Doch sind die Bewohner arbeitsame und kräftige Leute. Viele wandern sogar während der Ernte in fruchtbarere Gegenden, um dort als Taglöhner zu helfen, so besonders die Bewohner der Provinz Fulda. Man kann von dem kurhessischen Landvolke rühmen, dass es noch Viel von seinen ererbten Sitten und Trachten beibehalten und sich weniger nach der Mode bequemt hat, als in anderen Gegenden Deutschlands. In den Städten ist freilich die Sitte und Mode wie überall, zumal in denjenigen, wo lebhafter Handel getrieben wird und viele Fremden sich aufhalten. Die Lage der Hauptstadt Kassel an der schiffbaren Fulda, nicht weit von ihrem Zusammenfluss mit der Werra, macht es jetzt schon zu einem wichtigen Verkehrsplatze. Werden erst die Eisenbahnen nach Frankfurt am Main, so wie nach Leipzig vollendet sein, so wird Kassel ein wichtiger Mittelpunkt zwischen dem nördlichen und südlichen, dem östlichen und westlichen Deutschland werden. Dann wird die jetzige Bevölkerung desselben von 34000 Seelen gewiss noch höher steigen. Auch werden sich dann immer mehr Fremde dort einfinden, um die schönen Anlagen zu Wilhelmshöhe nahe vor der Stadt, die dortigen Wasserkünste, die riesige Bildsäule des Herkules (den sogenannten grossen Christoffel) zu beschauen.

Das Grossherzogthum Hessen ist bevölkerter (860000), besonders in den fruchtbaren Gegenden am Rhein und in der Wet-

terau. Viele Dörfer haben da ein städtisches Aussehen, zumal wo der Wein-, Obst- oder Tabaksbau oder überhaupt die höher gestiegene Kultur des Bodens mehr Geld in Umlauf bringt. Selbst die minder ergiebigen Gegenden dieses Landes, im Odenwalde, Vogelsberge oder in dem nach Westphalen reichenden Hinterlande zeichnen sich durch vortreffliche Kunststrassen aus, wodurch der Verkehr befördert und die Einwohner betriebsamer werden. Die Hauptstadt des Grossherzogthums, Darmstadt, ist eine der am raschesten emporgekommenen Städte Deutschlands. Vor 50 Jahren noch ein kleines Landstädtchen, das sich blos durch ein weitläufiges Residenzschloss und ein merkwürdig gebautes Exerzierhaus auszeichnete, ist jetzt eine Stadt von fast 30000 Einwohnern mit allen grossstädtischen Einrichtungen daraus geworden. Überdies hat ihre Lage am Rande des Odenwaldes und der Bergstrasse in der Nachbarschaft herrlicher Waldungen die Anlage vortrefflicher Spaziergänge mit Aussichten in die Rheinebene möglich gemacht. Durch die grosse Eisenbahn durch Baden längs des Rheines bis nach Frankfurt und von da nach Kassel, so wie durch die Nähe des Rheins, Mains und Neckars ist Darmstadt mit den bedeutendsten Orten Deutschlands in Verbindung gebracht. Grösser als Darmstadt und für den Handel weit wichtiger ist die alte, am Einfluss des Mains in den Rhein gelegene Stadt Mainz, die Hauptstadt der Provinz Rheinhessen. Sie liegt selbst in schöner Gegend, ist aber zugleich der Mittelpunkt für die Dampfschifffahrt auf dem Ober- und Niederrhein, so die auf dem Main, welche von den Reisenden vielfältig benutzt wird, um die schönen Aussichten an beiden Flüssen zu geniessen. Auch liegt Mainz mitten in dem Bezirke, wo die Rheinweine wachsen, auf der einen Seite das Rheingau, auf der anderen die Pfalz. Natürlich also, dass von hier aus viele Versendungen von Wein gemacht werden. Auf einem freien Platze der Stadt steht das Standbild des Johann Gutenberg, eines gebornen Mainzers, welcher vor 400 Jahren die Buchdruckerkunst erfand. Mit Recht hat man sein Andenken geehrt, denn ohne seine Erfindung würden wir noch in der Barbarei leben, wie alle Völker, welche keine oder wenige Bücher besitzen. Am wichtigsten ist jedoch die Stadt Mainz als Bundesfestung. Um nämlich im Falle eines Krieges mit Frankreich die Franzosen am Rhein aufzuhalten und das Innere von Deutschland zu schützen, hat der deutsche Bund die Festungen Luxemburg, Mainz und Landau für gemeinschaftlich erklärt, und Mainz ist nicht von hessischen, sondern von zahlreichen östreichischen und preussischen Truppen zu gleichen Theilen besetzt, und der Oberbefehlshaber (Gouverneur) wird von Östreich und Preussen abwechselnd ernannt. Man baut jetzt noch zwei andere Bundesfestungen: Rastadt in Baden und Ulm in Würtemberg, Mainz wird aber immer eine der stärksten und wichtigsten bleiben.

Die kleine Landgrafschaft Hessen-Homburg würde vielleicht kein selbständiger Staat mehr sein, wenn die

Prinzen der regierenden Familie sich bei der Befreiung Deutschlands von der Herrschaft der Franzosen nicht so ausgezeichnet hätten. Das Merkwürdigste in dem Lande ist das vortreffliche Mineralbad zu Homburg, wo sich zahlreiche Fremde sammeln, um durch den Gebrauch des Gesundbrunnens und den Aufenthalt in der schönen Umgebung am Fusse des Taunus ihre Gesundheit zu stärken. Schade, dass das schlimme Glücksspiel dort auch seinen Sitz aufgeschlagen hat!

77. Rodenſtein.

Die kegelförmigen Berge des Odenwaldes tragen zum Theile Ruinen alter Burgen auf ihren Häuptern. Manche derſelben dienen noch jetzt zur Verſchönerung der Umgegend; andere ſind ſo ſehr zerfallen, daß ſie aus der Ferne nicht mehr ſichtbar ſind. Allein die Volksſagen, welche ſich an dieſe Reſte einer längſt verſchwundenen Zeit knüpfen, machen ſie immer noch intereſſant für Einheimiſche und Fremde.

Zu den wichtigſten dieſer verfallenen Schlöſſer gehören Schnellerts und Rodenſtein, beide an dem Flüßchen Gerſprenz faſt 2 Stunden von einander gelegen. Dort hauſ'te als Spukgeiſt der Ritter von Rodenſtein. Bei herannahendem Kriege zieht derſelbe mit ſeinem wilden Heere von Burg Schnellerts aus durch das Thal hindurch, ohne ſich durch die im Wege liegenden Dörfer aufhalten zu laſſen und kehrt in Rodenſtein ein. Die erſchreckten Bewohner erkennen dieſen Heereszug bei einbrechender Nacht an dem Pferdegetrappel, dem Raſſeln der Wägen, Klirren der Waffen, dem Schnauben und Wiehern der Roſſe, dem Klange von Hörnern, dem Bellen der Hunde und an dem ſchrecklichen Rufe Huhu. Die ganze Luft iſt mit Getümmel erfüllt und ein Brauſen, wie das des Sturmes erfüllt das ganze Thal. Und zwar hält der Zug nicht die Straße oder das Bett des Flüßchens ein, ſondern geht immer gerade durch die Scheuer eines Bauers. An der Schmiede eines andern Dorfes wird gehalten und die Pferde beſchlagen. Endlich iſt es vorüber, ohne daß Jemanden Leid zugefügt worden wäre. Auch hat man nun im Thale Ruhe, bis der ausgebrochene Krieg zu Ende geht. Dann kündigt Rodenſtein durch ſeinen Rückzug nach Schnellerts den baldigen Frieden an, ganz mit demſelben grauſigen Spuk wie früher den Krieg.

Was die Urſache dieſer Züge des verwünſchten Ritters geweſen iſt, darüber iſt die Sage nicht ganz im Reinen. Die Einen erzählen: ein wilder, wüſter Ritter aus dem Stamme der Rodenſteiner habe einen Gegner überfallen wollen und ſich durch die inſtändigen Bitten ſeiner Gemahlin nicht bewegen laſſen, den gefährlichen und ungerechten Zug zu unterlaſſen, vielmehr im Zorn ſein unglückliches Weib an die Wand geſtoßen und zugleich mit ihr ſein zartes Kind getödet. Die Strafe habe nicht lange auf ſich warten laſſen, denn nicht nur ſei der Überfall mißglückt und er zum Tode verwundet nach Schnellerts gebracht worden, ſondern ſein Geiſt finde nun auch auf Erden keine Ruhe, ſei vielmehr verdammt bis ans Ende der Welt, den Jammer des Krieges zu verkündigen.

Nach einer anderen Erzählung ſoll jedoch der Rodenſteiner ein edlerer Menſch geweſen ſein und ſeine Züge ſollen freiwillig unternommen werden. Er war, ſo erzählt die Sage, einer der vorzüglichſten Helden im Türkenkriege, und der Kaiſer verdankte ihm hauptſächlich die Rettung ſeiner Hauptſtadt Wien. Zum Danke dafür löſ'te der Kaiſer des Rodenſteiners verpfändete Burgen ein und belehnte ihn auf's neue damit. Dies feſſelte den treuen Ritter ſo ſehr an ſeinen Herrn, daß er auch nach ſeinem Tode ihm immer noch die Kriegsgefahren anzeigt. Daher kommt es vielleicht, daß ſeit das deutſche Reich aufgehört hat, Kaiſer zu haben, man auch Nichts mehr von den Zügen des Rodenſteiners hört.

Wer aber Öfen und anderes Hausgeräthe aus der alten Burg Rodenſtein ſehen will, der kann es in dem Ritterſaale zu Erbach, wo man neben den Rüſtungen der alten Ritter auch ſonſtige Merkwürdigkeiten aus dem Mittelalter aufgeſtellt hat.

78. Das Kloſter Lorſch.

Eine der älteſten und berühmteſten Abteien in Deutſchland war die zu Lorſch, zwiſchen dem Rhein und der Bergſtraße. Zwar iſt ſie nicht von dem Apoſtel der Deutſchen gegründet worden, wie die zu Fulda, aber doch nicht lange nach ihm, und ſein Schüler, der Erzbiſchof zu Mainz, hat ſie eingeweiht in Gegenwart des großen Kaiſers Karl und ſeiner Gemahlin, der heiligen Hildegard und deren drei Söhne. Doch reicht die erſte Gründung des Kloſters noch etwas weiter hinauf bis zu König Pipin, Karls des Großen Vater. Dieſes Kloſter wurde bald ſo reich, daß man es einem Fürſtenthume vergleichen konnte; denn nicht nur der Kaiſer hatte es mit großen Beſitzungen begabt, ſondern alle wohlhabenden Leute in der Umgegend beeiferten ſich, ſeinem Beiſpiele zu folgen. Denn das Kloſter beſaß den Leichnam eines berühmten Heiligen als Reliquie, und Viele wallfahrteten dahin, um wunderbare Heilung oder Troſt zu erlangen. Auch beſtanden die Mönche des Kloſters anfänglich aus ſehr frommen und gelehrten Männern, welche eine Bibliothek von ſeltener Größe ſammelten, viele beſchäftigten ſich ſelbſt mit Abſchreiben der Bücher; denn gedruckte gab es damals noch nicht. Einige Mönche haben ſelbſt Chroniken verfaßt, woraus wir die Geſchichte jener alten Zeit kennen lernen.

Allein nach einigen Jahrhunderten kamen die guten Sitten des Kloſters in Verfall, und ſeine Macht und ſein Reichthum nahmen ab. Freilich kamen auch Unglücksfälle dazu, wozu die Mönche Nichts konnten. So brannte zur Zeit der Kreuzzüge die prachtvolle, mit den reichſten Verzierungen angefüllte Kirche nieder, und zwar durch ein unvorſichtiges Spiel. An dem Tage des heiligen Benedict, zu deſſen Anhängern die Mönche gehörten, wurde ein Feſt begangen, wozu ſich außer den Dienern des Kloſters auch das benachbarte Volk eingefunden hatte. Da wurde neben Eſſen und Trinken auf dem Hofe auch allerlei Kurzweil getrieben. Unter andern verfiel man auf ein Spiel, welches auch jetzt noch in manchen Gegenden üblich iſt, auf das Scheiben-Werfen. Man nahm nämlich hölzerne Scheiben, welche in der Mitte ein Loch hatten. Dieſe hielt man mit dem Rande ſo lange

an ein Feuer, bis derſelbe zu brennen anfing. Nun ſteckte man einen Stab in das Loch und ſchleuderte damit die Scheibe in die Luft. Indem ſie ſich nun im Kreiſe drehte, beſchrieb der brennende Rand feurige Kreiſe, Was ſich um ſo ſchöner ausnahm, je höher der Wurf und je dunkler der Abend war. Unglücklicher Weiſe für das Kloſter Lorſch flog aber eine ſolche brennende Scheibe auf das Kirchendach, welches aus Schindeln beſtand und von dem Märzwinde ohnedies ausgetrocknet war. In einem Nu ſchlug die Flamme empor, und ehe die beſtürzten Kloſterleute Anſtalten treffen konnten, waren die Glockenſeile ſchon verbrannt, ſo daß man nicht einmal Sturm läuten konnte. Und weil nun auch das auf dem Dach befindliche Blei von der Gluth ſchmolz und in die Kirche niederfloß, ſo vermochte man nicht einmal die Koſtbarkeiten von den Altären und Wänden zu retten. Alles wurde unter einen Schutthaufen begraben. Da trat große Trauer und Niedergeſchlagenheit an die Stelle der vorherigen Freude. Am meiſten ſchmerzte jedoch den Abt, daß auch die heiligen Reliquien verloren ſchienen. Als man aber bei dem Wegräumen des Schuttes den Leichnam des Heiligen unverſehrt fand, faßte man wieder Muth. Jedermann gab, Was er an Koſtbarkeiten beſaß, zum Wiederaufbau der Kirche. Nach wenigen Jahren war ſie hergeſtellt. Doch beſaß ſie nicht mehr die frühere Pracht, und das ganze Kloſter erhob ſich nicht mehr zu dem früheren Anſehen.

79. Der Frankenſtein.

Eine der ſchönſten Schloßruinen des Odenwaldes iſt der Frankenſtein gerade an der nördlichen Ecke der Bergſtraße, nicht weit von dem durch das Felſenmeer und die Rieſenſäule bekannten Felsberg, und mit einer Ausſicht über die Rheinebene, welche der von dem höheren Melibokus nicht Viel nachſteht. Die Ruine iſt ſoweit hergeſtellt, daß man dieſelbe leicht beſteigen kann, und in der daran gebauten Förſterswohnung findet der Wanderer Erfriſchung. Das Merkwürdigſte aber bleiben doch die Erinnerungen aus der Vergangenheit dieſer Burg.

In dem benachbarten Dorfe findet ſich der Grabſtein des Ritters Georg von Frankenſtein, worauf derſelbe in voller Rüſtung und auf einem Drachen ſtehend, abgebildet iſt. Die Sage erzählt, dieſer Drache habe in der Nähe gehauſ't und Vieh und Menſchen geraubt. Alle Verſuche, das Land von dieſer Plage zu befreien, ſeien vergeblich geweſen und hätten nur neue Menſchenleben gekoſtet. Da habe ſich der Ritter von Frankenſtein des Volkes erbarmt und im Vertrauen auf Gott den Kampf unternommen. Wirklich ſei es ihm gelungen, das Ungeheuer tödlich zu verwunden und es mit ſeinem Fuße niederzutreten. Der gräuliche Wurm habe ſich aber nochmals gekrümmt und mit ſeinem giftigen Stachel den Ritter durch die Fugen des Harniſches hindurch in das Knie geſtochen. Das Land war befreit, aber der heldenmüthige Befreier erlitt einen ſchmerzenvollen Tod. So ſchön dieſe Sage klingt, ſo iſt ſie gleichwohl doch nicht wahrſcheinlich. Denn man kennt das Todesjahr des Georg von Frankenſtein. Und da dies in das 16. Jahrhundert, vor nicht viel über 300 Jahre fällt, ſo muß

man ſehr zweifeln, daß wenn es überhaupt Drachen gegeben hat, damals dergleichen noch in dem Odenwalde gelebt haben. Sicherlich würden uns die Geſchichtbücher jener Zeit eine ſo außerordentliche Begebenheit erzählt haben.

Dagegen weiß man ganz zuverläſſig von dem ſogenannten Eſelslehen der Herren von Frankenſtein. Dieſe hatten nämlich den wunderſamen Vertrag mit der Stadt Darmſtadt, daß ſie gegen eine jährliche Abgabe an Korn und Geld den Bürgern auf Verlangen einen Eſel durch einen beſonderen Boten zu ſchicken hatten. Und Was geſchah mit dem Eſel? Auf ihn wurden die Weiber geſetzt, welche es gewagt hatten, ſich thätlich an ihren Männern zu vergreifen. Hatte die Frau den Mann hinterliſtig geſchlagen, ſo führte der frankenſteiniſche Bote ſie auf ſeinem Eſel in den Straßen der Stadt herum. Hatte aber der Mann ſich mit ihr in eine ſchimpfliche Schlägerei eingelaſſen, ſo mußte er den Zaum des Eſels halten, worauf ſeine Ehehälfte ſaß, und der Bote ging blos hinterdrein. So ſtraften unſere Voreltern die Störung des ehelichen Friedens und die Übertretung der weiblichen Beſcheidenheit.

80. Worms.

In der uralten Stadt Worms am Rhein ſollen einſt die Könige der Burgunder ihren Sitz gehabt und dort den Helden Siegfried empfangen haben. Er, der Tapferſte aller Deutſchen, der den Drachen erſchlagen und ſich eines unermeßlichen Schatzes bemächtigt hatte, wurde der Schwager des Burgunderkönigs. Aber weil die Schwägerinnen um den Vorrang eiferſüchtig waren, wurde Siegfried auf Anſtiften der burgundiſchen Königin auf der Jagd hinterliſtig ermordet. Die Quelle, wo Dies geſchah, ſoll ſeitwärts von Worms an der Bergſtraße liegen. Später wurde Worms eine der mächtigſten und berühmteſten Reichsſtädte, wo die Kaiſer oft einkehrten und ihre Reichstage hielten. Keiner dieſer Reichstage iſt ſo bekannt, als der im Jahr 1521, wo Dr. Martin Luther, der arme Mönch und Profeſſor von Wittenberg, vor dem Kaiſer und der glänzenden Verſammlung der Fürſten, Biſchöfe und Ritter erſchien und ſeine Lehre vertheidigte. Man hatte ihn gewarnt nach Worms zu gehen, da ihm dort leicht das Schickſal widerfahren könne, das den Johann Huß 100 Jahre früher zu Koſtnitz getroffen hatte. Doch unerſchrocken gab Luther zur Antwort: „Und wären ſo viel Teufel in Worms, als Ziegel auf den Dächern, ich gehe doch dahin.“ Auch dichtete er auf der Reiſe das Lied: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott.“ Bei dem Eintritt in die Reichsverſammlung klopfte ihm der alte Kriegsheld Georg von Freundsberg auf die Schulter, ſprechend: „Mönchlein, Mönchlein, du gehſt jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Kriegsoberſter auch in der allerernſteſten Schlachtordnung nicht gethan haben. Biſt du aber auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, ſo fahre in Gottes Namen fort und ſei getroſt, Gott wird dich nicht verlaſſen.“ In der Verſammlung ſelbſt war er am erſten Tage von dem Glanze etwas betroffen und bat ſich, als man Widerruf von ihm verlangte, Bedenkzeit aus. Am andern Tage hatte er aber ſeinen ganzen Muth wieder

gefunden und ſprach mit feſter Stimme: „So will ich denn eine Antwort geben, die weder Hörner noch Zähne haben ſoll. Es ſei denn, daß ich mit Zeugniſſen der heiligen Schrift oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Urſachen überwunden werde, ſo kann und will ich nicht widerrufen, weil weder ſicher noch gerathen iſt, Etwas wider Gewiſſen zu thun. Hier ſtehe ich, ich kann nicht anders; Gott helfe mir! Amen.“ Zwar ſprach der Kaiſer die Reichsacht über ihn aus, ſo daß ihn Jeder umbringen durfte, aber Luther war ſchon auf die Wartburg gerettet. Jetzt iſt Worms nur noch eine mittelmäßige Stadt, welche durch ihren trefflichen Wein, die Liebfrauenmilch, am bekannteſten iſt.

81. Der hörnerne Siegfried.

Siegfried, ein Königsſohn, aus Xanten am Rhein, war ſo ſtark und muthig, daß ihm die Zeit zu lange währte, bis ihm ſein Vater ein Ritterſchwerd gab. Er lief deßhalb zu einem Schmied, und begehrte zu lernen, wie man ein Schwerd ſchmiedet. Der Schmied willigte ein, wenn Siegfried ihm eine Zeit lang dafür diene. Siegfried war dazu bereit, richtete aber mit ſeiner ungeheueren Stärke ſo viel Unheil an, daß ihn der Meiſter gern wieder los geweſer wäre. Bald zerſchlug der ſtarke Knabe nämlich den Hammer, womit er ſchmieden ſollte, bald mißhandelte er die Geſellen, wenn ihn dieſe als einen Lehrling necken wollten. Zuletzt ſagte der Meiſter, um den wilden Burſchen zu verderben: „Nun ſo ſchmiede dir denn ein Schwerd, und mache die Probe damit an dem Lindwurme dort im Walde. Siegfried war froh und ſchmiedete, daß das Haus erdröhnte, und daß die Geſellen vor Furcht fortliefen. Als das Schwerd vollendet war, ſprang er hoch vor Freude und ließ ſich von dem Meiſter den Aufenthalt des Ungeheuers zeigen; aber mitgehen wollte Niemand.

Bald traf der junge Held auch wirklich auf eine Quelle, woraus er ſeinen Durſt zu löſchen gedachte, die aber von dem Lindwurm ſchon beſetzt war. Der Kampf dauerte nicht lange; bald lag der Kopf des Wurms vor Siegfrieds Füßen, und das Blut rann in die Quelle hinab. Da bekam Siegfried Luſt, ſich in dieſem Blute zu baden, und ſiehe, von dem Bad wurde ſeine Haut ſo feſt wie Horn. Kein Pfeil, kein Schwerd konnte eindringen, ein einziges Plätzchen zwiſchen den Schultern ausgenommen, worauf beim Baden ein Lindenblatt gefallen war. Dort blieb er verwundbar, und dort wurde er ſpäter auch wirklich zum Tode verwundet.

Siegfried kam nämlich ſpäter nach Worms, um den dortigen König, ſeinen Schwager, zu beſuchen. Die Königin zu Worms war aber neidiſch auf ihre Schwägerin, die den ſtarken Siegfried zum Manne hatte und dadurch reich an Ehre und Schätzen war. Deßhalb ſtiftete ſie einen ihrer Ritter an, Siegfried meuchelmörderiſch umzubringen. Weil dieſer aber den Fleck nicht wußte, wo man den Helden verwunden konnte, ſo ging er zu deſſen Gemahlin und ſpiegelte ihr vor, er wolle den Helden im Kriege beſchützen. „Sagt mir nur,“ ſprach er, „wo Siegfried's Haut nicht hörnern iſt, dann will ich beſtändig Acht geben, daß ihn dort keine Lanze und kein Pfeil treffen

kann.“ Die zärtliche Frau ließ ſich bethören, entdeckte ihm das Geheimniß, und nähte ſogar ein rothes Kreuzchen über dem gefährlichen Plätzchen in Siegfried's Kleid. Nun wurde eine große Bären- und Eberjagd im Walde zwiſchen Worms und der Bergſtraße gehalten, und als Siegfried recht durſtig ſich nach einer Quelle bückte, ſtieß ihm der Mörder eine Lanze an dem rothen Kreuzchen in den Rücken, und Siegfried wurde als Leiche nach Worms gebracht. Sein Mörder und Alle, die um die ſchändliche That wußten, fanden aber ſpäter ihren Lohn. Andere Helden rächten Siegfried's Tod.

82. Bingen; der Mäuſethurm.

Da, wo der Rhein nach ſeiner weſtlichen Krümmung das ſchöne Rheingau verläßt, und ſich eine engere Bahn durch das Gebirge hindurchbricht, liegt das Städtchen Bingen. Die Schönheit der Gegend, welche noch durch die darin liegenden alten Burgen erhöht wird, lockt während des Sommers Fremde aus allen Ländern nach Bingen, und viele wählen die Rheinbäder der Stadt blos wegen der Annehmlichkeit der Umgebung. Der Fremde läßt ſich dann auch erzählen von den Gefahren des verrufenen Binger Lochs, welches früher manches Schiff in ſeine ſtrudelnden Gewäſſer zog, jetzt aber ohne alle Schwierigkeit befahren wird. Der Thurm, welcher gleich oberhalb dieſer Stelle, mitten in dem Rhein ſteht, intereſſirt ſchon durch ſeinen Namen, der Mäuſethurm. Man weiß nun wohl jetzt, daß der Name eigentlich Mauththurm geheißen hat, doch aber glaubt noch Mancher die Sage von den Mäuſen, welche den Thurm einſt erklettert haben ſollen.

Der Erzbiſchof Hatto von Mainz ſoll nämlich zur Zeit einer Hungersnoth das arme Volk nicht nur nicht unterſtützt, ſondern ſogar noch verhöhnt haben. Ja, als ihm die Klagen der Armen zu läſtig wurden, ließ er ein Gebäude, worin ſie Brod zu finden gehofft hatten, anzünden, und als das Jammergeſchrei der Unglücklichen zu ihm drang, äußerte er: „Hört nur wie die Mäuslein dort pfeifen!“ Allein für dieſen unerhörten Frevel traf ihn ſogleich das Strafgericht Gottes. Denn aus allen Wänden und Winkeln ſeines Palaſtes brach ein Heer von Mäuſen hervor und verfolgte den hartherzigen Erzbiſchof beim Eſſen, beim Trinken, beim Schlafen; ſelbſt in der Kirche konnte er keine Ruhe finden. Da flüchtete ſich Hatto in den Thurm, welchen er bei Bingen mitten im Rheine erbaut hatte. Allein vergebens. Seine Peiniger, die Mäuſe, folgten ihm auch hierher, indem ſie durch den Strom ſchwammen und an den Mauern in die Höhe klimmten. Vor Angſt, Verzweiflung und Reue ſtarb Hatto, der Thurm aber behielt den Namen Mäuſethurm bis auf den heutigen Tag.

83. Wimpfen.

An dem nördlichen Ende von Schwaben treffen drei Staaten: Würtemberg, Baden und das Großherzogthum Heſſen mit ihrem Gebiete zuſammen. Dort liegt am hohen Ufer des Neckars und mit wenigen Häuſern auch im Thale das heſſiſche Städtchen Wimpfen. Groß iſt es niemals geweſen, aber berühmt wegen einer Heldenthat,

die im dreißigjährigen Kriege dort geſchah. Der kaiſerliche General Tilly, der nachherige Zerſtörer Magdeburgs, ſchlug nämlich bei Wimpfen das Heer der evangeliſchen Fürſten, worunter ſich ein Markgraf von Baden befand. Als Alle flohen, befand ſich der Markgraf in der äußerſten Lebensgefahr. Allein 400 Bürger aus Pforzheim, mit ihrem braven Bürgermeiſter Deimling an der Spitze, boten, um ihren geliebten Herrn zu retten, dem übermächtigen Feinde Trotz. So gewann der Markgraf Zeit, aus dem Getümmel zu entkommen, aber die Vierhundert waren bis auf den letzten Mann auf dem Platze geblieben. Einer der ſchönſten Beweiſe deutſcher Treue und Tapferkeit! Leider ſind jedoch die Nachrichten darüber nicht ganz zuverläſſig.

Doch auch in der neueren Zeit iſt Wimpfen wieder merkwürdig geworden durch die drei Salzwerke in ſeiner Nähe. Es finden ſich nämlich ſo reiche Salzquellen in der Umgegend, daß jede der drei oben genannten Regierungen dort eine Saline angelegt hat. Und dieſe Salinen gehören zwar zu den ergiebigſten von Deutſchland, weil man, ohne Gradirwerke anzuwenden, die Soole unmittelbar zu Salz ſieden kann.

84. Der Apoſtel der Deutſchen.

Nicht weit von Kaſſel in der fruchtbaren Ebene zwiſchen der Eder und Fulda ſtand vor uralten Zeiten eine mächtige Eiche, welche von dem heidniſchen Volke als ein Heiligthum des Donnergottes verehrt wurde. Als Bonifacius, der Apoſtel der Deutſchen, nach Heſſen kam, und die Abgötterei, welche an dieſem Baume getrieben wurde, ſah, ergrimmte er in ſeinem Herzen und hatte den Muth, trotz der Verwünſchungen der Prieſter und trotz des Entſetzens des abergläubiſchen Volkes die Axt an die heilige Eiche zu legen. Als ſie endlich zuſammenſtürzte, ohne daß ein Blitzſtrahl den verwegenen Fremling erſchlug, erkannte das heſſiſche Volk die Nichtigkeit ſeiner bisherigen Abgötterei, hörte der Predigt des chriſtlichen Apoſtels zu und ließ ſich von ihm taufen. Bonifacius aber erbaute aus dem Holze der gefällten Eiche ein Kirchlein. Dann durchzog er weiter das Land, bekehrte noch eine Menge Heiden, gründete Klöſter und ſandte ihnen von Mainz aus, wo er ſelbſt Erzbiſchof war, Geiſtliche. Der erſte Abt von Fulda war ſein treuer Schüler und Nachfolger. Bonifacius ſelbſt konnte auch im hohen Alter nicht raſten. Als Greis zog er nochmals aus, die heidniſchen Frieſen zu bekehren; dieſe aber achteten ſeinen heiligen Beruf nicht, ſondern erſchlugen ihn. Seine Gebeine kamen jedoch in eine der von ihm geſtifteten Kirchen zu ruhen.

85. Ziegenhain.

Die alten Landgrafen von Heſſen beſaßen eine Feſtung, welche jetzt, wo man mit den Kanonen und anderem Geſchütze weit beſſer umzugehen verſteht, ſich nicht zwei Tage würde halten können, und deren Wälle und Gräben darum geſchleift ſind, Ziegenhain. In dem Kriege der evangeliſchen Fürſten gegen Kaiſer Karl V., worin Landgraf Philipp der Großmüthige gegen Recht und Verſprechen gefangen fortgeführt wurde, befehligte ein wackrer Kriegsmann Heinz von

Lüder die kleine Feſtung und übergab dieſelbe troß aller Aufforderung und Drohungen den Kaiſerlichen nicht. Als nun der Landgraf endlich nach Heſſen zurückkehrte, befahl ihm der Kaiſer den Heinz von Lüder als einen Ungehorſamen in Ketten aufhängen zu laſſen. Der Landgraf gehorchte. Aber es waren nicht eiſerne Ketten, womit man den tapferen Heinz umſchlang, ſondern goldene, und man hängte ihn nicht an einen Galgen, ſondern hob ihn nur kurze Zeit an jenen Ketten empor. So ehrte der großmüthige Philipp ſeinen treuen Diener, und der Kaiſer ließ es ſich endlich auch gefallen, daß man ſeinen Befehl ſo ausgelegt hatte.

86. Die Plünderung von Hersfeld 1807.

Während des unglücklichen Krieges der Preußen gegen die Franzoſen befand ſich als Beſatzung des von den Franzoſen höchſt willkürlich eroberten Kurfürſtenthums Heſſen ein Bataillon des badniſchen Jägerregiments in der Stadt Hersfeld an der Fulda. Die Kurheſſen überhaupt, die Einwohner von Hersfeld insbeſondere, waren aber mit der franzöſiſchen Herrſchaft durchaus nicht zufrieden, ja die Letzteren erlaubten ſich unkluger Weiſe Widerſetzlichkeiten, wobei ein franzöſiſcher Offizier das Leben verlor. Das konnte allerdings nicht geduldet werden, aber die Strafe, welche der Kaiſer Napoleon über die Stadt verhängte, war barbariſch, ſo daß ſie jeden Deutſchen, auch die damals mit Frankreich verbündeten Badner empörte. Der Kaiſer befahl nämlich die Stadt Hersfeld zu plündern und alsdann an vier Orten anzuzünden und in Aſche zu legen. Dieſes Hersfeld iſt ein Ort, der viele Fabriken, und daher auch viele reiche und wohlhabende Einwohner und ſchöne Gebäude hat; und ein Menſchenherz kann wohl empfinden, wie es nun den armen Leuten, den Vätern und Müttern zu Muthe war, als ſie die Schreckenspoſt vernahmen. Und der arme Mann, deſſen Hab' und Gut' auf einmal auf dem Arm weggetragen werden konnte, war jetzt ſo übel dran, als der Reiche, zu deſſen Gütern man viele Wagen brauchte; und in der Aſche ſind die großen Häuſer auf dem Platz und die kleinen in den Winkeln auch ſo gleich, als die reichen Leute und die armen auf dem Kirchhof. Nun zum Schlimmſten kam es nicht. Auf Fürbitte der franzöſiſchen Kommandanten in Kaſſel und Hersfeld wurde die Strafe ſo gemildert: Es ſollten zwar nur 4 Häuſer verbrannt werden, und Dies war glimpflich; aber bei der Plünderung ſollte es bleiben, und Das war noch hart genug. Die unglücklichen Einwohner waren auch, als ſie dieſen letzten Beſcheid hörten, ſo erſchrocken, ſo alles Muthes und aller Beſinnung beraubt, daß ſie der menſchenfreundliche Kommandant ſelber ermahnen mußte, ſtatt des vergeblichen Klagens und Bittens, die kurze Friſt zu benutzen, und ihr Beſtes noch geſchwind auf die Seite zu ſchaffen. Die fürchterliche Stunde ſchlug, die Trommel wirbelte in's Klagegeſchrei der Unglücklichen. Durch das Getümmel der Flüchtenden und Fliehenden und Verzweifelten eilten die Soldaten auf ihren Sammelplatz. Da trat der brave Kommandant von Hersfeld vor die Reihen ſeiner badniſchen Jäger, ſtellte ihnen zuerſt das traurige Schickſal der Einwohner lebhaft vor die Augen, und ſagte hierauf: „Soldaten! die Erlaubniß zu plündern fängt jetzt an. Wer dazu Luſt hat, der trete

heraus aus dem Glied.“ So ſprach der Kommandant; und Wer jetzt ein Glas voll Wein hat neben ſich ſtehen, der trinke es aus, zu Ehren der badniſchen Jäger. Kein Mann trat aus dem Glied. Nicht Einer! Der Aufruf wurde wiederholt. Kein Fuß bewegt ſich; und wollte der Kommandant geplündert haben, ſo hätte er müſſen ſelber gehen. Aber es war Niemand lieber als ihm, daß die Sache alſo ablief, Das iſt leicht zu bemerken. Als die Bürger Das erfuhren, war es ihnen zu Muthe, wie Einem, der aus einem ſchweren Traume erwacht. Ihre Freude iſt nicht zu beſchreiben. Sie ſchickten ſogleich eine Geſandtſchaft an den Kommandanten, ließen ihm für dieſe Milde und Großmuth danken und boten ihm aus Dankbarkeit ein großes Geſchenk an. Wer weiß, Was Mancher gethan hätte! Aber der Kommandant ſchlug dasſelbe aus und ſagte: er laſſe ſich keine gute That mit Geld bezahlen. Nur zum Andenken von euch, ſetzte er hinzu, erbitte ich mir eine ſilberne Münze, auf welcher die Stadt Hersfeld vorgeſtellt iſt und der heutige Auftritt. Dies ſoll das Geſchenk ſein, welches ich meiner künftigen Gattin aus dem Kriege mitbringen will. — Dies iſt geſchehen im Februar des Jahrs 1807; und ſo Etwas iſt des Leſens zweimal werth.

87. Das Herzogthum Nassau.

Ein Ländchen von noch nicht 90 Quadratmeilen und noch nicht 430000 Einwohnern, welches gleichwohl soviel Schönheit und Segen der Natur in sich vereinigt, ist in Deutschland sonst nicht zu finden. Zwar ist der Boden gebirgig, Taunus und Westerwald durchziehen ja Nassau, allein mit geringen Ausnahmen sind diese Gebirge nicht so rauh, dass nicht fruchtbare Thäler und warme Abhänge dazwischen Platz fänden. Desshalb bringt das Land nicht nur genug Getraide und Obst hervor, sondern auch die edelsten Weine, zumal im Rheingau, welches durch das Gebirg gegen Nord- und Ostwinde geschützt ist. Und ein wärmeres Thal als das, worin Wiesbaden, die Hauptstadt des Herzogthums liegt, dürfte schwerlich in Deutschland zu finden sein. Dies rührt zum Theil von den heissen Quellen her, welche hier aus dem Boden sprudeln und zu heilsamen Bädern benutzt werden. Desshalb war auch Wiesbaden schon längst berühmt und von vielen Fremden besucht, ehe es noch Residenz des Herzogs wurde. Selbst im Winter bleiben manche Gäste in diesem Bade, wo das Klima so mild und die Veranstaltungen zur Unterhaltung so gut sind, und von wo aus sie so leicht die grossen Städte des westlichen Deutschlands erreichen können. Das Wasser einiger Quellen ist sogar heiss genug, um mittelst der Eisenbahn bis nach Frankfurt transportirt und dort noch zu warmen Bädern benutzt zu werden. Doch ist Wiesbaden bei weitem nicht der einzige Ort im Herzogthum Nassau, wo mineralisches Wasser aus der Erde quillt, wenngleich die anderen Quellen sich nicht durch ihre Hitze, sondern durch andere Eigenschaften auszeichnen. Das Bad zu Ems an der Lahn wird von Brustleidenden aus ganz Europa besucht. Für andere Übel dienen die Quellen zu Schwalbach,

Schlangenbad, Soden. Allein den grössesten Ruf hat eine Quelle, deren Wasser nicht an Ort und Stelle getrunken zu werden pflegt, sondern in Krügen bis nach Amerika und Ostindien verschickt wird, dies ist der Brunnen zu Selters. Mehrere Millionen Krüge werden dort mit Wasser gefüllt, zugepfropft und verpicht und wandern dann nach allen Himmelsgegenden, um entweder mit Wein und Zucker als Erfrischung getrunken zu werden oder pur als Heilmittel gegen gewisse Krankheiten. Wer noch keine Kettenbrücke gesehen hat, findet in Nassau dazu Gelegenheit, denn an verschiedenen Orten führen solche über die Lahn, namentlich bei dem Städtchen Nassau, dessen Burg das Stammschloss nicht nur der Herzoge von Nassau, sondern auch der Könige der Niederlande ist.

88. Adolf von Naſſau und Wilhelm von Oranien.

Zwei Fürſten aus dem Hauſe Naſſau ſind berühmt geworden, Adolf, der als ein tapferer und unternehmender Held zum Nachfolger Kaiſer Rudolfs von Habsburg gewählt wurde und Wilhelm, Graf von Naſſau-Oranien, welcher Holland von der grauſamen Regierung der Spanier befreite.

Als der wackere Kaiſer Rudolf geſtorben war, bewarb ſich wohl ſein älteſter Sohn Albrecht um die deutſche Krone, aber alle Fürſten fürchteten den finſteren, geizigen Mann, welcher von ſeinem Vater nur die Tapferkeit, ſonſt aber keine Tugend geerbt hatte. Lieber wählten die Fürſten den minder begüterten, dagegen freundlichen und regſamen Adolf von Naſſau. Der neue König hatte aber einen ſchweren Stand. Viele Fürſten, beſonders die Söhne des verſtorbenen Kaiſers waren widerſpänſtig, ihm aber fehlte es an Macht, ſie zu bezwingen. Er verfiel deßhalb darauf, erſt ſein Naſſau zu vergrößern, ehe er das ganze Reich nach ſeinem Willen regierte. Aber ſein Eifer verleitete ihn zur Ungerechtigkeit, er machte ſich verhaßt und nun trat ſein Gegner Albrecht mit den Waffen gegen ihn auf. Bei Göllheim in der Pfalz kam es zu einer Schlacht, in welcher beide Könige wie gemeine Ritter kämpften. Nach vielen tapferen Thaten gerieth Adolf ſeinem Mitbewerber um die Krone gegenüber, und das Schickſal wollte, daß Albrecht ſiegte. Adolf fiel von ſeines Gegners Lanze durchbohrt, und Naſſau ſank wieder zur bloßen Grafſchaft herab. Sein Leichnam ruht in der Domkirche zu Speier, neben dem ſeines Feindes. Der Tod hatte ſie verſöhnt.

Dritthalb hundert Jahre ſpäter erhob Wilhelm, mit dem Beinamen der Schweigſame, einen Zweig des Hauſes Naſſau, der ſeine Beſitzungen in den Niederlanden hatte, zu neuem Ruhme. Der König von Spanien war damals Herr von Holland und Belgien, regierte aber dieſe blühenden Länder mit tyranniſcher Strenge. Beſonders grauſam verfuhr er gegen die zahlreichen Proteſtanten, deren viele für ihren Glauben das Leben laſſen mußten. Auch Wilhelm von Oranien war Proteſtant und achtete ſeine Religion höher als die Gunſt des Königs. Aber er war auch klug genug, der Hinterliſt der Spanier zu entgehen und lieber ein armes Leben auf dem Meer und auf ſumpfigen Inſeln zu führen, als falſchen Verſprechungen zu trauen. Zuletzt ſchloſſen ſich alle Holländer an den klugen und tapferen Wilhelm an, und ſchon hatte er ſeinen tapferen

Landsleuten die Freiheit erkämpft, als ein Meuchelmörder, der ſich durch den Mord eines ſolchen eifrigen Proteſtanten die Seligkeit zu verdienen hoffte, ihn in ſeinem eignen Hauſe erſchoß. Doch Wilhelms Nachkommen vollendeten ſein Werk. Sie befreiten Holland gänzlich von den Ausländern, erhoben es zu Wohlſtand und Ehre und regierten unter dem Titel Erbſtatthalter, jetzt als Könige.

89. Die Zigeuner.

Jetzt, wo die Polizei Alles beſſer überwacht, ſieht man nur noch ſelten herumziehende Zigeuner mit ihren braunen Geſichtern, ſchwarzen Haaren, mit ihrem ſchmutzigen und unheimlichen Ausſehen. Aber vor hundert Jahren war Dies anders. Da durchzogen ſtarke Banden ſolcher arbeitsſcheuen Fremdlinge alle Gegenden von Deutſchland, bettelten und wahrſagten am Tage und ſtahlen bei Nacht. Und zeigte ſich Jemand ihnen nicht gefügig, ſo drohten ſie ihm den rothen Hahn auf das Dach zu jagen, das heißt, das Haus anzuzünden, und oft genug machten ſie ihre Drohung wahr. Mitunter gab es jedoch herzhafte Männer, welche auch die Meſſer und Piſtolen der Zigeuner nicht ſcheuten und ſie in ihren Verſtecken aushoben und gefangen einlieferten. Eine der intereſſanteſten Thaten dieſer Art iſt auf der Lochmühle bei Uſingen im Herzogthum Naſſau geſchehen, jetzt vor etwa 80 Jahren. In dortiger Gegend hielt ſich nämlich eine der gefährlichſten Zigeunerbanden auf, deren Anführer der Heidenernſt hieß, und wegen ſeiner Stärke und Furchtloſigkeit faſt für unangreifbar galt. Da er aber fortwährend die Gegend unſicher machte, man auch wußte, daß er große Summen geſtohlenen Geldes verborgen hatte, ſo erwachte doch die Luſt in dem alten Wachtmeiſter Klimbach zu Wehrheim, den Heidenernſt in ſeinem gewöhnlichen Schlupfwinkel, der Lochmühle, zu überfallen. Er verband ſich zu dieſem Zwecke mit einigen herzhaften Männern, bewaffnete ſie ganz heimlich und kundſchaftete die Gelegenheit auf der Mühle aus. Die Anſtalten waren gut getroffen. Denn tief in der Nacht drang Klimbach in das Zimmer, wo die Zigeuner ſchliefen, und als der Sohn des Heidenernſt eine Piſtole auf ihn richtete, kam ihm der wackere Wachtmeiſter zuvor und tödete ihn auf der Stelle. Da er nun im Beſitze der Waffen der Zigeuner war, wagte ſelbſt der verwegene Heidenernſt nicht länger ſich zur Wehre zu ſetzen, ſondern ergriff die Flucht, welche ihm auch gelang. Die übrigen Zigeuner wurden in Sicherheit gebracht und erlitten ihre Strafe als Räuber. Der Heidenernſt, voll Erbitterung über den Verluſt ſeines Sohnes und ſeiner Geldtöpfe, lauerte zwar ſeinem Beſieger noch eine Zeit lang auf, vermochte ſich aber doch nicht zu rächen und ſcheint zuletzt in ein fernes Land gegangen zu ſein. Der herzhafte Klimbach dagegen genoß nicht blos einen Theil der gemachten Beute, ſondern hatte auch die Ehre, in einem Volksliede beſungen zu werden.

90. Das Grossherzogthum Baden.

Der lange, schmale Strich an dem rechten Ufer des Rheines vom Bodensee bis zum Einfluss des Neckars, und dem Spessart

gegenüber sogar den Main berührend, bildet das Grossherzogthum Baden, vordem eine bedeutend kleinere Markgrafschaft. Jetzt hat es fast doppelt soviel Einwohner als Kurhessen (1370000), welche schöne fruchtbare Gegenden theils am Schwarzwalde, theils in den Thälern des Rheins, des Neckars und des Mains bewohnen. Es fehlt weder an Holz, denn man schickt ja ganze Flösse den Rhein und Neckar hinab, noch an Getraide, denn es versieht die Schweiz mit diesem Bedürfniss, noch an Vieh, denn Frankreich führt Pferde und Ochsen aus Baden ein. Auch Wein ist vorhanden, doch reicht die Güte desselben nicht leicht an die des in Nassau, Hessendarmstadt und Rheinbaiern erzeugten. Von seinen Städten sind Konstanz, Freiburg und Heidelberg durch ihre herrliche Lage ausgezeichnet, die beiden letzteren sind zugleich Universitäten, darunter Heidelberg von vielen Ausländern besucht. Grösser jedoch ist die Residenz Karlsruhe, noch nicht 150 Jahre alt und mitten im Walde angelegt. Gleichwohl ist es jetzt eine ansehnliche und schöne Stadt mit lauter geraden Strassen, welche sämmtlich von dem grossherzoglichen Schlosse, also strahlenförmig auslaufen (24000 E.). Auch ist die Stadt jetzt durch eine Eisenbahn mit dem nicht weit entfernten Rhein in Verbindung gesetzt, so dass man zur Reise nach Karlsruhe ebensowohl die Dampfschifffahrt als die Eisenbahn benutzen kann. Dennoch ist nicht Karlsruhe, sondern Mannheim die ehemalige Hauptstadt der Pfalz, die erste Handelsstadt des Grossherzogthums (24000 E.). Denn die günstige Lage an dem Zusammenflusse des Neckars und Rheins machen, dass in Mannheim nicht blos ein grosser Holzhandel, sondern auch mit den Produkten der fruchtbaren Umgegend besteht, und dass auch die fremden Waaren, welche Süddeutschland bezieht, vielfältig dort ausgeladen werden. Einer solchen Stadt fehlen auch Brücken nicht, über den Rhein eine Schiff- über den Neckar eine Kettenbrücke. Daneben fehlt es Mannheim und dem badnischen Lande nicht an Fabriken verschiedener Art. Denn das Volk ist regsam und die Bevölkerung für blossen Ackerbau zu dicht. Viel Geld kommt auch durch das Bad in das Land, welchem wahrscheinlich der Staat seinen Namen verdankt, nämlich zu Baden-Baden. Seit den Zeiten der Römer hat man die dortigen heissen Heilquellen, welche beinahe die von Wiesbaden übertreffen, gekannt, und die schöne Natur der Umgegend lockt alljährlich Tausende von Fremden hin, wovon freilich viele dem Glücksspiele zu Gefallen kommen.

91. Burg Windeck an der Bergſtraße.

An der ſchönen Bergſtraße, nicht weit von Heidelberg, liegen die Trümmer der Burg Windeck. Viel iſt nicht mehr vorhanden. Kein Wunder, da die letzten Beſitzer zwei ſo geizige Brüder waren, daß die Erzählung davon noch jetzt im Munde des Volkes lebt. Dieſe Brüder nämlich hatten ihr Herz ſo ſehr an den Mammon gehängt, daß ſie ſich ſelbſt nicht, wieviel weniger Anderen eine Lebensfreude gönnten. Sie hatten ſich nicht verheirathet, um ihre Güter nicht mit Weib und Kin-

dern theilen und wenigſtens keine Ausgaben für dieſelben machen zu müſſen. Selbſt Thiere waren ihnen zu koſtſpielige Gäſte, denn dieſe ſparen ja nicht, wenn die Gaben Gottes vor ihnen ausgebreitet ſind, ſondern genießen dieſelben. Nur eine einzige Ausnahme hatten ſich die kargen Brüder erlaubt, ſie hielten eine Meiſe in ihrem Zimmer und fütterten dieſe täglich mit einem Nußkern. Einſt aber als ſie zuſammenſaßen und rechneten, fiel ihnen ein, daß täglich eine Nuß in der Woche doch 7 ausmache und in dem Monate 30, wohl gar 31 wenn es der Januar oder März oder einer der langen Monate ſei. Und daß die Nüſſe Käufer fänden, daß man für das Hundert wohl gar 6 Kreuzer zahle, Das hatten ſie erſt kürzlich erfahren. Sie machten ſich alſo Vorwürfe über die unverantwortliche Verſchwendung, womit ſie bisher jährlich über ein Kopfſtück an die unnütze Meiſe gehängt hatten. Und nachdem ſie lange gezankt und ſich wechſelſeitig der Praſſerei beſchuldigt hatten, ſo wurden ſie zuletzt wieder einig in dem einen Entſchluß, den koſtſpieligen Vogel fliegen zu laſſen. Der älteſte öffnete das Fenſter und die muntere Meiſe flog ohne Dank davon und dachte nicht daran, in ihre Gefangenſchaft zurückzukehren.

92. Heidelberg.

Unter den verfallenen Schlöſſern Deutſchlands nimmt das zu Heidelberg, die ehemalige Reſidenz der Kurfürſten von der Pfalz, eine der erſten Stellen ein. Die herrliche Lage über der Stadt, in deren Straßen man hinabſieht, und der Blick über den zu Füßen fließenden Neckar würde den Schloßberg an ſich zu einem ausgezeichnet ſchönen Punkte machen. Allein die Überreſte der alten Gebäude ſind noch groſsartig genug, um dem Fremden Achtung vor dem Reichthume und der Macht der hier wohnenden Fürſten einzuflößen. Waren ſie es ja auch, welche die reich begabte Univerſität ſtifteten und mit Sammlungen ausſtatteten, ſo daß lange Zeit Heidelberg von allen deutſchen Univerſitäten faſt am meiſten von Fremden beſucht wurde. Die Univerſität blüht noch, aber das Schloß haben die Franzoſen damals, als ſie ſchändlicher Weiſe alle Städte in der Pfalz und am Rhein niederbrannten und zerſtörten, zu einer Ruine gemacht. Leider konnten ihnen die Deutſchen damals nicht vergelten, wie der Kurfürſt Friedrich der Sieghafte, den ſeine Feinde gewöhnlich den böſen Fritz nannten, einſt den Verwüſtern der Pfalz vergalt. Mehrere Fürſten hatten nämlich ſein Land mit Krieg überzogen und barbariſcher Weiſe Alles vor ſich niedergeſengt und gebrannt. Während dieſer grauſamen Verheerung fiel der böſe Fritz über ſie her, ſchlug das Heer gänzlich und nahm die Fürſten gefangen. Doch ſchien er ſie gut zu behandeln, denn er ließ ihnen auf dem Schloß zu Heidelberg ein herrliches Mahl auftragen, wobei Nichts fehlte als Brod. Als endlich Einer darnach fragte, führte der Kurfürſt die Herren ans Fenſter, zeigte ihnen die verbrannten Dörfer und die zerſtampften Saaten und ſprach: „Hättet ihr Herrn meinen Bauern etwas Korn übrig gelaſſen, ſo hätte ich euch heute Brod vorſetzen können. So aber iſt es mir unmöglich." Und die Gefangenen mußten ihre Freiheit mit theurem Löſegeld erkaufen.

93. Die Verwüſtung der Pfalz.

Der König Ludwig XIV. von Frankreich, welcher in ſeinem eigenen Reiche die größeſten Ungerechtigkeiten beging, war zugleich der gewiſſenloſeſte Nachbar von Deutſchland. Nachdem er gegen alles Recht mitten im Frieden die ſchöne Stadt Straßburg überfallen und mit ſeinem Reiche vereinigt, nachdem er das Geſetz ſeines Großvaters, welches den Proteſtanten in Frankreich freie Religionsübung geſtattete, aufgehoben hatte, ſuchte er durch Dragoner die Leute in die katholiſchen Kirchen zu zwingen. Die wackeren Proteſtanten wollten ſich aber auf dieſe Weiſe nicht bekehren laſſen und flüchteten lieber gänzlich aus ſeinen Staaten. 800000 evangeliſche Chriſten mußten ihr Vaterland mit dem Rücken anſehen und nach Holland, der Schweiz, vorzüglich aber nach Deutſchland auswandern. Und die Staaten, welche dieſe Flüchtlinge aufnahmen, hatten es nicht zu bereuen. Sie gründeten Kolonien, welche durch fleißigen Ackerbau oder durch Fabrikation bald zu großer Blüthe gelangten. Damals ſind die franzöſiſch-reformirten Gemeinden in Preußen, Sachſen, Heſſen, in Frankfurt und in anderen Städten entſtanden, das beſte Geſchenk, welches Deutſchland jemals von Frankreich erhalten hat! Allein Ludwig XIV. ſetzte ſeinen Ungerechtigkeiten erſt noch die Krone auf, als er im Jahre 1689 ohne gegründete Veranlaſſung wieder Krieg gegen Deutſchland begann und unter dem Vorgeben, er müſſe ſeine Gränze durch ein wüſtes Land ſchützen, welches dem Feind keine Zuflucht gewähre, die Pfalz, das jetzige Rheinbaiern, Rheinheſſen, die Bergſtraße und die Gegend am niederen Neckar mit Feuer und Schwerd verheeren ließ. Seine mordbrenneriſchen Generale überfielen die wehrloſen Städte, zerſtörten die größeren Gebäude, wie z. B. das heidelberger Schloß, brannten die Wohnhäuſer nieder. Selbſt wenn die Bürger ſich durch Hingabe alles baaren Vermögens von dem Brande glaubten losgekauft zu haben, ſo kam der fürchterliche Befehl zum Anzünden doch nach. So ging es in Worms und Speier, wo die Einwohner mitten im Winter flüchten mußten, um nur ihr Leben davon zu bringen. In Speier wurden ſelbſt die Gräber der alten Kaiſer nicht verſchont und in Worms das Rathhaus, worin die Reichstage gehalten worden waren und Luther vor dem Kaiſer geſtanden hatte, in Aſche verwandelt. Das Reichskammergericht, welches bis dahin ſeinen Sitz in Speier gehabt hatte, flüchtete nach Wetzlar, wo es auch nachher blieb. Seine Papiere waren aber verbrannt und ſeine Kaſſe geplündert. Und nach allen dieſen Schändlichkeiten entriſſen noch die Franzoſen den pfälziſchen Proteſtanten ihre Kirchen und wandten ſie den an Zahl oft ganz unbedeutenden Katholiken zu und wußten bei dem Friedensſchluß es dahin zu bringen, daß der Kaiſer einwilligte, dieſe gewaltſame Änderung im Kirchengute gut zu heißen. So hauſ'ten die Franzoſen in Deutſchland, und Solches ließen ſich die Deutſchen gefallen!

94. Konſtanz oder Koſtnitz.

Dieſe alte Stadt am Ausfluſſe des Rheins aus dem Bodenſee, welcher oft nach ihr Koſtnitzer See heißt, gehört ihrer Lage nach zu

den ſchönſten Deutſchlands, hat aber nicht mehr ihre frühere Größe und Wichtigkeit. Hier fand im Jahr 1415 die große Kirchenverſammlung ſtatt, woran Biſchöfe faſt aller chriſtlichen Länder Theil nahmen, die aber ihren Ruhm durch die Wortbrüchigkeit ſchändete, womit Johann Huß dort hingerichtet wurde. Dieſer Pfarrer und Profeſſor aus Prag hatte ſich erkühnt, Mißbräuche, die ſich in die Kirche eingeſchlichen hatten, nicht nur offen zu tadeln, ſondern ſelbſt abzuſchaffen. Er wurde deßhalb vor der Kirchenverſammlung (Konzil) verklagt und von ihr vorgefordert. Im Vertrauen auf des Kaiſers Geleitsbrief reiſ'te Huß nach Konſtanz, um ſich zu verantworten. Allein ſeine Feinde ſiegten, er wurde ohne eigentliche Unterſuchung als Ketzer verdammt, und da man den ſchwachen Kaiſer beredete, einem Ketzer brauche man nicht Wort zu halten, ſo wurde das Urtheil der Verbrennung ſogleich in Konſtanz vollzogen. In einem mit allerlei Teufelsfratzen bemahlten Anzuge wurde der kranke Huß aus dem Gefängniſſe nach dem Platze geführt, wo ſchon ein Scheiterhaufen ſeiner wartete. Mit Ruhe beſtieg er den brennenden Holzſtoß, und als er ein Bäuerlein noch ein Scheit Holz dazu tragen ſah, rief er faſt lächelnd: O heilige Einfalt! Die Flamme ſchlug empor, betend verſchied er. Selbſt ſeine Feinde bewunderten ſeine fromme Standhaftigkeit. Aber aus ſeiner Aſche entſprang ein blutiger Religionskrieg. Seine Anhänger in Böhmen, die Huſſiten, rächten ſeinen Tod durch Abfall von dem Kaiſer und durch Verwüſtungen der benachbarten Länder, ſo daß man endlich einen Vergleich mit ihnen ſchließen mußte.

95. Das Königreich Würtemberg.

Obgleich nur ein kleines Königreich, hat Würtemberg doch vieles Merkwürdige. Es ist der rechte Sitz der Schwaben, welche einst einen Hauptstamm unter den deutschen Völkern ausmachten. Das Volk ist treu, herzlich, dabei fleissig und zu vielerlei Geschäften tüchtig. Das Sprüchwort, dass ein Schwabe erst mit 40 Jahren verständig werde, ist wohl nur insofern wahr, als die Schwaben aus allzu grosser Treuherzigkeit sich, so lange sie jung sind, leichter bethören lassen und erst nach gemachten Erfahrungen vorsichtiger werden. Ist doch Schwaben an Dichtern, Künstlern, Gelehrten reicher als irgend ein deutsches Land. Freilich hat die würtembergische Regierung jetzt auch viel für die bessere Bildung des Volkes gethan, und es finden sich nur noch Wenige, welche nicht hinreichend im Lesen, Schreiben und Rechnen, sowie in der Religion unterrichtet sind. Ebenso haben die Gelehrtenschulen und die Universität Tübingen Viel geleistet, so dass Würtemberg unter die gebildetsten Länder Deutschlands gerechnet wird. Auch religiöser und wohlthätiger Sinn zeichnet die Würtemberger aus. Unter andern gibt es bei ihnen über 20 Rettungsanstalten für sittlich verwahrlosete Kinder. Auf den 360 Quadratmeilen, welche das Königreich beträgt, und welche viel Gebirgsland enthalten, wohnen, 1 800000 Menschen, also auf einer Quadratmeile 5000. Da muss fleissig gearbeitet sein, wenn Jeder sein Brod finden will. Das thun denn auch wirklich die Würtemberger. Viele aber wan-

dern auch aus und suchen sich in der Ferne eine neue Heimath, oder treiben auswärts Handel, wie die schwarzwälder Uhrmacher. Dabei behalten sie jedoch immer grosse Anhänglichkeit an ihre Heimath und verlieren niemals ihre schwäbische Mundart, welche zwar etwas breit, aber zugleich sehr gutmüthig klingt.

Die Hauptstadt des Landes ist Stuttgart in einem nach dem Neckar zu gehenden Thale, welches mit Reben und Obstbäumen reich bepflanzt ist. Ihre Einwohnerzahl ist auf 46 000 angewachsen, so dass man es jetzt zu den grossen Städten zählen kann, in welchen ansehnliche Gebäude, Kunst- und Naturaliensammlungen, Theater und andere Vergnügungsanstalten nicht fehlen. Von allgemeinem Interesse für jeden Deutschen ist das dem aus Würtemberg gebürtigen grossen Dichter Schiller errichtete Denkmal. Er allein würde sein Vaterland allenthalben berühmt machen, darum wäre es undankbar gewesen, wenn man sein Andenken in der Hauptstadt von Schwaben nicht geehrt hätte. Das königliche Schloss in Stuttgart ist mit der gewöhnlichen Pracht ausgestattet, doch ist von dem vorigen Könige Mehr auf die Anlagen in der nicht weit entfernten Stadt Ludwigsburg verwendet worden. Ehrenvoll für die verstorbene Königin ist die Paulinenpflege, worin viele armen Mädchen erzogen und weiter unterstützt werden. Dass die Stadt Ulm an der Donau zur Bundesfestung erhoben werden soll, ist für die Sicherheit Deutschlands wichtig, und Ulm verdient diese Auszeichnung schon darum, weil es eine sehr alte vormalige Reichsstadt ist. Von ihrem früheren Reichthum zeugt noch jetzt der Münster, eine der grössesten Kirchen in Deutschland.

Ausser der Universität Tübingen, welche durch reiche Stiftungen auch den ärmeren Studirenden zugänglich gemacht ist, besteht eine Stunde von Stuttgart noch eine vortreffliche Lehranstalt für Landwirthschaft, welche in Deutschland fast einzig in ihrer Art ist. Vormals war das Schloss zu Hohenheim, worin jetzt die Anstalt ihren Sitz hat, ein Vergnügungsort des Herzogs mit allerlei wunderlichen Anlagen und Einrichtungen, woraus dem Lande kein Nutzen, sondern nur Kosten erwuchsen. Jetzt werden unter besonderer Begünstigung des Königs eine bedeutende Anzahl meist wohlhabender Jünglinge in der Landwirthschaft unterrichtet, damit sich durch das Betrachten des Besseren und die Belehrung über die Fortschritte, welche die Ökonomie anderswo gemacht hat, immer mehr der alte Schlendrian verliere und das als zweckmässig Erfundene verbreite. Wer nicht selbst ein Gut besitzt, kann dann als Verwalter oder Pächter seine Kenntnisse zur Anwendung bringen. Doch auch Arme werden daselbst untergebracht, als Knechte und Arbeiter, wobei ihnen soviel als möglich Unterweisung zu Theil wird. Diese werden dann im ganzen Lande, als die brauchbarsten Oberknechte gesucht. Wie grossen Nutzen man sich von diesem landwirthschaftlichen Institut verspricht, beweis't die Anwesenheit von so vielen ausländischen Jünglingen zu Hohenheim. Zu den merkwürdigen Orten Würtembergs gehört noch das Städtchen Weinsberg, von dessen Weibern ein be-

rühmtes Beispiel der Treue erzählt wird. Als nämlich der deutsche Kaiser die Stadt, welche sich zu seinen Feinden gehalten hatte, belagerte, wehrten sich die Bürger so verzweifelt, dass er im Unwillen schwur: wenn er hineinkomme, wolle er Keinen, der die Waffen geführt habe, verschonen. Der Hunger zwang endlich die Stadt sich zu ergeben, aber trotz alles Bittens und Flehens liess sich der Kaiser zu keiner Gnade bewegen. Nur den Weibern, beladen mit ihren bessten Schätzen, wurde freier Abzug bewilligt. Aber als sich das Thor öffnet, Was zeigt sich den mordlustigen Kriegern des Kaisers? Eine lange Reihe von Weibern, welche ihre Männer, Väter und Söhne als ihre bessten Schätze auf dem Rücken tragen. Obgleich Manche aus des Kaisers Gefolge diese List nicht gelten lassen wollten, so erklärte dieser doch selbst: sein kaiserliches Wort müsse gehalten werden. Die Weiber hatten den Männern das Leben gerettet, und der Kaiser selbst ehrte diese Treue, und nach Jahrhunderten lebt ihr Gedächtniss fort.

96. Die Rauhe Alp.

Der Kalkſtein, dieſe herrſchende Steinart der Alp, bildet häufig frei ſtehende, ſchroffe Felſen und ſteil abgeſchnittene Felſenwände, mit häufigen und bedeutenden Höhlen. Überhaupt iſt das Innere der Alp ungemein zerklüftet und nach allen Richtungen von Gängen und Höhlen durchſetzt, in welchen das Waſſer hinabzieht, daher findet man auch, daß die am Abhange der Alp entſpringenden Gewäſſer ſogleich in ihrer ganzen Fülle zu Tage kommen, ſo daß ſie ſchon bei ihrem erſten Erſcheinen im Stande ſind, beträchtliche Mühlen und andere Werke zu treiben. Eine merkwürdige Erſcheinung ſind die periodiſchen Quellen oder Hungerbrunnen, die nur zu gewiſſen Zeiten fließen und von dem Volke als Verkündiger fruchtbarer oder unfruchtbarer Jahre angeſehen werden. So reichlich auch die von den Abhängen der Alp kommenden Thäler von Flüſſen und Bächen bewäſſert werden, ſo iſt dagegen die Höhe des Gebirgs ſehr waſſerleer, und man gewahrt die auf dieſem Gebirge eigenthümliche Erſcheinung, daß oft in meilenlangen Thälern kein Waſſer fließt und auf dem einförmigen Grasboden alle Abwechslung, welche Flüſſe und Bäche gewähren, mangelt. Den meiſten auf der Höhe des Gebirges gelegenen Ortſchaften fehlt es daher an Quellwaſſer, und ſie müſſen ſich mit Ciſternenwaſſer behelfen. Die Ciſternen ſind runde Gruben, 15 bis 20 Fuß tief und oben mit einer Einfaſſung von Quadern verſehen. Außerdem hat man flache Waſſerbehälter für das Vieh. Regnet es lange Zeit nicht, ſo trocknen dieſe aus, und viele Ortſchaften müſſen oft Monate lang alles Waſſer meilenweit in Fäſſern herbeiholen. Da kann man denken, wie ſparſam die Leute mit dem Waſſer umgehen. Überhaupt macht mit den romantiſchen, mahleriſchen, einen Reichthum von Obſtbäumen zeigenden Thälern des Abhangs die Hochfläche der Rauhen Alp einen grellen Kontraſt. Die auf der Höhe befindlichen Äcker mit ihren zahlloſen, blendend weißen Steintrümmern ſind bei weitem nicht ſo fruchtbar, und das Getraide kommt oft nur dünne zwiſchen den Steinen hervor. Auch die Weiden haben ein ziemlich armes Anſehen, und die Wälder, gewöhnlich aus Buchen beſtehend, ſind meiſt

nicht ſehr groß und von Weideplätzen unterbrochen. Nadelholz trifft man nur auf dem ſüdlichſten Theile; es verſchwindet ſchon auf der Mitte der Alp und fehlt am nördlichen Abhange gänzlich. Von Hausthieren werden beſonders Schafe gehalten, auch iſt die Pferdezucht bedeutend. Einen eigenen Gewerbsartikel bilden hier die Schnecken, welche in den Wäldern von Kindern geſammelt und dann in Schneckengärten auf den Winter zur Verſendung aufbewahrt werden. Von zwei Dörfern allein geht jährlich ½ Million dieſer Thiere die Donau hinab. Von Ulm werden ſie fäſſerweiſe zum Verſpeiſen nach Wien und Italien verſchickt. An Metallen iſt die Alp arm und hat nur Eiſenerz, dagegen iſt ſie außerordentlich reich an Verſteinerungen.

97. Das Wildbad.

Eine ſehr wirkſame Heilquelle iſt die zu Wildbad in Würtemberg. In dem engen, von Wald begränzten Thale ſammeln ſich in jedem Sommer Kurgäſte, und viele erlangen ihre Geſundheit wieder. Als aber in der alten Zeit der Graf Eberhard von Würtemberg in ſeinem Alter ſich in Wildbad erholen und die vielen Wunden, die er in den Schlachten empfangen hatte, heilen wollte, wurde er plötzlich von feindlichen Rittern überfallen und wäre ohne Zweifel von ihnen gefangen genommen worden, hätte ihn nicht ein treuer Unterthan gerettet. Ein Hirte, der ihm die Botſchaft von den heranziehenden Feinden brachte, zeigte dem Grafen zugleich einen verborgenen Pfad zur Flucht. Und als der alte Herr mit ſeinen Wunden nicht ſchnell genug den Berg zu erſteigen vermochte, nahm ihn der kräftige Schwabe auf ſeinen Rücken und trug ihn hinauf und ruhte nicht eher, bis er ihn hinter ſichere Mauern gebracht hatte.

98. Graf Eberhard im Barte

Die Würtemberger haben ſich von jeher durch treue Anhänglichkeit an ihre Fürſten ausgezeichnet, und Was in Nr. 40 von Ludwig dem Eiſernen erzählt worden iſt, das erzählt man auch von den Bürgern der Stadt Stuttgart. Wie das Städtchen Weinsberg ſich durch ſeine Treue bewährt hat, iſt auch ſchon beſchrieben worden. Merkwürdig aber iſt, daß in dieſem Städtchen der Dichter eines trefflichen Liedes wohnt, welches ebenfalls von der Treue der Schwaben handelt.

Der reichſte Fürſt.

(Juſtinus Kerner).

Preiſend mit viel ſchönen Reden
Ihrer Länder Werth und Zahl,
Saßen viele deutſche Fürſten
Einſt zu Worms im Kaiſerſaal.
„Herrlich,“ ſprach der Fürſt von Sachſen,
„Iſt mein Land und ſeine Macht;
Silber hegen ſeine Berge,
Wohl in manchem tiefen Schacht.“ —

„Seht mein Land in üpp'ger Fülle,“
Sprach der Kurfürſt von dem Rhein,
„Goldne Saaten in den Thälern,
Auf den Bergen edlen Wein!“ —
„Große Städte, reiche Klöſter,“
Ludwig, Herr zu Baiern, ſprach,
„Schaffen, daß mein Land dem euren
Wohl nicht ſteht an Schätzen nach.“

Eberhard, der mit dem Barte,
Würtembergs geliebter Herr,
Sprach: „Mein Land hat kleine
Städte,
Trägt nicht Berge, ſilberſchwer;
Doch ein Kleinod hält's verborgen:
Daß in Wäldern, noch ſo groß,
Ich mein Haupt kann kühnlich
legen
Jedem Unterthan in Schooß!" —
Und es rief der Herr von Sachſen,
Der von Baiern, der vom Rhein:
„Graf im Bart, Ihr ſeid der reichſte!
Euer Land trägt Edelſtein."

99. Das Königreich Baiern.

Baiern ist der grösseste Staat, welcher ganz zum deutschen Bunde gehört und enthält beinahe den achten Theil des ganzen Gebietes. Dazu sind die bairischen Besitzungen mit Ausnahme der Pfalz jenseits des Rheines sehr abgerundet, und die Bevölkerung ist durch Sitte und Religion weniger gespalten als in anderen Gegenden Deutschlands. Obgleich die Bevölkerung namentlich in den Gegenden von Altbaiern nicht so dicht ist wie in den kleineren Staaten Süddeutschlands, so ernährt Baiern doch 4½ Million Einwohner und ist also stärker als Würtemberg, Baden und Hessendarmstadt zusammen, welche gemeinschaftlich ein Armeekorps zur Bundesarmee stellen, während Baiern für sich ein solches bildet und auch die kleine Bundesfestung Landau allein besetzt. Das eigentliche Baierland liegt an der Donau und deren Nebenflüssen, dem Lech, der Isar und dem Inn, welche aus den Alpen kommen und eine hoch liegende Ebene durchströmen. Desshalb ist dort das Klima nicht so mild als am Main und Rhein, und von Weinbau ist dort nicht die Rede. Aber der Ackerbau und die Viehzucht sind einträglich genug, dass das Volk nicht in Fabriken seinen Unterhalt zu suchen nöthig hat. Dort in Altbaiern liegt die Hauptstadt München an der Isar mit 130000 Einwohnern, so dass ihm in Deutschland nur Wien, Berlin und Hamburg vorangehen. An neuen, schönen Bauwerken und Sammlungen von Gemählden, Bildsäulen und anderen Kunstwerken übertrifft sogar München die anderen Hauptstädte Deutschlands. Auch hat München wahrscheinlich die zahlreichste Bibliothek in Deutschland, denn dieselbe soll aus 600 000 Bänden bestehen. Auch die Universität wetteifert in der Zahl der Studenten mit der zu Berlin. Für den Fremden ist also vielerlei dort zu sehen, auch die königlichen Lustschlösser in der Nachbarschaft werden ihm gefallen. Dass in München so ungeheuer viel Bier getrunken wird, und dass das Volk keinen höheren Genuss kennt, kann dem Ausländer wohl auffallen, indessen muss man doch bedenken, dass dadurch der weit schädlichere Branntwein verdrängt ist, und dass gutes Bier der Gesundheit am wenigsten schadet. Die Brauereien in München und Baiern überhaupt gehören zu den grossartigsten Gewerben, sie fördern den Ackerbau, und die Ausfuhr des bairischen Bieres ist nicht unbedeutend.

Die Stadt Regensburg an der Donau war vordem bedeutender als jetzt, hat aber immer noch Reste ihrer vormaligen Grösse. Dahin gehört die vortreffliche steinerne Brücke über die

Donau, die einzige ganz gemauerte, welche über diesen Strom führt. Auf 15 Bogen trotzt sie nun schon 7 Jahrhunderte lang der Strömung, dem Eisgang und selbst den Kanonenkugeln, welche in der Schlacht zwischen den Franzosen und Östreichern im Jahr 1809 dawider schlugen. In Regensburg residirt der Fürst von Thurn und Taxis, dessen Vorfahren die Posteinrichtung erfunden oder wenigstens zuerst ausgeführt haben und zum Danke dafür mit dem Rechte, in den deutschen Bundesstaaten die Posten auf ihre Rechnung betreiben zu dürfen, belehnt worden sind. Einige Staaten haben jedoch dieses Recht durch Entschädigung abgelös't. Von Regensburg erblickt man auf einem mit einer alten Ruine versehenen Hügel ein grossartiges, neues Gebäude, Walhalla genannt. Dies hat der König von Baiern zum Gedächtniss der verstorbenen grossen Männer Deutschlands, deren Bildsäulen darin aufgestellt, werden erbaut, und nach dem Orte, wohin die alten Deutschen ihre Helden nach dem Tode versetzten, benannt.

Zu den von ihrem alten Glanze zurückgekommenen Städten gehört auch Augsburg an dem Lech, früher die wichtigste Handelsstadt in Süddeutschland, wo so viele Reichstage gehalten wurden, und deren Bürgerschaft mit der der Hansestädte an Reichthum und Macht wetteiferte. Jetzt ist Augsburg zwar immer noch gewerbsam, es werden auch noch von da aus Geschäfte nach Italien gemacht, allein an die alte Herrlichkeit reicht Dies nicht. Eine der merkwürdigsten Erinnerungen an Augsburgs vormaligen Reichthum ist die Fuggerei, eine Strasse mit 50 Häusern, worin arme Bürger gegen den geringen Miethzins von jährlich 2 Gulden Unterkunft finden. Diese Stiftung ist von 2 Grafen von Fugger gemacht, die von dem armen Leinweber Johannes Fugger abstammten, welcher 1370 nach Augsburg zog und Leinwandhandel zu treiben anfing. Seine Nachkommen erweiterten durch seltenen Fleiss, grosse Geschicklichkeit und Redlichkeit ihre Handelsgeschäfte so sehr, dass sie sich unermessliche Reichthümer und ausgebreiteten Ruhm erwarben. Unter Kaiser Karl V. wurden swei Brüder aus dieser Familie in den Grafenstand erhoben, und in ihrem Hause wohnte der Kaiser während des Reichstags. Als er später noch einmal bei einem Grafen Fugger zu Besuche war, liess dieser das Kaminfeuer durch Zimmetholz, damals noch ungeheuer theuer, unterhalten, und als der Kaiser sich entschuldigte, dass er die von Fugger geliehenen Summen jetzt nicht zurückbezahlen könne, warf dieser die Schulverschreibungen über Hunderttausende in das Feuer. Er wurde dadurch doch nicht arm. Dies sieht man daraus, dass seine Nachkommen noch jetzt ansehnliche Grafschaften und sogar Fürstenthümer besitzen.

Auch im Frankenlande an dem Main und dessen Nebenflüssen besitzt der König von Baiern schöne und grosse Städte, welche durch den neuen Main-Donaukanal und neue Eisenbahnen vielleicht wieder zu ihrer alten Blüthe kommen werden. Denn Würzburg und Bamberg waren vordem die Residenzen von Bischöfen, welche zugleich als Fürsten des deutschen Reiches grosse Einkünfte besassen, und eine glänzende Hofhaltung hatten. Das hat nun aufgehört, und

die Einwohner müssen durch Fleiss ersetzen, Was sie durch das Aufhören jener Vortheile verloren haben. Die Bamberger zeichnen sich auch wirklich durch ihren Gemüsebau aus, und man sieht zahlreiche Samenhändler von da herumreisen. In Würzburg braut man nicht nur sehr gutes Bier, sondern zieht auch vortrefflichen Wein.

Die alte Reichsstadt Nürnberg an der Pegnitz mit beinahe 50 000 Einwohnern verdient eine besondere Beschreibung, denn sie war unter allen deutschen Städten immer eine der vorzüglichsten und wurde von allen Kaisern geehrt.

Jenseits des Rheins in der Pfalz ist Speier die Hauptstadt, ebenfalls uralt. In seinem Dome ruhen zwar noch die Gebeine vieler deutschen Kaiser, aber an Grösse und Volkszahl sind ihm viele jüngeren Städte vorangekommen, sowie auch an Fruchtbarkeit die Gegend von Speier von dem weinreichen Hardtgebirge und der Umgegend der Festung Landau übertroffen wird. Die Pfalz hat immer für den Garten Deutschlands gegolten, und sie ist es auch noch sowohl in dem bairischen, als in dem hessischen und badnischen Antheil, und von der einstigen Verwüstung der Franzosen sieht man keine Spuren mehr.

100. Schloß Trausnitz.

In dem Schloſſe Trausnitz, nicht weit von der böhmiſchen Gränze, ſaß einſt ein hoher Gefangener, Friedrich der Schöne, Herzog von Öſtreich, und von vielen Fürſten zum deutſchen Kaiſer gewählt. Aber ſein Unſtern wollte, daß er in der Schlacht bei Mühldorf von ſeinem Gegner, Ludwig dem Baier, überwunden und gefangen genommen wurde. Obgleich beide in ihrer Jugend die innigſten Freunde geweſen waren, ſo hatten ſie ſich doch um der hohen Würde eines deutſchen Kaiſers willen entzweit, und Ludwig mußte nun um ſeiner eigenen Rettung willen ſeinen Gefangenen in ſtrengem Gewahrſam halten. Drei Jahre ſaß der arme Friedrich, ſeiner Freiheit beraubt, und ſchnitzte Pfeile, die er ſelbſt nicht abſchießen durfte, obgleich die Jagd immer ſein größeſtes Vergnügen geweſen war; und es half ihm Nichts, daß ſeine Freunde einen Verſuch, das Schloß zu erſteigen und ihn zu befreien, machten. Er wurde nur deſto ſorgfältiger bewacht. Aber Ludwig kam ſelbſt in das Gedränge, denn ſeiner Feinde waren immer noch viele, und er gedachte wieder des Freundes ſeiner Jugend. Ein frommer Geiſtlicher redete ihm zu, ſich mit Friedrich zu verſöhnen, und ſich um die Übrigen nicht zu bekümmern. Ludwig folgte dem guten Rathe. Er ritt nach Trausnitz und bot ſeinem Gegenkaiſer Freiheit an, wofern er ihm verſpreche, der Krone zu entſagen. Der gebeugte Friedrich verſprach es und, wenn er etwa nicht die Bedingungen ſeines Vertrags mit Ludwig erfüllen könne, ſich freiwillig wieder als Gefangener zu ſtellen. Darauf nahmen beide Freunde das heilige Abendmahl, jeder die Hälfte der Hoſtie. Als aber Friedrich nach Hauſe kam, fand er Vieles anders, als er ſich gedacht hatte. Sein treues Weib hatte ſich um ihn blind gehärmt, ſein Bruder wollte von einem Vertrage mit den Baiern Nichts hören,

und der Papſt wollte ihn ſeines Verſprechens ganz entbinden. Aber Friedrich dachte edler als ſeine Freunde. Ein Mann ein Wort, dachte er, und von einem Eide kann Niemand losſprechen. Als die Zeit kam, ſtellte er ſich in München bei ſeinem Gegner ein. „Ich bin dein Gefangener, ſprach er, mache mit mir, Was du willſt." Dieſe Redlichkeit rührte Ludwigs Herz. Er umarmte ſeinen Gefangenen und ſprach: „Nein, Friedrich, laß uns Freunde ſein, wie früher! Wir wollen das Reich gemeinſchaftlich regieren. Es hat Raum genug für uns beide. Hilf du mir gegen meine Feinde, ich helfe dir! Friedrich ſchlug ein. Und ſie ſchliefen wieder in einem Bette, wie als Knaben und waren ein Herz und eine Seele.

101. Das landwirthſchaftliche Feſt bei München.

Auf einer weiten Wieſe bei München, die Thereſienwieſe genannt, wird jährlich ſeit 1811 vom 1. Oktober an, das bairiſche Landwirthſchaftsfeſt oder Oktoberfeſt, als ein wahres Volksfeſt in Gegenwart des Königs und des königlichen Hauſes gefeiert. Die demſelben beiwohnende Volksmenge ſoll ſchon öfters die Zahl von 60 000 überſchritten haben. Dieſes Feſt dauert 8 Tage. Am Haupttage iſt die ganze Ebene und das große, natürliche, dieſelbe begränzende Amphitheater (halbrunde, an den Seiten erhöhte Schaubühne) mit Menſchen bedeckt. Sobald der König in ſeinem Pavillon (Luſtzelt) auf der Thereſienwieſe angekommen iſt, wird der Reihe nach vorgeführt, Was die Landwirthſchaft für die Viehzucht Vorzügliches geleiſtet, und Was die verſchiedenen Gerichte den Tag zuvor als preiswürdig anerkannt haben. Die Beſitzer des beſten Viehes erhalten dann gewiſſe, in Geld beſtehende Preiſe, worauf ein großes Pferderennen ſtattfindet. Auch ſind neuerlich Preiſe für diejenigen Landwirthe beſtimmt, welche in irgend einem bezeichneten Jahre das Ausgezeichnetſte in der Landwirthſchaft geleiſtet oder die beſten Schriften oder Abhandlungen im ökonomiſchen Fache herausgegeben haben. Die ganze dieſem Haupttage folgende Woche iſt dem Volksfeſte gewidmet; reger Lebensgenuß herrſcht dabei allerwärts; an allen Enden ertönt muntere Muſik; große Vogel- und Scheibenſchießen mit Büchſen und Piſtolen, Bolz- und Armbruſtſchießen, Stoßbahnen und eigentliche Kugelbahnen, Tanz und Geſang, Zelte und Buden mit Speiſen und Getränken vereinigen ſich, zum Genuſſe der verſchiedenſten Art einladend. Ein zweites Pferderennen und am Abend ein prächtiges Feuerwerk macht am letzten Tage dem Feſte ein Ende.

102. Das Juliushospital zu Würzburg.

Eine der trefflichſten Anſtalten für die leidende Menſchheit iſt das Julius-Hospital, wozu der Biſchof Julius 1573 den Grund legte. Das jetzige ſolide und prächtige Haus, mehrere Stockwerke hoch, einen geräumigen Hofplatz einſchließend, wurde 1764 erbaut, hat eine einfache ſchöne Kapelle mit Altar und Kanzel aus Marmor, und enthält gewöhnlich über 1 000 Kranke, Alte und Wahnſinnige, nebſt 100 Perſonen, die als Aufwärter, Bäcker und Brauer ꝛc. dabei thätig ſind. Drei Viertel der Kranken werden gewöhnlich als geheilt entlaſſen. Jede Gattung der-

ſelben, z. B. die chirurgiſchen, d. h. die an äußerlichen Verletzungen leidenden, die epileptiſchen ꝛc. iſt von der Andern abgeſondert. In den Zimmern merkt man nicht den mindeſten üblen Geruch. Die Commoditäten ſind für diejenigen Kranken, welche nicht aus dem Zimmer gehen können, an den Seitenwänden ſo angebracht, daß ſie ſich von ſelbſt ſchließen, und ein unter dem Hauſe durchgeleiteter Kanal allen Koth wegführt. Schwerkranke erhalten ihre vorgeſchriebene Speiſe im Zimmer, die nicht-Bettlägerigen eſſen in einem gemeinſchaftlichen großen Saale. Die helle, große und reinliche Küche iſt mit Sparöfen beſetzt. Einen betrübenden Anblick gewähren die zahlreichen, größtentheils durch ungemäßigte Leidenſchaften: Trunk, Ausſchweifung ꝛc. ihres Verſtandes beraubten, und daher, kaum der Geſtalt nach, den Menſchen noch ähnlichen Perſonen. Einige ſaßen bei dem Beſuche des Erzählers ſtill, ohne ſich um ihre Umgebung zu bekümmern, in einem Winkel, Andere zeichneten ſich durch ein widriges Lachen, wieder andere durch Weinen aus. Die Wüthenden befanden ſich in einem Käfige von ſtarken, hölzernen Latten, worin ſie weder ſich noch andere beſchädigen können. Diejenigen Mannsperſonen, welche am ſtillen Wahnſinn litten, gingen des Tages über frei auf dem Hofe herum, ſpalteten Holz und verrichteten andere häusliche Geſchäfte. Faſt Alle hatten den ſtieren, thieriſchen Blick und die flache Stirn, wodurch ſich die Irren bemerkbar machen. Außerdem hat die Stadt noch 11 andere Hospitäler.

103. Die Hexenprozeſſe.

Zu den ſchmählichſten Früchten, welche der Aberglaube des Mittelalters hervorbrachte, gehören die Hexenprozeſſe. Wohl hatte man auch früher ſchon an Hexerei, Zauberei und andere Teufelskünſte geglaubt, wohl hatte man den Hexen nachgeſagt, ſie ſammelten ſich in der Walpurgisnacht auf dem Blocksberge um den Teufel und erneuerten dort ihren Bund mit demſelben. Wohl hatte man auch ſchon Beſen, Ofengabeln, Spinnrocken, ſchwarze Katzen, Ziegenböcke als Werkzeuge zu dieſem Ritte durch die Luft bezeichnet. Allein man hatte doch wegen des Verdachtes der Hexerei Niemanden verbrannt. Dies geſchah erſt ſpäter, in Deutſchland vornehmlich erſt um die Zeit des 30jährigen Krieges und — man ſollte es kaum für möglich halten — noch im Jahre 1756 in Baiern mit einem 12jährigen Mädchen. Ja in der Schweiz reicht die blutige Verfolgung der Hexerei bis in das Jahr 1782. Als Beiſpiel des Verfahrens gegen ſolche Unglücklichen wählen wir die Hinrichtung eines jungen Edelmannes in Würzburg im Jahr 1629, deſſen eigner Oheim dort Biſchof war und innerhalb ungefähr 4 Jahre gegen 900 Menſchen als Hexenleute dem Tode überlieferte; darunter waren 9jährige Kinder. Ein großer Theil wurde lebendig verbrannt; und man ſah es als eine große Gnade an, wenn ein Verurtheilter erſt enthauptet und nur der Leichnam verbrannt wurde.

Ernſt von Ehrenberg war der einzige Sohn des Freiherrn von Ehrenberg, welchem das noch jetzt vorhandene Schloß Ehrenberg am Neckar gehörte, und der letzte männliche Sprößling der ganzen Familie. Sein Oheim war als Biſchof von Würzburg deutſcher Reichsfürſt

und hatte den Neffen, einen hoffnungsvollen, kräftigen Knaben als Pagen (Edelknaben) an ſeinen Hof genommen, wo er die Schule der Jeſuiten beſuchte. Allein da der Knabe zum Jünglinge heranwuchs, folgte er den Vorſchriften ſeiner Vorgeſetzten nicht mehr ſo unbedingt wie früher, und ward deßhalb des Umgangs mit Hexen beſchuldigt. Der Biſchof übergab ihn darum den Jeſuiten gänzlich, damit dieſe durch ihre Erziehungskunſt und ihre geiſtlichen Übungen den böſen Geiſt in dem 16jährigen Junker bannten. Allein vergebens. Ernſt erklärte, er wolle bleiben, wie er ſei, und er laſſe ſich durch ſolche Beſchwörungen nicht ändern. Da übergibt ihn der Biſchof dem Hexengerichte, und dieſes verurtheilt den jungen Menſchen zum Tode. Die Fürbitte der Richter ſelbſt und die angebotene Gnade des Biſchofs fruchten Nichts, weil die Bedingungen dem kräftigen Jünglinge nicht gefielen, und weil er ſich allerdings nicht denken konnte, daß man es ernſtlich mit einem Todesurtheile meine, wozu kein Grund vorhanden war. Allein es war furchtbarer Ernſt. Der Biſchof befiehlt dem Rechte ſeinen Lauf zu laſſen. Er wolle lieber keinen Stammhalter in der Familie haben, als einen Zauberer. Man führt den Verurtheilten wieder in das ſchwarz behangene Zimmer, worin ein Schaffot aufgerichtet war, und zwei Jeſuiten ermahnen ihn zur Buße. Da er jedoch ſeinen Kopf dem Scharfrichter nicht gutwillig preisgab, ſo lief ihm dieſer nach und ſpaltete ihn durch einen kräftigen Streich von der rechten Seite des Halſes bis unter den linken Arm in zwei Stücke.

Zuletzt mußte der Kaiſer ſelbſt dieſem verrückten Morden in dem Bisthume Würzburg Einhalt thun, und der Oheim des unglücklichen Ernſt von Ehrenberg kam wenigſtens in ſo weit zur Erkenntniß, daß er den Hingerichteten gottesdienſtliche Gedächtniſſe ſtiftete.

Das Andenken an dieſe Hexenprozeſſe, wodurch das durch den 30jährigen Krieg entvölkerte und entſittlichte Deutſchland noch mehr entvölkert und entſittlicht wurde, wird hier und da noch durch die Hexenthürme und die in denſelben gefundenen Ketten und Folterwerkzeuge erhalten.

104. Nürnberg.

Nürnberg, obgleich von ſeiner vormaligen Höhe durch mancherlei Verhältniſſe herabgekommen, hat doch immer noch einen bedeutenden Waarenhandel und eine wichtige, ſehr mannigfaltige Induſtrie, und iſt die erſte Handels- und Fabrikſtadt Baierns. Die ſogenannten nürnberger kurzen Waaren, die jedoch nicht alle in Nürnberg verfertigt, aber doch faſt alle von da verſchickt werden, ſind weit und breit bekannt und gehen in die entfernteſten Theile der Erde. Nürnbergs Induſtrie hat zwar nicht den großartigen Charakter der Gewerbe in den erſten Fabrikſtädten Europas; es beſitzt keine Fabriken, welche Tauſende von Menſchen in einen kleinen Raum zuſammendrängen, wo ſie von einem reichen Fabrikherrn abhängig wirken; aber es regen ſich doch in ſeinen Werkſtätten zahlreiche fleißige Hände, welche das In- und Ausland mit tauſenderlei Arten ihrer Erzeugniſſe verſehen. Das Weſen der Nürnberger Induſtrie beſteht alſo darin, daß ſie nicht in großen Fabriken, ſondern von vielen ſelbſtſtändigen Meiſtern (deren Zahl über

4000, ohne 3500 Geſellen, beträgt) betrieben wird und daß dieſe Meiſter Handwerker ſind und bleiben. Gleichſam eine Tochter der nürnberger Induſtrie iſt jene der nahen Stadt Fürth. Sie hat ſich durch die Aufnahme der Gewerbsleute, welchen man in Nürnberg mit allzu großer Strenge die Anſiedelung verweigerte, ſo wie der in Nürnberg gar nicht geduldeten Juden zu einer bedeutenden Größe erhoben. Doch wird dort der größte Theil der an Zahl und Werth ſehr bedeutenden fürther Waaren auf Beſtellung der nürnberger Kaufleute verfertigt und unter dem Namen nürnberger Waaren in den Handel gebracht. Dieſe Waaren, welche in Nürnberg, Fürth und einigen anderen nahe liegenden Städten und in ihren Umgebungen verfertigt werden, beſtehen beſonders in metallnen Knöpfen, Kammmacherwaaren von Elfenbein, Schildkrot und Horn, farbigen Papieren, Schnupftabaksdoſen, feinen, lackirten Blechwaaren, Spiegeln, gegoſſenen Meſſingwaaren, überſponnenen Drähten, Borten, Meſſing- und Eiſendrähten für muſikaliſche Inſtrumente von den gröbſten bis zu den allerfeinſten Gattungen, die nirgends ſo vortrefflich gemacht, und auf hölzerne Röllchen gewunden, äußerſt wohlfeil geliefert werden. Ferner Meſſingblechen, Tomback und Halbgold, Zirkelſchmiedarbeiten, allen Gattungen von Klempnerwaaren, Nähnadeln, mechaniſchen, chirurgiſchen und muſikaliſchen Inſtrumenten, Schuſterahlen, Geſchmeidewaaren, Feilen, fein geſchlagenem Gold, Silber und andern Metallen, Bronzefarben von den Metallabfällen, Prägewerke für Medaillen, Wagſchalen, Blechdoſen mit Spiegeln, (wovon jährlich viele in die Türkei gehen), Nägeln von verſchiedenem Metall, Zinnfolie, Zinngießer-, Bürſtenbinder- und Säcklerwaaren, wollenen Teppichen und Wollengarnen. Weiter in den bekannten Leb- oder Pfefferkuchen, Briefoblaten, Siegellack, Brillen, Uhrgehäuſen, Drechslerwaaren, Bleiſtiften, künſtlichen Blumen, hölzernen und andern Spielwaaren ꝛc. Zum Beweiſe für die Manigfaltigkeit und die lebhafte Betreibung der nürnberger Gewerbe fügen wir dem Geſagten noch etliche Zahlen bei. 1822 fanden ſich in Nürnberg: 4 Alabaſterer, 51 Ahlenſchmiede, 49 Bortenmacher, 50 Bleiſtiftmacher, 13 Brillenmacher, 22 Bürſtenbinder, 77 Cichorienfabrikanten, 2 Compaßmacher, 123 Drechsler, 38 Drahtzieher, 16 Doſenmacher, 9 Drahtplätter, 40 Feilenhauer, 12 Farbenfabrikanten, 47 Gold- und Silberarbeiter, 12 Goldſchläger, 32 Gürtler, 13 Glasfabrikanten, 19 Goldſpinner, 50 Heftleinmacher, 11 Hornpreſſer, 96 Kammmacher, 79 Kiſtler (Kiſtenmacher), 12 Lebkuchenbäcker, 62 Kupferſtecher, 59 Mahler, 21 Vergolder, 11 Nadler, 3 Nudelmacher, 12 Oblatenbäcker, 3 Orgelmacher, 3 Pergamentenmacher, 47 Paternoſtermacher (Verfertiger von Roſenkränzen), 154 Rothſchmiede, 29 Schellenmacher, 18 Spielwaarenmacher, 12 Siegellackmacher, 53 Klempner, 3 Windenmacher, 3 Wachsboſſirer, 2 Wildrufdreher, (von welchen die vielfach verſchiedenen Pfeifchen für Jäger und Jagdliebhaber verfertigt werden), 5 Wißmuthmahler, 70 Zeugſchmiede, 27 Zinngießer. Die übrigen für das gewöhnliche Leben gehörigen Gewerbe, ſo wie auch verſchiedene andere ſind bei dieſer Aufzählung übergangen. — Das ausgebreitetſte Gewerbe iſt die Zunft der Rothſchmiede oder Meſſingarbeiter nach allen den verſchiedenen Zweigen, in welche ſie zerfällt. Sie lebt unter ſich in ſolcher Verbindung, daß die Geſammtheit derſelben gleichſam nur eine große

Fabrik ausmacht, deren Theilnehmer doch wieder für ſich allein beſtehen, wenn auch gleichwohl kein einziger ohne die Hülfe des anderen ein Stück fertig machen kann. Sie haben eine eigne Mühle, wo Alles rund und rein abgedrechſelt wird, was rauh vom Guſſe kommt, eine Anzahl von ihnen macht ausſchließlich die Formen für die übrigen; andere arbeiten auf benannter Mühle; ein Theil fertigt Nichts als Ringe, Andere Gewichte, Andere Wagen, Andere Hähne, Rollen, Leuchter ꝛc. wieder Andere Feuerſpritzen, Glocken ꝛc. — Noch muß die in neueren Zeiten zwiſchen Nürnberg und Fürth angelegte und von Dampfwagen befahrene Eiſenbahn erwähnt werden, welche die erſte dieſer Art in Deutſchland war.

105. Die Nürnberger.

Aus Nürnberg ſind viel wackere deutſche Männer hervorgegangen. Da war Peter Hele, der die Taſchenuhren erfand, welche anfangs von ihrer länglich runden Geſtalt den Namen nürnberger Eierlein erhielten und ſehr theuer verkauft wurden. Noch berühmter iſt der Mahler Albrecht Dürer, welcher ſo vortreffliche Gemählde lieferte und zugleich ein ſo einſichtsvoller Künſtler war, daß ihm der Kaiſer Maximilian ſeine Gunſt ſchenkte. Mehr als einmal beſuchte ihn der Kaiſer in ſeiner Werkſtätte und unterhielt ſich mit ihm über die ſchönen Bilder; auch ließ er ſich von dieſem und von keinem anderen Künſtler mahlen. Um dieſelbe Zeit lebte auch ein merkwürdiger Schuhmacher in Nürnberg, Hans Sachs. Ob er beſonders gute Schuhe verfertigt habe, wiſſen wir nicht, aber Verſe konnte dieſer Mann ſchreiben wie Waſſer. Manche derſelben waren für die damalige Zeit recht ſchön und werden noch jetzt gern geleſen; ſo zum Beiſpiel ſeine Erzählung von dem Schlaraffenlande, wo die Häuſer mit Lebkuchen gedeckt und die Straßen mit Pfannkuchen gepflaſtert ſind, ſollen in den Bächen ſtatt Waſſer Wein, Bier oder Milch fließen und von den am Ufer ſtehenden Bäumen Semmeln und Zwieback hineinfallen.

Viel früher, unter dem Kaiſer Ludwig dem Baier, wurde die wichtige Schlacht bei Mühldorf durch zwei Nürnberger entſchieden. Das Reich war nämlich uneinig, eine Parthei hatte den Herzog von Öſtreich, Friedrich den Schönen, zum Kaiſer gewählt, die andere den bairiſchen Herzog Ludwig. Nicht weit von dem Inn bei Mühldorf trafen die Heere auf einander. Ludwig führte das ſeinige aber nicht ſelbſt an, weil er zwar ein tapferer Ritter war, aber ſelbſt einſah, daß er kein kriegskundiger Heerführer ſei. Vielmehr übertrug er den Oberbefehl über die Seinigen einem Rittersmann, der von Natur klein und unanſehnlich war und wegen vorgerückten Alters nur mit Mühe noch das Pferd beſteigen konnte, dem Nürnberger Seyfried Schweppermann. (Anderen Nachrichten zufolge ſoll er freilich nicht aus Nürnberg, ſondern nur aus der Gegend geweſen ſein). Der Kaiſer ſelbſt kämpfte unter den gemeinen Rittern. Der Erfolg lehrte, daß Ludwig eine gute Wahl getroffen, denn Schweppermann hatte ſeine Vorkehrungen ſo vortrefflich gemacht, daß die Öſtreicher nach langem Kampfe trotz der Tapferkeit ihres Herzogs zurückgedrängt wurden. Und als nun gar ein anderer Nürnberger, der Burggraf Friedrich mit einer

Abtheilung Reiter, welche zum Schein öſtreichiſche Farben trugen, den Feinden in den Rücken fiel, da wurde der Schrecken unter dieſen allgemein, und bald war Herzog Friedrich von Allen verlaſſen und mußte ſich endlich gefangen geben. Nun war der Sieg vollkommen, und Ludwig konnte hoffen, jetzt allein Herr in Deutſchland zu ſein. Da war große Freude im bairiſchen Heere. Aber die Freude allein konnte den Hunger nicht ſtillen. Denn in der ganzen, verwüſteten Gegend war nichts Eßbares übrig geblieben. Endlich brachte jedoch ein Diener einen Korb voll Eier. Kaiſer Ludwig befahl ſie zu gleichen Theilen unter die Ritter zu vertheilen. Da fand ſich denn, daß auf jeden eins kam und eins übrig blieb. Aus Reſpekt wollte man dem Kaiſer wenigſtens zwei aufdringen. „Nein," rief dieſer, „nicht alſo! Jedem ein Ei und dem frommen Schweppermann zwei." Und ſo geſchah es. Zum Andenken an dieſe Ehre, die ihm ſein Kaiſer erwies, wurden jene Worte auf Schweppermanns Grabſteins geſetzt.

Der Burggraf Friedrich von Nürnberg hat aber einen noch ausgezeichneteren Namen erlangt, denn er iſt durch ſeinen Enkel der Stammvater der Könige von Preußen geworden.

106. Der Ludwigs-Kanal.

Deutſchland iſt in Hinſicht auf Bewäſſerung wohl das reichſte Land in Europa; kein anderes Land dieſes Erdtheiles, Rußland etwa ausgenommen, beſitzt ſo große Ströme, wie die Donau und der Rhein ſind. Der Gedanke, dieſe beiden Flüſſe zu verbinden, lag ſehr nahe und entging ſchon dem tiefen Blicke Karls des Großen nicht, der Unternehmungsgeiſt und Macht genug beſaß, einen ſo großartigen Plan auch auszuführen. Doch Kriege und wahrſcheinlich auch der Mangel an tüchtigen Baumeiſtern verhinderten die Vollendung des bereits begonnenen Werkes

König Ludwig von Baiern faßte endlich 1000 Jahre ſpäter den Entſchluß, worin ihn die Beſchreibung der großartigen Kanäle in Nordamerika beſtärkte, Karls großartigen Plan zu verwirklichen. Schon zwei Jahre nach ſeiner Thronbeſteigung ordnete der König eine genaue Unterſuchung und die nöthigen Vorarbeiten zu dem Kanalbau an. Nachdem ein ſachverſtändiger Baumeiſter den Plan ausgearbeitet und die Ausführbarkeit bewieſen hatte, genehmigten die Landſtände das Unternehmen.

Die Koſten, welche auf 8 530 000 Gulden veranſchlagt waren, wurden durch Aktien gedeckt, deren vierten Theil der Staat übernahm. Die Hoffnung, daß man mit dieſer Summe ausreichen würde, täuſchte indeſſen; denn nach einem im Monat Oktober 1844 erſtatteten Verwaltungsberichte betrugen die Koſten ſchon 13 474 314 Gulden, und doch waren noch einige Hauptbauten zu vollenden.

Der Kanal beginnt bei Kehlheim an der Donau, erreicht den höchſten Punkt bei Neumarkt, 630½ Fuß über dem Ausmündungspunkt in den Main und 270¾ Fuß über dem Einmündungspunkt in die Donau. Bis in die Nähe von Neumarkt zählt man 23 Kammerſchleußen, d. h. ſolche doppelte Schleußen, zwiſchen welchen man das Waſſer bis zu einer gewiſſen Höhe ſchwellen kann. Von dieſem Punkte an bis zur Schleuße Nr. 24 braucht ein guter Fußgänger wohl ſechs Stunden, dann aber folgen die Schleußen ſehr raſch auf einander. Die 68ſte führt in den

Hafen bei Nürnberg, bei Erlangen iſt die 80ſte, von da bis zum Bamberger Hafen finden ſich noch 11. Der Kanal zählt alſo in ſeiner ganzen Länge, welche von Kehlheim bis nach Bamberg 23½ deutſche Meile beträgt, 91 Kammerſchleußen, von denen jede 120 Fuß lang und 16 Fuß breit iſt, und ein Zwiſchenthor hat, da die ganze Länge der Schleußen nur für Schiffe mit Bauholz gebraucht werden ſoll. Die Breite der Schiffe iſt an der Waſſerfläche 14½ Fuß, am Boden 14 Fuß, bei voller Ladung gehen ſie 4 Fuß im Waſſer. Bei günſtigem Winde kann ein Pferd wohl an 2000 Zentner ziehen. Die Ziehwege (Leinpfade) ſind längs der ganzen Kanallinie mit Obſtbäumen bepflanzt, welche herrlich gedeihen. Der Kanal iſt oben 54 Fuß breit, unten 34 Fuß, die Tiefe iſt 5 Fuß, doch kann dieſe bis auf 7 Fuß gebracht werden, ſobald der Kanal mehr verſchlammt iſt, denn die Böſchungen ſind ſtark und breit. Die Befürchtung, daß, ungeachtet eine Menge Flüßchen und Bäche in den Kanal geleitet ſind, dieſer in trockenen Sommer waſſerlos ſein werde, ſind nach dem Urtheile der Sachverſtändigen grundlos; man hat berechnet, daß ſelbſt im ungünſtigſten Falle noch hinreichend Waſſer vorhanden wäre, wenn auch 50 Millionen Zentner Waaren jährlich auf dem Kanale transportirt würden.

Die jährlichen Unterhaltungskoſten ſind auf 556200 Gulden berechnet; um aber alle Unkoſten, namentlich auch die Kapitalzinſen zu decken, müßten, wenn man das Kanalgeld zu 15 Kreuzer für den Zentner anſetzt, jährlich 2224800 Zentner Waaren verſchifft werden, Was zu ſeiner Zeit, wenn der Kanal ſeine Bedeutung erlangt hat, d. h. wenn alle deutſche Bundesſtaaten ſich an den deutſchen Zollverein angeſchloſſen haben werden, gewiß geſchehen wird.

Ob überhaupt die auf den Kanal verwendeten Summen ſich rentiren werden, iſt eine Frage, die man jetzt noch nicht zu löſen im Stande iſt, weil gar Vieles darauf einwirkt. Wird einmal die Weichſel, Elbe, Weſer und der Rhein durch freien Handel mit einander verbunden ſein, dann erhält der Ludwigskanal ſeine Beſtimmung zu einer Hauptwaſſerſtraße des Welttheiles und kann einen kaum zu berechnenden Verkehrsumſchwung herbeiführen.

Ungemein viel Leben wird der Kanal in die Gegenden von Nürnberg, Fürth und Erlangen bringen, denn er bindet die getraidereichen Donaugegenden an die rheiniſchen und niederländiſchen Märkte. Auch muß der Güterzug auf dieſer neu entſtandenen Straße ſich mehren, wenn einmal die außerhalb Baiern beſtehenden drückenden Mainzölle aufgehoben werden. Der ungeheure Vorrath von Holz und Torf, den das ſüdliche Baiern noch beſitzt, wird die Möglichkeit eines Holzmangels in den nördlichen Kreiſen, wo die Preiſe des Brennmaterials fortwährend ſteigen, beſeitigen. Getraide führt nach gemachten Unterſuchungen Baiern jährlich, ohne Nachtheil ſeines inneren Bedarfes, 800000 Scheffel dem Auslande zu, und davon wird ein großer Theil dem Kanale übergeben werden.

Das erſte Schiff, welches bei der feierlichen Eröffnung des Kanals am 25. Auguſt 1845 von Kehlheim abging, brachte die koloſſalen vier Figuren, welche für das Kanal-Monument bei Erlangen beſtimmt ſind. Dieſe Figuren ſtellen den Main und die Donau als Flußgötter dar, welche das aus Urnen ſich ergießende Waſſer mit einander vereinigen;

nebenan ſtehen zwei weibliche, 16 Fuß hohe Figuren, die Schifffahrt und den Handel bezeichnend.

Obgleich ſchon jetzt der Kanal fleißig befahren wird, ſo betrifft das doch nur den eigentlichen Kanal von Dietfurt bis Bamberg, die Strecke von Kehlheim bis Dietfurt iſt dagegen noch im Bau begriffen, denn die Altmühl iſt in ihrem natürlichen Bette nicht waſſerreich genug, ſchwer beladene Schiffe zu tragen. Aber es ſind dermalen zur Erreichung des Zieles der Kanaliſirung dieſes Fluſſes Tauſende von Menſchenhänden bei Tag und bei Nacht beſchäftigt.

107. Das Kaiserthum Östreich.

Die ehemaligen Kaiser von Deutschland sind jetzt Kaiser von Östreich und das Erzherzogthum Östreich, welches von der bairischen bis zur ungarischen Gränze auf beiden Ufern der Donau hinzieht, ist nur ein kleiner Theil des mächtigen Kaiserthums. Denn dieses erstreckt sich nicht blos über deutsche Länder, sondern auch über Ungarn, Dalmatien, über das vormals polnische Galizien und über einen Theil von Italien. Alle diese Länder, welche mehr als 12000 Quadratmeilen mit 40 Millionen Menschen enthalten, werden von der Hauptstadt Wien aus regiert. Jede Völkerschaft aber bedient sich ungehindert ihrer angebornen Sprache und folgt ihren einheimischen Gesetzen. Darum fühlen sich die Unterthanen unter dem Scepter des Kaisers von Östreich auch verhältnissmässig glücklich, und die östreichische Macht ist nebst Russland, England und Frankreich die erste in der Welt. Aber die Natur hat dieses Land auch vorzugsweise begünstigt. Es liegt zwischen dem nördlichen und südlichen Europa in der Mitte, ist zwar von hohen Gebirgen, den Alpen und Karpathen durchzogen, hat aber dazwischen die trefflichsten Ebenen, und ausser der gewaltigen Donau dienen noch zahlreiche Flüsse zu seiner Bewässerung und zur Schifffahrt. Schade, dass es nur an einer kleinen Ecke in Italien an das Meer stösst, und dass die Türken und Russen die Beschiffung der Donau bis in das schwarze Meer erschweren. An Erzeugnissen des Bodens hat Östreich fast allenthalben Überfluss. Getraide, Wein und Obst mehr, als es bedarf, und von der bessten Beschaffenheit. An Waldung fehlt es nicht, Tabak, Hopfen, Flachs, Safran und andere Färbekräuter brauchen nicht auswärts gekauft zu werden. Salz wird nicht blos aus reichen Salzquellen gesotten, sondern auch als Stein aus der Erde gebracht. Kein europäisches Land ist so reich an Metallen und zwar an Silber und Gold, wie an Eisen und Kupfer, selbst das seltene Quecksilber wird in östreichischen Bergwerken gewonnen. An Thieren findet man freilich nur das Gowöhnliche, allein die Heerden von Rindern und Schafen sind nicht blos zahlreich, sondern auch von edler Rasse, ungarische Ochsen werden als Schlachtvieh bis nach Baiern und weiter gebracht. Auch sieht man neben den gewöhnlichen Ochsen Büffel, welche zwar hässlicher und unbändiger, aber auch weit stärker zum Ziehen sind. Federvieh wird kaum in irgend einem Lande zahlreicher gehalten. Denn man liebt in Wien vor

Allem gebratene Hahnen; und böhmische Fasanen, so wie steyerische Kapaunen gelten in ganz Deutschland für köstliche Leckereien. Und so könnte noch Viel von dem Reichthum des östreichischen Landes erzählt werden, wenn uns die Menschen nicht wichtiger wären. Die Östreicher sind natürlich so wie an Sprache, so auch an Sitten und Bildung einander sehr unähnlich. Der Bewohner von Wien, der Italiener aus Venedig ist ein ganz anderer Mensch als der wilde Kroate, oder der schmutzige Galizier. Wenn wir aber von den eigentlichen von den deutsch-redenden Östreichern aus den zum deutschen Bunde gehörigen Provinzen sprechen, so sind sie ein kräftiger, gutmüthiger Menschenschlag, welche zwar an Gewandtheit von manchen andern Völkerschaften übertroffen werden, aber an Treuherzigkeit und Diensteifer schwerlich. Ihre Sprache ist breit und klingt den übrigen Deutschen hart, oft kindisch, doch sind sie anstellig, und besitzen oft viele Kenntnisse. Weil aber die Gränze gegen fremde Einfuhr gesperrt ist, so sind sie mit manchen Fabrikationen, so wie mit manchen Veränderungen in der übrigen Welt nicht recht bekannt.

Die Religion der meisten Östreicher ist die katholisehe, doch ist man gegen Andersgläubige toleranter, als in manchen Ländern, wo man sich weiser dünkt. Der edle Kaiser Joseph der Zweite wollte allen seinen Unterthanen gleiche Glaubens- und Religionsfreiheit gewähren, aber um es ganz durchzuführen, war sein Volk noch nicht reif; und jetzt lässt man den Jesuiten etwas zu viel Einfluss.

108. Der Kaiſer Franz.

Wenige fürſtliche Familien in ganz Deutſchland ſind ſo beliebt bei dem Volke als die kaiſerlich öſtreichiſche, wenige zeigen aber auch ſoviel Herablaſſung und nehmen an Freuden und Leiden der Bevölkerung ſo innigen Antheil. In Wien iſt man gewohnt den Erzherzogen, (ſo heißen die kaiſerlichen Prinzen), auf Spaziergängen zu begegnen und bei allgemeinen Luſtbarkeiten fehlen ſie gewiß nicht. Schon die Urgroßmutter des jetzigen Kaiſers Maria Thereſia hat dieſes ſchöne Verhältniß eingeführt, der Kaiſer Joſeph hat es noch weiter ausgedehnt, und der verſtorbene Kaiſer Franz galt bei ſeinen Lebzeiten als ein Vater des Volkes und wird noch als ſolcher verehrt. Daß er dieſen Ruhm verdient, beweiſ't das nachſtehende Gedicht „Des Armen Leichenbegängniß,“ daß das Volk aber auch Gut und Blut für ihn ließ, das andere „Andreas Hofer.“

Des Armen Leichenbegängniß.

Es ſchleicht ein Wagen ſchwarz und ſchwer
Zum Friedhof hin;
Doch weint kein Auge hinterher
Im großen Wien.

„Wer iſt der Pilger, den zur Ruh
Man ſo verbannt?“
„Ein Armer.“ — „Wem gehört er zu?“ —
„Iſt unbekannt.“

Doch Einer ſieht's, es jammert ihn
Des armen Mann's,
Nur Einer aus dem weiten Wien,
Der Kaiſer Franz.

Er folgt der Leiche frommen Schritts,
Und betet leis:
„Herr, nimm ihn auf in deinen Sitz,
Den armen Greis."

Und als das Volk den Kaiſer ſah
Im Trauerſchritt,
Da ſtrömt's herzu von fern und nah
Und betet mit.

So wuchs und wuchs der Trauerzug
Des armen Mann's.
Und jedes Herz in Ehrfurcht ſchlug
Für Kaiſer Franz.

Andreas Hofer.

Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer war,
In Mantua zum Tode
Führt ihn der Feinde Schaar;
Es blutete der Brüder Herz
Ganz Deutſchland, ach!
In Schmach und Schmerz,
Mit ihm das Land Tyrol.

Die Hände auf dem Rücken,
Der Sandwirth Hofer ging,
Mit ruhig feſten Schritten;
Ihm ſchien der Tod gering,
Der Tod, den er ſo manchesmal
Vom Iſelberg geſchickt ins Thal
Im heil'gen Land Tyrol.

Doch als aus Kerkergittern
Im feſten Mantua
Die treuen Waffenbrüder
Die Händ' er ſtrecken ſah,
Da rief er laut: „Gott ſei mit euch,
Mit dem verrathnen deutſchen Reich
Und mit dem Land Tyrol!"

Dem Tambour will der Wirbel
Nicht unterm Schlägel vor,
Als nun der Sandwirth Hofer
Schritt durch das finſtre Thor
Der Sandwirth noch in Banden frei,
Dort ſtand er feſt auf der Baſtei,
Der Mann vom Land Tyrol.

Dort ſoll er niederknien.
Er ſprach: „Das thu' ich nit!
Will ſterben, wie ich ſtehe,
Will ſterben, wie ich ſtritt,
Sowie ich ſteh' auf dieſer Schanz!
Es leb' mein guter Kaiſer Franz,
Mit ihm das Land Tyrol!

Und von der Hand die Binde
Nimmt ihm der Korporal,
Und Sandwirth Hofer betet
Allhier zum letzten Mal;
Dann ruft er: „Nun ſo trefft mich recht!
Gebt Feuer! — Ach, wie ſchießt ihr ſchlecht!
Ade, mein Land Tyrol!"

109. Rudolf von Habsburg.

Der Kaiſer Rudolf von Habsburg war urſprünglich ein nicht gar mächtiger Graf in der Schweiz, ſeine Tapferkeit und Klugheit hatte aber den deutſchen Fürſten ſoviel Achtung vor ihm eingeflößt, daß nach den ſchlimmen Zeiten, wo mehrere Kaiſer zugleich im Reiche herrſchten, und keiner Ordnung und Geſetze aufrecht hielt, ſie lieber dieſen wackeren Grafen als einen ſaumſeligen Herzog zum Kaiſer wählten. Aber der König von Böhmen, Ottokar, wollte ſich dem neuen Kaiſer nicht unterwerfen, und nach mannigfachen Verſuchen in der Güte kam es zum Krieg und zu einer großen Schlacht auf dem Marchfelde in Öſtreich. In dieſer Schlacht gerieth Rudolf in große Lebensgefahr. Ottokar hatte einen ſtarken und tapferen polniſchen Ritter vermocht, den Kaiſer in der Schlacht aufzuſuchen und umzubringen. Der Pole

erreichte ihn auch, griff ihn wüthend an und ſtieß ſein Pferd nieder. Rudolf wäre verloren geweſen, hätte er ſich durch ſeinen Schild nicht vor dem Zertreten geſchützt. Endlich gelang es ihm, ſich unter dem getödeten Pferde hervorzuarbeiten und hieb ſich nun ſo lange mit dem Polen herum, bis ihm die Seinigen zu Hülfe kamen. So errettete die Vorſehung den braven Kaiſer. Anders ging es mit Ottokar. Rudolf hatte ſeinen Rittern ausdrücklich befohlen, ſeines Feindes zu ſchonen. Dennoch jagten zwei Ritter auf ihn los, ſtachen ihm ſein Pferd nieder, und da er um ſein Leben flehte, rief der Eine: „du haſt mir einſt meinen Freund ohne Schuld getödet, darum mußt du jetzt ſterben.“ So durchrannte er ihn mit dem Schwerde, während der Andere ihm einen Hieb in den Hals verſetzte. Dies war Ottokars Ende, deſſen Grabmahl noch in der erzbiſchöflichen Kirche von Prag zu ſehen iſt. Nach dem Siege fanden Rudolfs Leute unter den Leichen auch jenen Polen, zwar noch lebend, aber fürchterlich zugerichtet. Sie fragten Rudolf, ob ſie den Schelm nicht vollends tödten ſollten. „Das wolle Gott verhüten!“ antwortete der Kaiſer, „es wäre doch ſchade, wenn ein ſo tapferer Ritter ſterben ſollte.“ Darauf ließ er ihn ſorgfältig pflegen und ſchickte ihn dann in ſein Vaterland zurück. So wiſſen ſich edle Menſchen zu rächen! Auch gegen die Söhne Ottokars zeigte ſich Rudolf großmüthig. Er belehnte ſie mit dem Erbreiche ihres Vaters und nahm ihnen nur die von dieſem mit Unrecht erworbenen Länder. Seinem Sohn aber gab er das eroberte Öſtreich zum Lehen und gründete dadurch die Macht des Habsburgiſchen Hauſes, aus welchem die jetzigen Kaiſer von Öſtreich ſtammen.

110. Wien.

Man hat ein Sprüchwort: Es gibt nur eine Kaiſerſtadt, es gibt nur ein Wien, und das Sprüchwort iſt in vieler Hinſicht wahr. Zwar wird Wien von London, Paris, Konſtantinopel, Petersburg und Neapel an Bevölkerung übertroffen; denn es hat nicht mehr als 430000 Einwohner, zwar iſt Berlin berühmter als Univerſität, zwar haben Petersburg und München mehr moderne Gebäude, zwar kommt es an Schönheit der Lage Neapel, Liſſabon und Stockholm nicht gleich; allein Alles zuſammengenommen bleibt Wien doch die intereſſanteſte Stadt für einen Deutſchen. Welche Erinnerungen knüpfen ſich an ſeine alten Thürme, Paläſte und Wälle! Hier haben die übermächtigen Türken zweimal vor der ſtandhaften Tapferkeit der Chriſten zurückweichen müſſen; hier ſtand der Thron des wackeren Kaiſers Maximilian, des eigenſinnigen Ferdinand, der ſein Vaterland in den gräuelvollen dreißigjährigen Krieg ſtürzte, hier herrſchte die kluge Maria Thereſia, der großherzige Joſeph der Zweite, hier duldete der ſanfte Franz der Erſte den Übermuth der ſiegenden Franzoſen. Und allen dieſen Kaiſern waren die Bürger Wiens treue, aufopfernde Unterthanen. Der Wiener Kongreß (1815) hat Deutſchland, hat Europa in ſeine heutige Geſtalt gebracht. Ununterbrochener Friede iſt ihm gefolgt. Gerade an dem alterthümlichen Ausſehen der Stadt erkennt man, daß ſie ſchon Viel erlebt hat. Die 4, 5 ja 6 ſtöckigen Häuſer in der alten, von einer Baſtei umgebenen Stadt beweiſen, daß man ehemals weniger auf Be-

quemlichkeit, als auf Sicherheit, weniger auf gerade, luftige Straßen als auf ſtarke Mauern ſah. Von dem hohen Thurme der Stephanskirche, einem der höchſten in ganz Europa, betrachtete einſt der tapfere Stadtkommandant das Lager der Türken und ſpähte nach der Hülfe, welche die Chriſten bringen ſollten. Jetzt ſind indeſſen die engen Straßen gut gepflaſtert und mit prächtigen Kaufmannsläden beſetzt. Wie große Gebäude aber noch vorhanden ſind, kann man daraus abnehmen, daß ein ehemaliges Spital von 1200 Menſchen bewohnt iſt, welche 75000 fl. Miethe bezahlen. Die Vorſtädte, welche neuer und viel größer ſind als die eigentliche Stadt, haben ſchönere Straßen und ſind, weil ſie von einem Arme der Donau durchſtrömt werden, für den Handel geeigneter. Aber auch das Vergnügen hat da mehr ſeinen Sitz. Denn der Wiener beluſtigt ſich gern im Freien, und an den Vorſtädten auf der Inſel zwiſchen den Armen der Donau liegt ein berühmter Park mit den herrlichſten Anlagen für Spaziergänger: der Prater. Dort ſtrömt bei ſchönem Wetter beſonders an Sonntagen eine ungeheure Menſchenmaſſe zuſammen, und während die Vornehmen in prächtigen Equipagen die Alleen durchfahren, vergnügt ſich das Volk unter Zelten und Buden in dem ſogenannten Wurſtprater. Aber jeder Fremde findet ſich unter den heiteren Wienern und in ihrer ſchönen Gegend behaglich.

111. Die Türkennoth 1683.

Wenn wir heut zu Tage in Deutſchland Nichts mehr zu fürchten hätten als die Türken, dann wären wir glückliche Leute. Mit Mitleid, faſt mit Verachtung blicken wir auf den türkiſchen Staat, der nur durch die Eiferſucht ſeiner Nachbarn noch fortbeſteht. Das war aber in früherer Zeit ganz anders. Unſere Vorfahren, ja ganz Europa zitterten einſt vor den ſiegestrunkenen türkiſchen Schaaren, welche in ihrem blinden Religionseifer mit Chriſten keinen Frieden ſchließen mochten, und ſtets aufs neue verwüſtend über ihre Gränzen brachen. Die bedrängte Chriſtenheit zitterte vor ſolchen barbariſchen Feinden und ſuchte durch Kirchengeläute, Gebete und Prozeſſionen das Unheil abzuwenden.

Man wird fragen: Warum griff man nicht lieber zu den Waffen und ſetzte dem türkiſchen Übermuthe deutſche Tapferkeit entgegen? Allerdings hätte man Das geſollt, und manche deutſchen Kaiſer waren auch kräftig genug, dieſen ehrenvollen Weg zu verſuchen. Der ängſtliche Leopold I. aber, der in ſpaniſcher Umſtändlichkeit erzogen worden war, war nicht der Mann dazu, und die deutſchen Fürſten nach dem jammervollen 30jährigen Kriege und bei den beſtändigen Feindſeligkeiten der Franzoſen waren auch nicht geneigt, dem Kaiſer beizuſtehen. Die deutſche Langſamkeit und Uneinigkeit war aber ſelbſt den Türken bekannt geworden.

Genug, der türkiſche Großvezier Kara Muſtapha brach an der Spitze von 300000 Mann nach Ungarn auf, wo der mißvergnügte Adel ſich auf ſeine Seite ſchlug. Zwar ſchickte Kaiſer Leopold den tapferen Herzog Karl von Lothringen, ſeinen Vetter, den Türken entgegen, aber mit einem zehnmal ſchwächeren Heere, denn weder in Öſtreich, noch in Deutſchland war man zu einem ernſtlichen Kriege gerüſtet. Selbſt die Hauptſtadt Wien, ſo nahe an der Gränze von Ungarn gelegen, war ſchwach befeſtigt und verproviantirt, und die Beſatzung Nichts weniger als hin-

reichend für eine lange Belagerung. Als nun gar noch die Nachricht kam, daß der Herzog von Lothringen an der ungariſchen Gränze eine Niederlage erlitten habe, da faßte ein paniſcher Schrecken ganz Wien. Nachdem der Kaiſer am 7. Juli 1683 die Stadt verlaſſen hatte, hielt man ſich ganz und gar für verloren. Tauſende der Begütertſten gaben Haus und Hof auf, packten ihre beſte Habe zuſammen und ſchätzten ſich glücklich, wenn ſie einen Wagen oder irgend ein Fuhrwerk bekommen konnten, während wieder ganze Schwärme armer Flüchtlinge vom platten Lande Schutz in der Stadt ſuchten. Viele der Auswanderer aber fielen den Tartaren, welche dem türkiſchen Heere vorausſtreiften, in die Hände.

Zum Glück hatte der ſchwache Kaiſer einem trefflichen Krieger das Kommando der Stadt anvertraut. Graf Ernſt Rüdiger von Starhemberg war der rechte Mann für ſolche Gefahr. Hoch gewachſen, von ſtarkem Knochenbaue, mager, mit ſcharf geprägten, ſtets ernſten Geſichtszügen und dunklen Augen war er ſtreng und unerbittlich im Dienſte. Und Das that noth. Denn die kleinſte Vernachläſſigung im Dienſte konnte nicht zu berechnende unglückliche Folgen herbeiführen. Durch die Kaltblütigkeit und guten Anordnungen des Kommandanten ſtellte ſich auch das Vertrauen unter der Bürgerſchaft wieder her, zumal da der Bürgermeiſter und der Biſchof mit gutem Beiſpiele vorangingen.

Unterdeſſen rückte das türkiſche Heer heran und bezeichnete ſeine Bahn durch Mord und Brand. Die reizenden Sommerwohnungen der Wiener wurden mit toller Wuth verwüſtet. An dem ſchönſten Sommerabende leuchtete ein ſchauerlicher Kranz von Feuern um die belagerte Stadt. Schrecklicher noch als dieſer Anblick war der Gedanke an die armen Menſchen, welche meiſtens wehrlos den barbariſchen Feinden in die Hände fielen und theils den Tod unter den Säbeln fanden, theils als Sklaven fortgetrieben wurden. Es ſoll 23000 Knaben, 9000 Mädchen, 7000 Frauen und 5000 Männer dies ſchreckliche Schickſal getroffen haben. Welch namenloſer Jammer für ſo viele Familien!

Wiens Vertheidiger ließen ſich indeſſen durch dieſen Anblick nicht erſchüttern, ſondern trafen deſto eifriger die Anſtalten zu der hartnäckigſten Gegenwehr, und die Bürger blieben hinter den Soldaten nicht zurück. Die Menſchen dachten nicht mehr an ſich ſelbſt, an ihr perſönliches Wohlbefinden, ſondern nur an die Allen gemeinſchaftliche Gefahr. Dieſe Geſinnung ließ ſie denn auch ein Opfer bringen, vor dem in gewöhnlichen Zeitläuften Jeder zurückgeſchaudert wäre. Sobald die erſten Türken in die Vorſtädte drangen und zu plündern begannen, und ſie als Verſchanzungen gegen die Stadt zu benutzen Miene machten, zündete man dieſelbe an allen Ecken an, und in einer Nacht verzehrte der Brand die zehn ſchönen Vorſtädte, welche an Größe und Pracht die eigentliche Stadt faſt übertrafen.

Inzwiſchen war aus den türkiſchen Zelten eine neue Stadt um die Stadt Wien entſtanden und von dem größeſten und prächtigſten Zelte ſtrahlte der Halbmond und flatterten die Roßſchweife des Großveziers. Auch die Zelte der übrigen Paſchas ließen ſich durch ihre Größe und Pracht unterſcheiden.

Schon an dem erſten Abende nach ihrer Ankunft eröffneten die Türken ihr Feuer. Sie richteten ihre Geſchütze vorzüglich auf die neue Burg. Seitdem ſchwieg während langer Wochen zu keiner Stunde, weder bei

Tag noch bei Nacht der Donner der Kanonen, das Geheul der Stürmenden, das Stöhnen der Sterbenden, das Hämmern und Graben der über und unter der Erde Arbeitenden, das Krachen und Praſſeln der auffliegenden Pulverminen.

Soll ich euch erzählen, meine Leſer, Was an jedem einzelen Tage der Belagerung vom 14. Juli bis zum 11. September geſchehen iſt? Jeder Tag hatte ſeine neuen Gefahren, jeder Tag ſeine neuen unſterblichen Heldenthaten, aber um Das alles mitzutheilen, müßte man ein eignes Buch ſchreiben. Für uns genügt, es zu wiſſen, daß die Türken mit einer Wuth und Erbitterung angriffen, die in der Geſchichte wenig ihres Gleichen hat. Denn der Großvezier wußte zu gut, daß wenn er zurückkehre, ohne Wien erobert zu haben, ihm Abſetzung, wo nicht gar Schlimmeres drohte. Auch hatte er nicht blos tapfere Soldaten, ſondern auch geſchickte Artilleriſten und Minirer bei ſich, welche eine Breſche in den Wall ſprengen ſollten. Wäre Dies gelungen, ſo ſollte durch dieſe Lücke die ganze Armee ſtürmend eindringen und dann hätte Wien ein Schickſal getroffen, gegen das die Zerſtörung von Magdeburg durch den General Tilly Nichts geweſen wäre. Das wußten auch die Belagerten, und deßhalb wachten und kämpften ſie mit dem Muthe der Verzweiflung. Starhemberg achtete eine ſchmerzhafte Wunde wenig und war trotz derſelben allenthalben gegenwärtig, allenthalben thätig. Selbſt, als der Feind den Verkehr mit dem Herzoge von Lothringen, von welchem man Rettung erwartete, abſchnitt und jede Zufuhr unmöglich machte, ſank der Muth der Wiener nicht. Man ſah Gottes Finger darin, daß trotz der vielen Stürme, die Feinde nur geringen Vortheil errungen hatten, daß die Bomben ſehr häufig, ſelbſt in den von Andächtigen beſuchten Kirchen, unſchädlich niederfielen und im Zeughauſe nicht zündeten, auch den St. Stephansthurm lange verſchonten. Das Beſchädigte wurde ſchnell wieder ausgebeſſert, und häufige kecke Ausfälle brachten neuen Muth, oft auch neue Lebensmittel in die Stadt.

Nahm auch wegen der täglich größer werdenden Noth die Fröhlichkeit der Wiener mehr und mehr ab, ihr Muth blieb derſelbe und wurde nur um ſo kühner, je höher die Gefahr ſtieg. Die ungeſunden Nahrungsmittel hatten in der Stadt eine heftige anſteckende Ruhr erzeugt, täglich ſtarben wohl 40 Menſchen, und man mußte eine neue, große Grube ſuchen, um in dieſe die Menge der Leichen zu werfen. Dabei wurden die Lebensmittel täglich ſeltener und theurer. Es ſtarben Leute an Entkräftung, und man ekelte ſich nicht, Hunde und Katzen zu ſchlachten, und der Augenblick ſchien nicht mehr fern, wo eine allgemeine Hungersnoth ausbrechen würde. Das arme, ſonſt ſo fröhliche Wien! Keine Uhr ſchlug mehr von den Thürmen außer einer einzigen. Was lag an der Stunde! Keine von allen den vielen Glocken der großen Stadt lud mehr zur Kirche ein. Nur eine tönte noch zu Zeiten auf dem St. Stephansthurme. Aber dann verkündigte ſie keine Freude, denn es brannte entweder in der Stadt oder der Sturm wüthete draußen. Aber auf dieſem Thurme, wo zwei Geiſtliche beſtändig Wache hielten, ſtand häufig der Kommandant der Stadt und blickte hinaus in das Land, ob ſich nirgends ein Zeichen der verheißenen Rettung erblicken ließe. Allein immer wieder war er die Stufen hinabgeſtiegen, ohne um eine Hoffnung reicher zu ſein. Und doch wie ſehnlich wartete man auf Entſatz! Wie glaubte man bei jedem

glücklich abgeſchlagenen Sturme, bei jedem der blutigen Ausfälle es müſſe nun bald der letzte ſein! Aber der Herzog von Lothringen kam nicht, trotz der eigenen Sehnſucht, der Stadt zu helfen. Sein Heer war noch zu ſchwach, er mußte auf die Unterſtützung warten, die man ihm von allen Seiten verſprochen hatte, die aber nur zögernd ankam. Starhemberg ſchickte manche Boten an ihn, die mit Gefahr ihres Lebens das türkiſche Lager paſſiren mußten, und auch der Herzog ließ es nicht an Boten zur Tröſtung und Aufmunterung fehlen. Daneben hatte man Feuerzeichen durch aufſteigende Raketen verabredet, wodurch man ſich wechſelſeitig verſtändigen konnte.

In der Nacht des 27. Auguſts ließ Starhemberg 40 Raketen aufſteigen zum Zeichen für die fernen Freunde, die nur noch auf die Ankunft des Königs von Polen warteten, daß Entſatz mit Schmerzen erwartet werde. Und ſo flogen allnächtlich von dem Stephansthurme die Raketen in die Höhe, wie heiße Angſtgebete der Bedrängten, um mit ihrer feurigen Sprache die zögernde Rettung herbeizurufen.

Da ſtiegen — o goldne Schrift der Verheißung! — in der Nacht vom 6. auf den 7. September von den Höhen des Kalenbergs 5 Raketen zur Erwiederung auf und verkündigten, daß die Hülfe ſich nahe.

Und bald hemmten die Retter die Stürme der Türken. Der feurige König von Polen, Johann Sobiesky, verrichtete die herrlichſten Thaten, und deutſche Fürſten und Edelleute kämpften, wie vordem Hermann gegen die Römer. Unter die Türken war ein Schrecken Gottes gefahren, ſie flohen und ließen ihr Lager ſammt allen Koſtbarkeiten im Stiche. Die Beute der Chriſten war unermeßlich, aber das Entzücken der aus der Belagerung oder der Gefangenſchaft Erlöſten ließ gar nicht auf die Schätze achten. Und Was that der edle Biſchof Kolonits? Er ging in das Lager und ſammelte die Waiſenkinder, welche durch die Grauſamkeit der Feinde ihre Eltern verloren hatten und nun hülflos umher irrten. Das war eine große Zeit! Da gab es edle Menſchen, Menſchen nach dem Herzen Gottes!

112. Böhmen.

Das ſchöne Königreich Böhmen, das Land, wo die Elbe ihren Lauf beginnt, und welches von Gebirgen gleich einem Keſſel umſchloſſen iſt, gehörte von Alters her zu Deutſchland, iſt jedoch keineswegs von lauter Deutſchen bewohnt. Zwei Drittheile der Einwohner ſind Slaven, ſogenannte Stockböhmen und ſprechen eine mit dem Polniſchen und Ruſſiſchen verwandte Mundart. Nur in den Städten und unter den Gebildeteren herrſcht die deutſche Sprache. Vormals waren die Einwohner größtentheils dem proteſtantiſchen Glauben zugethan, auf welchen ſie durch Johann Huß längſt vorbereitet waren. Allein in dem dreißigjährigen Kriege wurden ſie durch die grauſamſten Maßregeln zum Katholizismus zurückgeführt und das Land auf lange Jahre entvölkert. Denn viele tauſend Familien wanderten aus, und fanden in Sachſen und Brandenburg Schutz. In neuerer Zeit iſt Böhmen wieder aufgeblüht und hat nicht blos einen reichlichen Landbau, ſondern auch zahlreiche Fabriken. In den Waldbezirken ſind vorzüglich Glashütten, welche das feinſte und reinſte Glas fabriziren und weithin verſenden. An der ſächſiſchen und ſchleſiſchen

Gränze finden die Einwohner ihren Unterhalt theils durch Webereien, theils durch Bergbau, denn Böhmen hat ſchon ſeit alten Zeiten reiche Silbergruben. Eine derſelben zu Joachimsthal lieferte das Silber zu den erſten Thalern, welche daher ihren Namen erhalten haben. Die Hauptſtadt des Landes, Prag, liegt an der ſchiffbaren Moldau, über welche eine berühmte Brücke führt. Sie gewährt mit ihren hohen Paläſten und Kirchen in der hügeligen Umgebung einen herrlichen Anblick und zeigt auch im Inneren einen ſoliden Reichthum durch mannigfaltige öffentliche, beſonders wohlthätige Anſtalten. Die Univerſität, die älteſte in Deutſchland, hat freilich ihren früheren Ruhm nicht mehr behaupten können, deſto tüchtiger iſt die polytechniſche Schule, wo ſich treffliche Gewerbsleute, Baumeiſter und Ingenieure bilden. In allen auf die Bequemlichkeit und Verſchönerung des Lebens bezüglichen Künſten bleibt Böhmen, wie ganz Öſtreich nicht zurück. Das ſieht man auch in den berühmten Bädern von Böhmen, welche von zahlreichen Fremden und beſonders von vornehmen Herrſchaften beſucht werden. Das berühmteſte iſt Karlsbad, ein Städtchen, welches faſt nur von den Badegäſten lebt. In der That iſt aber auch eine Mineralquelle, deren Waſſer faſt zum Sieden heiß aus der Erde kommt, eine Seltenheit, welche ſich in ganz Europa nur einigemal findet.

113. Die Tyroler.

Die Tyroler ſind im Allgemeinen ein ſchöner Schlag Menſchen von gutem Wuchs, mit liſtigen Augen und offenen Geſichtszügen, und von großer Körperkraft; und man ſieht hier noch Greiſe ohne alle Beſchwerde Berg auf, Berg ab ſteigen. Ein entſtellendes Übel ſind die Kröpfe, beſonders in einigen Thälern. Die Tracht der Tyroler iſt ausgezeichnet, doch nicht allenthalben gleich. In den Hauptthälern trägt der Landmann gern ſchwarze Beinkleider, die oberhalb des Knies enden, grüne Hoſenträger über der Weſte und einen ſpitzen Hut mit Bändern. Die Tyroler ſind ein harmloſes, treuherziges, religiöſes und biederes Volk, das Jeden, ſelbſt den Kaiſer duzt. Sie ſind fleißig und genügſam, hochherzig und muthig, den größten Beſchwerlichkeiten und Gefahren gewachſen, freimüthig, ſcharfſinnig, fröhlich und Freunde des Geſanges und der Muſik, ihre Berge und Freiheiten über Alles liebend, anhänglich an den Landesfürſten und voll Vaterlandsliebe. Sie ſind keine Freunde der Konſkription, aber freiwillig werden ſie Soldaten und vertheidigen heldenmüthig ihr Vaterland. Wer erinnert ſich aus den neuern Zeiten nicht ihres muthigen Kampfes unter Anführung des Andreas Hofer gegen die Baiern und Franzoſen im Jahr 1809! Die Abgeſchloſſenheit in ihren Thälern hat ihnen Sprache, Sitten und Sinn herrlich bewahrt. Beſonders in den Seitenthälern des Oberinnthales hat der Tyroler noch das Meiſte von ſeinen urſprünglichen Eigenheiten behalten. Singen, Pfeifen, Muſik, Tanz und Kampfſpiele gehören zu ſeinen vorzüglichſten Beluſtigungen Kaum erſchallt die ſchlechteſte Tanzmuſik, ſo ergreift er eine Dirne und beginnt mit ihr den gewaltigen Tanz, der dem Fremden eher eine ermüdende Arbeit als eine Beluſtigung zu ſein ſcheint. Nebſt dem ungemein anſtrengenden Stampfen mit den Füßen, machen die Tänzer ganz beſondere Sprünge und gewaltſame Leibesbewegungen, worunter ſich heftiges Händeklatſchen miſcht. Bei jeder Arbeit pflegt der ſtets muntere und fröh-

liche Tyroler zu pfeifen; bei dem mindeſten Anlaſſe zumal im Wirthshauſe beginnt er mit den Füßen zu trappeln, und wenn er Etwas klimpern hört, das einer Muſik ähnelt, mit den Händen zu klatſchen oder an die Schenkel und Knie zu ſchlagen. Beſondere Freunde des Geſanges ſind die Bewohner der hohen Alpen, deren Lieder ſelbſt in der Ferne vielen Beifall finden. Sehr allgemein iſt das Scheibenſchießen, meiſt zur Kurzweil, aber auch als Kriegs-Übung und als Aufmunterung zur Vaterlandsliebe, daher man die Tyroler unter die beſten und geübteſten Schützen in Europa zählt. Da ſie ſchon als Knaben mit dem Stutzer umzugehen und mit bewundernswürdiger Genauigkeit das weit entfernte Ziel zu treffen wiſſen, ſo iſt auch die Jagdluſt unter allen Ständen die allgemein herrſchende Leidenſchaft. Die tauſend halsbrechenden Gefahren der Gemſenjagd ſchrecken den Schützen nicht ab, Tage lang auf Felſen herumzuklettern, die kälteſten Winternächte, oft hungernd und durſtend, auf Klippen zuzubringen, ſich im Schnee zu vergraben und ſchlaflos auf ſeine Beute zu lauern und alles Dies, um ein armſeliges Thier von der Größe einer Ziege zu erbeuten. Obwohl den Ackerbau zahlreiche natürliche Hinderniſſe beſchränken, ſo weiß der Tyroler doch durch ſeinen außerordentlichen und unermüdlichen Fleiß ſelbſt dem unfruchtbarſten Boden einen Ertrag abzugewinnen, und die beſchränkte Ausdehnung des Ackerlandes zwingt ihn, jedes Fleckchen Erde auf die beſte und den Umſtänden angemeſſenſte Art zu benutzen. Kaum gibt es einen Zweig der Landwirthſchaft, der nicht in irgend einer Gegend des Landes mit Erfolg betrieben würde. Viehzucht iſt im nördlichen Tyrol, ſowie in den Gebirgsgegenden Südtyrols die Hauptbeſchäftigung, insbeſondere die Rindviehzucht, begünſtigt durch die trefflichen Wieſen und Alpenweiden. Wie in der Schweiz, ſo iſt auch hier die Alpenwirthſchaft allgemein üblich. Das Vieh wird, ſobald es die Jahreszeit zuläßt, auf das Gebirg zur Weide getrieben, und mit dem Auf- und Abzuge ſind gewiſſe Feierlichkeiten verbunden. Die Sennhütten, welche den Hirten zur Wohnung dienen, ſind im Allgemeinen ſo klein und einfach erbaut, daß ſie nur dem bedürfnißloſen, hart gewöhnten Bergbewohner Raum und Schutz geben. Doch fehlt es dem Tyroler nicht an Induſtrie und Betriebſamkeit. Der Spekulationsgeiſt treibt ihn ſogar häufig in die Fremde, um ſich als Handwerker, Hirte und Handarbeiter zu vermiethen und nach einer Reihe von Jahren den erſparten Gewinn in die Heimath zurückzubringen. Auch der Hauſirhandel iſt ein Haupterwerb des Tyrolers, und es gibt ganze Familien, welche ſich demſelben widmen und immer auf Reiſen ſind. Einige ziehen mit Kanarienvögeln, andere mit Teppichen, Citronen, getrocknetem Obſt, Öl, Wetzſteinen, Figuren aus Holz geſchnitzt, Alabaſterwaaren, Handſchuhen oder als Tabuletkrämer, Bilder- und Landkartenhändler in die Fremde und treiben dieſen Handel entweder auf eigne Hand oder in Geſellſchaft.

114. Kaiſer Max auf der Martinswand.

Unter den ſteilen Felſen Tyrols heißt einer der höchſten die Martinswand. Schwindelnd ſieht man aus der Tiefe des Thals an dieſer ſenkrechten und glatten Höhe hinauf und glaubt nicht, daß eines Menſchen Fuß dort haften könne. Dennoch ſoll der Kaiſer Maximilian der Erſte einſt oben auf einem kaum ſichtbaren Vorſprung eine

Nacht zugebracht haben und gleichwohl glücklich gerettet worden ſein. Dieſer Kaiſer war nämlich in ſeiner Jugend einer der verwegenſten Gemſenjäger, und auf ſeine Kraft und Gewandtheit vertrauend, verfolgte er einſt ganz allein eine Gemſe bis auf den Gipfel der Martinswand that noch einen Sprung, der Stein aber wich unter ſeinen Füßen, er ſtand zwar wieder feſt, aber auf einer Felſenkante, wovon weder vorwärts, noch rückwärts ein Entrinnen möglich ſchien. Unter ſich den ungeheuren Abgrund, über ſich eine ſenkrechte Wand und den Himmel, glaubte der mächtige Fürſt hier verſchmachten zu müſſen. Doch wurde ſein Hülferuf und ſeine gegebenen Zeichen unten im Thale vernommen, und unter dem jammernden Volk fand ſich ein Hirt, welcher der Fußſteige genau kundig endlich zu dem ſchon halb verſchmachteten Kaiſer gelangte und ihm einen Weg aus ſeiner Noth zeigte. Dem Volke aber ſchien die Rettung zu unbegreiflich, deßhalb glaubte es und glaubt noch heute, ein Engel habe den guten Kaiſer Max von den Felſen herabgeführt.

115. Salzburg.

Der Name Salzburg zeigt ſchon an, Was den Hauptreichthum dieſer Landſchaft, eines vormaligen Erzbisthums, ausmacht. Auch der durchſtrömende Fluß heißt Salzach. In der That ſind hier unermeßliche Schätze von Steinſalz unter der Erde verborgen und kommen nicht nur durch Bergmanns-Arbeit zu Tage, ſondern auch durch die häufigen Salzquellen und durch die künſtlich hineingeleiteten Gewäſſer, welche bei ihrem Wiedererſcheinen Salz genug aufgelöſ't haben, um zum Sieden tauglich zu ſein. Auch an ſonſtigen Mineralien hat das Land keinen Mangel, und obwohl die Alpen ſich noch zu Gipfel von 10000 Fuß Höhe erheben, ſo ſind die Thäler doch fruchtbar, und die Rindviehzucht kommt der in der Schweiz nahe. Dies herrliche Land befindet ſich jetzt unter dem Szepter des Kaiſers von Öſtreich wohl und glücklich; aber vordem unter ſeinen Erzbiſchöfen fand dort eine Bedrückung der Proteſtanten ſtatt, welche in der Geſchichte Deutſchlands ein Schandfleck bleibt. Im 18. Jahrhundert, als man ſchon glaubte, der Religionshaß ſei größtentheils erloſchen, ließ der Erzbiſchof Firmian Verordnungen ergehen, welche ſeinen proteſtantiſchen Unterthanen nur die Wahl ließen, katholiſch zu werden, oder mit Verluſt des größeſten Theils ihres Vermögens auszuwandern. Und die braven Salzburger wählten meiſtens das Letzte. Dreißigtauſend fleißige Menſchen, treue Unterthanen verließen ihre heimiſchen Berge, Haus und Hof, oft ſelbſt ihre Kinder, die man ihnen vorenthielt, um ſie katholiſch zu machen. Da floſſen bittre Thränen bei dem letzten Blicke in die Heimath. Aber die Anhänglichkeit an den Glauben war ſtärker, man überſchritt die Gränze, wenngleich als Bettler. Allein Gottes Hülfe war nahe. Die proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands beeiferten ſich größtentheils, den armen Vertriebenen eine neue Heimath zu bereiten. In Preußen, in Heſſen, in Würtemberg nahm man die Salzburger freundlich auf und gewann treue und fleißige Bürger an ihnen. Manche mußten freilich bis nach Holland, ja ſelbſt nach Nordamerika wandern, bis ſie eine neue Wohnſtätte fanden. Aber ſie nahmen das Bewußtſein mit

ſich, fromm und ihrer Überzeugung gemäß gehandelt zu haben, und noch jetzt nennt die Geſchichte ſie mit Ehren, während ſie das Verfahren ihrer Verfolger als unchriſtlich verabſcheut.

116. Das Hagelwetter zu Gratz.

Die Steyermärkiſche Zeitung liefert folgenden Bericht über das heftige Hagelwetter, welches die Stadt Gratz am 1. Juli 1846 heimgeſucht hat. Nachmittags gegen 5 Uhr verdüſterte ſich der Horizont und dicke grauliche Wolken zogen immer näher. Donner und Blitz waren nicht bedeutend, aber der immer heftiger werdende Sturm ließ nichts Gutes ahnen. Endlich brach das Wetter los. Eiergroße, merkwürdig gezackte Schloßen hagelten in den gewaltigſten Strömen hernieder und der gräßlich brüllende Sturm, der Thüren und Läden aus den Angeln riß, die plötzlich eintretende Finſterniß, das Rauſchen der Gießbäche — Alles zuſammen erregte einen Schrecken, daß Mutter und Kinder ſich jammernd und zitternd auf die Erde zum Gebete warfen. Selbſt herzhafte Männer wurden auf das tiefſte erſchüttert und Pferde und Hornvieh in den Ställen fingen zu toben an. Dies mochte eine halbe Stunde gedauert haben, ohne daß ſich eben viel Donner und Blitz dareingemengt hätten, als es ſich endlich am Himmel lichtete, der Sturz und Schlag der Schloßen allmählich nachließ und bald die Sonne ſich wieder in ſchwachen Strahlen zeigte. Ein Regenbogen erſchien im Südoſt, wohin das furchtbare Gewitter gezogen war, war aber diesmal kein freundliches Zeichen. Denn nun hatte man Muße, aller Orten die Schauder erregenden Folgen zu betrachten. Ziegel von den größtentheils eingeſchlagenen Dächern, Fenſterbalken, Mauerſtücke, umgeſtürzte Wägen bedeckten alle Straßen und Plätze. Aus den oberen Stockwerken goß man aus zahlloſen Schöpfgefäßen das durch die zerſtörten Fenſter eingedrungene Waſſer. Dagegen führten die ablaufenden Gießbäche alles mögliche Gebälk und Geräthe mit ſich. Als man aber auf das große Glacis (Promenade) gelangte, mußte es Einem das Herz zerſchneiden, die wie Halme geknickten oder aus der Wurzel geriſſenen mannsdicken Kaſtanien- und Lindenbäume auf dem Boden liegen und die ganze Fläche mit Zweigen, Blättern und Früchten bedeckt zu ſehen. Nicht minder verwüſtet iſt der botaniſche Garten mit allen ſeinen ſeltenen Gewächſen. Den entſetzlichſten Anblick bot jedoch die große Kaiſerlich Königliche Artillerie-Remiſe (für Kanonen und Fuhrwerk) vor dem Paulusthore dar, denn das ganze Dach war gegen Süden geſchoben, ſo daß es auf der einen Seite ganz zur Erde gefallen war, mit ſeinem übrigen Theile den gänzlichen Einſturz droht, überhaupt aber ein Bild der vollſtändigſten Zerſtörung zeigt. Eine außerordentliche Gewalt hat auch das Unwetter auf die zahlreichen Blechdächer der Stadt geübt, ſie ſind größtentheils aufgerollt und ſchweben in der Luft, oder liegen zerfetzt auf den Plätzen umher. So iſt es den Dächern des Brückenkopfs der obern Kettenbrücke, dem Dache der Schwimmſchule nebſt vielen anderen im Bahnhofe und in der Stadt ergangen. Die zierlichen Wächterhüttchen auf dem Schloßberge ſind von Grund aus zerſtört. Die Wache bei der Poſt, welche ſich natürlich zum Schutze in das Schilderhäuschen zurückgezogen hatte, wurde ſammt dieſem umgeworfen und in die Gaſſe geſchleudert. Mehrere Thurmkreuze zeigen ſich ſchief gebogen,

und wie viele Straßenlaternen zerſchlagen wurden, konnte wohl kein Beobachter ſchätzen, ſie ſchienen alle zertrümmert. Von Menſchenleben, die dem Unheile erlagen, weiß man bis jetzt, daß ein Knabe durch den Einſturz einer hölzernen Hütte erſchlagen, eine Weibsperſon von einer fallenden Ziegel verwundet und zwei Taglöhner beſchädigt in das Spital gebracht worden ſind. Die Zerſtörung in Gärten und Feldern, die Gräuel der Verwüſtung in den ſchönen Anlagen um die Stadt laſſen ſich noch gar nicht überſchauen und der Schaden noch lange nicht berechnen. Unſere Hoffnungen auf eine geſegnete Ernte ſind vernichtet, und der Landmann ſieht mit Kummer der Zukunft entgegen.

117. Adelsberg.

In keinem Lande der östreichischen Monarchie trifft man so viele unterirdische Höhlen und Grotten und von so bedeutendem Umfange, wie in Krain. Tausende von Tropfsteinhöhlen bilden durch das ganze Land hin eine Unterwelt seltener Art. Die merkwürdigsten und besuchtesten sind die Höhlen in der Umgegend von Adelsberg. Die Adelsberger Höhle zeichnet sich durch ihre Grösse und die ausserordentliche Menge von Tropfsteinen, welche in tausenderlei Gestalten von den Decken und Wänden herabhängen, vorzüglich aus. Sie liegt eine kleine halbe Stunde nördlich von Adelsberg, in einem kleinen Thale, an einem Kalksteinhügel, hat ohne die Seitengrotten eine Länge von fast $^1/_3$ Meile, und besteht aus 2 Hauptabtheilungen, der alten und neuen Höhle. Bis 1818 kannte man nur die erstere, welche gegen 1200 Fuss lang war, und in deren Hintergrunde eine hohe, senkrecht aufstrebende Wand das weitere Vordringen verhinderte. Nachdem man eine Strecke die ältere Höhle durchwandert hat, steigt man viele Stufen abwärts zu einem Flusse, welcher in dieser Tiefe sich tosend und schäumend in ein undurchdringliches Dunkel hinabstürzt, über welchen Abgrund sich eine natürliche Felsenbrücke wölbt. Nachdem nämlich dieser Fluss einen Weg von 3 Meilen auf der Oberwelt zurückgelegt und wenige Schritte von der Adelsberger-Höhle eine Mühle von 4 Gängen getrieben hat, fällt er in diese genannte Höhle, tritt nördlich von Adelsberg wieder aus der Erde, durchfliesst ein Thal, und verschwindet abermals in andern Höhlen, bis er bei Laibach neuerdings, als schiffbarer Fluss ans Tageslicht kommt. Wir kehren nun zur Beschreibung der Höhle zurück. Man steigt von der Naturbrücke 86 Stufen eine steile Felsenwand hinan und gelangt in die neue 1818 entdeckte, Ferdinandsgrotte genannte Höhle, welche sich in mehreren Krümmungen und in einer weit beträchtlichern Länge als die alte Höhle bis zu einem See fortzieht, bis wohin dieselbe blos erforscht ist, aber sich wahrscheinlich noch viel weiter fortsetzt. Sie wird jetzt wegen ihrer herrlichen Tropfsteingebilde häufig besucht. Für die Erleichterung ihres Besuchs ist in der neuesten Zeit alles Mögliche gethan worden, so dass jede Gefahr beseitigt ist. — Die Magdalenenhöhle steht der eben beschriebenen Höhle an Ausdehnung weit nach; aber ihre kolossalen Säulen von Tropfstein, welche das unermessliche Gewölbe tragen, die mannigfaltigen Tropfsteingebilde und der kleine See am äussersten Ende dieser Höhle, welcher den berühmten Olm oder Proteus nährt, machen sie gleichfalls sehr sehenswerth. Diese berühmten Proteusthiere, über welche so viel gestritten worden ist, leben jedoch nicht ausschlies-

send in diesem See, wo in Jahrtausenden kein Lichtstrahl eindringt, sondern man hat sie auch in einer Pfütze am Eingang in Berghöhlen in Kärnthen gefunden. Sie sind einen Fuss lang, von der Dicke eines Daumens, haben eine zarte, am Kopfe wie durchsichtige Haut, welche beinahe die Farbe der Menschenhaut hat, sehen im ganzen einer Eidechse ähnlich, haben keine sichtbaren Augen, viele spitzige Zähne, an den Vorderfüssen 5 und an den Hinterfüssen 2 Zehen, und sind zwar mit Lungen versehen, athmen aber wie die Fische vermittelst Kiemen, die hinter dem Kopfe sitzen. So hat also der gütige Schöpfer auch selbst die unterirdischen Klüfte mit lebenden Geschöpfen bevölkert, und der wissbegierige Mensch findet in jedem Winkel der Erde Neues und Bewunderuswürdiges zu erforschen. Hier ist es freilich nur ein Amphibium, welches den Höhlen eigenthümlich ist, in Amerika gibt es aber auch Vögel, und noch obendrein essbare, welche sich im Freien nirgends finden.

118. Idria.

Die berühmte Bergstadt Idria liegt in der Tiefe eines engen, von hohen Bergen eingeschlossenen Thales, an dem Flüsschen Idria. Die Häuser stehen in einzelen Gruppen zerstreut, mitunter ziemlich aufwärts an den Hügeln erbaut. Der Eingang zu dem so wichtigen Quecksilberbergwerke, das über 600 Menschen beschäftigt, und dessen grösste Tiefe 124 Lachter (zu 6 Fuss) beträgt, ist mitten in der Stadt. Man gelangt zuerst in einen finstern, aber hoch gesprengten, in Felsen gehauenen Gang, welcher eine Strecke lang in gerader Richtung fortläuft, bevor er nach der Tiefe sich senkt, wohin 757 in Kalkstein gehauene, besstens unterhaltene und mit Handstangen versehene Stufen und zuletzt durch eine Tiefe von 14½ Lachter Holztreppen in einem ausgemauerten Schachte bis zur grössten Tiefe führen. In diesem unterirdischen Labyrinthe hängt der Fremde ganz von der Leitung seines Führers ab und misst mit scheuer Sorgfalt seine Schritte hinter der Laterne. Allmählich vernimmt das Ohr das verborgene Arbeiten der Bergleute, bis man endlich die Arbeiter erblickt. Die schwachen Grubenlichter beleuchten hier wahre Leichengestalten, die gleichsam schon bei lebendigem Leibe der Grabesnacht verfallen sind, denn die Ausdünstungen des Quecksilbers sind selbst bei der grössesten Vorsicht giftig, und die stärkste Natur widersteht nicht lange diesem verderblichen Einfluss. Meist wird das Erz mit Spitzhämmern herausgehauen, und überall kleben die Tropfen des reinen, flüssigen Metalls. Zuletzt nähert man sich demjenigen Hauptschachte, durch welchen das Erz vermittelst einer Tonne aus der senkrechten Tiefe hinaufgeschafft wird. Eine zweite Tonne dient dem Bergwerkspersonale und den Fremden zum Ausfahren. Hier tritt man in die nach oben offene Tonne durch ein Thürchen; ein Aufseher stellt sich an den Rand derselben über den Kopf des Fremden mit ausgespreizten Beinen, schüttelt den herabreichenden Glockenzug und fasst das Seil. Sogleich beginnt die Ausfahrt durch den senkrecht ausgezimmerten Schacht. Nach 8 Minuten langt man auf der Oberwelt an, jedoch weit von dem Einfahrtsgebäude. Dies Bergwerk, zu dessen Entdeckung ein Bauer die zufällige Veranlassung gab, steht seit 1506 in ordentlichem Bau und liefert jährlich gegen 4 000, nach Andern jetzt nur 1 500 Centner Quecksilber, den Zinnober, welcher mit dem Quecksilber verbunden zu sein pflegt, ungerechnet.

119. Der Cirknitzer See.

In den öſtreichiſchen Alpen im Herzogthume Krain liegt der berühmte Cirknitzer See, von jeher das Wunder und Räthſel der Gegend. Zwiſchen Kalkfelſen breitet ſich der wunderſchöne See aus wie ein Spiegel von drei Quadratmeilen. Aus ihm ragen 5 Inſeln hervor, und eine derſelben trägt ſelbſt ein Dörfchen. Mehrere Flüßchen fallen hinein, aber einen Abfluß bemerkt man nicht. Er iſt ſehr reich an Fiſchen und Waſſervögeln, und die ganze Thalgegend umher iſt romantiſch ſchön. Von drei Seiten erheben ſich hohe Bergſpitzen. Neun Dörfer, zwanzig Kirchen und zwei Schlöſſer reihen ſich um den See. Bei vielem Regen gewinnt er an Umfang, aber bei ſehr trockenem Wetter verſchwindet bisweilen ſein ganzes Gewäſſer, indem es ſich in den geheimen Schooß der Unterwelt zurückzieht, begleitet von Waſſergeflügel und allen Fiſchen. Tritt dieſe wunderbare Erſcheinung ein, dann läutet man in den Dörfern umher, um noch zu fiſchen, ſo viel als möglich. Von Stunde zu Stunde ſinkt der Spiegel des Waſſers tiefer, denn eine Menge von Löchern im Grunde des Sees verſchlucken ſein Gewäſſer. Unterirdiſche Höhlen von unermeßlichen Umfange, die nie ein menſchliches Auge geſehen, nehmen es auf. Jetzt ſchaut der Grund des Sees zum heitern Himmel hinauf, er trocknet ab; und der rührige Menſch erntet bald Gras, wo er ſonſt fiſchte, er wagt zu ſäen und erntet Hirſen und Buchweizen, er nimmt ſtatt des Netzes ein Feuerrohr und erlegt Wildpret. So iſt der wunderbare See mit Recht in dem Rufe, daß man in ihm fiſchen, jagen und ernten kann. Stellen ſich häufige Regengüſſe, ſtarke Gewitter ein, dann tritt das Gewäſſer aus den Höhlen gewaltſam wieder hervor, und Fiſche und Seevögel kommen mit herauf, ſo daß binnen 24 Stunden der See gleichſam wieder neu geſchaffen iſt. — Einige dieſer Höhlen befinden ſich unter dem Boden des Sees, andere liegen ſeitwärts und höher. Heberförmige Klüfte ſetzen beide mit einander in Verbindung, ſo daß das in den obern geſammelte Waſſer nur alsdann in die untern fließen kann, wenn es den höchſten Punkt des Hebers erreicht hat, dann aber auch völlig ausfließt. Dafür ſpricht der Zuſammenhang, welcher zwiſchen dem Waſſerſtande des Sees und der Witterung ſtattfindet, und die daraus entſtehende Unregelmäßigkeit im Zu- und Abfließen. Wer ſchon geſehen hat, wie die Küfer mit ihren blechernen Hebern den Wein aus einem Faß in ein anderes überleiten, der kann ſich eine Vorſtellung von dem Ablaufen und der Füllung des Beckens des Cirknitzer Sees machen.

120. Die Schweizer.

Die Schweizer ſind ein tapferes, hochherziges und freiſinniges Volk. Sie haben einen kräftigen Körperbau, meiſt ſchwarze Haare und Augen. Sie zeichnen ſich durch ihren biedern, treuherzigen und gutmüthigen Charakter aus und ſind als gaſtfrei bekannt. Ihre Heimath geht ihnen über Alles. Bei Anſtrengungen dauern ſie unermüdlich aus und ſind ſehr arbeitſam.

Viehzucht und Hirtenleben bildet des Schweizers Lieblingsbeſchäftigung. Der Senne zieht zu Anfange des Sommers mit ſeinen Heerden auf die Alpen und bleibt daſelbſt, bis die rauhere Jahreszeit ihn nöthigt,

ſeine Hütte wieder aufzuſuchen. Die Kühe, welche er wie ſeine Kinder liebt, putzt er ſoviel als nur möglich mit Schellen, Glocken, Halsbändern und Halskragen heraus. Eine Peitſche führt der Senne nicht. Die Kühe verſtehen ſeine Stimme und laſſen ſich nach dem Kuhreigen (eine Art Muſik) leiten. Wenn der Senne auf die Alp zieht, ſo folgen ihm zuerſt drei bis vier Ziegen, dann die ſchönſte Kuh mit großer Glocke; dann kommen zwei andere Kühe, hierauf die übrige Heerde. Den Zug beſchließt der Stier, welcher den Melkſtuhl zwiſchen den Hörnern trägt. Das Geläute einer ſolchen Heerde koſtet oft über 100 Gulden. Der Senne ſelbſt aber trägt nur einen einfachen Kittel und große Holzſchuhe. Seine Wohnung iſt eine Hütte aus Balken und Steinen zuſammengeſetzt. Alles Geſchirr iſt von Holz. In dieſer Hütte hat er ſeine ganze Milch- und Käſewirthſchaft. Hier wohnt er, bis er die Alp wieder verläßt, wobei er der Heerde vorangeht und auf dem Alphorn den Kuhreigen bläſ't.

Ein Sennthum begreift gewöhnlich zwanzig bis ſechzig Kühe. Der Beſitzer derſelben heißt Küher. Aus der Milch bereitet man täglich einen Käſe bis zu zwanzig Pfund ſchwer. Die Molke gibt den Zieger, die Hauptnahrung der Sennen. Aus dieſem Zieger bereitet man auch den bekannten Schabzieger, indem man etwas Klee hinzuſetzt. Rahm oder Sahne nimmt man nicht von der Milch, aus welcher Käſe bereitet werden ſoll.

Eine fernere Beſchäftigung des Schweizers iſt die Gemſenjagd, ein höchſt gefährliches Geſchäft, welches nur ſelten reichen Erwerb gewährt. Der Gemſenjäger iſt ungemein luſtig und heiter. Er ſcheut keine Mühe und keine Gefahr; er klettert über Klippen und Felſen, über Spalten und Klüfte, um den ſcheuen Thieren nachzuſtellen. Unermüdlich ſteigt er, ſo oft es auch ſchon vergebens ſein mochte, immer wieder auf die höchſten Alpenweiden, wo die Gemſen zuweilen in kleinen Heerden beiſammen leben. Sobald er einige erblickt klettert er, wo möglich, noch höher, kriecht dann langſam und ohne Geräuſch zu machen, oft neben fürchterlichen Abgründen, über lockere Steine und Raſen, über gefahrvolle Stellen, welche durch Thau und Regen ſchlüpfrig geworden ſind, unbemerkt wieder herab, bis er nahe genug iſt, um ſchießen zu können. Hat er eine Gemſe getroffen, ſo eilt er dann herbei und zerhaut ihr die Sehnen, damit ſie nicht entlaufen kann. Iſt es möglich, ſo ladet er das Thier auf ſeine Schultern, trägt es nach Hauſe und verzehrt hier mit ſeinen Verwandten in Luſt und Freude das Fleiſch. Sehr oft iſt aber der Weg zu beſchwerlich, um eine ſolche Laſt fortzubringen; in dieſem Falle wird dem Thiere blos die treffliche Haut abgezogen. Das Fleiſch bleibt als ein willkommnes Mahl für Raubvögel liegen.

Große Gefahr droht dem Gemſenjäger, wenn ihn die Gemſen gewahr werden, ſchnell über Abgründe, Felſen und Gletſcher entfliehen und er ſie dann in ganz unbekannte Gegenden verfolgt. Wiſſen ſich die Gemſen nicht mehr zu retten, ſo ſtürmen ſie auf ihn ein und ſtürzen ihn in die Tiefe, wo er ſich zu Tode fällt oder verhungern muß. Bei dieſer Jagd kommen jährlich viele Menſchen um. Denn obgleich der Jäger ſich Fußeiſen und einen mit ſtarkem Stachel verſehenen Stock zulegt, ſo ſind Dies doch nur ſchwache Schutzmittel gegen die große Gefahr. Das Fleiſch und die Haut einer Gemſe koſten etwa in der Regel einen Louisd'or. —

Der Schweizerlandmann trägt einen kleinen, runden Hut. Den Rock, die Weſte und die Beinkleider fertigt man aus einem groben, wollenen Zeuge. Die alten Alpenbewohner tragen zuweilen lange Bärte. Die Frauen kleiden ſich in einen kurzen Kittel mit vielen Knöpfen. Die Haare werden um den Kopf gewunden und mit ſilbernen Nadeln befeſtigt. Unverheirathete flechten ihr Haar in zwei Zöpfe, welche ſie mit Bändern ſchmücken. Alle tragen Strohhüte mit ſchwarzen Bändern und eine übermäßige Menge Röcke. Doch ſind die Trachten auch verſchieden. In Appenzell trägt der Mann eine kurze, ſcharlachfarbene Tuchweſte, welche vorn etwas offen ſteht, damit das weiße Hemd hervorleuchte. Die ledergelben Zwillichbeinkleider reichen bis auf die Schuhe und werden von einem geſtickten Hoſenträger gehalten. Die verheiratheten Frauenzimmer haben ein ſchwarzes Käppchen auf mit zwei ſteifen Flügeln. In den Städten ſind franzöſiſche Trachten üblich. In frühern Zeiten hatte man ſehr ſtrenge Kleidergeſetze, um dem Luxus zu ſteuern.

Der Landmann wohnt nach Maßgabe ſeines Vermögens gut und genießt viel Wein und Fleiſch; denn Brod iſt hier ſelten, aber vorzüglich. Statt des Brodes bedient man ſich häufig des geräucherten Ziegers.

In der Bildung ſind namentlich die Appenzeller ſehr weit zurück; denn nur Wenige können leſen. Die Geiſtlichen ſtehen in hohem Anſehen. Während der Predigt ſetzt man den Hut auf und raucht auch wohl Tabak. Hochzeiten dürfen nur einen Tag dauern. Tänze ſind nur an Feſttagen erlaubt. Schmauſereien hält man in Schenken.

Der Schweizer liebt die Geſelligkeit. Am Abend verſammeln ſich Bekannte und Nachbarn in einem traulichen Kreiſe; hier raucht man Tabak und trinkt Wein, unterhält ſich über Zeitereigniſſe und ſpielt. Jede Gegend hat ihre beſonderen Luſtbarkeiten und Volksfeſte, vorzüglich wichtig iſt darunter die Kirchweihe und Weinleſe.

Ringen, Schwingen, Steinwerfen, Vogelſchießen ſind die gewöhnlichen Übungsſpiele. Beim Schwingen hat Jeder der Mitſpieler einen ledernen Gürtel um die Hüften, an dem man den Gegner in die Höhe zu heben und rücklings ins Gras zu ſtrecken ſucht. Dadurch kommen die Kämpfer oft in die lächerlichſten Stellungen. Beim Steinwerfen hebt man mit der rechten Hand einen ſchweren Stein auf, legt ihn dann auf die rechte Schulter und gibt ihm dann durch einen Ruck des Körpers einen Schwung, daß er einige Schritte weit fortfliegt. Zuweilen ſchleudert man den Stein mit der Hand nach einem Ziele. Oft ſtellen ganze Dörfer bei ſolchen Spielen Wetten gegen einander an.

Um die einzelen Hirtenvölker enger zu verbinden und den alten Gemeinſinn zu beleben, feiert man im Kanton Bern im Monate Auguſt ein ſehr frohes Nationalfeſt, wobei Wettſpiele gehalten werden. Die ſechs Sieger erhalten ſilberne Preismedaillen. Der Erſte unter denſelben empfängt zugleich den höchſten Preis des ganzen Feſtes, welcher in koſtbaren und zierlich gearbeiteten Kuhgeräthſchaften beſteht. Ueberdies hat er noch die Ehre, als König des Feſtes ausgerufen zu werden.

Um die Kampfplätze herum ſchlägt man Zelte auf für die Zuſchauer. Hier ſtehen auch gedeckte Tafeln für die Kämpfer. Während der Spiele luſtwandeln die Jungfrauen in verſchiedenen Gruppen. Aber

am Abend verſammeln ſie ſich unter hohen Bäumen, ſingen vaterländiſche Lieder und beſchließen das Feſt mit fröhlichen Tänzen.

Der Tanz und die Lieder des Schweizers unterſcheiden ſich merklich von denen anderer Nationen. Beim Tanz fangen die Mädchen zuerſt an. Plötzlich brechen die Jünglinge, welche bisher ruhig und ſtumm zuſahen, auf die Mädchen ein, und nun wird der Tanz raſcher und lebhafter.

In einigen Kantonen iſt unter den Alpenliedern nur eins üblich, welches man Ruguſer nennt. Das Mädchen ruguſet; der Jüngling antwortet im Kuhreigen. Im Wechſelgeſange nähern ſich beide und führen dann ſich ſehr züchtig am kleinen Finger nach Hauſe.

Man ſpielt auch zuweilen Karten, aber nicht um Geld, ſondern nur um Paternoſter, die der Verlierer zu beten hat. Zuweilen ſpielt man auch um Skapultere; dies ſind Theile eines Mönchskleides, zwei Lappen von Tuch, von denen der eine die Bruſt, der andere den Rücken bedeckt. Wer deren zwölf gewinnt, hat eine freie Meſſe. Nach der Scheibe ſchießt man ſowohl um Geld, als um Meſſen.

In dem Walliſerlande finden ſich viele Kretins (Kreidlinge). So nennt man Menſchen, welche unbeſchreiblich dumm, ekelhaft und faſt ſtumm ſind. Sie haben häßliche Glieder, breite Schultern und einen ungeheuern Kropf und ſelten mehr Menſchliches an ſich, als einige Ähnlichkeit in der Geſtalt. Viele ſind ſo einfältig, daß ſie gefüttert werden müſſen. Oft lernen ſie nicht einmal Das, was jedes Thier lernt, nämlich ihre Wohnung finden und ihren Pfleger kennen. Glücklicherweiſe überleben dieſe Geſchöpfe ſelten das dreißigſte Jahr. Merkwürdig iſt es, daß man Kretins und die ungeheuren Kröpfe faſt nur in Gebirgsgegenden antrifft. Die Kretins haben meiſt ganze weiße Haare und rothe Augen.

Da der Schweizer durch ſeine Ehrlichkeit und Treue ſich ſo rühmlich auszeichnet, ſo hatte man in neueren Zeiten in mehreren Ländern verſchiedene Regimenter errichtet, welche aus lauter Schweizern beſtanden. In der franzöſiſchen Revolution fielen viele ſolche treue Soldaten für den König Ludwig XVI., als das Volk das Schloß (die Tuilerien) ſtürmte. Zum Andenken der damals gefallenen Schweizer iſt in Luzern ein Denkmal errichtet worden.

121. Die Rindviehzucht in der Schweiz.

Wer die Schweiz nie bereiſ't hat, der hat doch gewiß ſchon von dem Schweizerkäſe und von den Schweizerkühen gehört, und wird gern etwas Näheres darüber vernehmen. Deßhalb wollen wir hier das Schreiben eines jungen Mannes, welcher die Schweiz zum erſten Male in ſeinem Leben beſuchte, und welches ſich vorzugsweiſe mit der Rindviehzucht der Schweizer beſchäftigt, mittheilen.

Liebe Eltern!

Nachdem ich ſeit vier Wochen dieſes wunderbare Land durchwandert und ſo viel Neues und Merkwürdiges geſehen habe, iſt es Zeit Euch Nachricht zu geben. Und gottlob! die Nachricht iſt eine gute, denn ich bin vollkommen geſund und habe den Zweck meiner Reiſe ſo gut als nur immer möglich erreicht. Ich will Euch für diesmal nicht

die Städte aufzählen, welche ich beſucht, nicht die Berge, welche ich erſtiegen habe, Das kann beſſer geſchehen, wenn ich wieder bei Euch bin und mit der Landkarte in der Hand erzählen kann. Auch die ſchönen Ausſichten von den hohen Alpen über die Thäler und klaren Seen will ich jetzt nicht beſchreiben, es iſt mir zu ſchwer, ich muß wenigſtens mehr Zeit dazu haben. Allein einen Gegenſtand, welcher die Landwirthſchaft angeht, und darum mich und Euch auf das höchſte intereſſirt, die Rindviehzucht in der Schweiz, will ich Euch in der Kürze zu beſchreiben ſuchen.

Ich meine hier nicht die Viehzucht in den wenigen ebenen Bezirken des Schweizerlandes, denn dieſe gleicht ſo ziemlich der unſrigen. Man zieht da ſo gut wie bei uns die Stallfütterung dem Weidegang vor, und zwar um ſo mehr, weil man in einem Lande, wo noch fremdes Getraide eingeführt werden muß, und wo doch auch etwas Weinbau getrieben wird, des Düngers ſo nothwendig bedarf. Anders verhält es ſich in den eigentlichen Berggegenden, dort wird die ſogenannte Alpenwirthſchaft getrieben. Wenn man hier das Vieh das ganze Jahr hindurch im Stalle halten wollte, ſo würde es ſowohl an Streu als auch an Futter fehlen. Denn in den engen Thälern läßt ſich entweder gar kein oder nur wenig Getraide bauen, Stroh iſt alſo höchſt rar und in den meiſten auch das Laub, da die Berge nicht ſtark mit Holz bewachſen ſind. Die Wieſen aber, hier Matten genannt, liegen größtentheils zu hoch und zu ſteil an den Bergen, als daß man mit Fuhrwerk hinaufkommen könnte. Und doch wächſ't gerade auf den hohen Matten das beſte Futter. Es iſt nämlich nicht blos Gras, Was ſich auf den Alpenweiden findet, ſondern eine Menge gewürzhafter Kräuter, welche dem Vieh nicht nur ſehr gut behagen, ſondern auch beſonders heilſam ſind. Darum iſt die Milch der Schweizerkühe und alles daraus Bereitete ſoviel beſſer als in Deutſchland. Wenn man Schweizervieh zur Zucht kommen läßt und oft ſehr theuer bezahlt, ſo glaube ich, daß man ſich durch den Schein verführen läßt. Man hat große Kühe und gewaltige Freſſer im Stalle, aber nicht mehr und nicht beſſere Milch. Alles muß ſich nach der Landesbeſchaffenheit richten.

Aber Das iſt wahr, es iſt eine Luſt die gewaltigen Kühe, z. B. in den Thälern des Kantons Bern zu ſehen. Da wiegt eine ordinäre Kuh 5 bis 6 Zentner, die Maſtochſen 14, ſelbſt 20; ja man erzählt von einzelen, daß ſie ein Gewicht von 30 Zentnern erreicht hätten. Und dabei wie ſchön und kräftig gebaut ſind ſie und meiſtens von abwechſelnden Farben. Eine gute Kuh gibt im Sommer auf der Alpenweide täglich wenigſtens 20 Pfund Milch (denn man rechnet am liebſten nach dem Gewichte, weil das Gemäß gar zu verſchieden iſt). Die Menge Milch, welche in den 4 Sommermonaten von einer Kuh der beſten Art gewonnen wird, beträgt über 2000 Pfund. Und da man aus 10 Pfund Milch auf den Alpen ein Pfund fetten Käſe erhält, ſo rechnet man auf eine ſolche Kuh 2 Zentner Käſe. Auf die Bereitung von Butter kann man ſich in den Alpenwirthſchaften nicht einlaſſen, da die Gelegenheit zum Verkaufe fehlt, auch ſich dieſelbe weniger gut aufheben läßt.

Wenn im Frühling der Schnee von den Alpentriften hinreichend weggeſchmolzen iſt, dann ertönt das muntere Horn des Alpenhirten, und das Vieh verläßt freudig die Ställe im Thale, wo es 8 Monate ſich hat gedulden müſſen. Ein ſolcher Hirtenzug gleicht einer Auswanderung. Väter, Mütter, Kinder, Alles zieht neben den Kühen in die Höhe nach den leicht und ſchnell gebauten Sennhütten, die zum Theil auf ſchwer zugänglichen Bergen liegen, und welche den Sommer über nun nicht mehr verlaſſen werden. Jede Heerde hat ihre Anführerin, die Heerkuh, welche vorangeht und den Weideplatz auswählt und immer zu den ſchönſten der Heerde gehört. Durch dieſe Heerkuh, welcher alle anderen willig folgen, wie die Schafe dem Leithammel, und welche ſie ſchon an dem Klang der an ihrem Halſe hängenden Schelle kennen, bezweckt der Senn (Hirte), daß ſich ſeine Heerde nicht mit anderen auf derſelben Alp weidenden vermiſcht. Eine Sennerei beſteht aus 20 bis 60 Kühen; der Eigenthümer wird Küher genannt, der bloße Hirt Senn. Die ganze Milch- und Käſewirthſchaft wird übrigens von Männern beſorgt, oft ſogar das Melken; Weiber und Kinder gehen jenen nur zur Hand. Aus dem ganzen Milchvorrath einer Sennerei, es mögen viel oder wenig Kühe ſein, wird täglich nur ein Käſe bereitet, der daher auch von ſehr verſchiedener Größe iſt und bald 15, bald 40 Pfund wiegt. Da indeſſen nicht Jedermann ſoviel Kühe beſitzt, um eine eigne Sennerei anzulegen, ſo hat man ein vortreffliches Auskunftsmittel erfunden, Arbeit und Koſten zu erſparen und dem Produkt der Alpenwirthſchaft dem Käſe doch ſeine Güte zu erhalten. Alle Haushaltungen, welche ihre Kühe zu einer Heerde vereinigt haben, vereinigen auch die Milch zu einem Käſe. Der Gewinn wird entweder nach der Zahl der Kühe oder auch der Milcheimer vertheilt. Dies wird noch durch die Einrichtung erleichtert, daß man die Kälber nicht an ihren Müttern ſaugen läßt, ſondern ihnen die gemolkene Milch eingießt. Die Kühe behalten dadurch mehr Milch und die Kälber gewöhnen ſich bälder an Grasfutter. Auch an anderen Orten als auf den Alpen hat man ſchon den Vortheil der gemeinſchaftlichen Käſerei eingeſehen.

Der Schweizerkäſe heißt entweder fett oder mager oder halbfett, je nachdem man entweder allen Rahm in der Milch gelaſſen hat oder gar keinen oder einigen. Zum Gerinnen bringt man übrigens die Milch nicht durch langes ſtehen-Laſſen, ſondern durch ein künſtliches Mittel (Lab). Dadurch iſt man in den Stand geſetzt, die Milch eines jeden Tages ſchon am Abende in Käſe zu verwandeln. Der fette Käſe wird größtentheils ins Ausland verkauft, der magere dient den Hirten ſelbſt zur Nahrung. In vielen Fällen muß er ihnen das Brod erſetzen, welches auf den Alpen natürlich ſchwer zu haben iſt.

Dennoch ſind dieſe Leute bei ihrer Milch und ihrem Käſe geſund, ſtark und fröhlich. Ihr Geſang und der von ihnen geblaſene Kuhreigen nebſt dem Gebrüll der Heerden und dem Schellengeläute belebt die grünen Alpen (Matten), welche bis an die ſchneeigen Gipfel der Berge reichen. Mir hat es oft ſo wohl unter dieſen redlichen Leuten und in dieſen erhabenen Gegenden gefallen, daß ich es recht wohl begreife, warum die Schweizer ſo leicht das Heimweh bekommen. Doch werde ich Euch, liebe Eltern, darum nicht untreu werden, ſondern freudig in

unſer ſchönes Deutſchland zurückkehren, ſobald die Zeit meiner Reiſe abgelaufen iſt.

Lebt recht wohl und grüßt alle Freunde von

Eurem

Schwyz gehorſamen Sohne

am 1. Auguſt 1843. Daniel Muhl.

122. Der Rheinfall bei Schaffhauſen.

Der Rheinfall bei Schaffhauſen iſt der größte Waſſerfall in Europa und eins der größten Wunder in der wundervollen Schweiz, deſſen Anblick den Zuſchauer bis in das tiefſte Innere bewegt. Alle anderen Waſſerfälle der Schweiz kommen in keinen Betracht gegen dieſen in ſeiner Art einzigen Fall, der an Erhabenheit und Pracht ſie alle weit hinter ſich läßt. Dieſe gewaltige Waſſermaſſe, die ſich in einer beträchtlichen Breite mit donnerähnlichem, ſtundenweit hörbarem Rauſchen, eine Höhe von 50 bis 60 Fuß (bei hohem Waſſerſtande wohl 75 Fuß) herabſtürzt, macht eine ergreifende Wirkung, die ſich bei längerm Anſchauen vom Bewundern und Anſtaunen bis zum Gefühl von Anbetung ſteigert. Schon ½ Stunde vor dem Falle vor der Rheinbrücke bei Schaffhauſen wird das Bette des Rheins ſo abſchüſſig, und der Fluß ſelbſt ſo reißend, daß alle Schiffe ausgeladen werden müſſen. Nahe vor dem Sturze werden aber ſeine Gewäſſer durch unzählige, theils verborgene, theils hervorragende Klippen in fürchterliche Strudel und ſchäumende Wellen geſpalten, bis er endlich an einer vier Stockwerke hohen, ſteilen Felſenwand hinunterſtürzt. Mitten in dem Falle ſtehen 4 Felſen, welche den Sturz in 5 Fälle theilen. Etwa 200 Fuß vom linken Ufer entfernt, erhebt ſich der erſte Fels in ſonderbarer Geſtalt. Zwiſchen dieſem und dem Ufer, wo hier das Schloß Laufen ſteht, bildet der Rhein ſeinen Hauptſturz. Auf der Seite dieſes Schloſſes iſt die Höhe am bedeutendſten, nach der Flußſeite zu nimmt ſie ab. Ohngefähr 50 Fuß von dieſem erſten Felſen ragt der zweite empor, welcher kegelförmig und der höchſte von allen iſt, und in gleicher Entfernung von dieſem ein dritter niedriger und breiter Fels. Steigt man von dem Schlößchen Laufen nach einem in dem Waſſerfall hineingebauten Gerüſte, einer hölzernen Gallerie, wo man mitten unter den brauſenden Wogen ſteht, und von dem beſtändig fallenden Staubregen benetzt wird, ſo hat man hier den beſten Standpunkt zum erſten und majeſtätiſchen Anblick des Waſſerfalls, bis dahin, wo der vierte Fels ihn noch einmal theilt. Will man aber den geſammten Fall betrachten, ſo muß man von dem Gerüſte aufwärts nach dem Schloſſe ſelbſt ſteigen; auf halbem Wege ſteht hier ein Luſthaus, aus dem man gerade auf den Strom hinabſieht. Auf der rechten Uferſeite kann man ebenfalls den Rheinfall von einem kleinen Schlößchen überblicken. Dort zeigt ſich derſelbe zwar auch in ſeiner ganzen Breite; allein er iſt in dieſer Entfernung geſehen, weder durch ſeine Höhe, noch durch ſein mächtiges Donnern und Stürzen, noch durch ſeine vielfachen Schönheiten ſo ergreifend; doch iſt es nicht unintereſſant, den Fall hier in der in einem Zimmer auf dem Schloßthurm angebrachten Camera obſcura zu betrachten. Noch ein anderer durch Mannigfal-

tigkeit der Anſichten ausgezeichneter Standpunkt, um den Rheinfall von dieſer Seite zu beſchauen, iſt unterhalb bei den Mühlen von Neuhauſen. Bei dieſem Dorfe werden die Schiffe wieder beladen, die bei Schaffhauſen ausgeladen werden müſſen; auch iſt hier ein bedeutender Lachsfang, da dieſe Fiſche nicht weiter den Fluß hinauf gehen können.

123. Das Hospiz auf dem großen St. Bernhard.

Der große St. Bernhard iſt ein zu den Alpen gehöriger Berg und liegt zwiſchen der Schweiz und dem italieniſchen Königreiche Sardinien. Ueber dieſen Berg, zwiſchen ſeinen beiden über 10000 Fuß hohen Spitzen, führt eine Straße aus dem deutſchen Rhonethal nach Italien. Der höhere Theil dieſer Alpenſtraße zieht ſich durch ein enges, ſchauerliches Felſenthal, und auf der Höhe des Ueberganges ſteht 7500 Fuß über der Meeresfläche und noch auf ſchweizeriſchem Boden ein Kloſter, die am höchſten gelegene Menſchenwohnung in der Schweiz. Die Gegend um das Kloſter iſt ſehr rauh, der Schnee bleibt 8 bis 9 Monate lang liegen, und ſelbſt in den wärmſten Sommermonaten friert es faſt jedesmal gegen Morgen. Hier wohnen 10 bis 12 Mönche, deren einziges Geſchäft es iſt, die Reiſenden unentgeltlich zu bewirthen und ihnen alle Hülfe angedeihen zu laſſen. In den Monaten, in welchen Schnee, Nebel, Ungewitter und Lawinen den Weg gefährlich machen, ſtreifen die Mönche oder ihre Diener täglich umher, um Verirrte aufzuſuchen oder im Schnee Verſunkene zu retten. Schon viele Jahre her bedienen ſie ſich zur Rettung der Unglücklichen auch beſonders abgerichteter Hunde, welche entweder allein ausgehen oder die Mönche begleiten. Sobald einer derſelben einen Verunglückten ausgewittert hat, kehrt er im ſchnellen Laufe zu ſeinem Herrn zurück, und gibt durch Bellen, Wedeln und unruhige Sprünge ſeine gemachte Entdeckung kund. Oft hängt man dieſen Hunden ein Fläſchchen mit Branntwein oder andern ſtärkenden Getränken und ein Körbchen mit Brod um den Hals, um es einem ſchwachen, ermüdeten Wanderer, der nicht mehr weiter konnte, zur Erquickung und Stärkung darzubieten. Bekannt iſt unter dieſen Hunden einer Namens Barry, der 12 Jahre lang unermüdet war im Dienſte der Menſchheit, und allein mehr als 40 Menſchen gerettet hat. Der Eifer, den er hierbei bewies, war außerordentlich. Sobald gefährliche Witterung ſich einſtellte, hielt ihn Nichts mehr im Kloſter zurück, ſondern er ſtrich raſtlos und bellend umher, um einen Sinkenden zu erfaſſen oder einen Verſchneiten hervorzuſchaaren. Einen erſtarrten Knaben beleckte er ſo lange, bis derſelbe zu ſich kam und ſich ihm endlich auf den Rücken ſchwang. Als er alt geworden war, ſandte ihn der Prior nach Bern, um für den Reſt ſeiner Tage ihm Ruhe zu gönnen. Nach ſeinem Tode wurde ſeine Hülle ausgeſtopft und in dem Muſeum der Naturgeſchichte zu Bern aufgeſtellt, wo ihn jeder Reiſende noch bis auf den heutigen Tag mit ſeiner Flaſche und ſeinem Halsbande ſehen kann. Merkwürdig iſt, daß die Leichen der Verunglückten viele Jahre in einer dazu beſtimmten Halle ausgeſtellt bleiben können, ohne zu verweſen, oft ohne nur im mindeſten entſtellt zu ſein. — Auf der Oſtſeite des Kloſters

ſteht die kleine, hübſche Kirche, worin ſich das Denkmal eines in der Schlacht bei Marengo gebliebenen franzöſiſchen Generals befindet. Denn vor jener Schlacht war der Kaiſer Napoleon zum Erſtaunen ſeiner Gegner mit einem Heere von 30000 Mann mit Kanonen und allem Gepäck über dieſe Alpenſtraße gezogen.

124. Der Vierwaldſtädter See.

Einer der herrlichſten Seen in der Schweiz heißt der Vierwaldſtädter. Seine Ufer werden alljährlich von zahlreichen Fremden beſucht, die benachbarten Berge beſtiegen, der See ſelbſt befahren, und die merkwürdigen Orte umher betrachtet. Nichts iſt da merkwürdiger, als Was an den Wilhelm Tell erinnert. Dieſer, ein ſchlichter Landmann war vor mehr als 500 Jahren einer der vorzüglichſten Urheber der Freiheit, welche die Schweiz noch jetzt genießt. Des harten Kaiſers noch härterer Landvogt hatte nämlich auf dem Markte des Städtchens, wo er reſidirte, einen Hut auf eine Stange ſtecken laſſen und geboten, dieſen Hut zu grüßen, als wäre es der Kaiſer ſelbſt. Tell hatte dies Gebot nicht erfüllt und ſollte dafür ſeinem eignen Kinde einen Apfel vom Kopfe herunterſchießen. Er war nämlich als der beſte Schütze bekannt, und der Landvogt glaubte ihn durch dieſe Aufgabe härter zu ſtrafen, als durch alles Andere. Tell mußte gehorchen und ſein Knabe ſtellte ſich freiwillig und ruhig an einen Baum den Apfel auf dem Kopf. Der Vater legt im Beiſein vieles Volkes und auch des Landvogtes die Armbruſt an, zielt und ſchießt glücklich den Apfel mitten durch, ohne ſeinem Kinde ein Haar zu krümmen. Aber während Alles jubelnd hinzuläuft und Glück wünſcht, bemerkt der Landvogt einen zweiten Pfeil in dem Köcher des Schützen. Was wollteſt du mit dieſem zweiten Pfeile? fragte er zürnend. Tell antwortet nicht. Sprich die Wahrheit! ruft der Landvogt, es ſoll dir am Leben Nichts geſchehen. — Nun denn, erwidert Tell, wenn Ihr es durchaus wiſſen wollt, der zweite Pfeil war für Euch, wenn der erſte das Haupt meines lieben Kindes getroffen hätte. — Das Leben habe ich dir verſprochen, ſprach höhniſch der Vogt, aber du ſollſt es tief unter der Erde zubringen, wo du keinen Pfeil wieder abſchießen wirſt. Auf ihr Knechte! bindet ihm Hände und Füße! — So wurde Tell in das Schifflein geworfen, worin der Landvogt über den See nach ſeiner Burg fahren wollte. Allein kaum befanden ſie ſich auf dem Gewäſſer, ſo brach ein entſetzlicher Sturm los, ſo daß ſich Alle verloren gaben. Nur der Tell, ſagten die Schiffer, kann uns retten, er iſt der geſchickteſte Steuermann im Lande. Da befahl der Landvogt, ihm die Feſſeln abzunehmen, und Tell brachte wirklich das Schiff bis nahe an eine Felſenplatte. Hier aber warf er das Ruder weg, ergriff ſeine Armbruſt und ſprang mit einem kühnen Sprunge hinaus, während das Schiff aufs neue mit den Wellen kämpfte. Doch gelang es zuletzt auch dem Landvogt zu landen, und Tell, um ſein und der Seinigen Leben zu retten, mußte nun ſeinen zweiten Pfeil wirklich gegen ſeinen Verfolger richten. In einer engen Gaſſe erwartete er den ſtolzen Vogt und ſchoß ihm den Pfeil ins Herz. Dieſe That war das Zeichen für die übrigen Schweizer, ſich gegen ihre Bedrücker zu erheben und

nach manchen blutigen Schlachten, welche ſie gegen viel zahlreichere Heere gewannen, wurden ſie als ein freies Volk anerkannt, das ſich durch ſeine ſelbſt gewählte Obrigkeit regiert.

125. Die Schlacht bei Morgarten und Sempach. Arnold von Winkelried.

Der Kaiſer Albrecht hörte mit großer Entrüſtung, daß man in der Schweiz ſeine Vögte verjagt hatte. Ohne zu unterſuchen, ob nicht die Tyrannei derſelben Urſache dieſer Gewaltthat geweſen ſei, waffnete er ſich zur Rache gegen die Schweizer. Allein ehe es zur Ausführung kam, ward er von ſeinem Neffen ermordet, und die Schweizer erhielten dadurch Zeit ſich zu ſtärken, wenn vielleicht die Öſtreicher ſpäter verſuchen ſollten, ſie anzugreifen. Das geſchah denn auch wirklich. Herzog Leopold von Öſtreich, zog mit einem Heere von 20000 Mann, bei welchen ſich die ganze Verwandtſchaft der vertriebenen Vögte, ſowie der größte Theil des öſtreichiſchen Adels befand, in die Schweiz, um die trotzigen Bauern zu bekämpfen, und den Tod Geßlers, wie die dem Kaiſer angethane Schmach zu rächen. Die Schweizer, welche damals nur drei und zwar die kleinſten Kantone beſaßen, konnten dieſem gewaltigen Heere nur 1300 Mann entgegenſtellen. Dennoch waren ſie unerſchrocken; ſie bereiteten ſich auf den bevorſtehenden Kampf durch Gebet und Faſten vor, und erwarteten den Feind hinter den Bruſtwehren, die Gott ihnen erbaut hatte. Da ſie erfuhren, daß der größte Theil der Feinde bei Morgarten, einem engen Paß am Vierwaldſtädter See, ins Land zu ziehen gedachte, ſo lagerten ſie ſich daſelbſt, weil hier die Überzahl den Öſtreichern Nichts helfen konnte. Als nun am 15. November 1315 Herzog Leopold das Heer in den Paß führte, und es, eng zuſammengedrückt, den ganzen Weg bedeckte, wälzten die Schweizer große Steine, die ſie in Bereitſchaft gehalten hatten, auf die Feinde. Dadurch geriethen ſie in Unordnung, die Pferde wurden ſcheu, viele Reiter ſanken zerſchmettert nieder, ohne einen Feind geſehen zu haben. Dazu konnte Niemand zurück vor dem nachdringenden Fußvolke, und als nun die Schweizer, dieſen Augenblick benutzend, von den Bergen herabſtiegen, und die Öſtreicher von vorne angriffen, ſahen ſich dieſe wie in einem Netze gefangen, und der Sieg der Schweizer war mehr ein Schlachten als eine Schlacht zu nennen. Der Herzog ſelbſt entkam nur mit genauer Noth aus dem furchtbaren Gedränge, und kehrte mit dem Reſt ſeines von den Bauern beſiegten Heeres niedergeſchlagen und beſchämt nach Öſtreich zurück. Dieſer Sieg befeſtigte den Bund der Schweizer und veranlaßte, daß nach und nach mehrere Städte, zunächſt Luzern, Glarus, Zürich, Zug und Bern ſich ihnen anſchloſſen als ewige Eidgenoſſen, wozu ſpäter die meiſten übrigen Städte kamen. Längere Zeit blieb es nun zwiſchen Öſtreichern und Schweizern Friede, aber der Groll dauerte fort, und beſonders konnten die öſtreichiſchen Fürſten ihre erlittene Niederlage nicht vergeſſen. Als nun 70 Jahre ſpäter Herzog Leopold II. ein kühner, kriegsluſtiger Mann an deren Spitze trat, da vermochte er ſeinen Unmuth über die Schweizer nicht länger zu unterdrücken. Er brachte es bei dem auch gegen die Schweizer erbitterten Adel dahin, daß jene innerhalb 12 Tage 167 Fehdebriefe, das heißt Aufkündigungen des Friedens erhielten. Die Eidgenoſſen fürchteten ſich

aber nicht, ſondern zogen muthig, ja faſt ungeduldig dem Feinde entgegen und trafen auf den Herzog ſelbſt, bei Sempach (1386). Als die Ritter und Herren die Schweizer zu Fuße erblickten, hielten ſie es für ſchimpflich, dieſe zu Roſſe zu bekämpfen, ſtiegen alſo von ihren Pferden, und bildeten eine lange, feſt geſchloſſene Reihe, einer erznen Mauer gleich, aus welcher ihre langen Spieße drohend hervorragten; ſo gedachten ſie ohne Hülfe ihres Fußvolks die Feinde allein zu überwinden. Lange konnten auch wirklich die Schweizer mit ihren kurzen Waffen gegen die Ritter Nichts ausrichten, und Mancher von ihnen lag ſchon von einem Speere durchbohrt danieder. Da rettet ein Mann, Arnold von Winkelried, ſeine Brüder von der drohenden Gefahr. „Eidgenoſſen,“ rief er, „ich will euch eine Gaſſe machen, ſorgt für mein Weib und meine Kinder!“ und damit rannte er gegen den Feind, umfaßte ſoviel Speere, als ihm möglich war, und drückte ſie mit der Kraft ſeines Körpers zu Boden. Über ihn hinweg ſtürmten nun die Eidgenoſſen in die entſtandene Lücke und trennten die feſte Reihe der Ritter. Als dieſe das Durchbrechen ihrer Linie gewahr wurden, ſuchten ſie von beiden Seiten ſich wieder an einander zu ſchließen. Dadurch entſtand ein furchtbares Gedränge, ſo daß viele Ritter in ihren Harniſchen erſtickten. Als nun das Fußvolk und die Troßbuben dieſe Verwirrung ſahen, hielten ſie Alles für verloren und zogen ſich eilig zurück, ſo daß die Ritter nicht zu ihren Pferden gelangen konnten und in ihren ſchweren Rüſtungen, die zum Fußkampf nicht geeignet waren, den Streichen der weit gewandteren Schweizer erlagen. 656 Grafen, Edelleute und Ritter bedeckten das Schlachtfeld, unter ihnen lag unter den Seinen Herzog Leopold gleichfalls erſchlagen. Die Schweizer aber gedachten dankbar ihres Landmannes Winkelried und widmeten ihm eine Kapelle. Dieſer und ein andrer bald darauf erfolgter Sieg errang den Schweizern eine längere, dauerhafte Ruhe.

126. Beſteigung des Finſteraarhorns.

Das Finſteraarhorn, eine im Kanton Bern gelegene Alpenſpitze, iſt der höchſte Punkt auf ſchweizeriſchem Boden, und wenn man auf die Sprache achtet, in Deutſchland. Es iſt 13 200 Fuß hoch, folglich nur 1 500 Fuß niedriger als der Montblanc, der höchſte europäiſche Berg. Wie ſchwer es zu beſteigen iſt, ergibt ſich aus der folgenden Erzählung.

Am 5. Sept. 1842, Morgens 10 Uhr, ſah man von dem Grimſel-Hoſpiz (ein auf einem hohen Paſſe liegendes Wirthshaus) vier Männer ausgehen, verſehen mit Stöcken, Stricken und andern zum Erſteigen gefährlicher Höhen nothwendigen Werkzeugen, die Schritte nach der Oberaaralp richtend, die zwei Stunden von der wirthlichen Grimſel entfernt liegt. Da angekommen, ſchlugen die Wanderer den Weg nach dem obern Aargletſcher*) ein, deſſen höchſten Punkt ſie um 5 Uhr des Nachmittags erreichten. Die Anſicht, welche ſie an dieſem Punkte von dem Finſteraarhorn hatten, ſchildern dieſelben als großartig im höchſten Grade, indem das mächtige Gebirg, in mannigfaltig gezackten Bogen zu einer ſchwin-

*) Gletſcher ſind ungeheure Eismaſſen, die in den Hochgebirgen entſtehen, wenn der Schnee ſchmilzt, und das Schmelzwaſſer wieder gefriert.

delnden Höhe ſich hinauf ſchwinge und in rieſenhaften Umriſſen auf dem tiefblauen Grunde des Himmels ſich abzeichne. Wie herrlich auch ein ſolcher Anblick war, und wie gern auch unſere Reiſenden das erhabene Schauſpiel noch länger genoſſen hätten, ſo mußten ſie doch, von der Zeit gedrängt, weiter eilen, zuerſt gegen einen Gletſcher hinabſteigen, denſelben quer durchſchneiden, an einer Schneewand hinauf klimmen, abermals abwärts über ausgedehnte Stein und Eisfelder ſchreiten, dann abermals jenen Gletſcher betreten und noch einige Zeit ſteigen, um die Stelle zu erreichen, auf welcher frühere Reiſende während ihrer Alpenreiſe ihr Quartier aufgeſchlagen hatten. Die Sonne war nun ſchon geraume Zeit unter den Horizont geſunken, die Dämmerung hereingebrochen und es daher räthlich geworden, die Tagreiſe zu beſchließen. Man ſuchte eine etwas geebnete, ſteinige Stelle aus, ſetzte ſich zum Abendbrod nieder und ließ ſich den mitgenommenen Wein, Käſe und das gebratene Ziegenfleiſch zu dem durch die Luft trocken gewordenen Brode vortrefflich ſchmecken. Dann wurden die müden Glieder bedacht. Einige Ziegenfelle, auf den felſigen Boden ausgebreitet, dienten als Lagerſtätte, und durch einige wollene Decken ſchützte man ſich gegen die Kühle der Nacht. Um fünf Uhr Morgens, nach eingenommenem Frühſtücke, begünſtigt vom herrlichſten Wetter, begannen unſere Wanderer wieder ihren beſchwerlichen Marſch, ſchief anſteigend gegen die weſtlichen Abhänge des Gebirges und zwei Stunden lang über Gletſchermaſſen und Schneefelder ſich hinziehend. Am Ende des Letztern erhob ſich ein Grat, (der Rücken eines Gebirges, wenn er ſehr felſig und ſcharfkantig erſcheint) der überſtiegen werden mußte, um die Fortſetzung des Weges möglich zu machen. In eine an den Grat in ſtarker Neigung ſich lehnende Eiswand wurden zahlreiche Staffeln eingehauen, und über dieſe Eistreppe hatte unſere Geſellſchaft wegzuſchreiten, um auf die höchſten Höhen zu gelangen. Ohne Unfall erreichten die muthigen Männer die Spitze des glatten und eiſigen Pfades, und nun drangen ſie in ein über alle Vorſtellung gehendes Chaos ein, beſtehend aus rieſenhaften Eismaſſen, Schneefeldern, Steinen und Felsblöcken, inmitten welcher man beinahe keine Ausſicht, ſelbſt auf die benachbarten Berghöhen, hatte. Endlich trat die letzte Abſtufung des gewaltigen Hornes in die Augen, und man ſah deſſen höchſte Spitze in das dunkle Blau des Himmels hineinragen, ein Anblick, der die Reiſenden mit neuem Muth erfüllte. Ein lang geſtrecktes, ſteil anlaufendes, nordweſtlich vom Gipfel liegendes Schneefeld wurde nun betreten. Dasſelbe war von tiefen, 20 — 30 Fuß breiten Spalten durchſetzt, die aber glücklicher Weiſe für unſere Wanderer ſtellenweiſe dergeſtalt mit tragfähigem Schnee angefüllt waren, daß man ohne Gefahr und ohne Leitern über dieſe Schlünde wegzuſchreiten vermochte.

Die Ausſicht fing nun an ſich zu erweitern; man ſah das Panorama der Hochalpen unter ſich liegen und ſelbſt das ſtolze Haupt der Jungfrau (Name eines Berges) ſich beugen. Am Ende des beſagten Schneefeldes angelangt, trat unſeren Reiſenden das letzte, aber auch ſtärkſte Hinderniß entgegen in einer zerriſſenen Felswand von 4 bis 500 Fuß Höhe, deren unterer Theil mit Eis überzogen war und deren Spitze den wirklichen Gipfel des Finſteraarhorns bildet. Es gehörte ein nicht geringer Grad von Kühnheit dazu, dieſen Abſatz zu erklimmen, und Wer auch nur eine Spur von Schwindel gehabt hätte, hätte nicht daran denken dürfen, dieſe

letzte Sproſſe der rieſenhaften Bergleiter zu überſteigen. Einer der Führer begann damit, Stufen in die nächſte ſenkrechte Eiswand einzuhauen. Da der noch zu erſteigende Theil des Gebirges nicht anders war, als eine nur wenige Fuß breite Kante und links und rechts unermeßliche Abgründe lagen, ſo wurde durch einen eben ſtark aus Weſten blaſenden Wind jedes Stück abgehauenen Eiſes weit in die Luft hinausgeführt, bis es endlich in die ungeheure, zur Linken der Reiſenden gelegene Tiefe der finſteren Aar ſtürzte. Nach Vollendung dieſer gefahrvollen Arbeit ſtiegen die 3 übrigen Männer ihrem Bahnbrecher nach, paſſirten glücklich die durchſichtige Treppe und gelangten nun auf einen felſigen Grat. Dieſer war ſo ſchmal, daß ein leichter Fußſtoß hinreichte, einen Stein in den rechts oder links liegenden Abgrund zu ſchleudern.

Um halb 11 Uhr Morgens war die letzte Spitze erreicht! Und nun bot ſich dem Auge ein Anblick dar, der in der Schweiz, ja in Europa ſeines Gleichen nicht haben dürfte, und von deſſen erhabener Großartigkeit ſchwerlich Jemand ſich eine Vorſtellung zu machen im Stande iſt, der nicht ſelbſt an Ort und Stelle war.

Eine Anzahl naher und fernerer Hörner umſtanden den Koloß des Berner Oberlandes, und auf Gebirgshöhen, die das Auge bisher nur über ſich erblickt hatte, ſchaute man jetzt hinab. Den Gipfel des Finſteraarhorns bildet ein wellenförmiger Grat, der eine Länge von etwa 20 und eine Breite von ungefähr 4 Schritten hat. An einigen Stellen aber iſt derſelbe ſo ſchmal, daß ein etwas großer Mann mit ausgeſpreizten Beinen die ganze Breite einſchließt. Die höchſte Kante iſt mit losgeriſſenem Geſtein bedeckt, das, nach einem von den Reiſenden mitgebrachten Probeſtücke zu ſchließen, aus Glimmerſchiefer beſteht. Um ein Denkzeichen ihrer Anweſenheit auf der höchſten Spitze der Schweizeralpen zu hinterlaſſen, bauten die Reiſenden aus Steintrümmern eine 7 Fuß hohe Pyramide, legten in die Mitte derſelben eine gläſerne Flaſche, welche einen Zettel mit den Namen derſelben umſchloß, und ſteckten in den Steinhaufen einen Pfahl, an deſſen oberen Ende ein blechernes Fähnlein befeſtigt war. Einige kleine Eiſenſtäbe, eine verroſtete Nadel und etwas aufgewickelter Zwirn zeigten, daß doch ſchon früher menſchliche Füße den oberſten Theil des Finſteraarhorns betreten hatten. Einige Führer d. h. Wegweiſer ſollen in früherer Zeit dort geweſen ſein.

127. Der Bergſturz von Goldau.

Wenn die erhabenen, prachtvollen Schauſpiele, welche die Natur in der Schweiz bietet, entzücken, ſo fallen doch auch zuweilen dort Scenen einer wilden Zerſtörung vor, die uns mit Entſetzen erfüllen. Dazu gehören nebſt den Alles mit ſich fortreißenden Lawinen, die Berg- und Felſenſtürze, welche die reizendſten Landſchaften plötzlich in grauenhafte Einöden verwandeln.

An einem ſchönen Sommertage — ſo erzählt ein in der Schweiz lebender berühmter Schriftſteller, — es war im Monat Auguſt 1806, beſuchte mich ein junger, liebenswürdiger Mann, Rudolf Jenner von Bern. Er wollte mich zu einer Reiſe auf den Rigi bereden, die er in Geſellſchaft einiger Freunde und Freundinnen zu machen im Begriffe ſtand. Ich mußte

die Einladung ablehnen. Wäre ſie von mir angenommen worden, würde ich wahrſcheinlich unter den Bergtrümmern des Gnypen ruhen.

Nach anhaltendem heftigen Regenwetter, war Jenner mit ſeinen Gefährten aufgebrochen. Am 2. September, bei trübem Himmel, ſtiller Luft, wanderte er mit ihnen wohlgemuth, durch den Flecken Arth auf dem Wege nach Schwyz, das reizende Thal entlang. Einige Herren waren zufällig etwas zurückgeblieben. Sie eilten nach und ſahen ihn noch, nur einige hundert Schritte vor ſich, mit ſeinen Begleitern und Begleiterinnen in das Dorf Goldau wohlgemuth einziehen.

Aber ein anderer Anblick feſſelte die Aufmerkſamkeit und Schritte der Zurückgebliebenen. Sie ſahen links von der Höhe des Gebirges einzelne Felsblöcke niederfallen, einige mit hohen Tannen gekrönt. Ein dumpfer Donner hallte nach. Die Entfernung bis zum Berge war zu groß, um Gefahr zu befürchten. Sie blieben jedoch ſtehen. Das großartige, wunderbare Schauſpiel hob ihr Gefühl mit Frohlocken und Erſtaunen. Sie jauchzten bei jeder Wiederholung der gewaltigen Naturkraft ihren Beifall. Sie klatſchten ſogar freudig mit den Händen. Aber plötzlich losbrechend, fing die Maſſe des ganzen rieſigen Berges an ſich zu bewegen. Erſt in fürchterlich langſamer Wellenform und mit donnerndem Gebrauſe hob und ſenkte ſich die ungeheure Bergwand, von mehreren Stunden Ausdehnung, ſammt ihren Waldungen, Sennhütten, Viehheerden und Ortſchaften, — dann mit Blitzesſchnelle brach Alles los, niederſauſend, betäubend, Finſterniß, einer Nacht gleich verbreitend. Erſtickender Dampf und Staub ringsum! Der Boden bebte. Es war ein Schlag, ein Augenblick. Dann verſtummte der Donner in langſam hinſterbendem Getöſe. Erſt nach einigen Minuten legte ſich der Staub ſoviel, daß man wieder aufblicken konnte.

Die auf der Wieſe vor Goldau gebliebenen Beobachter ſahen einander mit Entſetzen an, ſprachlos, bleich. Bald, wie die Staubwolken lichter wurden, erkannten ſie in ihrer unmittelbarer Umgebung Schutt und Felſen; bald weiter hin den gleichen Gräuel der Verwüſtung. Aber ſie ſahen nicht mehr Goldau vor ſich, nicht ihre Reiſegefährten mehr, die ins Dorf eintreten wollten. Alles war verſchwunden, Alles begraben! Das grüne, blühende Thal war eine lebloſe graue, dampfende Einöde. Dies war Nachmittags um 5 Uhr.

Der Flächenraum von beinahe einer Geviertmeile zeigte ſich mit Erdſchlamm und ungeheuren Felſen ſtellenweiſe bei hundert und mehr Schuh hoch überlagert. Vom Gnypen hatten ſich die von dem Waſſer unterfreſſenen, obern Gebirgsſchichten herabgewälzt. Die Wucht des Falles hatte ſogar gewaltige Steinblöcke an den gegenübergelegenen Rigiberg hinaufgeſchleudert, Vögel in der Luft während der Flucht getödet. Der Lowerzer See ſchwoll und wogte von dem hereinſtürzenden Getrümmer hoch auf. Die Wellen ſchlugen über die romantiſche Inſel Schwanau zuſammen, über die Wipfel der Bäume, 60—70 Schuh über dem Waſſerſpiegel des Sees, ja bis zur Thurmſpitze der einſamen Felſenkapelle empor; ſie fuhren zerſtörend in die Dörfer Lowerz und Seeven. Die Ortſchaften Goldau, Buſingen, Röthen mit ungefähr 500 Menſchen 111 Wohnungen, ihren Heerden und Ställen, waren von der Oberfläche der Erde vertilgt, nebſt allen Kapellen und Andachtsſtätten. Niemand konnte die Stelle nur annähernd bezeichnen, wo die Gebäude, wo die

Brücke, wo Goldau, wo das Kirchlein des Ortes geſtanden waren. Landleute, die zufällig während des furchtbaren Schickſales auf den Höhen geſtanden, ſagten aus: ſie hätten in dem finſteren Augenblicke ein herzzerreißendes Angſtgeſchrei vom Dorfe her vernommen. Einer der Zeugen erklärte, er habe deutlich aus einem Hauſe bei Goldau das letzte Geſchrei eines Mannes vernommen: „Fliehet, fliehet! Der Berg kommt. Er iſt ſchon da!"

Einige Tage vorher ſchon hatten Perſonen, die am Berge Holz fällten und andere ländliche Arbeiten verrichteten, im Erdboden nie geſehene Wulſte, Riſſe nnd Spaltungen des Grundes bemerkt, auch das Fallen einzeler Steine, dumpfes Dröhnen der Erde unter ihren Füßen. Sie erzählten davon, als herrſche da Teufelsſpuk und Äfferei böſer Geiſter.

Es iſt einer der ſchaudervollſten Vorſtellungen, daß wohl mehr als einer jener vom Bergfall Verſchütteten nicht plötzlichen Tod gefunden, ſondern in der Nacht ſeines Grabes noch Tage verzweiflungsvoll gelebt haben möge.

Ein vierzehnjähriger Knabe, ein braves Dienſtmädchen, das ſeiner eigenen Rettung die Rettung eines Kindes in der Wiege vorzog, und ein Kind von 5 Jahren wurden allein aus dieſem grauſigen Grabe befreit.

Noch nach einem Jahrhunderte wird der Wanderer die Verwüſtung des weiland glücklichen Geländes wahrnehmen, und die vom Bergſturze hinterlaſſene lange, breite Narbe des geborſtenen Gnypen-Stocks. Über den unfruchtbaren Schutt, zwiſchen Felsſtücken und Waſſerpfützen ſchlängelt ſich jetzt der Weg von Arth gegen Schwyz. Hin und wieder erhebt ſich ein mageres Geſträuch an todten Klippen. Eine Kapelle, ein Wirthshaus für Reiſende, ein Stall, über den Ruinen aufgerichtet, tragen den Namen des verſchwundenen Goldau und deuten in der Einöde auf die ehemalige Stätte desſelben hin.

O, meine Lieben! Was iſt der Menſch, mit allen ſeinen ſtolzen Planen! Wie plötzlich ereilt ihn oft das Verhängniß und wiſcht ihn weg von dieſer Erde! Drum wachet; denn ihr wißt weder den Tag noch die Stunde!

III. Poeſie der Deutſchen.

1. Mährchen, Sage, Fabel und Legende.

Das Volk dichtet oft Etwas, ohne es gerade in Verse und Reime zu bringen. Aber Einer erzählt es dem Anderen nach, und am Ende findet sich auch einmal Einer, der es aufschreibt oder ein Lied daraus verfertigt. Denn nicht Jedem ist die Gabe, sich in Versen auszudrücken, verliehen. Die Erzählungen aber, welche das Volk gedichtet hat, ohne dass man recht weiss, Wer sie zuerst aufbrachte, heissen zum Theil Mährchen, andere Sagen, wieder andere Fabeln, ein Theil auch Legenden. Mährchen sind erdichtete Geschichten, welche man zur Unterhaltung von Kindern und Erwachsenen erzählt. Aber Wer recht acht gibt, merkt doch oft noch etwas Wahres in denselben. Denn wenn die Geister, die Feen und Zauberer den guten Menschen helfen, die bösen aber züchtigen, so ist das ja eine Lehre, dass Ehrlich am längsten währt, und dass jede Sünde endlich ihre Strafe findet. Desshalb sind die Mährchen nicht so ganz unnütz, wie Mancher denkt, dazu hören sie sich gut an. Die Sagen sind nicht so ganz ersonnen, sie beziehen sich allemal auf einen bestimmten Ort, wo Etwas vorgefallen sein soll. Wenn nun auch das Vorgefallene nicht ganz wahrscheinlich ist, so mag sich doch wohl einmal Etwas ereignet haben, das im Munde der Leute allmählich verdreht worden ist. So ist es z. B. mit Nr. 67 Gründung der Stadt Aachen. Der Kaiser Karl der Grosse hat wirklich eine grosse Vorliebe für diese Stadt gehabt, aber von einem Edelstein ist das wohl nicht hergekommen. Auch die Fabeln, worin die Thiere reden und handeln, als wenn sie Menschen wären, sind keine unnützen Erzählungen. Man lernt da von den unvernünftigen Thieren, Was man eigentlich von vernünftigen Menschen lernen sollte. So z. B. von dem Frosch, der dem Ochsen gleich sein wollte und sich so lange aufblähte, bis er zerplatzte. Es gibt aber auch Fabeln, welche von Menschen handeln. Man sieht es ihnen aber gleich an, dass sich die Begebenheit nicht so zugetragen hat, wie sie dasteht, sondern nur zur Belehrung erfunden ist. So ist es mit der Fabel von Gellert, welche die Überschrift hat: Der Blinde und der Lahme.

Den Ausdruck „Legende“ hört man am seltensten. Er zeigt eine Erzählung an, die von göttlichen Wundern handelt, aber

nicht den Wundern in der heiligen Schrift, sondern von späteren Wundern. Da wir nun nicht wissen, dass nach der Apostel Zeiten wirkliche Wunder geschehen sind, dass aber das Volk oft meinte, es seien durch Heilige oder durch Reliquien Mirakel verrichtet worden, so zählen wir die Legenden zu den Sagen, welche zwar bisweilen etwas Wahres enthalten, aber später ausgeschmückt worden sind. Es gibt aber gar schöne Legenden z. B. die gleich nachfolgende von dem heiligen Meinhard.

Mit der Sammlung und Erzählung deutscher Mährchen und Sagen haben sich vorzüglich zwei Brüder abgegeben, welche aus der Stadt Hanau stammen, aber jetzt in Berlin leben und zu den gelehrtesten Männern in Deutschland gerechnet werden: Jakob und Wilhelm Grimm. Aber auch Ludwig Bechstein hat ein schönes Mährchenbuch herausgegeben, und die meisten hier erzählten Mährchen sind aus demselben entnommen.

2. Der Mann im Monde.

Vor uralten Zeiten ging einmal ein Mann am lieben Sonntagmorgen in den Wald, hieb ſich Holz ab, ſoviel ihm beliebte, band es zu einer großmächtigen Welle, ſteckte einen Trageſtock hinein, hockte die Welle auf und trug ſie nach Hauſe zu.

Da begegnete ihm unterwegs ein hübſcher Mann in Sonntagskleidern, der wollte wohl in die Kirche gehen, blieb ſtehen, redete den Reiſigträger an und ſagte: „Weißt du nicht, daß auf Erden Sonntag iſt, an welchem Tage der liebe Gott ruhte, als er die Welt und alle Thiere und Menſchen geſchaffen? Weißt du nicht, daß geſchrieben ſteht im dritten Gebot: Du ſollſt den Feiertag heiligen?“ Der Fragende aber war der liebe Gott ſelbſt. Jener Holzhauer jedoch war ganz verſtockt und antwortete: „Sonntag auf Erden, oder Montag im Himmel, Was geht Das mich an, und Was geht es dich an?“

„So ſollſt du deine Reiſigwelle tragen ewiglich!“ ſprach der liebe Gott, „und weil der Sonntag auf Erden dir ſo gar unwerth iſt, ſo ſollſt du fürder ewigen Montag haben und im Mond ſtehen, ein Warnungsbild für die, welche den Sonntag mit Arbeit ſchänden!“

Von der Zeit an ſteht im Mond immer noch der Mann mit dem Holzbündel und wird wohl auch ſo ſtehen bleiben bis in alle Ewigkeit.

3. Gott überall.

Es waren ein Paar Geſchwiſter, die hießen Jörgel und Lieschen, ſeelengute Kinder. Einmal blieben die beiden ganz allein zu Hauſe; ihre Eltern waren über Feld gegangen und trugen Körbe, die ſie von Weiden geflochten hatten, zum Verkauf in die Stadt. Zwar hatten die guten Eltern ihren Kindern, Jörgeln und Lieschen, jedem ein ziemliches Stück Brod gegeben, davon ſie ſich dieſen Tag über nähren ſollten, allein bald hatte Jörgel ſeines aufgezehrt und verſpürte noch Eßluſt, hatte aber Nichts mehr zu brocken und zu beißen. Lieschen gab ihm noch ein wenig von ihrem Brod, doch auch dieſes ſättigte den Jungen nicht ganz, und er fing an mit ſchelmiſchen Schmeichelworten zu ſei-

nem jüngeren Schweſterchen zu reden: „Komm, lieb' Lieschen, wir wollen ein wenig von dem ſüßen Rübenſaft naſchen, den die Mutter draußen im Schrank aufbewahrt; es iſt ein großer Topf voll, ſie merkt es gewiß nicht dran, und es ſieht's ja auch gar Niemand." Aber Lieschen ſprach: „Ei, du biſt ſehr böſe, Jörgel, wenn du Das thuſt; ſiehſt du nicht die Sonnenſtrahlen dort am Schrank? die läßt der liebe Gott daran ſcheinen, und der ſiehts auch, wenn wir naſchen." Da ſprach Jögel: „So wollen wir auf den Dachboden gehen, wo die Mutter ſchöne Birnen liegen hat, davon wollen wir eſſen, dort iſt kein Fenſter, kann die Sonne nicht hineinſcheinen, und dort ſieht uns alſo der liebe Gott auch nicht."

Lieschen weigerte ſich anfangs, endlich jedoch gingen die Kinder nach dem Dachboden; aber hier fielen die gebrochenen Sonnenſtrahlen reichlich durch die Lücken der Dachziegeln, und flimmerten ganz eigenthümlich über den Birnen, als wenn ſie darauf tanzten, und Lieschen ſprach wieder: „O Jörgel, auch hier ſieht uns der liebe Gott, hier dürfen wir nicht naſchen." Sie gingen wieder herunter, und auf der Treppe fiel dem Jörgel etwas Anderes bei. Ei, ſprach er im Keller hat die Mutter ein Töpfchen voll Rahm (Sahne, Schmand) ſtehen, und drunten iſt's ganz dunkel, da kann unmöglich der liebe Gott hinein ſehen; komm, laß uns hinunter gehen, Lieschen, komm geſchwind, geſchwind!" — Jörgel faßte ſein zögerndes Schweſterchen feſt an der Hand und zog es ſchnell mit ſich fort, hinunter in den Keller, wo er ſorgfältig die Thüre von innen wieder zumachte, daß kein Tag hineinſcheine, und es der liebe Gott nicht ſähe, wenn ſie von dem Rahm naſchten. Aber nach einigen Minuten wurde es ein wenig licht im Keller, Lieschen ſah, daß durch eine Mauerſpalte die liebe Sonne herein ſchien und gerade auf das Rahmtöpfchen, da erſchrack das gute Lieschen und ging eilig wieder hinauf in die Stube. Jörgel aber blieb, verſtopfte ärgerlich die Spalte mit Moos und fing an, von dem Rahm zu eſſen. Doch wie er im beſten Lecken und Schlecken war, rollte ein mächtiger Donner über ihn, und der Blitz zuckte durch die Mauerſpalte, daß es ganz hell und feurig im Keller war, und ein ſchwarzer Mann ſtieg aus einer Ecke des Kellers, ſchritt auf Jörgeln zu und ſetzte ſich ihm gerade gegenüber; er hatte zwei feurige Augen, mit denen er fort und fort nach dem Rahmtöpfchen hinfunkelte, ſo daß der Jörgel vor Angſt keinen Finger regen konnte und daß er ganz ſtill ſitzen bleiben mußte.

Indeſſen war zum Lieschen droben in der Stube ein gar holdes Engelein gekommen, hatte ihm, nebſt vielen ſchönen Spielſachen und Kleidern, auch Zuckerküchlein und ſüße Milch gebracht und hatte ſo lange mit Lieschen geſpielt, bis deſſen Eltern zurückkamen, die mit großer Freude die ſchönen Sachen betrachteten. Als dieſelben nach dem Jörgel fragten, erſchrack Lieschen, denn ſie hatte über die ſchönen Geſchenke von dem Engelskindlein ganz vergeſſen, daß ihr Bruder im Keller geblieben war, und rief nun: „Ach, du lieber Gott, der iſt ja noch im Keller, wir wollen ihn geſchwinde holen, vielleicht kann er die Thüre nicht wieder aufbringen." Alle gingen ſchnell hinunter, machten die Kellerthüre auf, und ſiehe, da ſaß Jörgel noch ganz ſtarr und hielt den Rahmtopf in der Hand. Und wie er das Geräuſch

hörte und ſeine Mutter ſah, erſchrack er heftig und fuhr zuſammen und weinte. Und die Mutter nahm ihm den halb leer gegeſſenen Rahmtopf aus den Händen, führte in heraus aus dem Keller und gab ihm ſeine wohlverdienten Schläge.

Der Jörgel hat aber in ſeinem ganzen Leben nicht wieder genaſcht, und wenn ſpäter manchmal Andere ihn zu etwas Böſem verleiten wollten und zu Thaten, die das Licht ſcheuen, ſo ſagte er immer: „Ich thu's nicht, ich gehe nicht mit, der Gott Überall ſieht's, Gott behüte mich!“ — Und iſt ein durchaus rechtlicher und braver Mann geworden.

4. Das Kätzchen und die Stricknadeln.

Es war einmal eine arme Frau, die in den Wald ging, um Holz zu leſen. Als ſie mit ihrer Bürde auf dem Rückwege war, ſah ſie ein krankes Kätzchen hinter einem Zaune liegen, das kläglich ſchrie. Die arme Frau nahm es mitleidig in ihre Schürze und trug es nach Hauſe zu. Auf dem Wege kamen ihre beiden Kinder ihr entgegen, und als ſie ſahen, daß die Mutter Etwas trug, fragten ſie: „Mutter, Was trägſt du?“ und wollten gleich das Kätzchen haben; aber die mitleidige Frau gab den Kindern das Kätzchen nicht, aus Sorge, ſie möchten es quälen, ſondern ſie legte es zu Hauſe auf alte, weiche Kleider und gab ihm Milch zu trinken. Als das Kätzchen ſich gelabt hatte und wieder geſund war, war es mit einem Male fort und verſchwunden. Nach einiger Zeit ging die arme Frau wieder in den Wald, und als ſie mit ihrer Bürde Holz auf dem Rückwege wieder an die Stelle kam, wo das kranke Kätzchen gelegen hatte, da ſtand eine ganz vornehme Dame dort, winkte die arme Frau zu ſich und warf ihr fünf Stricknadeln in die Schürze. Die Frau wußte nicht recht, Was ſie denken ſollte, und es dünkte dieſe abſonderliche Gabe ihr gar gering; doch nahm ſie die Stricknadeln und zeigte ſie ihren Kindern und legte die fünf Stricknadeln des Abends auf den Tiſch. Aber als die Frau des andern Morgens ihr Lager verließ, ſiehe, da lag ein Paar neue, fertig geſtrickte Strümpfe auf dem Tiſch. Das wunderte die arme Frau über alle Maaßen, und am nächſten Abend legte ſie die Nadeln wieder auf den Tiſch, und am Morgen darauf lagen abermals neue Strümpfe da. Jetzt merkte ſie, daß ihr dieſe fleißigen Nadeln zum Lohn ihres Mitleids mit dem kranken Kätzchen beſcheert waren, und ließ dieſelbe nun jede Nacht ſtricken, bis ſie und die Kinder Strümpfe genug hatten. Dann verkaufte ſie auch Strümpfe und hatte Genug, bis an ihr ſeliges Ende.

5. Mann und Frau im Eſſigkrug.

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die haben lange, lange mit einander in einem Eſſigkruge gewohnt. Am Ende ſind ſie's überdrüſſig geworden, und der Mann hat zu der Frau geſagt: „Du biſt ſchuld daran, daß wir in dem ſauern Eſſigkruge leben müſſen, wären wir nur nicht da!“ Die Frau hat aber geſagt: „Nein, du biſt ſchuld daran.“ Und da haben ſie angefangen, mit einander zu

kippeln und zu zanken, und iſt Eins dem Andern in dem Eſſigkrug nachgelaufen. Da iſt einſtmals ein goldiges Vögelein an den Eſſigkrug gekommen, dies hat geſagt: „Was habt ihr denn nur mit einander?“ „Ei,“ hat die Frau geſagt, „wir ſind des Eſſigkrügels überdrüſſig und möchten auch einmal wohnen wie andere Leute, hernach wollen wir gern zufrieden ſein.“ Da hat das goldene Vögelein ſie aus dem Eſſigkrug herausgelaſſen, hat ſie an ein neues Häuschen geführt, wo hinten dran ein zierliches Gärtchen war, und hat zu ihnen geſagt: „Dies iſt euer! Lebt jetzt einig und zufrieden unter einander, und wenn ihr mich braucht, ſo dürft ihr nur dreimal in die Hände klatſchen und rufen:

„Goldvögelein im Sonnenſtrahl!
Goldvögelein im Demantſaal!
Goldvögelein überall!“

ſo bin ich da.“

Damit flog das Goldvögelein fort, und der Mann und die Frau waren froh, daß ſie nicht mehr in dem ſaueren Eſſigkruge wohnten, und freuten ſich über ihr nettes Häuschen und grünes Gärtchen. Das dauerte aber nur eine Weile, denn wie ſie nun ein paar Wochen in dem Häuschen gewohnt hatten und in der Nachbarſchaft herum gekommen waren, da hatten ſie die großen, ſtattlichen Bauernhöfe geſehen, mit großen Stallungen, Gärten, Äckern, vielem Geſinde und Vieh. Und da hat es ihnen ſchon wieder nicht mehr gefallen in ihrem winzigen Häuslein, und ſie ſind es ganz überdrüſſig geworden, und an einem ſchönen Morgen haben alle beide faſt zu gleicher Zeit in die Hände geklatſcht und gerufen:

„Goldvögelein im Sonnenſtrahl!
Goldvögelein im Demantſaal!
Goldvögelein überall!“

Witſch, kam das goldige Vögelein zum Fenſter herein geflogen und fragte ſie, Was ſie denn ſchon wieder wollten?

„Ach,“ ſagten ſie, „das Häuslein iſt doch gar zu klein, wenn wir nur auch ſo einen großen prächtigen Bauernhof hätten, hernach wollten wir zufrieden ſein.“ Das goldige Vögelein blinzte ein wenig mit ſeinen Äugelein, ſagte aber Nichts und führte den Mann und die Frau an einen großen, prächtigen Bauernhof, woran viele Äcker waren und Stallungen mit Vieh und Knechte und Mägde, und ſchenkte ihnen Alles.

Der Mann und die Frau ſprangen deckenhoch und konnten ſich vor Freuden gar nicht faſſen. Und nun ſind ſie ein ganzes Jahr lang zufrieden und fröhlich geweſen und haben ſich gar nichts Beſſeres denken können. Aber länger hat's auch nicht gedauert, keinen Tag, denn weil ſie jetzt manchmal in die Stadt fuhren, haben ſie die ſchönen großen Häuſer und die ſchön geputzten Herren und Madamen ſehen ſpazieren gehen, da haben ſie gedacht: Ei, in der Stadt muß es aber herrlich ſein, da braucht man nicht Viel zu thun und zu arbeiten; und die Frau hat ſich gar nicht können ſatt ſehen an dem Staat und dem Wohlleben und hat zu ihrem Manne geſagt: „Wir wollen auch in die Stadt, ruf' du dem goldigen Vögelein! Wir ſind nun ſchon lange genug auf dem dreckigen Bauernhof.“ Der Mann hat aber

geſagt: „Frau, ruf du ihm!“ — Endlich hat die Frau dreimal in die Hände geklatſcht und hat gerufen:

„Goldvögelein im Sonnenſtrahl!
Goldvögelein im Demantſaal!
Goldvögelein überall!“

Da iſt das goldige Vögelein wieder zum Fenſter hereingeflogen und hat geſagt: „Was wollt ihr nun von mir?“ — „Ach,“ ſagte die Frau, „wir ſind das Bauernleben müde, wir möchten auch gern Stadtleute ſein und ſchöne Kleider haben und in ſo einem großen, prächtigen Haus wohnen, hernach wollen wir zufrieden ſein.“ Das goldne Vögelein hat wieder mit ſeinen Äugelein geblinzt, hat aber Nichts geſagt, und hat ſie in das ſchönſte Haus in der Stadt geführt, da war Alles koſtbar aufgeputzt, es waren Schränke darin und Kommoden, darinnen hingen und lagen Kleider nach der neueſten Mode. Jetzt meinten der Mann und die Frau, es gebe auf der Welt nichts Beſſeres und Schöneres, und waren vor lauter Freude ganz außer ſich. Es dauerte aber leider wieder nicht lange, ſo hatten ſie es wieder ſatt und ſprachen zu einander: „Wenn wir es nur ſo hätten wie die Edelleute; die wohnen in herrlichen Paläſten und Schlöſſern, und haben Kutſchen und Pferde, und Bedienten mit goldbordirten Röcken ſtehen auf den Kutſchen. Ja, Das wäre erſt etwas Rechtes; ſo iſt es doch nur eine armſelige, bürgerliche Lumperei.“ Und die Frau hat geſagt: „Jetzt iſt's an dir, dem goldigen Vögelein zu rufen.“ Der Mann wollte doch wieder lange nicht, endlich, als die Frau gar nicht nachließ mit Dringen und Drängen, hat er dreimal in die Hände geklatſcht und gerufen:

„Goldvögelein im Sonnenſtrahl!
Goldvögelein im Demantſaal!
Goldvögelein überall!“

Da iſt das goldne Vögelein wieder zum Fenſter hereingeflogen und hat gefragt: „Was wollt ihr nur von mir?“ Da ſagte der Mann: „Wir möchten gern Edelleute werden, hernach wollen wir zufrieden ſein.“ Aber das goldne Vöglein blinzelte gar arg mit den Äuglein und ſagte: „Ihr unzufriednen Leute! Werdet ihr denn nicht einmal genug haben? Ich will euch auch zu Edelleuten machen, es iſt euch aber Nichts nütze!“ Und hat ihnen gleich ein ſchönes Schloß geſchenkt, Kutſchen und Pferde und eine reiche Bedienung. — Jetzt waren ſie nun Edelleute und fuhren alle Tage ſpazieren und dachten an Nichts mehr, als wie ſie die Tage herumbringen wollten in Freuden und mit Nichtsthun.

Einmal ſind ſie in die Hauptſtadt gefahren, ein großes Feſt zu ſehen. Da ſaß der König und die Königin in ihrer ganz vergoldeten Kutſche, in goldgeſtickten Kleidern, und vorn und hinten und auf beiden Seiten ritten Marſchälle, Hofleute, Edelknaben und Soldaten, und alle Leute ſchwenkten die Hüte und Taſchentücher, wo der König und die Königin vorbeifuhren. Ach wie hat da dem Mann und der Frau vor Ungeduld das Herz geklopft! Kaum waren ſie wieder zu Hauſe, ſo ſprachen ſie: „Jetzt wollen wir noch König und Königin werden, hernach wollen wir aber einhalten.“ Und da haben ſie wie-

der alle beide mit einander in die Hände geklatſcht, und haben gerufen, was ſie nur rufen konnten:

„Goldvögelein im Sonnenſtrahl!
Goldvögelein im Demantſaal!
Goldvögelein überall!“

Da iſt das goldne Vöglein wieder zum Fenſter hereingeflogen, und hat gefragt: „Was wollt ihr nur von mir?“ Da antworteten ſie beide: „Wir möchten gern König und Königin ſein.“ Da blinzelte aber das Vöglein ganz ſchrecklich arg mit den Augen, ſträubte alle Federchen, ſchlug mit den Fittichen und ſprach: „Ihr wüſten Leute, wann werdet ihr denn einmal Genug haben? Ich will euch auch noch zum König und zur Königin machen, aber dabei wird es doch nicht bleiben, denn ihr habt nimmermehr Genug!“

Jetzt waren ſie endlich König und Königin und hatten über das ganze Land zu gebieten, hielten ſich einen großen Hofſtaat und ihre Miniſter und Hofleute mußten auf die Kniee niederfallen, wenn ſie eins von ihnen anſichtig wurden. Auch ließen ſie nach und nach alle Beamten im ganzen Lande vor ſich kommen, und ertheilten ihnen vom Thron herab ihre ſtrengen Befehle. Und was es nur Theures und Prächtiges in aller Herren Ländern gab, das mußte herbeigeſchafft werden, ſo daß ein Glanz und ein Reichthum ſie umgab, der unbeſchreiblich iſt. Und doch waren ſie jetzt noch nicht zufrieden und ſagten immer: „Wir müſſen noch etwas Mehr werden!“ Da ſprach die Frau: werden wir Kaiſer und Kaiſerin!“ „Nein!“ ſagte der Mann, „wir wollen Papſt werden!“ — „Hoho! Das iſt alles nicht genug!“ ſchrie die Frau in ihrem Eifer. „Wir wollen lieber Herrgott ſein!“

Kaum aber hatte ſie dies Wort ausgeredet, ſo iſt ein mächtiger Sturmwind gekommen, und ein großer, ſchwarzer Vogel mit funkelnden Augen, die wie Feuerräder rollten, iſt zum Fenſter herein geflogen und hat gerufen, daß Alles erzitterte: „Daß ihr verſauern müßt im Eſſigkrug!“

Plauz, und da war alle Herrlichkeit zum Kuckuck, und da ſaßen ſie alle beide, der Mann und die Frau, wieder in ihrem engen Eſſigkrug drin; da ſitzen ſie noch und können auch drin bleiben bis an den jüngſten Tag.

Das iſt eine Lehre für Solche, die nie, nie genug bekommen können.

6. Die dankbaren Thiere.

Es reiſ'te einſt ein Pilger über Land, der kam auf ſeinem Wege durch den Wald an eine Wolfsgrube und nahm wahr, daß etwas Lebendiges darin ſei. Und wie er hinunter blickte, ſo ſah er darin einen Menſchen, der war ein Goldſchmied, und bei ihm war ein Affe, eine Schlange und eine Ringelnatter, die waren alle drei unverſehens in die Grube gefallen. Da gedachte der Pilger bei ſich: Übe Barmherzigkeit an den Elenden, und hilf den Menſchen von ſeinen Feinden. Da warf er ein Seil in die Grube, und hielt das eine Ende feſt in der Hand, Willens, den Goldſchmied heraufzuziehen, ſchnell ſprang aber der Affe zu, kletterte herauf und ſprang aus der Grube. Zum andern Mal warf der Waller das Seil hinab, da rin-

gelte ſich die Natter daran empor. Und zum dritten Mal erfaßte die Schlange das Seil und kam auch zu Tage. Dieſe drei Thiere dankten dem Waller für ſeine Güte und ſprachen zu ihm: „Was du uns Gutes gethan, das wollen wir dir wieder zu vergelten ſuchen, und wenn dich dein Weg in unſere Nähe trägt, ſo magſt du auf uns rechnen, daß wir nach Kräften dir zu Dienſten ſind; ſei aber treulich gewarnt vor dem Menſchen da drunten, denn Nichts, was da lebt, iſt ſo undankbar, wie er. Dieſes haben wir erfahren und ſagen es dir an, daß du wiſſeſt, dich zu verhalten!“

Damit ſchieden die drei Thiere von dem Pilger, dieſer aber gedachte an ſeine Pflicht, daß dem Menſchen zieme, dem Menſchen zu helfen, und warf das Seil wiederum in die Grube und zog den Goldſchmied heraus. Dieſer bedankte ſich mit vielen Worten für die Gnade und Barmherzigkeit, die der Pilger an ihm gethan, und bat, ihn ja in der königlichen Reſidenz, wo er wohne, zu beſuchen und verließ ihn.

Auf ſeinem Weiterwege kam der Waller in die Nähe der Reſidenz und an den Ort, wo der Affe, die Natter und die Schlange wohnten. Die freuten ſich, und der Affe brachte dem Waller, der ſehr ermattet war, Obſt und ſüße Feigen, die Natter zeigte ihm eine kühle, angenehme Grotte, wo er ruhen und raſten konnte, und legte ſich davor und bewachte ſeinen Schlaf, denn Niemand wagte ſich dorthin, wo die große Natter lag. Die Schlange aber ſchlüpfte in die Königsburg und ſtahl dort einige güldne Kleinode, die gab ſie dem Waller zur Verehrung, ſagte ihm aber nicht, woher ſie dieſelben hatte. Als dieſer von den Thieren aufbrach, ging er in die Königsſtadt und ſuchte den Goldſchmied auf, dem zeigte er die Kleinode und bot ſie ihm zum Kauf an. Der Goldſchmied ſahe, daß ſie des Königs Eigenthum waren, ſchwieg ſtill, ging zum König und zeigte an, daß er den Dieb dieſer Kleinode in ſeinem Hauſe gefangen habe. Dafür empfing er eine ſtattliche Belohnung, und der König ſandte ſeine Häſcher, die fingen den Waller, ſchlugen ihn, führten ihn durch die Straßen und hinaus zum Galgen, um ihn zu henken. Da gedachte der Mann auf dem Wege an die Warnung der Thiere und ſeufzte laut: „O hätte ich euren Rath befolgt, ihr getreuen Thiere, ſo wäre dieſe Trübſal mir nicht beſchieden worden!“

Nun hatte die Schlange juſt ihre Wohnung an dem Weg, der zum Hochgericht führte, und hörte die Klagerede des unſchuldigen Mannes, an deſſen Unglück ſie mit ſchuld war, und betrübte ſich und dachte darauf, wie ſie ihm helfe. Da nun der Königsſohn, ein junger Knabe, auch des Wegs geführt ward, damit er des Diebes Strafe zuſehe, kroch ſie hin und biß ihn in das Bein, daß es alsbald aufſchwoll. Da blieb alles Volk erſchrocken ſtehen, und man ſandte eiligſt nach Ärzten und nach Sterndeutern, wo möglich zu helfen. Die Ärzte brachten Theriak herbei, eine Arznei, die geprieſen war gegen den Schlangenbiß, er half jedoch Nichts. Die Aſtrologen aber laſen in den Sternen, daß der zum Tode geführte Waller unſchuldig war, und der Königsknabe rief ſelbſt mit heller Stimme: „Bringt mir den Pilger her, daß dieſer ſeine Hand auf meine Wunde und meine Geſchwulſt lege, ſo werde ich heil ſein!“

Da wurde der Pilger vor den König geführt, der fragte nach ſeinen Schickſalen, und der Pilger erzählte dem König Alles treulich, von den guten dankbaren Thieren und des Goldſchmieds, den er vom Tod errettet, ſchändlichem Undank. Und dann hob er Hände und Augen zum Himmel und flehte: „O allmächtiger Gott, ſo wahr es iſt, daß ich unſchuldig bin an dem Diebſtahl, ſo wahr wird deine Hand dieſen Menſchen heilen!“ — Und da wurde von Stund an der Königsſohn geſund. — Als Das der König ſah, ward ſein Herz froh, und er ehrte den Pilger mit köſtlichen Gaben, ließ ihm auch alle Kleinode, um derentwillen der Pilger Todesangſt ausgeſtanden hatte, und ließ zur Stelle den Goldſchmied henken, zur Strafe ſeines großen und ſchwarzen Undanks.

7. Das Mährchen vom Schlaraffenland.

Hört zu, ich will euch von einem guten Lande ſagen, dahin würde Mancher auswandern, wüßte er, wo ſelbes läge und eine gute Schiffsgelegenheit. Aber der Weg dahin iſt weit für die Jungen und für die Alten, im Winter zu kalt und im Sommer zu heiß. Die ſchöne Gegend heißt das Schlaraffenland, da ſind die Häuſer gedeckt mit Eierfladen, und Thüren und Wände ſind von Lebkuchen, und die Balken von Schweinebraten. Was man bei uns für einen Dukaten kauft, koſtet dort nur einen Pfennig. Um jedes Haus herum ſteht ein Zaun, der iſt von Bratwürſten geflochten und von bairiſchen Würſtlein, die ſind theils auf dem Roſt gebraten, theils friſch geſotten, je nachdem ſie Einer ſo oder ſo gern ißt. Alle Brunnen ſind voll Cyperwein, andere ſüße Weine, auch Champagner, rinnen Einem nur ſo in den Mund hinein, wenn man ihn an die Röhre hält. Wer alſo gern ſolche Weine trinkt, der eile ſich, daß er in das Schlaraffenland hineinkomme. Auf den Birken und Weiden wachſen die Semmeln friſchbacken, unter dieſen Bäumen fließen Milchbäche, in dieſe fallen die Semmeln hinein und weichen ſich ſelbſt ein für Alle, welche gern einbrocken. Holla Grethel, holla Steffen! Wollt ihr nicht auswandern? Macht euch herbei zum Semmelbach, und vergeßt nicht, einen großen Milchlöffel mitzubringen!

Die Fiſche ſchwimmen in dem Schlaraffenlande oben auf dem Waſſer, ſind auch ſchon gebacken oder geſotten, und ſchwimmen ganz nahe am Geſtade; wenn aber Einer gar zu faul iſt und ein ächter Schlaraffe, der darf nur rufen bſt! bſt! ſo kommen die Fiſche auch heraus auf's Land ſpaziert und hüpfen dem guten Schlaraffen in die Hand, ſo daß er ſich nicht zu bücken braucht.

Das könnt ihr glauben, daß die Vögel dort gebraten in der Luft herumfliegen, Gänſe und Truthähne, Tauben und Kapaunen, Lerchen und Krammetsvögel, und Wem es zu viele Mühe macht, die Hand danach auszuſtrecken, dem fliegen ſie ſchnurſtracks in's Maul hinein. Die Spanferkel gerathen dort alle Jahre überaus trefflich; ſie laufen gebraten umher, und jedes trägt ein Tranchirmeſſer im Rücken, damit, Wer da will, ſich ein friſches, ſaftiges Stück abſchneiden kann.

Die Käſe wachſen in dem Schlaraffenlande wie die Steine, groß und klein, die Steine ſelbſt ſind nicht ſo hart wie bei uns, ſondern

lauter Butter= oder Mehlklöße oder auch kleine Fleiſchpaſtetchen. Im Winter, wenn es regnet, regnet es lauter Honig in ſüßen Tropfen, da kann Einer lecken und ſchlecken, daß es eine Luſt iſt, und wenn es ſchneit, ſo ſchneit es klaren Zucker, und wenn es hagelt, ſo hagelt es Würfelzucker, untermiſcht mit Feigen, Roſinen und Mandeln.

Im Schlaraffenland legen nicht blos die Vögel, ſondern auch die Roſſe Eier, ganze Körbe voll, ſo daß man tauſend um einen Pfennig kauft. Und das Geld kann man von den Bäumen ſchütteln, wie die Kaſtanien. Jeder kann ſich das Beſte herunter ſchütteln und das minder Werthvolle liegen laſſen.

In dieſem Lande gibt es auch große Wälder, da wachſen im Buſchwerk und auf Bäumen die ſchönſten Kleider: Röcke, Mäntel, Weſten, Hoſen und Wämmſer von allen Farben, ſchwarz, grün, gelb, blau oder roth, und Wer ein neues Gewand braucht, der geht in den Wald, und wirft es mit einem Stein oder ſchießt mit dem Bolzen herunter. In der Heide wachſen ſchöne Damenkleider, Mieder, Schürzen, Schwals von Seide, Sammet, Atlas, Madras, Tafft, Nanking u. ſ. w. Das Gras beſteht aus Bändern von allen Farben, auch geſtreift und gewäſſert. Die Wachholderſtöcke tragen goldne Schlößchen, Armbänder und Nadeln, und ihre Beeren ſind nicht grün oder ſchwarz zum Räuchern, ſondern ächte Perlen. An den Tannen hängen ſtatt der Zapfen Damenuhren, Medaillons und andere Anhängſel ſehr künſtlich. Auf den Stauden wachſen Stiefel und Schuhe, auch Herren= und Damenhüte, ſchön geflochtene Strohhüte mit Straußfedern und allerlei Kopfputz, künſtliche Blumen und Paradiesvögeln, Kolibris, Brillantkäfern, Perlen, Schmelz= und Goldborten verziert.

Dieſes edle Land hat auch herrliche Quellen und Bäder, welche die Kraft haben, die Alten wieder zu verjüngen. Kommt der älteſte Greis mit Runzeln und eisgrauen Haaren hinein und gebraucht dieſelben nur drei Tage, ſo wird ein flinker, ſchmucker Burſche daraus, und die Krücken werden weggeworfen. So auch die alten Weiber, denen die Zähne fehlen. In Kurzem beißen ſie wieder Haſelnüſſe auf und tanzen Walzer und Schottiſch.

Auch viel und mancherlei Kurzweil gibt es in dem Schlaraffenland. Da wird geſpielt, vom Morgen bis Abend und Jeder gewinnt, auch Wer hier immer neben die Scheibe ſchoß und ſein letztes Geld verlor. Auch für die Schlafmützen und Faulpelze, die hier durch ihre Trägheit arm werden, ſo daß ſie Bankrott machen und betteln gehen müſſen, iſt jenes Land vortrefflich. Jede Stunde Schlafens bringt dort einen Gulden ein und jedes Gähnen einen Doppelthaler. Die Trinker haben den beſten Wein umſonſt und von jedem Trunk und Schluck noch drei Batzen Lohn, ſowohl Frauen als Männer. Überhaupt wird Nichts umſonſt gethan, Wer die Leute am beſten necken und aufziehen kann, bekommt jedesmal einen Gulden, und Wer die größte Lüge ſagt, der hat allemal eine Krone dafür. Schade für Manchen, daß es hier nicht auch ſo iſt.

Wer dort ein gelehrter Mann ſein will, muß auf einen Grobian ſtudirt haben. Solcher Studenten gibt's auch bei uns zu Lande, haben aber keinen Dank davon und keine Ehre.

Wer gern arbeitet, Gutes thut und Böſes läßt, dem iſt Jedermann dort abhold, und er wird des Schlaraffenlandes verwieſen. Aber Wer tölpiſch iſt, gar Nichts kann und dabei doch voll dummen Dünkels ſteckt, der iſt dort als ein Edelmann angeſehen. Wer Nichts kann, als ſchlafen, eſſen, trinken, tanzen und ſpielen, der wird zum Grafen ernannt. Dem aber, welchen das allgemeine Urtheil als den Faulſten und zu Allem Guten Untauglichſten erkannt, der wird König über das ganze Land, und hat ein großes Einkommen.

Nun wißt ihr des Schlaraffenlandes Art und Eigenſchaft. Wer ſich alſo aufmachen und dorthin eine Reiſe unternehmen will, aber den Weg nicht weiß, der frage einen Blinden; aber auch ein Stummer iſt gut zum Rathgeber, denn er ſagt ihm gewißlich keinen falſchen Weg.

Um das ganze Land herum iſt jedoch eine berghohe Mauer von Reisbrei. Wer hinein oder heraus will, muß ſich da erſt in die Quere durchfreſſen, und Das gelingt nicht einem Jeden.

8. Der Teufel iſt los.

Der Teufel war einmal einfältig genug, ſich von einem Zauberer einklemmen zu laſſen, daß er nicht wieder los konnte. Als er nun ſah, daß es nicht anders war, legte er ſich aufs Bitten und gab die himmelbeſten Worte, Jener möge ihn doch gehen laſſen, er wolle ja Alles thun, was er verlange. Da verlangte der Zauberer, der Teufel ſolle bei ſeiner Großmutter ſchwören, daß er ſeine Lebtage ſich von keinem Menſchen wieder die Seele verſchreiben laſſen wollte. So ſauer es ihm ankam, ſo that doch endlich der Teufel ſeinen Schwur. Als aber der Teufel frei war, wollte er Jenem zum Danke den Hals herumdrehen. Dieſer flüchtete ſich aber in eine hohle Buche und entwiſchte durch ein Aſtloch. Der Teufel aber, der ihn bis in die Buche verfolgt hatte, ſtack noch drinnen, und ehe derſelbe das Aſtloch fand, verkeilte der Zauberer den Ausgang und den Eingang mit ſchwarzer Kunſt ſo feſt, daß es der Teufel ſelbſt und ſeine Großmutter und die ganze Hölle nicht wieder aufbringen konnten. Darnach ging er ſeiner Wege.

Und da ſteckte nun der Teufel in der alten Buche und konnte nicht herauskommen, und half ihm Alles nichts, er mußte drinn ſtecken bleiben. Und da hat er lange Zeit darin geſteckt und vielmal zu jener Zeit, wenn Leute des Wegs über jenen Berg gegangen ſind, da haben ſie ihn in ſeiner Buche blöken und grunzen hören. Endlich aber, als das Holz auch da oben gefällt wurde, da iſt die Buche abgehauen worden. Da iſt er endlich wieder herausgekommen und iſt wieder frei geworden, der Teufel. Wie er nun wieder los war, da machte er ſich auf und ging heim in die Hölle und wollte ſehen, wie es ausſehe. Aber da war Alles leer, wie es in der Kirche in der Woche iſt, und war keine Seele mehr zu hören noch zu ſehen. Seit der Teufel damals fortgegangen und nicht wieder gekommen war, und auch kein Menſch gewußt hatte, wo er hingekommen war, da war nicht eine einzige Seele wieder in die Hölle gekommen. Und ſeine Großmutter war vor Herzeleid geſtorben, und als dieſe todt war, da packten alle die armen Seelen, die damals in der Hölle waren, auf und machten ſich auf und davon und gingen alle miteinander in den Himmel.

Und da ſtand jetzt der Teufel mutterſeelen allein in der Hölle und wußte ſeines Lebens keinen Rath, wie er es wohl anfinge, daß er wieder arme Seelen bekäme, da er es doch damals bei ſeiner Großmutter hatte verſchwören müſſen, daß er von keinem Menſchen ſich wieder wollte die Seele verſchreiben laſſen, und da er auf andere Weiſe keinen Menſchen in die Hölle bringen konnte. Und da ſtand er und wußte ſeines Herzeleids kein Ende und wollte ſich die Hörner aus dem Kopfe raufen vor lauter Jammer und Grämen. — Da fiel ihm auf einmal Etwas ein.

Wie er in der alten Buche geſteckt hatte und nicht herausgekonnt, da war ihm zuletzt die Zeit lang geworden, und da hatte er über Allerlei nachſimulirt und den Branntwein erdacht und erfunden. Das fiel ihm alleweil in ſeinem Herzeleide wieder ein, und da dachte er ſich, Das müſſe ein Mittelchen ſein, wie er doch wieder arme Seelen in die Hölle bekommen könne.

Und er packte auf der Stelle auf und ließ die Hölle Hölle ſein, und ging nach Nordhauſen und wurde ein Schnapsbrenner und machte Branntwein drauf und drauf und zapfte und ſchenkte in die Welt hinein. Und er zeigte auch den Nordhäuſern allen mit einander, wie der Schnaps gemacht wird und verſprach ihnen viel Geld und Gut, wenn ſie's lernten und Branntwein brennten. Und die Nordhäuſer ließen ſich Dies nicht zweimal ſagen und wurden alle Schnapsbrenner und thaten, wie ſie gelehrt worden waren. Von dieſer Zeit ſchreibt ſich's her, daß bis auf den heutigen Tag ſo viel Branntwein in Nordhauſen gebrannt wird, wie an keinem andern Ort in der ganzen Welt.

Aber wie ſich's der Teufel gedacht hatte, alſo ging es auch. Wenn die Leute erſt ein wenig Branntwein im Leibe hatten, da fingen ſie an zu fluchen und zu ſchwören und fluchten und ſchwuren ihre Seele zum Teufel, ſo daß der Teufel dieſelbe bekam, wenn ſie geſtorben waren, und brauchte ihnen darum nicht zu dienen und ſich eine Verſchreibung geben zu laſſen, wie er ſonſt hatte thun müſſen, wenn er eine arme Seele hatte haben wollen. Und wenn ſie ſich den Kopf erſt im Branntwein benebelt hatten, dann fingen ſie auch an ſich zu zanken und zu prügeln und brachen ſich ſelber die Hälſe, ſo daß ſich der Teufel nicht erſt brauchte die Mühe zu geben, ſie ihnen herumzudrehen. Und wenn der Teufel ſonſt mit aller Mühe und Noth alle Wochen einmal eine arme Seele in die Hölle hatte bekommen können, ſo kamen ſtatt Deſſen jetzt dutzend- und ſchockweiſe alle Tage hinein, und es dauerte kein Jahr, da war die Hölle zu klein geworden, dergeſtalt daß der Teufel die Seelen nicht mehr unterbringen konnte und ein ganz neues Stück an die Hölle mußte anbauen laſſen.

Und kurz und gut, ſeit der Teufel aus der alten Buche jenes Mal wieder losgekommen iſt, ſeit der Zeit iſt der Branntwein aufgekommen, und ſeit der Branntwein in der Welt iſt, da kann man erſt recht eigentlich ſagen:

„Der Teufel iſt los!“

9. Der beherzte Flötenſpieler.

Es war einmal ein luſtiger Muſikant, der die Flöte meiſterhaft ſpielte; er reiſ'te daher in der Welt herum, ſpielte auf ſeiner Flöte in

Dörfern und Städten und erwarb ſich dadurch ſeinen Unterhalt. So kam er auch eines Abends auf einen Pachtershof und übernachtete da, weil er das nächſte Dorf vor einbrechender Nacht nicht erreichen konnte. Er wurde von dem Pachter freundlich aufgenommen, mußte mit ihm ſpeiſen und ihm nach geendigter Mahlzeit einige Stücklein auf ſeiner Flöte vorſpielen. Als Dieſes der Muſikant gethan hatte, ſchaute er zum Fenſter hinaus und gewahrte in geringer Entfernung bei dem Scheine des Mondes eine alte Burg, die theilweiſe in Trümmern zu liegen ſchien. „Was iſt das für ein altes Schloß?“ fragte er den Pachter, „und Wem hat es gehört?“ Der Pachter erzählte, daß vor vielen, vielen Jahren ein Graf da gewohnt hätte, der ſehr reich, aber auch ſehr geizig geweſen wäre. Er hätte ſeine Unterthanen ſehr geplagt, keinem armen Menſchen ein Almoſen gegeben und ſei endlich ohne Erben geſtorben. Darauf hätten ſeine nächſten Anverwandten die Erbſchaft in Beſitz nehmen wollen, hätten aber nicht das geringſte Geld gefunden. Man behaupte daher, er müſſe den Schatz begraben haben, und dieſer möge heute noch in dem alten Schloſſe verborgen liegen. Schon viele Menſchen wären des Schatzes wegen in die alte Burg gegangen, aber keiner wäre wieder zum Vorſchein gekommen. Daher habe die Obrigkeit den Eintritt in dies alte Schloß unterſagt und alle Menſchen im ganzen Lande ernſtlich davor gewarnt. — Der Muſikant hatte aufmerkſam zugehört, und als der Pachter ſeinen Bericht geendigt hatte, äußerte er, daß er großes Verlangen habe, auch einmal hinein zu gehen, denn er ſei beherzt und kenne keine Furcht. Der Pachter bat ihn aufs dringendſte und endlich ſchier fußfällig, doch ja ſein junges Leben zu ſchonen und nicht in das Schloß zu gehen. Aber es half kein Bitten und Flehen, der Muſikant war unerſchütterlich.

Zwei Knechte des Pachters mußten ein paar Laternen anzünden und den beherzten Muſikanten bis an das alte, ſchaurige Schloß begleiten. Dann ſchickte er ſie mit einer Laterne wieder zurück, er nahm aber die zweite in die Hand und ſtieg muthig eine hohe Treppe hinan. Als er dieſe erſtiegen hatte, kam er in einen großen Saal, um den ringsherum Thüren waren. Er öffnete die erſte und ging hinein, ſetzte ſich an einen darin befindlichen, altväteriſchen Tiſch, ſtellte ſein Licht darauf und ſpielte die Flöte. Der Pachter aber konnte die ganze Nacht vor lauter Sorgen nicht ſchlafen und ſah öfters zum Fenſter hinaus. Er freute ſich jedesmal unausſprechlich, wenn er drüben den Gaſt noch muſiziren hörte. Doch als ſeine Wanduhr elf ſchlug und das Flötenſpiel verſtummte, erſchrack er heftig und glaubte nun nicht anders, als der Geiſt oder der Teufel, oder Wer ſonſt in dieſem Schloſſe hauſe, habe dem ſchönen Burſchen nun ganz gewiß den Hals umgedreht. Doch der Muſikant hatte ohne Furcht ſeinem Flötenſpiele abgewartet; als aber ſich endlich Hunger bei ihm regte, weil er nicht viel bei dem Pachter gegeſſen hatte, ſo ging er in dem Zimmer auf und nieder und ſah ſich um. Da erblickte er einen Topf voll ungekochter Linſen, auf einem andern Tiſche ſtand ein Gefäß voll Waſſer, eines voll Salz, und eine Flaſche Wein. Er goß geſchwind Waſſer über die Linſen, that Salz daran, machte Feuer in den Ofen, weil auch ſchon Holz dabei lag, und kochte ſich eine Linſenſuppe. Während die Linſen kochten, trank er die Flaſche Wein leer, und dann ſpielte er wieder Flöte. Als die

Linſen gekocht waren, rückte er ſie vom Feuer, ſchüttete ſie in die auf dem Tiſche ſchon bereitſtehende Schüſſel und aß friſch darauf los. Jetzt ſah er nach ſeiner Uhr, und es war um die elfte Stunde. Da ging plötzlich die Thüre auf, zwei lange, ſchwarze Männer traten herein und trugen auf der Schulter eine Todtenbahre, auf der ein Sarg ſtand. Dieſen ſtellten ſie, ohne ein Wort zu ſagen, vor den Muſikanten, der ſich keineswegs im Eſſen ſtören ließ, und gingen ebenſo lautlos, wie ſie gekommen waren, wieder zur Thüre hinaus. Als ſie ſich nun entfernt hatten, ſtand der Muſikant haſtig auf und öffnete den Sarg. Ein altes Männchen, klein und verhutzelt, mit grauen Haaren und grauem Barte lag darinnen; aber der Burſche fürchtete ſich nicht, nahm es heraus, ſetzte es an den Ofen, und kaum ſchien es erwärmt zu ſein, als ſich ſchon Leben in ihm regte. Er gab ihm hierauf Linſen zu eſſen und war ganz mit dem Männchen beſchäftigt, ja fütterte es wie eine Mutter ihr Kind. Da wurde das Männchen ganz lebhaft und ſprach zu ihm: „Folge mir!“ Das Männchen ging voraus, der Burſche aber nahm ſeine Laterne und folgte ihm ſonder Zagen. Es führte ihn nun eine hohe, verfallene Treppe hinab, und ſo gelangten endlich beide in ein tiefes, ſchauerliches Gewölbe.

Hier lag ein großer Haufen Geld. Da gebot das Männchen dem Burſchen; „Dieſen Haufen theile mir in zwei ganz gleiche Theile, aber daß Nichts übrig bleibt, ſonſt bringe ich Dich ums Leben!“ Der Burſche lächelte blos, fing ſogleich an zu zählen auf zwei große Tiſche herüber und hinüber und brachte ſo das Geld in kurzer Zeit in zwei gleiche Theile, doch zuletzt war noch ein Kreuzer übrig. Der Muſikant aber beſann ſich kurz, nahm ſein Taſchenmeſſer heraus, ſetzte es auf den Kreuzer mit der Schneide und ſchlug ihn mit einem dabei liegenden Hammer entzwei. Als er nun die eine Hälfte auf dieſen, die andere aber auf jenen Haufen warf, wurde das Männchen ganz heiter und ſprach: „Du himmliſcher Mann, du haſt mich erlöſ't! Schon hundert Jahre muß ich meinen Schatz bewachen, den ich aus Geiz zuſammengeſcharrt habe, bis es Einem gelingen würde, das Geld in zwei gleiche Theile zu theilen. Noch nie iſt Dies Einem gelungen, und ich habe ſie alle erwürgen müſſen. Der eine Haufen Geld iſt nun dein, den andern aber theile unter die Armen. Göttlicher Menſch, du haſt mich erlöſ't!“ Darauf verſchwand das Männchen. Der Burſche aber ſtieg die Treppe hinan und ſpielte in ſeinem vorigen Zimmer luſtige Stücklein auf ſeiner Flöte.

Da freute ſich der Pachter, daß er ihn wieder ſpielen hörte und mit dem früheſten Morgen ging er auf das Schloß (denn am Tage durfte Jedermann hinein) und empfing den Burſchen voller Freude. Dieſer erzählte ihm die Geſchichte, dann ging er hinunter zu ſeinem Schatz, that wie ihm das Männchen befohlen hatte und vertheilte die eine Hälfte unter die Armen. Das alte Schloß aber ließ er niederreißen und bald ſtand an der vorigen Stelle ein neues, wo nun der beherzte Muſikant als ein reicher Mann wohnte.

10. Der alte Hofhund.

Es hatte ein Bauer einen treuen Hofhund, der Sultan hieß, der war alt geworden, ſo daß er Nichts mehr recht packen konnte. Da

ſtand der Bauer einmal mit ſeiner Frau und ſprach: „Den alten Sultan ſchieße ich morgen todt, der iſt zu Nichts mehr nutz. „Der Frau that der Hund leid, und ſie antwortete: „Er hat uns ſo lange Jahre gedient, daß wir ihm könnten das Gnadenbrod geben.“ „Ei was,“ ſprach der Mann, „du biſt nicht recht geſcheid, er hat keinen Zahn mehr im Maul und kein Dieb fürchtet ſich vor ihm; hat er uns gedient, ſo hat er ſein gutes Freſſen dafür gekriegt, jetzt taugt er Nichts mehr, und da kann er abgehen.“

Der Hund, der nicht weit davon lag, hatte Alles mit angehört, erſchrack und war traurig, daß morgen ſein letzter Tag ſein ſollte. Nun hatte er einen guten Freund, das war der Wolf, zu dem ging er Abends hinaus in den Wald und erzählte, was ihm für ein Schickſal bevorſtehe. „Mach' dir keine Sorgen,“ ſprach der Wolf, „ich weiß einen guten Rath. Morgen ganz früh geht der Herr mit ſeiner Frau ins Heu, und ſie nehmen ihr kleines Kind mit. Das legen ſie bei der Arbeit hinter die Hecke in den Schatten, da lege dich daneben, gleich als wollteſt du es bewachen. Dann will ich aus dem Walde kommen und das Kind rauben; du mußt mir nachſpringen mit allen Kräften, als wollteſt du mir's wieder abjagen. Ich laſſ' es fallen, und du bringſt es wieder zurück, dann glauben ſie, du hätteſt es gerettet und ſind viel zu dankbar, um dir Etwas zu thun; im Gegentheil, du kommſt in völlige Gnade, und es wird dir an Nichts fehlen.“

Der Anſchlag gefiel dem Hund, und wie er ausgedacht war, ſo wurde er auch ausgeführt. Der Bauer ſchrie entſetzlich, als er den Wolf mit ſeinem Kinde durch's Feld laufen ſah; als es aber der alte Sultan wieder zurückbrachte, da war er froh, ſtreichelte ihn und ſprach: „Dir ſoll nichts Böſes widerfahren, du ſollſt das Gnadenbrod haben, ſo lange du lebſt.“ Dann ſagte er zu ſeiner Frau: „Geh' gleich heim und koch dem alten Sultan einen Weckbrei, den braucht er nicht zu beißen, und mein Kopfkiſſen ſchenke ihm auch zu ſeinem Lager.“ Von nun an hatte es der Sultan ſo gut, als er ſich's nur wünſchen konnte. Der Wolf beſuchte ihn und freute ſich, daß es ihm ſo wohl gelungen war. „Hör', Landsmann,“ ſprach er, „du wirſt doch ein Auge zudrücken, wenn ich deinem Herrn ein fettes Schaf wegholen kann? Es wird einem heut zu Tage ſchwer, ſich durchzuſchlagen. „Nein,“ antwortete der Hund, „meinem Herrn bin ich treu, Das kann ich nicht zugeben.“ Der Wolf indeſſen meinte, Das wäre kein Ernſt und kam in der Nacht, den guten Biſſen abzuholen; aber der treue Sultan hatte dem Herrn Alles angezeigt, ſo daß dieſer in der Scheuer aufpaßte und dem Wolf garſtig die Haare kämmte.

11. Der Wolf und der Fuchs.

Der Wolf hatte den Fuchs bei ſich; und Was der Wolf wollte, das mußte der Fuchs thun, weil er der Schwächſte war; und der Fuchs wäre gern den Herrn los geweſen. Nun trug es ſich zu, daß ſie beide durch den Wald gingen; da ſprach der Wolf: „Rothfuchs, ſchaff' mir Etwas zu freſſen, oder ich freſſe dich!“ Da antwortete der Fuchs: „Ich weiß einen Bauernhof, wo ein Paar junge Lämmlein ſind; haſt du Luſt, ſo wollen wir eins holen.“ Der Wolf war's zu-

frieden; und ſie gingen hin, und der Fuchs ſtahl das Lämmlein, brachte es dem Wolf und machte ſich fort. Da fraß es der Wolf auf, war aber damit nicht zufrieden, ſondern wollte das andere auch haben und ging, es zu holen. Weil er es aber ſehr ungeſchickt machte, ward es die Mutter des Lämmleins gewahr und fing an entſetzlich zu ſchreien, daß die Bauern herbei gelaufen kamen. Da fanden ſie den Wolf und ſchlugen ihn ſo erbärmlich, daß er hinkend und heulend bei dem Fuchſe ankam. „Du haſt mich ſchön angeführt,“ ſprach er, „ich wollte das andere Lamm holen, da haben mich die Bauern erwiſcht und weich geſchlagen.“ Der Fuchs antwortete: „Warum biſt du ſo ein Nimmerſatt?“

Am andern Tage gingen ſie wieder im Felde, und der Wolf ſprach wieder zum Fuchſe: „Rothfuchs, ſchaff' mir Etwas zu freſſen, oder ich freſſe dich!“ Da antwortete der Fuchs: „Ich weiß ein Bauernhaus, da backt die Frau heut Abend Pfannkuchen; wir wollen uns davon holen.“ Sie gingen hin; und der Fuchs ſchlich ſich um das Haus herum, guckte und ſchnupperte ſo lange, bis er ausfindig machte, wo die Schüſſel ſtand, zog ſechs Pfannkuchen herab und brachte ſie dem Wolfe. „Da haſt du zu freſſen,“ ſprach er zu ihm und ging ſeiner Wege. Der Wolf verſchluckte die Pfannkuchen und ſprach: „Sie ſchmecken nach Mehr,“ ging hin und riß geradezu die ganze Schüſſel herunter. Das gab einen gewaltigen Lärm, daß die Frau heraus kam, und als ſie den Wolf ſah, rief ſie ihre Leute. Die kamen und ſchlugen ihn ſo, daß er mit zwei lahmen Beinen zum Fuchſe in den Wald hinaus kam. Dem machte er neue Vorwürfe und ſagte: „Wie ſchlimm haſt du mich angeführt! Die Bauern haben mich erwiſcht und mir die Haut gegerbt.“ Der Fuchs aber antwortete: „Warum biſt du ſo ein Nimmerſatt?“

Am dritten Tage, als ſie beiſammen draußen waren, und der Wolf mit Mühe nur forthinkte, ſprach er doch wieder: „Rothfuchs, ſchaff' mir Etwas zu freſſen, oder ich freſſe dich!“ Der Fuchs antwortete: „Ich weiß einen Mann, der hat geſchlachtet und geſalzenes Fleiſch im Keller; das wollen wir holen.“ Der Wolf ſprach: „Aber ich will gleich mitgehen, damit du mir hilfſt, wenn ich nicht fort kann.“ „Meinetwegen,“ ſagte der Fuchs und zeigte ihm die Schliche und Wege, auf welchen ſie endlich in den Keller gelangten. Da war nun Fleiſch im Überfluß, und der Wolf machte ſich gleich daran und dachte: „Bis ich aufhöre, hat's Zeit.“ Der Fuchs ließ ſich's auch gut ſchmecken, blickte aber überall herum, lief auch oft zu dem Loche, durch welches ſie gekommen waren, und verſuchte, ob ſein Leib noch ſchmal genug wäre durchzuſchlüpfen. Der Wolf konnte nicht begreifen, warum der Fuchs Das that, und ſprach: „Lieber Fuchs, was rennſt du ſo hin und her und ſpringſt hinaus und herein?“ — „Ich muß doch ſehen, ob Niemand kommt,“ antwortete er liſtig, „friß nur nicht zu Viel.“ Da ſagte der Wolf: „Ich gehe nicht eher fort, als bis das Faß leer iſt.“ Indem kam der Bauer, der den Lärm von des Fuchſes Sprüngen gehört hatte, in den Keller. Der Fuchs, wie er ihn ſah, war mit einem Satze zum Loche hinaus. Der Wolf wollte nach; aber er hatte ſich ſo dick gefreſſen, daß er nicht mehr durchkommen konnte, ſondern ſtecken blieb. Da kam der Bauer mit einem Knüppel und ſchlug ihn

todt. Der Fuchs ſprang in den Wald und war froh, daß er den alten Nimmerſatt los war.

12. Die Sternthaler.

Es war einmal ein kleines Mädchen, dem war Vater und Mutter geſtorben, und es war ſo arm, daß es kein Kämmerchen mehr hatte, darin zu wohnen, und kein Bettchen mehr, darin zu ſchlafen, und gar Nichts mehr, als die Kleider, die es auf dem Leibe trug, und ein Stückchen Brod, das es in der Hand hielt, und das ihm ein mitleidiges Herz noch geſchenkt hatte. Es war aber gut und fromm. Und weil es ſo von aller Welt verlaſſen war, ging es im Vertrauen auf den lieben Gott hinaus in's Feld; da begegnete ihm ein armer Mann, der ſprach: „Ach gib mir doch Etwas zu eſſen, ich bin ſo hungrig." Es reichte ihm das ganze Stückchen Brod uud ſagte: „Gott ſegne dir's!" und ging weiter. Da kam ein Kind, das jammerte und ſprach: „Es friert mich ſo an meinen Kopf, ſchenk' mir doch Etwas, womit ich ihn bedecken kann!" Da that es ſeine Mütze ab und gab ſie ihm. Und als es noch ein bischen gegangen war, kam wieder ein Kind, und hatte kein Leibchen an und fror, da gab es ihm ſeins; und noch weiter, da bat eins um ein Röcklein, das gab es auch von ſich hin. Endlich kam es in einen Wald, und es war ſchon dunkel geworden, da kam noch eins und bat um ein Hemdlein, und das fromme Mädchen dachte: „Es iſt dunkle Nacht, da kannſt du wohl dein Hemd weggeben," und gab es auch noch hin. Und wie es ſo ſtand und gar Nichts mehr hatte, fielen auf einmal die Sterne vom Himmel, und waren lauter harte, blanke Thaler, und ob es gleich ſein Hemdlein weggegeben, ſo hatte es doch ein neues an vom allerfeinſten Linnen. Da ſammelte es ſich die Thaler hinein, und ward reich für ſeine Lebtage.

13. Sankt Meinhard.

Der heilige Meinhard lebte als Einſiedler in der Schweiz. Rings um ſeine Hütte war Wald und ſteiles Gebirg, oft ſah er in einem ganzen Jahre keinen Menſchen. Deſto mehr hatte ſich der fromme Mann mit den Thieren in der Nachbarſchaft befreundet. Die Hirſche, die Rehe kamen furchtlos an ſeine Hütte, ſelbſt Bären und Wölfe thaten ihm Nichts zu leide. Am zahmſten waren aber die Vögel. Auf allen Bäumen und Sträuchern um ſeine Hütte ſtanden Neſter, die Alten und die Jungen kannten die Stimme Meinhard's und ſetzten ſich zu ihm, wenn er ſie lockte. Beſonders zutraulich waren zwei junge Raben, deren Eltern umgekommen waren, und welche der fromme Einſiedler an der Eltern Statt aufgefüttert hatte. Sie ſetzten ſich ihm auf die Schulter und liebkoſeten ihn, als verſtänden ſie, Was er für ſie gethan hatte.

Zu der Hütte dieſes guten Mannes, der an nichts Arges dachte, kamen zwei Räuber, und weil ſie glaubten, in der Hütte könnte doch wohl Geld verborgen ſein, und weil ſie ſich ſchon ſo ſehr an das Morden gewöhnt hatten, daß ſie Niemanden im Frieden laſſen konn-

ten, ſo erſchlugen ſie den frommen Greis vor ſeiner Hütte. Niemand hatte es geſehen als die Raben, welche eben erſt auf den Schultern des Gemordeten geſeſſen hatten, und welche durch ihr klägliches Geſchrei die verruchten Mörder, welche die Hütte durchſuchten, aber Nichts fanden, erſchreckten. „Laß uns gehen," ſagte der Eine zu dem Andern, „die Raben des Einſiedlers gefallen mir nicht, und Geld und Geldeswerth finden wir doch nicht."

Einige Tage darauf kamen einige fromme Pilger an die Hütte, um den ehrwürdigen Meinhard zu beſuchen, aber ſie fanden nur ſeinen blutigen Leichnam. Alle weinten über das klägliche Ende des frommen Mannes, und begruben ihn feierlich neben ſeiner Wohnung. So lange hatten die Raben immer ſchweigend auf dem Dache der Hütte geſeſſen, als aber die Leiche unter der Erde war, da flogen ſie ſchreiend davon. Die Pilger gingen nun in die nächſten Dörfer und verkündigten die ſchändliche Mordthat, die an dem heiligen Meinhard begangen worden ſei. Jedermann hörte es mit Grauſen, und Jeder wünſchte, daß die Mörder entdeckt und zur Strafe gezogen würden.

Da ſahen die Pilger auf einmal ein ſeltſames Schauſpiel. Zwei Männer wurden von zwei Raben verfolgt. Immer kreiſ'ten die ſchwarzen Vögel über den Köpfen der Männer, ſchrien und fuhren auf dieſelben los, als wollten ſie ihnen die Augen aushacken. Die Männer ſchlugen nach ihnen, aber es half Nichts, die Raben kamen immer wieder. Da kam den Pilgern plötzlich der Gedanke: „Dies ſind die Raben des heiligen Meinhard, und dieſe Männer ſind ſeine Mörder." Sie nahmen die Männer feſt und brachten ſie vor Gericht. Die Raben folgten unermüdlich, und ihr Geſchrei wurde immer ſchauerlicher. Die Mörder aber, welche ſchon lange vor den ihnen wohlbekannten Vögeln erſchrocken waren, läugneten ihr Verbrechen nicht länger und erkannten, daß das ein Strafgericht Gottes ſei. Als ſie hingerichtet waren, verſchwanden die Raben, und Niemand hat ſie wieder geſehen.

14. Christian Fürchtegott Gellert.

Auch Gellert hat wie so viele berühmten Dichter kein hohes Alter erreicht, auch er war nicht mit irdischen Gütern gesegnet. Allein er war in der Mitte des 18. Jahrhunderts der beliebteste aller deutschen Schriftsteller, und der grosse König Friedrich von Preussen hat ihn allen übrigen vorgezogen. Jetzt lies't man seine Schriften weniger, obgleich seine Fabeln und Erzählungen, wie auch seine Kirchenlieder noch Alten und Jungen gefallen. Wer singt nicht gern: „Wie gross ist des Allmächtigen Güte!", oder: „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht", oder: „Oft klagt mein Herz, wie schwer es sei?" Alle diese und noch viele anderen Lieder rühren von Gellert her. Dabei war Gellert ein so vortrefflicher, frommer, bescheidener und mildthätiger Mann, dass Jedermann ihm gut sein musste. Wie oft hat er von seinem geringen Einkommen als Lehrer an der Universität zu Leipzig arme Studenten unterstützt! wie oft selbst seinen letzten Heller mit ihnen getheilt! Denn er war nicht im Stande, einem Bittenden Etwas

abzuschlagen. Wohl aber hat er Manchen durch seine Ermahnungen gerettet, und seine Schüler haben ihm nach vielen Jahren oft noch mit Worten und Thaten gedankt. Davon liesse sich Viel erzählen, aber wir müssen auch noch hören, dass Gellert aus purer Bescheidenheit keine höhere Stelle annahm, sondern lieber blieb, was er war und sich nicht für würdig hielt, Anderen zu befehlen. Da er nicht verheirathet war, brauchte er äusserst Wenig, begehrte aber auch nicht Mehr und schätzte sich glücklich, wenn er nur mit seinen guten Freunden zusammenleben oder Briefe von ihnen erhalten konnte. Die Leiden seines kränklichen Körpers ertrug er mit Geduld und starb im Jahr 1769 eines frommen Todes.

15. Der Blinde und der Lahme.

Von ungefähr muß einen Blinden
Ein Lahmer auf der Straße finden.
Sogleich hofft Jener freudenvoll,
Daß ihn der Andre leiten soll.
„Dir," ſpricht der Lahme, „beizuſtehn?
Ich armer Mann kann ſelbſt nicht gehn.
Doch ſcheint's, daß du zu einer Laſt
Noch ſehr geſunde Schultern haſt.
Entſchließe dich, mich fortzutragen,
So will ich dir die Stege ſagen.
Dann wird dein ſtarker Fuß mein Bein,
Mein helles Aug' das deine ſein."
Der Lahme hängt mit ſeinen Krücken
Sich auf des Blinden breiten Rücken.
Vereint wirkt jetzo dieſes Paar,
Was einzel Keinem möglich war. —

16. Der Bauer und ſein Sohn.

Ein guter, dummer Bauernknabe,
Den Junker Hans mit auf die Reiſe nahm,
Und der, trotz ſeinem Herrn, mit einer guten Gabe,
Recht dreiſt zu lügen, wiederkam,
Ging kurz nach der vollbrachten Reiſe
Mit ſeinem Vater über Land.
Fritz, der im Geh'n recht Zeit zum Lügen fand,
Log auf die unverſchämt'ſte Weiſe.
Zu ſeinem Unglück kam ein großer Hund gerannt.
„Ja, Vater!" rief der unverſchämte Knabe,
„Ihr mögt mir's glauben oder nicht,
So ſag ich's Euch und Jedem in's Geſicht,
Daß ich einſt einen Hund bei Haag geſehen habe,
Hart an dem Weg, wo man nach Frankreich fährt,
Der — ja, ich bin nicht ehrenwerth
Wenn er nicht größer war, als Euer größtes Pferd."

„Das,“ ſprach der Vater, „nimmt mich Wunder;
Wiewohl ein jeder Ort läßt Wunderdinge ſehn:
Wir, zum Exempel, geh'n jetzunder,
Und werden keine Stunde gehn,
So wirſt du eine Brücke ſehn,
(Wir müſſen ſelbſt darüber gehn)
Die hat dir Manchen ſchon betrogen.
Denn überhaupt ſoll's dort nicht gar zu richtig ſein.
Auf dieſer Brücke liegt ein Stein,
An den ſtößt man, wenn man denſelben Tag gelogen,
Und fällt und bricht ſogleich das Bein.“
Der Bub' erſchrack, ſobald er Dies vernommen.
„Ach,“ ſprach er, „lauft doch nicht zu ſehr!
Doch wieder auf den Hund zu kommen,
Wie groß ſagt' ich, daß er geweſen wär',
Wie Euer größtes Pferd? Dazu will Viel gehören;
Der Hund, jetzt fällt mir's ein, war erſt ein halbes Jahr;
Allein Das wollt' ich wohl beſchwören,
Daß er ſo groß, als mancher Ochſe war.“
Sie gingen noch ein gutes Stücke;
Doch Fritzchen ſchlug das Herz. Wie konnt es anders ſein?
Denn Niemand bricht doch gern ein Bein.
Er ſah nunmehr die richteriſche Brücke,
Und fühlte ſchon den Beinbruch halb.
„Ja, Vater!“ fing er an, „der Hund, von dem ich rede,
War nur ſo groß, und wenn ich ihn auch was vergrößert hätte,
So war er doch viel größer, als ein Kalb.“
Die Brücke kommt. Fritz, Fritz! wie wird dir's gehn!
Der Vater geht voran, doch Fritz hält ihn geſchwind.
„Ach, Vater!“ ſpricht er, „ſeid kein Kind,
Und glaubt, daß ich dergleichen Hund geſehn.
Denn kurz und gut, eh' wir darüber geh'n,
Der Hund war nur ſo groß, wie alle Hunde ſind.“

17. Der Informator.

Ein Bauer, der viel Geld und nur zwei Söhne hatte,
Nahm einen Informator an.
„Ich,“ ſprach er, „und mein Ehegatte,
Wir übergeben Ihm, als einem wackern Mann,
Was uns am liebſten iſt. Führ' Er ſie treulich an;
Er ſieht's, es ſind zwei muntre Knaben,
Und freilich wird Er Mühe haben;
Allein ich will erkenntlich ſein.
Ich halte Viel auf's Rechnen und auf's Schreiben,
Das laß Er ſie fein fleißig treiben,
Und präg' Er ihnen ja das Chriſtenthum wohl ein!
Ich kann's Ihm nicht ſo recht beſchreiben;
Allein Er wird mich wohl verſtehn.
Ich möchte ſie gern klug und ehrlich ſehn:

Das macht bei aller Welt gelitten,
Und iſt vor Gott im Himmel ſchön;
Erfüll' Er alſo meine Bitten!
Hier geb' ich Ihm zwei Stübchen ein,
Und Was er braucht, das ſoll zu Seinen Dienſten ſein!"
Der Lehrer fand ein Herz bei ſeinen Bauernknaben,
Als hundert Junker es nicht haben;
Ein braver Mann, geſchickt im Unterrichten,
Erfüllt' er redlich ſeine Pflichten,
Und Das gefiel dem Bauer ſehr.
Er hielt ihn ungemein in Ehren,
Kam oft, den Kindern zuzuhören,
Weil es die Pflicht der Väter wär.
Nun war ein Jahr vorbei. „Herr," ſprach der gute Bauer,
„Was ſoll für ſeine Mühe ſein?"
„Ich fordre dreißig Thaler." „Nein,
Nein," fiel der Alte hitzig ein,
„Sein Informatordienſt iſt ſauer.
So kriegte ja der Großknecht, der mir pflügt,
Beinah' ſo Viel, als der Gelehrte kriegt,
Der Das beſorgt, was mir am Herzen liegt,
Die Kinder nützen Ihn ja für ihr ganzes Leben,
Nein, lieber Herr! Das geht nicht an,
So Wenig gibt kein reicher Mann.
Ich will ihm Mehr, ich will Ihm hundert Thaler geben.
Und mich von Herzen gern verſtehn,
Ihm jährlich dieſen Lohn anſehnlich zu erhöhn.
Geſetzt, ich müßt' ein Gut verpfänden;
Auch Das. Iſt's denn ein Bubenſtück?
Viel beſſer, ich verpfänd's zu meiner Kinder Glück,
Als daß ſie's reich und laſterhaft verſchwenden."

18. Gottlieb Conrad Pfeffel.

In dem leider von Deutschland abgerissenen Elsass, wo auch der wackere Oberlin und andere treffliche Männer lebten, wurde im Jahr 1736 der Dichter Pfeffel geboren und zeichnete sich von Jugend auf durch Fleiss und gute Anlagen aus. So konnte er schon im 15. Jahre die Universität Halle besuchen, um dort Jurisprudenz (die Rechte) zu studiren. Allein bald wurde er in seiner Laufbahn gehemmt, ein Augenübel, welches sich immer verschlimmerte, beraubte ihn schon in seinem 21. Jahre des Gesichts. Man denke sich den unglücklichen Jüngling. Ein und zwanzig Jahre und blind! Dennoch erhielt sich sein Geist durch Gottvertrauen und Thätigkeit aufrecht. Er wusste einen Beruf zu finden, wo er auch als Blinder Gutes wirken konnte, ja er fand auch ein braves Mädchen, welches sich entschloss, die Gattin des Blinden zu werden. So lebte er noch 50 Jahre ohne Tageslicht, thätig in Lesen, Schreiben und Unterrichten, denn er hatte ein Erziehungs-Institut gegründet, von seinen Schülern geliebt, von

seinen Mitbürgern geachtet, selbst von der französischen Regierung geschätzt. Und Was war es, womit sich dieser neue Tobias aufzuheitern pflegte? Es war die Dichtkunst (Poesie), welcher er sich schon als Jüngling ergeben hatte, und welche ihn bis ins hohe Alter begleitete. Eine grosse Anzahl seiner Gedichte ist gedruckt worden, und sind sie gleich nicht alle so vortrefflich, dass man sie noch jetzt gerne lies't, so gibt es doch einige unter denselben, wie folgende Proben zeigen werden.

19. Die Tabakspfeife.

„Gott grüß Euch, Alter! — Schmeckt das Pfeifchen?
Weiſ't her! — Ein Blumentopf
Von rothem Thon, mit goldnen Reifchen!
Was wollt' ihr für den Kopf?" —

„O Herr! den Kopf kann ich nicht laſſen,
Er kommt vom bravſten Mann,
Der ihn, Gott weiß es! einem Baſſen (Paſcha)
Bei Belgrad abgewann.

Da, Herr! da gab es rechte Beute —
Es lebe Prinz Eugen!
Wie Grummet ſah man unſre Leute
Der Türken Glieder mähn!" —

„Ein andermal von Euren Thaten:
Hier, Alter! Seid kein Tropf!
Nehmt dieſen doppelten Dukaten
Für Euren Pfeifenkopf." —

„Ich bin ein alter Kerl und lebe
Von meinem Gnadenſold;
Doch, Herr! den Pfeifenkopf, den gebe
Ich nicht für alles Gold.

Hört nur! Einſt jagten wir Huſaren
Den Feind nach Herzensluſt,
Da ſchoß ein Hund von Janitſcharen
Den Hauptmann in die Bruſt.

Ich hob ihn flugs auf meinen Schimmel —
Er hätt' es auch gethan —
Und trug ihn ſanft aus dem Getümmel
Zu einem Edelmann.

Ich pflegte ſein. Vor ſeinem Ende
Reicht' er mir all ſein Geld
Und dieſen Kopf, drückt' mir die Hände,
Und blieb im Tod noch Held.

Das Geld mußt du dem Wirthe ſchenken,
Der dreimal Plündrung litt,
So dacht' ich, und zum Angedenken
Nahm ich die Pfeife mit.

Ich trug auf allen meinen Zügen
Sie wie ein Heiligthum,

Wir mochten weichen oder ſiegen,
Im Stiefel mit herum.

Vor Prag verlor ich auf der Streiſe
Das Bein durch einen Schuß,
Da griff ich erſt nach meiner Pfeiſe,
Und dann nach meinem Fuß.“ —

„Ihr rührt mich, Freund! faſt bis zu Zähren,
O ſagt, wie hieß der Mann?
Damit auch mein Herz ihn verehren,
Und ihn beweinen kann.“ —

„Man hieß ihn nur den tapfern Walther;
Dort lag ſein Gut am Rhein!“
„Das war mein Vater, lieber Alter!
Und jenes Gut iſt mein!

Kommt, Freund! Ihr ſollt bei mir nun leben;
Vergeſſet Eure Noth:
Kommt, trinkt mit mir von Walthers Reben,
Und eßt von Walthers Brod!“

„Nun, topp! Ihr ſeid ſein wackrer Erbe!
Ich ziehe morgen ein,
Und Euer Dank ſoll, wann ich ſterbe,
Die Türkenpfeiſe ſein.“

20. Ibrahim.

Eh' Spanien mit frommer Wuth
Das Mauernvolk verſtieß,
Floß Omar's junges Heldenblut
Durch Gußmans Ritterſpieß.

Da bricht der Sturm des Haſſes los;
Und vor der Rächer Hand
Flieht Gußman, bis er athemlos
Vor einem Garten ſtand.

Hoch war die Mauer, doch er ſchwang
Sich wie ein Pfeil hinein,
Und fand in einem Bogengang
Den Herrn des Guts allein.

Er fleht um Schutz. Mit ſeinem Stab
Schlug Emir Ibrahim
Voll Ernſtes einen Pfirſich ab,
Und theilte ihn mit ihm.

„Nimm!“ ſprach er, „iß! du biſt mein Gaſt,
Dies iſt des Schutzes Pfand,
Den du von mir zu hoffen haſt.
Hier haſt du Wort und Hand.“

Doch plötzlich ruft ein Sklav' in Haſt
Den edlen Greis hinaus,
„Bleib',“ ſprach er, „unbeſorgt, mein Gaſt,
Verſteckt im Gartenhaus!“

Hier harrt der Chriſt voll Angſt und Gram;
Ihm ſcheint kein Tageslicht,
Bis ſein Beſchützer wiederkam
Mit Thränen im Geſicht.
„Den du erſchlugſt, grauſamer Chriſt!
War Omar, war mein Sohn.
Süß wär' die Rache. Süßer iſt
Gehaltner Treue Lohn.
So flieh! Die Roſſe ſteh'n bereit;
Flieh, eh' man Dich hier ſucht.
Mein treuer Sklav' gibt dir Geleit;
Gott ſchütze deine Flucht!" —
Die Engel Gottes ſah'n mit Luſt
Auf Ibrahim herab;
Und brachten Troſt ihm in die Bruſt
Und Segen bis an's Grab. —

21. Die Stufenleiter.

Ein Sperling fing auf einem Aſt
Die fettſte Fliege. Weder Streben,
Noch Jammern half, ſie ward gefaßt.
„Ach," rief ſie flehend, „laß mich leben!"
„Nein," ſprach der Mörder, „du biſt mein,
Denn ich bin groß, und du biſt klein."
Ein Sperber fand ihn bei dem Schmaus.
So leicht wird kaum ein Floh gefangen,
Als Junker Spatz. „Gib," rief er aus,
„Mich frei! Was hab' ich denn begangen?"
„Nein," ſprach der Mörder, „du biſt mein,
Denn ich bin groß, und du biſt klein."
Ein Adler ſah den Gauch und ſchoß
Auf ihn herab und riß den Rücken
Ihm auf. „Herr König, laß mich los!"
Rief er, „du hackſt mich ja in Stücken."
„Nein," ſprach der Mörder, „du biſt mein,
Denn ich bin groß, und du biſt klein."
Er ſchmauſ'te noch, da kam im Nu
Ein Pfeil ihm in die Bruſt geflogen.
„Tyrann!" rief er dem Jäger zu,
„Warum ermordet mich dein Bogen?"
„Ei," ſprach der Mörder, „du biſt mein,
Denn ich bin groß, und du biſt klein."

22. Die drei Blümchen.

Drei Blümchen in meinem Garten blüh'n:
Das erſte, das Röschen der Freude,
Soll ſchmücken mein Haupt: ein froher Sinn
Verbannet den Gram, iſt Lebens Gewinn
Und ſchaffet zum Eden die Heide.

Drei Blümchen in meinem Garten blüh'n,
Die Lilie der Unſchuld, das zweite,
Soll ſchmücken mein Herz: wenn ſie es deckt,
So ſchlägt es ſo leicht, kein Unfall ſchreckt
Den Waller in ihrem Geleite.
Drei Blümchen in meinem Garten blüh'n:
Das dritte, das Immergrün, pflanze
Man auf mein Grab; es welket nie,
Der Seele gleich; auch ſie, auch ſie
Blüht ewig im himmliſchen Glanze.

23. Johann Gottfried von Herder.

Dieser berühmte Schriftsteller war nicht von adliger Geburt, sondern hat sich seinen Adel durch eigne Verdienste erworben, wie Schiller und Göthe auch. Sein Vater war ein armer Schullehrer und Kantor in Ostpreussen und konnte dem wissbegierigen Sohne nicht einmal andere Bücher geben, als die Bibel und das Gesangbuch. Allein die Vorsehung, welche den jungen Herder zu etwas Höherem bestimmt hatte, wusste auch Wege zu seiner Bildung. Zuerst nahm ihn der Pfarrer des Orts, welcher ihn bisweilen als Schreiber benutzte und dabei seine vortrefflichen Anlagen kennen gelernt hatte, zu seinen eignen Kindern in Unterricht in der lateinischen und griechischen Sprache. Dann gewann ihn ein russischer Wundarzt so lieb, dass er ihn mit auf die Universität Königsberg nahm und ihn dort Medizin studiren lassen wollte. Allein der zart fühlende Herder konnte nicht zusehen, wie in der Anatomie menschliche Leichname zerschnitten wurden, er fiel bei einem solchen Anblicke in Ohnmacht. Und Das war wieder zu seinem Besten. Denn andere Gönner unterstützten ihn, dass er Theologie studiren konnte. Dies that er mit so vielem Fleisse, dass er sehr bald als Prediger bei einer deutschen Gemeinde in Russland angestellt wurde und sich so beliebt machte, dass man ihn gar nicht weiter ziehen lassen wollte. Aber Herder wollte auch gern die Welt sehen und ging als Erzieher eines Prinzen auf Reisen, wurde durch seine Schriften immer bekannter und in Folge davon erst als Hofprediger nach Bückeburg und später als Generalsuperintendent nach Weimar berufen. Dort lebte er geehrt und geliebt mit anderen berühmten Dichtern z. B. Göthe und Schiller, starb aber schon 1803, noch nicht 60 Jahre alt.

24. Der gerettete Jüngling.

Eine ſchöne Menſchenſeele finden
Iſt Gewinn, ein ſchönerer Gewinn iſt,
Sie erhalten, und der ſchönſt' und ſchwerſte.
Sie, die ſchon verloren war, zu retten.
Sankt Johannes, aus dem öden Pathmos
Wiederkehrend, war, Was er geweſen,
Seiner Heerden Hirt. Er ordnet ihnen
Wächter, auf ihr Innerſtes aufmerkſam.

Jn der Menge ſah er einen ſchönen
Jüngling, fröhliche Geſundheit glänzte
Vom Geſicht ihm, und aus ſeinen Augen
Sprach die liebevollſte Feuerſeele.
„Dieſen Jüngling,“ ſprach er zu dem Biſchof,
„Nimm in deine Hut. Mit deiner Treue
„Stehſt du mir für ihn! — Hierüber zeuge
„Mir und dir vor Chriſto die Gemeine.“
Und der Biſchof nahm den Jüngling zu ſich,
Unterwies ihn, ſah die ſchönſten Früchte
Jn ihm blühn, und weil er ihm vertraute,
Ließ er nach von ſeiner ſtrengen Aufſicht.
Und die Freiheit war ein Netz des Jünglings;
Angelockt von ſüßen Schmeicheleien,
Ward er müßig, koſtete die Wolluſt,
Dann den Reiz des fröhlichen Betruges,
Dann der Herrſchaft Reiz; er ſammelt um ſich
Seine Spießgeſellen, und mit ihnen
Zog er in den Wald, ein Haupt der Räuber.
Als Johannes in die Gegend wieder
Kam, die erſte Frag' an ihren Biſchof
War: „Wo iſt mein Sohn?“ — „Er iſt geſtorben“,
Sprach der Greis und ſchlug die Augen nieder.
„Wann und wie?“ — „Er iſt Gott abgeſtorben!“
Jſt (mit Thränen ſag' ich es) ein Räuber.“
„Dieſes Jünglings Seele,“ ſprach Johannes,
„Fordr' ich einſt von dir. Jedoch wo iſt er?“ —
„Auf dem Berge dort!“ — „Jch muß ihn ſehen.“
Und Johannes, kaum dem Walde nahend,
Ward ergriffen, (eben Dieſes wollt' er).
„Führet, ſprach er, mich zu eurem Führer.“
Vor ihn trat er! Und der ſchöne Jüngling
Wandte ſich; er konnte dieſen Anblick
Nicht ertragen. „Fliehe nicht, o Jüngling,
Nicht, o Sohn, den waffenloſen Vater,
Einen Greis. Jch habe dich gelobet
Meinem Herrn, und muß für dich antworten.
Gerne geb' ich, willſt du es, mein Leben
Für dich hin, nur dich fortan verlaſſen
Kann ich nicht! Jch habe dir vertrauet,
Dich mit meiner Seele Gott verpfändet.“
Weinend ſchlug der Jüngling ſeine Arme
Um den Greis, bedeckete ſein Antlitz,
Stumm und ſtarr, dann ſtürzte ſtatt der Antwort
Aus den Augen ihm ein Strom von Thränen.
Auf die Knie ſank Johannes nieder,
Küßte ſeine Hand und ſeine Wange,
Nahm ihn neugeſchenket vom Gebirge,
Läuterte ſein Herz mit ſüßer Flamme.
Jahre lebten ſie jetzt unzertrennet

Mit einander; in den ſchönen Jüngling
Goß ſich ganz Johannes ſchöne Seele. —
Sagt, Was war es, Was das Herz des Jünglings
Alſo tief erkannt und innig feſthielt?
Und es wiederfand und unbezwingbar
Rettete? Ein Sankt Johannes-Glaube,
Zutraun, Feſtigkeit und Lieb' und Wahrheit.

25. Gewalt und Liebe.

Wind und Sonne machten Wette,
Wer die meiſten Kräfte hätte,
Einen armen Wandersmann
Seiner Kleider zu berauben.
Wind begann;
Doch ſein Schnauben
That ihm Nichts; der Wandersmann
Zog den Mantel dichter an.
Wind verzweifelt nun und ruht;
Und ein lieber Sonnenſchein
Füllt mit holder, ſanfter Gluth
Wanderers Gebein.
Hüllt er nun ſich tiefer ein?
Nein! —
Ab wirft er nun ſein Gewand
Und die Sonne überwand. —
Übermacht, Vernunftgewalt
Macht und läßt uns kalt.
Warme Chriſtusliebe —
Wer, der kalt ihr bliebe?

26. Alles zum Guten.

Immer gewöhne ſich der Menſch zu denken: Was Gott ſchickt, iſt gut, es dünke mir gut oder böſe. — Ein frommer Weiſer kam vor eine Stadt, deren Thore geſchloſſen waren. Niemand wollte ſie ihm öffnen. Hungrig und durſtig mußte er unter freiem Himmel übernachten. Er ſprach: Was Gott ſchickt, iſt gut; und legte ſich nieder. Neben ihm ſtand ſein Eſel, zu ſeiner Seite eine brennende Laterne um der Unſicherheit willen in derſelben Gegend. Aber ein Sturm entſtand und löſchte ſein Licht aus; ein Löwe kam und zerriß ſeinen Eſel. Er erwachte, fand ſich allein und ſprach: „Was Gott ſchickt, iſt gut!" Er erwartete ruhig die Morgenröthe. Als er ans Thor kam, fand er die Thore offen, die Stadt verwüſtet, beraubt und geplündert. Eine Schaar Räuber war eingefallen und hatte eben in dieſer Nacht die Einwohner gefangen weggeführt oder getödet. Er war verſchont. — „Sagte ich nicht," ſprach er, „daß Alles, was Gott ſchickt, gut ſei? nur ſehen wir meiſtens am Morgen erſt, warum er uns Etwas des Abends verſagte."

27. Die drei Freunde.

Traue keinem Freunde, worin du ihn nicht geprüft haſt. An der Tafel des Gaſtmahls gibt's mehr derſelben, als an der Thür des Kerkers. — Ein Mann hatte 3 Freunde: zween derſelben liebte er ſehr, der dritte war ihm gleichgültg, ob dieſer es gleich am redlichſten mit ihm meinte. — Einſt war er vor Gericht gefordert, wo er unſchuldig, aber hart verklagt war. „Wer unter euch," ſprach er, „will mit mir gehen, und für mich zeugen; denn ich bin hart verklagt worden, und der König zürnet." — Der erſte ſeiner Freunde entſchuldigte ſich ſogleich, daß er nicht mit ihm gehen könne wegen anderer Ge-

ſchäfte. Der zweite begleitete ihn bis zur Thür des Richthauſes; da wandte er ſich und ging zurück aus Furcht vor dem zornigen Richter. Der dritte, auf den er am wenigſten gebaut hatte, ging hinein, redete für ihn und zeugte von ſeiner Unſchuld ſo freudig, daß der Richter ihn losließ und beſchenkte. —

Drei Freunde hat der Menſch in dieſer Welt; wie betragen ſie ſich in der Stunde des Todes, wenn ihn Gott vor Gericht fordert? Das Geld, ſein beſter Freund, verläßt ihn zuerſt, und geht nicht mit ihm. Seine *Verwandten* und *Freunde* begleiten ihn bis zur Thür des Grabes und kehren wieder in ihre Häuſer. Der dritte, den er im Leben ſo oft am meiſten vergaß, ſind ſeine *wohlthätigen Werke*. Sie allein begleiten ihn bis zum Throne des Richters, ſie gehen voran, ſprechen für ihn und finden Barmherzigkeit und Gnade.

28. Ludwig Heinrich Christoph Hölty.

Dieser als Jüngling verstorbene, höchst talentvolle Dichter war auf einem Dorfe bei Hannover kurz vor dem siebenjährigen Kriege geboren. Sein Vater, ein wackerer Geistlicher unterrichtete den Sohn selbst und hatte die Freude, dass er durch gute Anlagen und Fleiss rasche Fortschritte machte. Allein der Eifer des Knaben war zu gross, so dass man für seine Gesundheit fürchtete. Desshalb gab ihm seine Mutter kein Licht zum Schlafengehen, denn sie hatte bemerkt, dass der junge Ludwig bis tief in die Nacht im Bette las, also nicht blos seinen Augen schadete, sondern auch die Gefahr herbeiführte, dass einmal das Bett angezündet werde. Die Wissbegierde des Knaben war aber so stark, dass er in diesem einen Falle seinen Eltern ungehorsam wurde. Er höhlte sich nämlich eine Rübe zur Lampe aus, drehte sich aus baumwollenen Lappen einen Docht und verschaffte sich heimlich Öl, um doch wieder seinem Lieblingsvergnügen nachhängen zu können. Als es jedoch entdeckt, und er bestraft wurde, unterliess er zwar dies eine Mittel, recht Viel zu lernen, dafür nahm er sich aber vor, mit Tagesanbruche aufzustehen, und um Dies auch richtig auszuführen und niemals zu verschlafen, band er einen Faden mit dem einen Ende um einen Stein, welchen er beim Schlafengehen auf einen nahe stehenden Stuhl legte. Das andere Ende des Fadens band er dann um seinen Arm. So lange er fest schlief, hinderte ihn dies Band wenig, wurde er aber gegen Morgen unruhig, so zerrte ihn der Faden, zumal wenn der Stein von dem Stuhl herunterrollte so heftig, dass er aufwachte. Und nun sprang er mit einem Satze aus dem Bette und an seine geliebten Bücher. Schade, dass sein schwacher Körper solche Anstrengungen nicht ausdauerte. Er starb, ehe er 28 Jahre alt war, betrauert von Allen, welche ihn kannten, oder seine Gedichte gelesen hatten. Hier einige zur Probe:

29. Aufmunterung zur Freude.

Wer wollte ſich mit Grillen plagen,
So lang uns Lenz und Jugend blühn?

Wer wollt' in ſeinen Blüthentagen
Die Stirn in düſtre Falten ziehn?
Die Freude winkt auf allen Wegen,
Die durch dies Pilgerleben gehn,
Sie bringt uns ſelbſt den Kranz entgegen,
Wenn wir am Scheidewege ſtehn.
Noch rinnt und rauſcht die Wieſenquelle,
Noch iſt die Laube kühl und grün,
Noch ſcheint der liebe Mond ſo helle,
Wie er durch Adams Bäume ſchien.
Noch tönt der Buſch von Nachtigallen
Dem Jüngling hohe Wonne zu,
Noch ſtrömt, wenn ihre Lieder ſchallen,
Selbſt in zerriſſne Seelen Ruh'.
O! wunderſchön iſt Gottes Erde
Und werth, auf ihr vergnügt zu ſein;
Drum will ich, bis ich Aſche werde,
Mich dieſer ſchönen Erde freun.

30. Der Vater an ſeinen Sohn.

Üb' immer Treu' und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab!
Dann wirſt du wie auf grünen Au'n
Durchs Pilgerleben gehn;
Dann kannſt du, ſonder Furcht und Grau'n,
Dem Tod ins Auge ſehn.
Dann wird die Sichel und der Pflug
Dir in der Hand ſo leicht;
Dann ſingeſt du beim Waſſerkrug,
Als wär' dir Wein gereicht.
Dem Böſewicht wird Alles ſchwer,
Er thue, Was er thu';
Das Laſter treibt ihn hin und her,
Und läßt ihm keine Ruh'.
Der ſchöne Frühling lacht ihm nicht,
Ihm lacht kein Ährenfeld;
Er iſt auf Liſt und Trug erpicht,
Und wünſcht ſich Nichts, als Geld.
Der Wind im Hain, das Laub am Baum
Sauſ't ihm Entſetzen zu,
Er findet nach des Lebens Raum
Im Grabe keine Ruh'! —
Drum übe Treu' und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab.
Dann ſegnen Enkel deine Gruft,
Und weinen Thränen drauf;
Und Sonnenblumen voller Duft
Blühn aus den Thränen auf.

31. Die Knaben im Walde.

Zween Knaben liefen durch den Hain,
Und laſen Eichenreiſer auf,
Und thürmten ſich ein Hirtenfeu'r,
Indeß die Pferd' im fetten Graſ'
Am Wieſenbache weideten.
Sie freuten ſich der ſchönen Gluth,
Die, wie ein helles Oſterfeu'r,
Gen Himmel flog, und ſetzten ſich

Auf einen alten Weidenſtumpf.
Sie ſchwatzten Dies und ſchwatzten Das,
Vom Feuermann und Ohnekopf,
Vom Amtmann, der im Dorfe ſpukt
Und mit der Feuerkette klirrt,
Weil er nach Anſehn ſprach und Geld,
Wie's liebe Vieh die Bauern ſchund
Und niemals in die Kirche kam.
Sie ſchwatzten Dies und ſchwatzten Das,
Vom ſel'gen Pfarrer Habermann,
Der noch den Nußbaum pflanzen thät,
Von dem ſie manche ſchöne Nuß
Herabgeworfen, als ſie noch
Zur Pfarre gingen, manche Nuß!
Sie ſegneten den guten Mann
In ſeiner kühlen Gruft dafür
Und knackten jede ſchöne Nuß
Noch einmal in Gedanken auf.
Da rauſcht das dürre Laub empor,
Und ſieh', ein alter Kriegesknecht
Wankt durch den Eichenwald daher,
Sagt: Guten Abend, wärmet ſich,
Und ſetzt ſich auf den Weidenſtumpf.
„Wer biſt du, guter alter Mann?"
„Ich bin ein preußiſcher Soldat,
Der in der Schlacht bei Kunersdorf
Das Bein verlor, und leider Gotts!
Vor fremden Thüren betteln muß.
Da ging es ſcharf, mein liebes Kind!
Da ſauſeten die Kugeln uns
Wie Donnerwetter um den Kopf!
Dort flog ein Arm, und dort ein Bein!
Wir patſchelten durch lauter Blut,
Im Pulverdampf! Steht, Kinder, ſteht!
Verlaſſet euren König nicht!
Rief Vater Kleiſt; da ſank er hin.
Ich und zwei Burſche trugen flugs
Ihn zu dem Feldſcheer aus der Schlacht.
Laut donnerte die Batterie!
Mit einmal flog mein linkes Bein
Mir unter'm Leibe weg!" — „O Gott!"
Sprach Hans und ſahe Töffeln an
Und fühlte ſich nach ſeinem Bein:
„Mein Seel'! ich werde kein Soldat,
Und wand'le lieber hinter'm Pflug.
Da ſing' ich mir die Arbeit leicht,
Und ſpring' und tanze wie ein Hirſch,
Und lege, wenn der Abend kommt,
Mich hinter'm Ofen auf die Bank.
Doch kommt der Schelmfranzos zurück,

Der uns die beſten Hühner ſtahl
Und unſer Heu und Korn dazu,
Dann nehm' ich einen rothen Rock
Und auf den Buckel mein Gewehr!
Dann komm' nur her, du Schelmfranzos!"
„Hans," ſagte Töffel, „lang' einmal
Die Kiepe her, die hinter dir
Im Riedgras ſteht, und gib dem Mann
Von unſerm Käſ' und Butterbrod,
Ich ſamml' indeſſen dürres Holz;
Denn ſieh', das Feuer ſinket ſchon."

32. Gottfried August Bürger.

Dieser Dichter, welcher so Viel Schönes für das Volk gedichtet hat, wäre noch weit berühmter geworden, wenn er nicht durch selbstverschuldete Armuth, durch anfänglichen Leichtsinn und späteren Kummer einen frühen Tod gefunden hätte. Denn er starb 1794 im 47. Jahre zu Göttingen, wo er nicht einmal ein festes Amt hatte, sondern sich und seine Kinder von Bücher-Schreiben ernähren musste. Früher war er einmal Amtmann gewesen, hatte sich aber verleiten lassen, sein wenngleich kleines, doch sicheres Amt aufzugeben und Grösserem nachzujagen. Auch im Heirathen war er leichtsinnig gewesen und hatte viel Bitteres dadurch erfahren. Sonst war er aber ein gar braver, liebenswürdiger Mann und ein guter Freund von Hölty und von Voss, die sich auch als Dichter ausgezeichnet haben. Von seinen Gedichten müsste man viele hierher setzen, wenn Raum dazu da wäre.

33. Der brave Mann.

Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang.
Wer hohen Muths ſich rühmen kann,
Den lohnt nicht Geld, den lohnt Geſang.
Gottlob! Daß ich ſingen und preiſen kann,
Zu ſingen und preiſen den braven Mann.

Der Thauwind kam vom Mittagsmeer,
Und ſchnob durch Welſchland trüb und feucht.
Die Wolken flogen vor ihm her,
Wie wenn der Wolf die Heerde ſcheucht,
Er fegte die Felder; zerbrach den Forſt;
Auf Seen und Strömen das Grundeis borſt.

Am Hochgebirge ſchmolz der Schnee;
Der Sturz von tauſend Waſſern ſcholl;
Das Wieſenhal begrub ein See,
Des Landes Heerſtrom wuchs und ſchwoll;
Hoch rollten die Wogen, entlang ihr Gleis,
Und rollten gewaltige Felſen Eis.

Auf Pfeilern und auf Bogen ſchwer,
Aus Quaderſtein von unten auf,
Lag eine Brücke drüber her,
Und mitten ſtand ein Häuschen drauf.
Hier wohnte der Zöllner mit Weib und Kind.
„O Zöllner! o Zöllner! Entfleuch geſchwind!"

Es dröhnt und dröhnte dumpf heran,
Laut heulten Sturm und Wog' um's Haus.
Der Zöllner ſprang zum Dach hinan
Und blickt' in den Tumult hinaus. —
„Barmherziger Himmel! Erbarme dich!
Verloren! verloren! Wer rettet mich?"

Die Schollen rollten Schuß auf Schuß,
Von beiden Ufern hier und dort,
Von beiden Ufern riß der Fluß
Die Pfeiler ſammt den Bogen fort.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind,
Er heulte noch lauter, als Sturm und Wind.

Die Schollen rollten Stoß auf Stoß,
An beiden Enden, hier und dort,
Zerborſten und zertrümmert ſchoß
Ein Pfeiler nach dem andern fort.
Bald nahte der Mitte der Umſturz ſich. —
„Barmherziger Himmel! Erbarme dich!"

Hoch auf den fernen Ufern ſtand
Ein Schwarm von Gaffern groß und klein,
Und Jeder ſchrie und rang die Hand,
Doch mochte Niemand Retter ſein.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind
Durchheulte nach Rettung den Strom und Wind.

Wann klingſt du Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang?
Wohlan! ſo nenn' ihn, nenn' ihn dann!
Wann nennſt du ihn mein ſchönſter Sang?
Bald nahet der Mitte der Umſturz ſich. —
O braver Mann! braver Mann! Zeige dich!

Raſch galoppirt' ein Graf hervor,
Auf hohem Roß ein edler Graf.
Was hielt des Grafen Hand empor?
Ein Beutel war es, voll und ſtraff. —
„Zweihundert Piſtolen ſind zugeſagt
Dem, welcher die Rettung der Armen wagt."

Wer iſt der Brave? iſt's der Graf?
Sag' an mein braver Sang, ſag' an, —
Der Graf, beim höchſten Gott war brav!
Doch weiß ich einen bravern Mann. —
O braver Mann! braver Mann! Zeige dich!
Schon naht das Verderben ſich fürchterlich. —

Und immer höher ſchwoll die Fluth;
Und immer lauter ſchnob der Wind;
Und immer tiefer ſank der Muth. —
O Retter! Retter! Komm geſchwind!
Stets Pfeiler bei Pfeiler zerborſt und brach
Laut krachten und ſtürzten die Bogen nach.

„Halloh! Halloh! Friſch auf gewagt!“
Hoch hielt der Graf den Preis empor.
Ein Jeder hört's, doch Jeder zagt,
Aus Tauſenden tritt Keiner vor.
Vergebens durchheulte mit Weib und Kind
Der Zöllner nach Rettung den Strom und Wind.

Sieh, ſchlicht und recht, ein Bauersmann
Am Wanderſtabe ſchritt daher,
Mit grobem Kittel angethan,
An Wuchs und Antlitz hoch und hehr.
Er hörte den Grafen, vernahm ſein Wort
Und ſchaute das nahe Verderben dort.

Und kühn, in Gottes Namen, ſprang
Er in den nächſten Fiſcherkahn;
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang
Kam der Erretter glücklich an.
Doch wehe! Der Nachen war allzu klein,
Um Retter von Allen zugleich zu ſein.

Und dreimal zwang er ſeinen Kahn
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang;
Und dreimal kam er glücklich an,
Bis ihm die Rettung ganz gelang.
Kaum kamen die Letzten in ſichern Port,
So rollte das letzte Getrümmer fort. —

Wer iſt, Wer iſt der brave Mann?
Sag' an! ſag' an, mein braver Sang!
Der Bauer wagt ein Leben dran;
Doch that er's wohl um Goldesklang?
Denn ſpendete nimmer der Graf ſein Gut,
So wagte der Bauer vielleicht kein Blut. —

„Hier, rief der Graf, mein wackrer Freund!
Hier iſt dein Preis! Komm her! Nimm hin!“
Sag' an, war Das nicht brav gemeint? —
Bei Gott! der Graf trug hohen Sinn. —
Doch höher und himmliſcher, wahrlich! ſchlug
Das Herz, das der Bauer im Kittel trug.

„Mein Leben iſt für Gold nicht feil.
Arm bin ich zwar, doch eß ich ſatt.
Dem Zöllner werd' Eu'r Gold zu Theil,
Der Hab' und Gut verloren hat!“
So rief er mit herzlichem Biederton,
Und wandte den Rücken und ging davon. —

Hoch klingſt du Lied, vom braven Mann
Wie Orgelton und Glockenklang!

Wer ſolches Muths ſich rühmen kann,
Den lohnt kein Gold, den lohnt Geſang.
Gottlob! daß ich ſingen und preiſen kann,
Unſterblich zu preiſen den braven Mann.

34. Die Kuh.

Frau Magdalis weint' auf ihr letztes Stück Brod,
Sie konnt' es vor Kummer nicht eſſen.
Ach, Wittwen bekümmert oft größere Noth,
Als glückliche Menſchen ermeſſen.
„Wie tief ich auf immer geſchlagen nun bin!
Was hab' ich, biſt du erſt verzehret?“ —
Denn Jammer! ihr Eins und ihr Alles war hin!
Die Kuh, die bisher ſie ernähret. —
Heim kamen mit lieblichem Schellengetön
Die andern, geſättigt in Fülle;
Vor Magdalis Pforte blieb keine mehr ſtehn
Und rief ihr mit ſanftem Gebrülle.
Wie Kindlein, welche der nährenden Bruſt
Der Mutter ſich ſollen entwöhnen,
So klagte ſie Abend und Nacht den Verluſt,
Und löſchte ihr Lämpchen mit Thränen.
Sie ſank auf ihr ärmliches Lager dahin,
In hoffnungsloſem Verzagen,
Verwirrt und zerrüttet an jeglichem Sinn,
An jeglichem Gliede zerſchlagen.
Doch ſtärkte kein Schlaf ſie vom Abend bis früh.
Schwer abgemüdet, im Schwalle
Von ängſtlichen Träumen, erſchüttern ſie
Die Schläge der Glockenuhr alle.
Früh that ihr des Hirtenhornes Getön
Ihr Elend von neuem zu wiſſen.
„O wehe! Nun hab' ich Nichts aufzuſtehn!“
So ſchluchzte ſie nieder in's Kiſſen.
Sonſt weckte des Hornes Geſchmetter ihr Herz,
Den Vater der Güte zu preiſen.
Jetzt zürnet und hadert' entgegen ihr Schmerz
Dem Pfleger der Wittwen und Waiſen.
Und horch! Auf Ohr und auf Herz, wie ein Stein
Fiel's ihr, mit dröhnendem Schalle
Ihr rieſelt ein Schauer durch Mark und Gebein:
Es dünkt' ihr wie Brüllen im Stalle.
„O Himmel! Verzeihe mir jegliche Schuld,
Und ahnde nicht meine Verbrechen!“
Sie wähnt', es hübe ſich Geiſtertumult,
Ihr ſträfliches Zagen zu rächen.
Kaum aber hatte vom ſchrecklichen Ton
Sich mählich der Nachhall verloren,

So drang ihr noch lauter und deutlicher ſchon
Das Brüllen vom Stalle zu Ohren.
„Barmherziger Himmel, erbarme dich mein,
Und halte den Böſen in Banden!“
Tief barg ſie das Haupt in die Kiſſen hinein,
Daß Hören und Sehen ihr ſchwanden.
Hier ſchlug ihr, indem ſie im Schweiße zerquoll,
Das bebende Herz wie ein Hammer;
Und drittes noch lauteres Brüllen erſcholl,
Als wär's vor dem Bett' in der Kammer.
Nun ſprang ſie mit wildem Entſetzen heraus;
Stieß auf die Laden der Zelle;
Schon ſtrahlte der Morgen; der Dämmrung Graus
Wich ſeiner erfreulichen Helle.
Und als ſie mit heiligem Kreuz ſich verſehn:
„Gott helfe mir gnädiglich, Amen!“ —
Da wagte ſie's zitternd zum Stalle zu gehn,
In Gottes allmächtigen Namen.
O Wunder! hier kehrte die herrlichſte Kuh,
So glatt und ſo blank, wie ein Spiegel,
Die Stirne mit ſilbernem Sternchen ihr zu.
Vor Staunen entſank ihr der Riegel.
Dort füllte die Krippe friſch duftender Klee,
Und Heu den Stall, ſie zu nähren;
Hier leuchtet ein Eimerchen, weiß wie der Schnee,
Die ſtrotzenden Euter zu leeren.
Sie trug ein zierlich beſchriebenes Blatt,
Um Stirn und Hörner gewunden:
„Zum Troſte der guten Frau Magdalis hat
N N. hierher mich gebunden.“ —
Gott hatt' es ihm gnädig verliehen, die Noth
Des Armen ſo wohl zu ermeſſen.
Gott hatt' ihm verliehen ein Stücklein Brod,
Das konnt' er allein nicht eſſen. —
Mir däucht, ich wäre von Gott erſehn,
Was gut und Was ſchön iſt, zu preiſen;
Daher beſing' ich, Was gut iſt und ſchön,
In ſchlicht einfältigen Weiſen.
„So,“ ſchwur mir ein Maurer, „ſo iſt es geſchehn!“
Allein er verbot mir den Namen.
Gott laſſ' es dem Edlen noch wohl ergehn!
Das bet' ich herzinniglich, Amen!

35. Johann Wolfgang von Göthe.

Dieser berühmte Mann war zu Frankfurt a. M., wo auch sein Monument steht, geboren und starb zu Weimar, wo er Minister war, 1832 im 83. Jahre seines Lebens. Sein Name ist nicht nur in Deutschland, sondern allenthalben bekannt, wo man Bücher lies't und Schauspiele aufführt; für das Volk und die Jugend hat

er jedoch nur Wenig geschrieben. Als er noch jung war, da mischte sich zwar Göthe gern unter das Volk und hat manches schöne Lied gedichtet, welches er sich auf dem Lande und unter den Landleuten ausgedacht hatte, später wurde er aber in die vornehme Welt gezogen, die vielen Schmeicheleien hatten ihn vielleicht auch ein wenig stolz gemacht. Doch vergass er seine alten Freunde nicht und war Ursache, dass sich in Weimar so viele Dichter und andere ausgezeichnete Männer versammelten. In Frankfurt zeigt man noch das Haus, worin Göthe geboren, und worin er, obgleich ein einziger Sohn reicher Eltern, doch ziemlich streng erzogen wurde. Seine Mutter war eine gar verständige Frau, und Dies half wie immer gar Viel zu dem Gerathen des Sohnes.

36. Gefunden.

Ich ging im Walde
So für mich hin,
Und Nichts zu ſuchen,
Das war mein Sinn.
Im Schatten ſah ich
Ein Blümchen ſtehn,
Wie Sterne leuchtend,
Wie Äuglein ſchön.
Ich wollt' es brechen,
Da ſagt es fein:
„Soll ich zum Welken
Gebrochen ſein?“
Ich grub's mit allen
Den Würzlein aus,
Zum Garten trug ich's
Am hübſchen Haus.
Und pflanzt es wieder
Am ſtillen Ort,
Nun zweigt es immer
Und blüht ſo fort.

37. Johanna Sebus.

(Zum Andenken der 17jährigen Schönen, Guten aus dem Dorfe Briemen, die am 13. Januar 1809 bei dem Eisgange des Rheins und dem großen Bruche des Dammes von Cleverham Hülfe-reichend unterging).

Der Damm zerreißt, das Feld erbrauſ't;
Die Fluthen ſpülen, die Fläche ſauſ't.
„Ich trage dich Mutter durch die Fluth.
Noch reicht ſie nicht hoch; ich wate gut.“
Auch uns bedenke, bedrängt, wie wir ſind,
Die Hausgenoſſin, drei arme Kind,
Die ſchwache Frau! . . . Du gehſt davon?“ —
Sie trägt die Mutter durch's Waſſer ſchon.
Zum Bühle da rettet euch! harret derweil!
Gleich kehr' ich zurück; uns Allen iſt Heil.
Zum Bühl' iſt's noch trocken, und wenige Schritt';
Doch nehmt auch mir meine Ziege mit.“ —
Der Damm zerſchmilzt, das Feld erbrauſ't,
Die Fluthen wühlen, die Fläche ſauſ't.
Sie ſetzt die Mutter auf ſichres Land.
Schön Hannchen, gleich wieder zur Fluth gewandt.
„Wohin? Wohin? die Breite ſchwoll.
Des Waſſer's iſt's hüben und drüben voll.

Verwegen in's Tiefe willſt du hinein?" —
„Sie ſollen und müſſen gerettet ſein!" —

Der Damm verſchwindet, die Welle brauſ't;
Eine Meereswoge, ſie ſchwankt und ſauſ't.
Schön Hannchen ſchreitet gewohnten Steg,
Umſtrömt auch gleitet ſie nicht vom Weg;

Erreicht den Bühl und die Nachbarin,
Doch der und den Kindern iſt's kein Gewinn! —
Der Damm verſchwand, ein Meer erbrauſ'ts,
Den kleinen Hügel im Kreis umſauſ'ts.

Da gähnt und wirbelt der ſchäumende Schlund
Und zieht die Frau mit den Kindern zu Grund.
Das Horn der Ziege faßt das ein;
So ſollten ſie Alle verloren ſein!

Schön Hannchen ſteht noch ſtrack und gut.
Wer rettet das junge, das edelſte Blut?
Schön Hannchen ſteht noch wie ein Stern;
Doch alle Werber ſind alle fern.

Rings um ſie her iſt Waſſerbahn,
Kein Schifflein ſchwimmt zu ihr heran.
Noch einmal blickt ſie zum Himmel hinauf,
Da nehmen die ſchmeichelnden Fluthen ſie auf. —

Kein Damm, kein Feld! nur hier und dort
Bezeichnet ein Baum, ein Thurm den Ort.
Bedeckt iſt Alles mit Waſſerſchwall;
Doch Hannchens Bild ſchwebt überall. —

Das Waſſer ſinkt, das Land erſcheint;
Und überall wird ſchön Hannchen beweint.
Und Dem ſei, wer's nicht ſingt und ſagt,
Im Leben und Tod nicht nachgetragt!

38. Die wandelnde Glocke.

Es war ein Kind, das wollte nie
Zur Kirche ſich bequemen,
Und Sonntags fand es ſtets ein Wie,
Den Weg ins Feld zu nehmen.

Die Mutter ſprach: Die Glocke tönt,
Und ſo iſt dir's befohlen,
Und haſt du dich nicht hingewöhnt,
Sie kömmt und wird dich holen.

Das Kind es denkt: Die Glocke hängt
Da droben auf dem Stuhle.
Schon hat's den Weg in's Feld gelenkt,
Als lief es aus der Schule.

Die Glocke, Glocke tönt nicht mehr,
Die Mutter hat gefackelt.
Doch welch' ein Schrecken hinterher!
Die Glocke kommt gewackelt.

Sie wackelt ſchnell, man glaubt es kaum;
Das arme Kind im Schrecken
Es lauft, es kommt, als wie ein Traum;
Die Glocke wird es decken.
Doch nimmt es richtig ſeinen Huſch,
Und mit gewandter Schnelle
Eilt es durch Anger, Feld und Buſch
Zur Kirche, zur Kapelle.
Und jeden Sonn= und Feiertag
Gedenkt es an den Schaden,
Läßt durch den erſten Glockenſchlag
Nicht in Perſon ſich laden. —

39. Friedrich von Schiller.

Unter allen deutschen Dichtern ist Schiller ohne Zweifel bei dem Volk und der Jugend der berühmteste. Seine Schauspiele werden auf allen Theatern aufgeführt, seine Gedichte von Jung und Alt, von Hohen und Niedrigen gelesen, viele seiner Lieder auch überall gesungen. Und er verdient diesen Ruhm nicht blos, weil seine Dichtungen schön und musterhaft, sondern auch von durchaus edlem und sittlichem Inhalte sind. Auch Das zeichnet Schiller aus, dass er in früher Jugend schon die Aufmerksamkeit seines ganzen Vaterlandes auf sich zog. Denn als 18 jähriger Jüngling dichtete er schon ein Trauerspiel, woraus sich sein poetisches Genie bereits deutlich erkennen liess. Er war damals Zögling einer hohen Schule in Stuttgart, wo er überaus streng gehalten wurde und wenig Zeit zu seiner Lieblingsbeschäftigung behielt. Doch aus Liebe zu seinen Eltern, welche auch in Würtemberg wohnten und dem Herzoge Vieles verdankten, hielt er den Zwang aus. Auch der Umgang mit treuen und gebildeten Freunden versüsste ihm manches Bittere. Nachdem er aber Regimentsarzt geworden war, und der Herzog ihm verbot, etwas Anderes drucken zu lassen als über Arzneikunde, so wandte er lieber seinem Vaterlande den Rücken und lebte bald in Sachsen, bald in der Pfalz in ziemlich dürftigen Umständen. Weil seine Schriften aber immer mehr Beifall fanden und bewiesen, dass Schiller ein ganz ungewöhnlicher Dichter sei, so berief ihn der Herzog von Sachsen-Weimar zuerst nach Jena als Professor und hernach nach Weimar selbst, wo er in der herzoglichen Familie höchst ehrenvoll aufgenommen wurde. Selbst in den Adelstand ward Schiller erhoben. Allein dieses Glückes genoss er nicht lange, denn schon im Jahre 1805 starb er, noch nicht 46 Jahre alt. Die allzu grosse geistige Anstrengung hatte auch seinen Körper frühzeitig aufgerieben.

40. Die Worte des Glaubens.

Drei Worte nenn' ich euch, inhaltſchwer,
Sie gehen von Munde zu Munde,

Doch ſtammen ſie nicht von außen her,
Das Herz nur gibt davon Kunde,
Dem Menſchen iſt aller Werth geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt.

Der Menſch iſt frei geſchaffen, iſt frei,
Und würd' er in Ketten geboren,
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geſchrei,
Nicht den Mißbrauch raſender Thoren.
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menſchen erzittert nicht.

Und die Tugend, ſie iſt kein leerer Schall,
Der Menſch kann ſie üben im Leben,
Und ſollt' er auch ſtraucheln überall,
Er kann nach der göttlichen ſtreben,
Und Was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Und ein Gott iſt, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menſchliche wanke,
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchſte Gedanke.
Und ob Alles in ewigem Wechſel kreiſ't,
Es beharret im Wechſel ein ruhiger Geiſt.

Die drei Worte bewahret euch, inhaltſchwer,
Sie pflanzet von Munde zu Munde,
Und ſtammen ſie gleich nicht von außen her,
Euer Innres gibt davon Kunde,
Dem Menſchen iſt nimmer ſein Werth geraubt,
So lang er noch an die drei Worte glaubt.

41. Auslegung der Worte des Glaubens.

Die drei Worte, woran der Menſch glauben ſoll, heißen Freiheit, Tugend und Gott. Sie ſind inhaltſchwer, weil man nicht ſogleich merkt, was für Bedeutung alle darin liegt, und weil ein Menſch ſein Leben lang darüber nachdenken kann, ohne daß er damit zu Ende kommt. Solche Worte gehen deßhalb von Munde zu Munde, weil Jeder gern wiſſen möchte, Was der andere davon hält, und weil er demſelben gern ſeine Meinung und ſeinen Glauben davon aufdringen möchte. Aus dem Munde des Großvaters erfährt der Enkel von den alten Freiheiten und Rechten, aus deſſen Munde hört er die Tugend und Rechtſchaffenheit loben, aus dem nämlichen Munde lernt er zu Gott beten. Aber es iſt mit dieſen Begriffen nicht wie mit anderen, wovon man blos reden hört ſie aber nicht in ſich ſelbſt findet. Von Amerika, von den Eisbären und Elephanten müſſen uns Andere erzählen, die Das alles geſehen haben, aber Freiheit, Tugend und Gott hat Niemand geſehen, unſer Herz und dann auch die Bibel ſagt uns, wie es damit beſchaffen iſt. Ein Menſch welcher an keinen Gott glaubt, iſt freilich von Jedermann verachtet, aber daß auch einer, welcher nicht an Freiheit und Tugend glaubt, keinen Werth in den Augen ſeiner Mitmenſchen habe, darüber könnte man

ſchon eher verſchiedener Meinung ſein. Aber Was wäre denn ein Menſch, dem es einerlei iſt, ob er ein Sklave oder ein freier Mann iſt? Was wäre Einer, der ſich nicht darum kümmert, ob Gutes oder Böſes geſchieht? Wolltet ihr wohl mit ſolchen Leuten umgehen?

Wenn ein Menſch geboren wird, ſo iſt er Niemandes Sklave, er iſt nur Gott unterthan, der ihm das Leben geſchenkt hat. Aber wenn er nun eines Sklaven oder eines Gefangenen Kind iſt? Das macht keinen Unterſchied, denn er hat alle Gaben wie ein Freier und Vornehmer und die Umſtände können ſich ändern, dann kann er ſo frei ſein als ein auf dem Thron Geborner. Die eigentliche Freiheit beſteht nicht in äußerlichen Dingen, ſondern in der Freiheit des Geiſtes, welcher Etwas wollen oder nicht wollen kann. Niemand kann mich zwingen, Etwas zu wollen, was ich nicht will. Der Pöbel d. h. die gemeinen Menſchen welche nicht überlegen, ſchreit wohl mannigmal Freiheit und Gleichheit, zumal im Trunke und im Aufruhr, aber Das iſt nicht die wahre Freiheit, welche er begehrt. Durch ſolche Mißbräuche darf man ſich nicht irre machen laſſen in dem Glauben, daß die Menſchen eigentlich zur Freiheit beſtimmt ſeien. Wäre jener Pöbel immer frei geweſen, wäre er nicht erſt zu einem Sklaven der Reichen und zu einem Knechte böſer Begierden erniedrigt geweſen, ſo wäre er nachher nicht ſo raſend geworden. Wer aber zu allen Zeiten frei gehandelt und wohl überlegt hat, Was er thut, der iſt auch nicht zu fürchten, wenn er noch freier wird als vorher.

Wenn die Tugend Nichts als ein leeres Wort wäre, von Menſchen erfunden und nicht von Gott ſtammend, dann würde es nicht Leute gegeben haben, welche für dieſelbe ihr Leben ließen, wie doch der heilige Stephan that, oder daſſelbe wenigſtens wagten, wie Joſeph und Tobias und ſo viele Apoſtel. Straucheln d. h. nicht gerade fortwandeln auf der Bahn der Tugend, das widerfährt den Beſten. War doch David nicht ohne Sünde, verläugnete doch Petrus ſeinen Herrn. Aber zum Laſter, zur Gewohnheit der Sünde ſinken ſolche Menſchen nicht herab, ſie ſtreben ja nach der göttlichen Tugend und Vollkommenheit. Auch bedarf es, um tugendhaft zu ſein, nicht eines ausgezeichneten Verſtandes. Gerade die Klugen fehlen oft, während beſcheidene Leute in ihrem ſtillen Gemüthe das Rechte treffen. Sagt doch auch Chriſtus: „Wenn ihr nicht werdet, wie dieſe Kindlein, werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.

Gott iſt ein lebendiger Gott, ſein Wille regiert die Welt, aber dieſer Wille iſt heilig d. h. immer auf das Gute gerichtet, nicht wankelmüthig, wie der menſchliche. Gott lebt und webt, er iſt thätig, nicht beſchränkt durch die Zeit eines kurzen Lebens, auch nicht durch den Raum dieſer Erde oder eines kleinen Fleckchens auf derſelben. Nein, während hier Alles wechſelt und im Kreiſe herumzugehen ſcheint, während hier die Menſchen geboren werden, altern und ſterben, ſo bleibt Gott ewig und unveränderlich.

Deßhalb alſo ſollen wir die drei inhaltſchweren Worte weiter verbreiten und unſere Nachkommen lehren. Jeder findet ſie ja in ſeinem Inneren und kann ſelbſt darüber urtheilen. So lange die Menſchen noch glauben, daß der Menſch zur Freiheit und zur Tugend und zur Ähnlichkeit mit Gott beſtimmt iſt, iſt er des Namens Menſch noch nicht unwürdig.

42. Der Pflug.

Wie heißt das Ding, das Wen'ge ſchätzen,
Doch ziert's des größten Kaiſers Hand
Es iſt gemacht, um zu verletzen,
Am nächſten iſt's dem Schwerd verwandt.

Kein Blut vergießt's und macht doch tauſend Wunden,
Niemand beraubt's und macht doch reich,
Es hat den Erdkreis überwunden,
Es macht das Leben ſanft und gleich.

Die größten Reiche hat's gegründet,
Die ält'ſten Städte hat's erbaut,
Doch niemals hat es Krieg entzündet,
Und Heil dem Volk, das ihm vertraut!

43. Der Regenbogen.

Von Perlen baut ſich eine Brücke
Hoch über einen grauen See,
Sie baut ſich auf im Augenblicke,
Und ſchwindelnd ſteigt ſie in die Höh'.

Der höchſten Schiffe höchſte Maſten
Ziehn unter ihrem Bogen hin,
Sie ſelber trug noch keine Laſten,
Und ſcheint, wie du ihr nahſt, zu flieh'n.

Sie wird erſt mit dem Strom und ſchwindet,
So wie des Waſſers Fluth verſiegt.
So ſprich, wo ſich die Brücke findet,
Und Wer ſie künſtlich hat gefügt?

44. Der Funke.

Ich wohne in einem ſteinernen Haus,
Da lieg' ich verborgen und ſchlafe,
Doch ich trete hervor, ich eile heraus,
Gefordert mit eiſerner Waffe.
Erſt bin ich unſcheinbar und ſchwach und klein,
Mich kann dein Athem bezwingen,
Ein Regentropfen ſchon ſaugt mich ein,
Doch mir wachſen im Siege die Schwingen,
Wenn die mächtige Schweſter ſich zu mir geſellt,
Erwachſ' ich zum furchtbar'n Gebieter der Welt.

45. Pflicht für Jeden.

**Immer strebe zum Ganzen und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schliess' an ein Ganzes dich an.**

46. Der Schlüssel.

Willst du dich selber erkennen, so sieh', wie die Andern es treiben,
Willst du die Andern versteh'n, blick in dein eigenes Herz.

47. Inneres und Äusseres.

„Gott nur siehet das Herz.“ — Drum eben, weil Gott nur das Herz sieht,
Sorge, dass wir doch auch etwas Erträgliches sehn.

48. Freund und Feind.

Theuer ist mir der Freund, doch auch den Feind kann ich nützen,
Zeigt mir der Freund, Was ich kann, lehrt mich der Feind, Was ich soll.

49. Der Alpenjäger.

Willſt du nicht das Lämmlein hüten?
Lämmlein iſt ſo fromm und ſanft,
Nährt ſich von des Graſes Blüthen
Spielend an des Baches Ranft?
„Mutter, Mutter laß mich gehen,
Jagen nach des Berges Höhen!“
Willſt du nicht die Heerde locken
Mit des Hornes munterm Klang?
Lieblich tönt der Schall der Glocken
In des Waldes Luſtgeſang.
„Mutter, Mutter laß mich gehen,
Schweifen auf den wilden Höhen!“
Willſt du nicht der Blümlein warten,
Die im Beete freundlich ſtehn?
Draußen ladet dich kein Garten,
Wild iſt's auf den wilden Höh'n!
„Laß die Blümlein, laß ſie blühen,
Mutter, Mutter laß mich ziehen!“
Und der Knabe ging zu jagen,
Und es treibt und reißt ihn fort,
Raſtlos fort mit blindem Wagen,
An des Berges finſtern Ort;
Vor ihm her mit Windesſchnelle,
Flieht die zitternde Gazelle.
Auf der Felſen nackte Rippen
Klettert ſie mit leichtem Schwung,
Durch den Riß geborſtner Klippen
Trägt ſie der gewagte Sprung;
Aber hinter ihr verwogen
Folgt er mit dem Todesbogen.

Jetzo auf den ſchroffen Zinken
Hängt ſie, auf dem höchſten Grat,
Wo die Felſen jäh verſinken,
Und verſchwunden iſt der Pfad.
Unter ſich die ſteile Höhe,
Hinter ſich des Feindes Nähe.

Mit des Jammers ſtummen Blicken
Fleht ſie zu dem harten Mann,
Fleht umſonſt, denn loszudrücken,
Legt er ſchon den Bogen an.
Plötzlich aus der Felſenſpalte
Tritt der Geiſt, der Bergesalte.

Und mit ſeinen Götterhänden
Schützt er das gequälte Thier.
„Mußt du Tod und Jammer ſenden,“
Ruft er „bis herauf zu mir?
Raum für alle hat die Erde,
Was verfolgſt du meine Heerde?“

50. Der Graf von Habsburg.

Zu Aachen in ſeiner Kaiſerpracht,
Im alterthümlichen Saale,
Saß König Rudolfs heilige Macht
Beim feſtlichen Krönungsmahle.
Die Speiſen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es ſchenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler, die ſieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne ſich ſtellt,
Umſtanden geſchäftig den Herrſcher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balkon
Das Volk in freud'gem Gedränge,
Laut mischte ſich in der Poſaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge.
Denn geendigt nach langem, verderblichem Streit
War die kaiſerloſe, die ſchreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiſerne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
Des Mächtigen Beute zu werden.

Und der Kaiſer ergreift den goldnen Pokal,
Und ſpricht mit zufriedenen Blicken:
Wohl glänzet das Feſt, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken;
Doch den Sänger vermiß' ich, den Bringer der Luſt,
Der mit ſüßem Klang mir bewege die Bruſt
Und mit göttlich erhabenen Lehren.

So hab' ich's gehalten von Jugend an,
Und Was ich als Ritter gepflegt und gethan,
Nicht will ich's als Kaiſer entbehren.
Und ſieh! in der Fürſten umgebenden Kreis
Trat der Sänger in langem Talare,
Ihm glänzte die Locke ſilberweiß
Gebleicht von der Fülle der Jahre.
„Süßer Wohllaut ſchläft in der Saiten Gold,
Der Sänger ſingt von der Minne Sold,
Er preiſet das Höchſte, das Beſte,
Was das Herz ſich wünſcht, Was der Sinn begehrt,
Doch ſage, Was iſt des Kaiſers werth
An ſeinem herrlichſten Feſte?"
„Nicht gebieten werd' ich dem Sänger," ſpricht
Der Herrſcher mit lächelndem Munde,
„Er ſteht in des größeren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde:
Wie in den Lüften der Sturmwind ſauſ't,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und brauſ't,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern ſchallt,
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar ſchliefen."
Und der Sänger raſch in die Saiten fällt
Und beginnt ſie mächtig zu ſchlagen;
„Auf's Weidwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemsbock zu jagen.
Ihm folgte der Knapp mit dem Jägergeſchoß,
Und als er auf ſeinem ſtattlichen Roß
In eine Au kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen fern,
Ein Prieſter war's mit dem Leib des Herrn,
Voran kam der Meßner geſchritten."
Und der Graf zur Erde ſich neiget hin,
Das Haupt mit Demuth entblößet,
Zu verehren mit glaubigem Chriſtenſinn,
Was alle Menſchen erlöſet.
Ein Bächlein aber rauſchte durch's Feld,
Von des Gießbachs reißenden Fluthen geſchwellt,
Das hemmte der Wanderer Tritte,
Und beiſeit legt jener das Sakrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchſchritte."
„Was ſchaffſt du?" redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet,
Herr, ich walle zu einem ſterbenden Mann,
Der nach der Himmelskoſt ſchmachtet.
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der ſtrömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen geriſſen.

Drum daſs dem Lechzenden werde ſein Heil,
So will ich das Wäſſerlein jetzt in Eil'
Durchwaten mit nackenden Füßen."
„Da ſetzt ihn der Graf auf ſein ritterlich Pferd
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der ſein begehrt:
Und die heilige Pflicht nicht verſäume.
Und er ſelber auf ſeines Knappen Thier
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier;
Der Andre die Reiſe vollführet,
Und am nächſten Morgen mit dankendem Blick,
Da bringt er dem Grafen ſein Roß zurück,
Beſcheiden am Zügel geführet."
„Nicht wolle Das Gott, rief mit Demuthsſinn
Der Graf, daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich beſchritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!
Und magſt du's nicht haben zu eignem Gewinnſt,
So bleibt es gewidmet dem göttlichen Dienſt,
Denn ich hab' es Dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdiſches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut
Und Seele und Athem und Leben."
„So mög' Euch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren Euch bringen hier und dort,
So wie Ihr jetzt ihn geehret.
Ihr ſeid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland,
Euch blühen ſechs liebliche Töchter.
So mögen ſie, rief er begeiſtert aus,
Sechs Kronen Euch bringen in Euer Haus
Und glänzen die ſpätſten Geſchlechter!"
Und mit ſinnendem Haupt ſaß der Kaiſer da,
Als dächt' er vergangener Zeiten,
Jetzt, da er dem Sänger in's Auge ſah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
Die Züge des Prieſters erkennt er ſchnell
Und verbirgt der Thränen ſtürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und Alles blickte den Kaiſer an,
Und erkannte den Grafen, der Das gethan,
Und verehrte das göttliche Walten.

51. Johann Peter Hebel.

Dieser anmuthige Dichter, dessen Schriften man in ganz Deutschland so gerne lies't, stammte von ganz armen Bauersleuten in einem Dörfchen des Schwarzwaldes. Und gerade weil er unter dem Volke heranwuchs und seine Jugend in Feld und Wald

und auf Bergen zubrachte, war er später im Stande, die Sprache des Volkes so gut nachzuahmen und die Schönheiten der Gebirgsgegenden so trefflich zu schildern. Denn Hebel hat seine meisten Gedichte in der allemannischen Sprache, das ist in der Mundart, welche an dem Schwarzwalde gegen den Rhein hin gesprochen wird, geschrieben. Wer nicht dorther ist, versteht es nicht gut. Es soll nachher eine Probe folgen und eine Übersetzung dazu. Hebel hatte es übrigens für einen armen Bauernknaben weit genug in der Welt gebracht; denn er war zuletzt Prälat und Konsistorialrath zu Karlsruhe, und erreichte ein ziemlich hohes Alter. Er starb in seinem Berufe, auf einer Dienstreise im Jahr 1826.

52. Der Wegweiſer.

Allemanniſch.

Weiſch, wo der Weg zum Mehlfaß iſch,
Zum volle Faß? Im Morgenroth,
Mit Pflug und Charſchſt dur's Weizefeld,
Bis Stern und Stern am Himmel ſtoht.
Me hackt, ſo lang der Tag eim hilft;
Me luegt nit um und bliebt nit ſtoh;
Druf goht der Weg dur's Schüretenn
Der Chuchi zu, do hemmers jo!
Weiſch, wo der Weg zum Gulden iſch?
Er goht de rothe Chrüzere no;
Und Wer nit uffe Chrüzer luegt,
Der wird zum Gulde ſchwerlich cho.
Wo iſch der Weg zur Sunntigfreud?
Gang ohni Gfohr im Werchtig no
Dur d'Werkſtatt und dur's Ackerfeld!
Der Sunntig wird ſcho ſelber cho.
Am Samſtig iſch er nümme wit.
Was deckt er echt im Chörbli zu?
Denkwol e Pfündli Fleiſch in's Gmües,
's cha ſy, ne Schöpli Wi derzu.
Weiſch, wo der Weg in d'Armeth goht?
Lueg numme, wo Taffere ſin;

Schriftdeutſch.

Weißt du, wo der Weg zum Mehlfaß iſt,
Zum vollen Faß? Im Morgenroth
mit Pflug und Karſt durch das Weizenfeld,
bis Stern und Stern am Himmel ſteht.
Man hackt, ſo lange der Tag Einem hilft,
man ſieht ſich nicht um, und bleibt nicht ſtehen;
darauf geht der Weg durch die Scheuertenne
der Küche zu, da haben wir es ja!
Weißt du, wo der Weg zu dem Gulden iſt?
Er geht den rothen Kreuzern nach;
und Wer nicht auf einen Kreuzer ſieht,
der wird ſchwerlich zum Gulden kommen.
Wo iſt der Weg zur Sonntagsfreude?
Geh ohne Bedenken dem Werktag nach
durch die Werkſtatt und durch das Ackerfeld!
Der Sonntag wird ſchon von ſelbſt kommen.
Am Samſtag iſt er nicht mehr weit.
Was verdeckt er wohl in dem Körbchen?
Ich denke wohl ein Pfündchen Fleiſch zum Gemüſe,
es kann ſein, ein Schöppchen Wein dazu.
Weißt du, wo der Weg in die Armuth geht?
Gib nur acht, wo Wirthshausſchilder ſind;

Allemanniſch.

Gang nit verbei, 's iſch guete Wi,
's ſin nagelneue Charte d'inn.
Im letſte Wirthshus hangt e Sack,
Und wenn de furt gohſch, henk en a!
„Du alte Lump, wie ſtoht der nit
Der Bettelſack ſo zierlich a!"
Es iſch e hölzig Geſchirli drinn;
Gib achtig druf, verlier mer's nit;
Und wenn de zu me Waſſer chunnſch
Und trinke magſch, ſe ſchöpf dermit!
Wo iſt der Weg zu Fried und Ehr,
Der Weg zum gueten Alter echt?
Grad fürſi gohts in Mäßigkeit
Mit ſtillem Sinn in Pflicht und Recht.
Und wenn de amme Chrüzweg ſtohſch,
Und nümme weiſch, wo's ane goht,
Halt ſtill, und frog di Gwiſſe z'erſt;
's cha dütſch, gottlob, und folg ſi'm Roth.
Wo mag der Weg zum Chilchhof ſy?
Was frogſch no lang? Gang, wo de witt!
Zum ſtille Grab im chüele Grund
Führt jede Weg, und 's fehlt ſi nit.
Doch wandle du in Gottisfurcht!
I roth der, was i rothe cha.
Sel Plätzli het e gheimi Thür
Und 's ſin no Sachen ehne dra.

Schriftdeutſch.

geh nicht vorbei, es iſt guter Wein,
es ſind nagelneue Karten drinnen.
In dem letzten Wirthshauſe hängt ein Sack,
und wenn du fortgehſt, hänge ihn an!
„Du alter Lumpe, wie ſteht dir nicht
der Bettelſack ſo zierlich!"
Es iſt ein hölzernes Geſchirr darin;
gib acht darauf, verliere mir es nicht;
und wenn du an ein Waſſer kommſt
und trinken willſt, ſo ſchöpfe damit!
Wo iſt der Weg zu Frieden und Ehre,
der Weg zu einem guten Alter wohl?
Gerade vor ſich geht es in Mäßigkeit,
mit ſtillem Sinne in Pflicht und Recht.
Und wenn du dann an einem Kreuzweg ſtehſt,
und nicht mehr weißt, wo es hinaus geht;
ſo halte ſtill, und frage dein Gewiſſen erſt;
es kann gottlob deutſch, und folge ſeinem Rathe.
Wo mag der Weg zum Kirchhof ſein?
Was fragſt du noch lange? Geh, wohin du willſt!
Zu dem ſtillen Grab im kühlen Grund
führt jeder Weg. Das fehlt ſich nicht.
Doch wandle in Gottesfurcht!
Ich rathe dir es, ſoviel ich rathen kann.
Jenes Plätzchen hat eine geheime Thüre
und es gibt noch Dinge darüber hinaus (jenſeits).

53. Wächterruf.

Loſet, Was i euch will ſage!
D'Glocke het Zehni gſchlage.
Jez betet und iez göhnt ins Bett,
Und Wer e rüeihig G'wiſſe het,
Schlof ſanft und wohl! Im Himmel wacht.
E heiter Aug die ganze Nacht.
Loſet, Was i euch will ſage!
D'Glocke het Oelfi gſchlage.
Und Wer no an der Arbet ſchwitzt
Und Wer no by de Charte ſitzt,

Höret, Was ich euch will ſagen!
Die Glocke hat Zehn geſchlagen.
Jetzt betet und jetzt geht in das Bette,
und Wer ein ruhiges Gewiſſen hat,
der ſchlafe ſanft und wohl! In dem Himmel wacht
Ein heiteres Auge die ganze Nacht.
Horchet, Was ich euch will ſagen!
Die Glocke hat Elf geſchlagen.
Und Wer noch an der Arbeit ſchwitzet
Und Wer noch bei den Karten ſitzet,

Allemanniſch.

Dem bieti iez zum leztemol,
's iſch hochi Zit — und ſchlofet wohl!
Loſet, was i euch will ſage!
D'Glocke hat Zwölfi geſchlage.
Und wo no in der Mitternacht
E Gemüeth in Schmerz und Kummer wacht,
So geb der Gott e rüeihige Stund,
Und mach di wieder froh und gſund!
Loſet, Was ich euch will ſage!
D'Glocke hat Eis geſchlage.
Und wo mit Satans G'heiß und Roth
E Dieb uf dunkle Pfade goht,
— i wills nit hoffen, aber geſchiehts —
Gang heim! Der himmliſch Richter ſiehts.
Loſet, Was i euch will ſage!
D'Glocke het Zwei gſchlage.
Und Wem ſcho wieder, eb's no tagt,
Die ſchweri Sorg am Herzen nagt,
Du arme Tropf, di Schlof iſt hi!
Gott ſorgt! Es wäre nit nöthig gſi.
Loſet, Was i euch will ſage!
D'Glocke het Drü gſchlage.
Die Morgeſtund am Himmel ſchwebt,
Und Wer im Fried' der Tag erlebt,
Dank Gott, und faß e frohe Mueth!
Und gang ans G'ſchäft, und halt di guet!

Schriftdeutſch.

dem biete ich jetzt zum letzten Male (Feierabend) —
es iſt hohe Zeit — und ſchlafet wohl!
Lauſchet, Was ich euch will ſagen!
Die Glocke hat Zwölf geſchlagen.
Und wo noch in der Mitternacht
Ein Gemüth in Schmerz und Kummer wacht,
ſo gebe dir Gott eine ruhige Stunde,
und mache dich wieder froh und geſund!
Lauſchet, Was ich euch will ſagen!
Die Glocke hat Eins geſchlagen.
Und wo mit Satans Geheiß und Rath
ein Dieb auf dunklen Pfaden geht,
— ich will es nicht hoffen, geſchiehts aber doch —
geh nach Hauſe! Der himmliſche Richter ſieht es.
Lauſchet, Was ich euch will ſagen!
Die Glocke hat Zwei geſchlagen.
Und Wem ſchon wieder, ehe es noch tagt,
die ſchwere Sorge an dem Herzen nagt,
du armer Tropf, dein Schlaf iſt hin!
Gott ſorgt! es wäre nicht nöthig geweſen.
Lauſchet, Was ich euch will ſagen
Die Glocke hat Drei geſchlagen.
Die Morgenſtunde ſchwebt an dem Himmel,
und Wer in Frieden den Tag erlebet,
danke deinem Gott und faſſe einen frohen Muth,
und geh an das Geſchäft — und halte dich gut!

54. Der Knabe im Erdbeerſchlag.

E Büebli lauft, es goht in Wald
Am Sunntig Nomittag;
Es chunnt in d'Hürſt und findet bald
Erdbeeri Schlag an Schlag;
Es günnt und ißt ſi halber z'Tod,
Und denkt: „Das iſch mi Abedbrod."
Und wie nes ißt, ſo ruuſchts im Laub;
Es chunnt e ſchöne Chnab.

Ein muntrer Bub' läuft in den Wald,
Am Sonntag-Nachmittag.
Er ſucht nicht lang; es zeigt ſich bald
Blutroth ein Erdbeerſchlag;
Er pflückt und ißt ſich halb zu Tod,
Er denkt: „Das iſt mein Abendbrod."
Und wie's ihm ſchmeckt, da rauſcht's im Laub,
Es kommt ein ſchöner Knab'.

Allemanniſch.

Er het e Rock, wie Silberſtaub,
Und treit e goldne Stab.
Er glänzt wie d'Sunn im Schwizerſchnee.
Si Lebelang hets nüt ſo g'ſeh.
Druf redet der Chnab mi Büebli a;
„Was ißiſch? I halt's mit!" —
„He, nüt!" ſeits Büebli, luegt en a,
Und lüpft ſi Chäppli nit.
Druf ſeit der Chnab: „He, ißiſch nüt,
Du grobe Burſt, ſe battet's nüt!"
Verſchwunden iſch mi Chnab, und's ſtöhn
Die nöchſte Hürſt im Duft;
Drus fliegt en Engel i wunderſchön
Uf in die blaue Luft,
Und's Büebli ſtoht und luegt em no,
Und chratzt im Hoor und lauft dervo.
Und ſider iſch kei Sege meh
Im Beeri=Eſſe gſi.
I ha mi Lebtig nüt ſo gſeh,
Sie bſchießen ebe nie.
Iß hampflevoll, ſo viel de witt,
Sie ſtillen eim der Hunger nit!
Was gibi der für Lehre dri?
Was ſeiſch derzu? Mer mueß
Vor fremde Lüte fründli ſi
Mit Wort und Red und Grueß,
Und's Chäppli lüpfe z'rechter Zit,
Suſt het me Schimpf und chunnt nit wit.

Schriftdeutſch.

Sein Röcklein glänzt wie Silberſtaub,
Wie pures Gold ſein Stab.
Er ſtrahlt, wie Schnee im Morgenlicht;
Dein Lebtag ſahſt du Schönres nicht.
Er ſpricht: „Da komm ich glücklich an!
„Was ißt du da, ſo gut?" —
„Ei, gar Nichts!" brummt der Bub ihn an,
Rückt nicht einmal den Hut.
Da ſpricht der Knab! „Ei, ißt du Nichts,
du Bürſchlein, ſo gedeiht auch Nichts."
Verſchwunden iſt der Knab. Es ſteh'n
Die Büſch umher im Duft.
Draus fliegt ein Engel wunderſchön
Auf in die blaue Luft.
Der Bub' ſteht da, guckt hinterdrein,
Im Wald mocht' er nicht länger ſein.
Seitdem nun ruht kein Segen mehr
In Beeren groß wie klein.
's iſt wunderbar; doch Gott der Herr
Schenkt eben kein Gedeihn.
Iß handvollweis, ſo viel du willſt,
Denk nicht, daß du den Hunger ſtillſt.
Die gute Lehre merket fein,
Des Engels Wort: „Man muß
Vor fremden Leuten freundlich ſein
Mit Wort, mit Blick und Gruß,
Das Käpplein ziehn zu rechter Zeit,
Sonſt hat man Schimpf und kommt nicht weit.

55. Der unſchuldig Gehenkte.

Folgende unglückliche Begebenheit hat ſich auf dem Speſſart zugetragen. Mehrere Knaben hüteten mit einander an einer Berghalde unten an dem Walde das Vieh ihrer Eltern oder Meiſter. In der Langeweile trieben ſie Allerlei, und ahmten unter einander, wie dieſes Alter zu thun pflegt, die Handlungen und Geſchäfte der erwachſenen Menſchen ſpielend nach. Eines Tages ſagte der Eine von ihnen: „Ich will der Dieb ſein." — „So will ich das Oberamt ſein," ſagte der Zweite. — „Seid ihr die Hatſchiere," ſagte er zum Dritten und Vierten, „und du biſt der Henker," ſprach er zum Fünften. Gut! Der Dieb ſtiehlt einem ſeiner Kameraden heimlich das Meſſer und ſetzt ſich auf flüchtigen Fuß; der Beſtohlene klagt bei Oberamt; die Hatſchiere ſtreifen im Revier, attrappiren den Dieb in einem hohlen Baum und liefern ihn ein. Der Richter verurtheilt ihn zum Tode. Unterdeſſen

hört man im Walde einen Schuß fallen; Hundegebell erhebt ſich. Man achtet's nicht. Der Henker wirft dem Malefikanten kurz und gut einen Strick um den Hals und henkt ihn im Unverſtand und Leichtſinn an einen Aſtſtumpen an einem Baumſtamm, alſo daß er mit den Füßen nicht gar kann die Erde berühren; denkt, ein paar Augenblicke kann er's ſchon aushalten. Plötzlich rauſcht es im dürren Laub im Wald; es knackt und kracht im dichten Gehörſt; ein ſchwarzer wilder Eber bricht zottig und blitzend aus dem Wald hervor, und läuft über den Richtplatz. Die Hirtenbuben, denen es ohnehin halber zu Muth war, als ob es doch nicht ganz recht wäre, mit einer ſo ernſthaften und bedenklichen Sache Muthwillen zu treiben, erſchrecken, meinen, es ſei der Teufel, vor dem uns Gott behüte, laufen vor Angſt davon, Einer von ihnen in das Dorf, und erzählt, Was geſchehen ſei. Aber als man kam, um den Gehenkten abzulöſen, war er erſtickt und todt. Dies iſt eine Warnung. Das Oberamt und die Hatſchiere kamen nachher auf drei Wochen ins Zuchthaus, und der Henker auf ſechs. Daß aber der Eber ſoll der Teufel geweſen ſein, hat ſich nicht beſtätigt. Denn er wurde von den nacheilenden Jägern erlegt und zum Forſtamt geliefert; der Teufel aber befindet ſich noch am Leben.

56. Der geheilte Kranke.

Reiche Leute haben trotz ihrer gelben Vögel doch manchmal auch allerlei Laſten und Krankheiten auszuſtehen, von denen Gottlob! der arme Mann Nichts weiß; denn es gibt Krankheiten, die nicht in der Luft ſtecken, ſondern in den vollen Schüſſeln und Gläſern und in den weichen Seſſeln und ſeidenen Betten, wie jener reiche Amſterdamer ein Wort davon reden kann. Den ganzen Vormittag ſaß er im Lehnſeſſel und rauchte Tabak, wenn er nicht zu träge war, oder hatte Maulaffen feil zum Fenſter hinaus, aß aber zu Mittag doch wie ein Dreſcher, und die Nachbarn ſagten manchmal: „Windet's draußen, oder ſchnauft der Nachbar ſo? — Den ganzen Nachmittag aß und trank er ebenfalls bald etwas Kaltes, bald etwas Warmes, ohne Hunger zu haben, aus lauter Langerweile bis an den Abend, alſo, daß man bei ihm nicht ſagen konnte, wo das Mittageſſen aufhörte und das Nachteſſen anfing. Nach dem Nachteſſen legte er ſich zu Bette und war ſo müde, als wenn er den ganzen Tag Steine abgeladen oder Holz geſpalten hätte.

Davon bekam er zuletzt einen dicken Leib, der ſo unbeholfen war, wie ein Malterſack. Eſſen und Schlaf wollten ihm nimmer ſchmecken und er war lange Zeit, wie es manchmal geht, nicht recht geſund und nicht recht krank; wenn man aber ihn ſelber hörte, ſo hatte er 365 Krankheiten, nämlich alle Tage eine andere. Alle Ärzte, die in Amſterdam ſind, mußten ihm rathen. Er verſchluckte ganze Feuereimer voll Mixturen und ganze Schaufeln voll Pulver und Pillen ſo groß wie Enten-Eier, und man nannte ihn zuletzt ſcherzweiſe nur die zweibeinige Apotheke. Aber alle Arzneien halfen ihm Nichts; denn er folgte nicht Dem, was ihm die Ärzte befahlen, ſondern ſagte: „Tauſend, wofür bin ich denn ein reicher Mann, wenn ich ſoll leben wie ein Hund, und der Doktor will mich nicht geſund machen für mein Geld?"

Endlich hörte er von einem Arzte, der 100 Stunden von ihm entfernt wohnte, der wäre ſo geſchickt, daß die Kranken geſund würden, wenn er ſie nur recht anſchaue, und der Tod ginge ihm aus dem Wege, wo er ſich ſehen laſſe. Zu dem Arzte faßte der Mann ein Zutrauen und ſchrieb ihm ſeinen Umſtand. Der Arzt merkte bald, Was ihm fehle, nämlich nicht Arznei, ſondern Mäßigkeit und Bewegung, und ſagte: „Wart, dich will ich bald geheilt haben!“ — Deßwegen ſchrieb er ihm einen Brief folgenden Inhalts: „Guter Freund! Ihr habt einen ſchlimmen Umſtand; doch wird Euch zu helfen ſein, wenn Ihr folgen wollt. Ihr habt ein böſes Thier im Bauche, einen Lindwurm mit ſieben Mäulern. Mit dem Lindwurm muß ich ſelber reden, und Ihr müßt zu mir kommen. Aber für's erſte dürft ihr nicht fahren oder auf dem Rößlein reiten, ſondern auf des Schuhmachers Rappen; ſonſt ſchüttelt ihr den Lindwurm, und er beißt Euch die Eingeweide ab, ſieben Därme auf einmal entzwei. Für's andere dürft Ihr nicht mehr eſſen, als zweimal des Tages einen Teller voll Gemüſe, Mittags ein Bratwürſtlein dazu und Abends ein Ei, und am Morgen ein Fleiſchſüpplein mit Schnittlauch darauf. Was Ihr mehr eſſet, davon wird nur der Lindwurm größer, alſo daß er Euch die Leber erdrückt, und der Schneider hat Euch nimmer viel anzumeſſen, aber der Schreiner. Dies iſt mein Rath, und wenn Ihr mir nicht folgt, ſo hört Ihr im andern Frühjahr den Kuckuck nimmer ſchreien. Thut, Was Ihr wollt!“

Als der Patient ſo mit ſich reden hörte, ließ er ſich ſogleich am andern Morgen die Stiefel wichſen und machte ſich auf den Weg, wie ihm der Doktor befohlen hatte. Den erſten Tag ging es ſo langſam, daß wohl eine Schnecke hätte können ſein Vorreiter ſein, und Wer ihn grüßte, dem dankte er nicht, und wo ein Würmlein auf der Erde kroch, das zertrat er. Aber ſchon am zweiten und dritten Morgen kam es ihm vor, als wenn die Vögel ſchon lange nicht ſo lieblich geſungen hätten wie heute, und der Thau ſchien ihm ſo friſch und die Kornroſen im Felde ſo roth, und alle Leute die ihm begegneten, ſahen ſo freundlich aus, und er auch, und alle Morgen, wenn er aus der Herberge ging, war's ſchöner, und er ging leichter und munterer dahin; und als er am 18ten Tage in der Stadt des Arztes ankam und den andern Morgen aufſtand, war es ihm ſo wohl, daß er ſagte: „Ich hätte zu keiner ungeſchicktern Zeit können geſund werden, als jetzt, wo ich zum Doktor ſoll. Wenn es mir doch nur ein wenig in den Ohren brauſ'te, oder das Herzwaſſer lief!“

Als er zum Doktor kam, nahm ihn dieſer bei der Hand und ſagte: „Jetzt erzählt mir denn doch einmal von Grund aus, Was Euch fehlt!“ Da ſagte er: „Herr Doktor, mir fehlt gottlob! Nichts, und wenn Ihr ſo geſund ſeid, wie ich, ſo ſoll's mich freuen.“ Der Doktor ſagte: „Das hat Euch ein guter Geiſt gerathen, daß ihr meinem Rathe gefolgt habt. Der Lindwurm iſt jetzt abgeſtanden. Aber Ihr habt noch Eier im Leibe; deßwegen müßt ihr wieder zu Fuße heimgehen und daheim fleißig Holz ſägen und nicht Mehr eſſen, als Euch der Hunger ermahnt, damit die Eier nicht ausſchlüpfen; ſo könnt Ihr ein alter Mann werden;“ und er lächelte dazu. Aber der reiche Fremdling ſagte: „Herr Doktor, Ihr ſeid ein feiner Kauz, und ich verſteh' Euch wohl,“ und hat nachher dem Rathe gefolgt und 87 Jahr, 4 Monat,

10 Tage gelebt, wie ein Fiſch im Waſſer ſo geſund, und hatte alle Neujahr dem Arzte 20 Dublonen zum Gruße geſchickt.

57. Nützliche Lehren.

1.

Iſt denn der Menſch deßwegen ſo ſchlimm und ſchlecht, weil die böſen Neigungen zuerſt in ſeinem Herzen erwachen, und das Gute nur durch Erziehung und Unterricht bei ihm anſchlägt? Euer beſter Ackerboden trägt doch auch nur Gras und Unkraut aus eigner Kraft, und euer Lebenlang keine Weizenernte; und ein dürres Sandfeld, das nicht einmal aus eigner Kraft Unkraut treibt, wird auch euern Fleiß und eure Hoffnung nie mit einer Fruchtgarbe erfreuen. Aber wenn ihr den guten Boden einſäet zu rechter Zeit, ſein wartet und pfleget, wie ſichs gebühret ſo ſteigt im Morgenthau und Abendregen eine fröhliche Saat empor, und die Raden und Kornroſen und mancherlei taubes Gras möchten gern, aber es kann nicht mehr emporkommen. Die geſunde Ähre ſchwankt in der Luft, und füllt ſich mit koſtbaren Körnern. So iſt es mit den Menſchen und mit ſeinem Herzen auch. Was lernen wir daraus? Man muß nicht unzeitig klagen und hadern und die Hoffnung aufgeben, ehe ſie erfüllt werden kann. Man muß den Fleiß, die Mühe und Geduld, die man an eine Hand voll Fruchthalmen gerne verwendet, an den eignen Kindern ſich nicht verdrießen laſſen. Man muß dem Unkraute zuvorkommen, und guten Samen, ſchöne Tugenden in das weiche, zarte Herz hineinpflanzen, und Gott vertrauen, ſo wird's beſſer werden.

2.

Man vergißt im menſchlichen Leben Nichts ſo leicht, als das Multipliziren, wenn man es noch ſo gut in der Schule gelernt hat und kann. Und doch lernt man in der Schule für das Leben, und die Weisheit beſteht nicht im Wiſſen, ſondern in der rechten Anwendung und Ausübung davon.

Es kann Jemand einen Tag in den Andern nur einen Groſchen unnöthigerweiſe ausgeben. Mancher, der den Groſchen übrig hat, thut es, und meint, es ſei nicht Viel. Aber in einem Jahre ſind es 365 Groſchen, und in 30 Jahren 10950 Groſchen. Facit 547 fl. 30 kr. weggeworfenes Geld, und das iſt doch Viel.

Ein Anderer kann einen Tag in den andern zwei Stunden unnütz und im Müßiggang zubringen, und meint jedesmal, für heute laſſe es ſich verantworten. Das multiplizirt ſich in einem Jahr zu 730 Stunden, und in 30 Jahren zu 21900 Stunden. Facit 912 verlorene Tage des kurzen Lebens. Das iſt noch mehr als 547 fl. Wer's bedenkt. — Die Erde hat 5400 deutſche Meilen, oder 10800 Stunden im Umkreis. Das iſt ein weiter Weg. Aber wenn man in gerader Linie fortgehen könnte, und es wollte Jemand jeden Tag nur eine Stunde davon zurücklegen, ſo könnte er im dreißigſten Jahre wieder daheim ſein. Daraus iſt zu lernen, wie weit ein Menſch es in ſeinem Leben nach und nach bringen kann, wenn er zu einem nützlichen Geſchäft jeden Tag nur eine Stunde anwenden will, und wie viel weiter noch, wenn er alle Tage dazu benutzt, beſſer und vollkommener zu werden, und ſein eignes Wohl

und das Wohl der Seinigen zu befördern. Aber Wer nie anfängt, der hört nie auf, und Wem Wenig auf einmal nicht genug iſt, der erfährt nie, wie man nach und nach zu Vielem kommt.

3.

Zum Erwerben eines Glücks gehört Fleiß und Geduld, und zur Erhaltung deſſelben gehört Mäßigung und Vorſicht. Langſam und Schritt für Schritt ſteigt man eine Treppe hinauf. Aber in einem Augenblick fällt man hinab, und bringt Wunden und Schmerzen genug mit auf die Erde.

4.

„Ein Narr fragt Viel, worauf kein Weiſer antwortet.“ Das muß zweimal wahr ſein. Für's erſte kann gar wohl der einfältigſte Menſch eine Frage thun, worauf auch der Weiſeſte keinen Beſcheid zu geben weiß. Denn Fragen iſt leichter als Antworten, wie Fordern oft leichter iſt als Geben, Rufen leichter als Kommen. Für's andere könnte manchmal der Weiſe wohl eine Antwort geben, aber er will nicht, weil die Frage einfältig iſt, oder aberwitzig, oder weil ſie zur Unzeit kommt. Gar oft erkennt man ohne Mühe den einfältigen Menſchen am Fragen und den verſtändigen am Schweigen. „Keine Antwort iſt auch eine Antwort.“ Von dem Doktor Luther verlangte einſt Jemand zu wiſſen, Was wohl Gott vor Erſchaffung der Welt die lange, lange Ewigkeit hindurch gethan habe. Dem erwiederte der fromme und witzige Mann: „in einem Birkenwald habe der liebe Gott geſeſſen, und habe Ruthen geſchnitten, für ſolche Leute, die ſo unnütze Fragen thun.“

5.

„Rom iſt nicht in einem Tag erbaut worden.“ Damit entſchuldigen ſich viele fahrläſſige und träge Menſchen, welche ihr Geſchäft nicht treiben und vollenden mögen, und ſchon müde ſind, ehe ſie recht anfangen. Mit dem Rom iſt es aber eigentlich ſo zugegangen. Es haben viele fleißige Hände viele Tage lang vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend unverdroſſen daran gearbeitet, und nicht abgelaſſen, bis es fertig war und der Hahn auf dem Kirchthurme ſtand. So iſt Rom entſtanden. Was du zu thun haſt, mach's auch ſo!

6.

„Friſch gewagt iſt halb gewonnen.“ Daraus folgt: Friſch gewagt, iſt auch halb verloren.“ Das kann nicht fehlen. Deßwegen ſagt man auch: „Wagen gewinnt, Wagen verliert.“ Was muß alſo den Ausſchlag geben? Prüfung, ob man die Kräfte habe zu Dem, was man wagen will, Überlegung, wie es anzufangen ſei, Benutzung der günſtigſten Zeit und Umſtände, und hintennach, wenn man ſein muthiges A geſagt hat, ein beſonnenes B, und ſein beſcheidenes C. Aber ſo viel muß wahr bleiben: Wenn etwas Gewagtes ſoll unternommen werden, und kann nicht anders ſein, ſo iſt ein friſcher Muth zur Sache der Meiſter, und der muß dich durchreißen. Aber wenn du immer willſt, und fängſt nie an, oder du haſt ſchon angefangen, und es reut dich wieder, und willſt, wie man ſagt, auf dem trockenen Lande ſchwimmen lernen, guter Freund, dann iſt, „ſchlecht gewagt, ganz verloren.“

7.

„Es iſt nicht Alles Gold, was glänzt. „Mancher, der nicht an dieſes Sprüchwort denkt, wird betrogen. Aber eine andere Erfahrung wird noch öfter vergeſſen: „Manches glänzt nicht und iſt doch Gold,“ und Wer Das nicht glaubt und nicht daran denkt, der iſt noch ſchlimmer daran. In einem wohl beſtellten Acker, in einem gut eingerichteten Gewerbe iſt viel Gold verborgen, und eine fleißige Hand weiß es zu finden, und ein ruhiges Herz dazu und ein gutes Gewiſſen glänzt auch nicht, und iſt noch mehr als Goldes werth. Oft iſt gerade da am wenigſten Gold, wo der Glanz und die Prahlerei am größten iſt. Wer viel Lärm macht, hat wenig Muth. Wer Viel von ſeinen Thaten redet, hat nicht Viel gethan. Einer prahlte, er habe ein ganzes Simmer Dukaten daheim. Als er ſie zeigen ſollte, wollte er lange nicht daran. Endlich brachte er ein kleines rundes Schächtelchen zum Vorſchein, das man mit der Hand decken konnte. Doch half er ſich mit einer guten Ausrede: „Das Dukatenmaaß,“ ſagte er, „ſei kleiner als das Fruchtmaaß.“

8.

Es ſagt ein altes Sprüchwort: „Selber Eſſen macht fett.“ Ich will noch ein paar dazu ſetzen: „Selber Achtung-Geben macht verſtändiger. Und ſelber Arbeiten macht reich. Wer nicht mit eignen Augen ſieht, ſondern ſich auf Andere verläßt, und Wer nicht ſelber Hand anlegt wo es nöthig iſt, ſondern Andere thun läßt, Was er ſelber thun ſoll, der bringt's nicht weit, und mit dem fett-Werden hat es bald ein Ende.“

9.

Ein anderes Sprüchwort heißt ſo: „Wenn man den Teufel an die Wand mahlt, ſo kommt er.“ Das ſagt Mancher und verſteht's nicht. Den böſen Geiſt kann man eigentlich nicht an die Wand mahlen, ſonſt wäre es kein Geiſt. Auch kann er nicht kommen, denn er iſt mit Ketten der Finſterniß an die Hölle gebunden. Was will denn das Sprüchwort ſagen? Wenn man viel an das Böſe denkt, und ſich daſſelbe in Gedanken vorſtellt, oder lang davon ſpricht, ſo kommt zuletzt die Begierde zu dem Böſen in das Herz, und man thut's. Soll der böſe Feind nicht kommen, ſo mahl' ihn nicht an die Wand! Willſt du das Böſe nicht thun, ſo denke nicht daran, wo du gehſt und ſtehſt, und ſprich nicht davon, als wenn es etwas Angenehmes und Luſtiges wäre.

10.

„Einmal iſt keinmal.“ Dies iſt das erlogenſte und ſchlimmſte unter allen Sprüchwörtern, und Wer es gemacht hat, der war ein ſchlechter Rechenmeiſter, oder ein Boshafter. Einmal iſt wenigſtens einmal, und daran läßt ſich Nichts abmarkten. Wer einmal geſtohlen hat, der kann ſein Leben lang nimmer mit Wahrheit und mit frohem Herzen ſagen: „Gottlob, ich habe mich nie an fremden Gut vergriffen,“ und wenn der Dieb erhaſcht und gehenkt wird, alsdann iſt einmal nicht keinmal. Aber Das iſt noch nicht Alles, ſondern man kann meiſtens mit Wahrheit ſagen: „Einmal iſt zehnmal, und hundert und tauſendmal.“ Denn Wer das Böſe einmal angefangen hat, der ſetzt es gemeiniglich auch fort. Wer A geſagt hat, der ſagt auch gern B, und alsdann tritt zu=

letzt ein anderes Sprüchwort ein, daß der Krug ſo lange zum Brunnen geht, bis er bricht.

11.

Nun kommen zwei Sprüchwörter, und die ſind beide wahr, wenn ſie ſchon einander widerſprechen. Von zwei unbemittelten Brüdern hatte der eine keine Luſt und keinen Muth Etwas zu erwerben, weil ihm das Geld nicht zum Fenſter hineinregnete. Er ſagte immer: „Wo Nichts iſt, kommt Nichts hin.“ Und ſo war es auch. Er blieb ſein Leben lang der arme Bruder Wonichtsiſt, weil es ihm nie der Mühe werth war, mit einem kleinen Erſparniß den Anfang zu machen, um nach und nach zu einem größeren Vermögen zu kommen. So dachte der jüngere Bruder nicht. Der pflegte zu ſagen: „Was nicht iſt, das kann werden.“ Er hielt das Wenige, was ihm von der Verlaſſenheit der Eltern zu Theil geworden war, zu Rath, und vermehrte es nach und nach durch eignes Erſparniß, indem er fleißig arbeitete und eingezogen lebte. Anfänglich ging es hart und langſam. Aber ſein Sprüchwort: „Was nicht iſt, kann werden,“ gab ihm immer Muth und Hoffnung. Mit der Zeit ging es beſſer. Er wurde durch unverdroſſenen Fleiß und Gottes Segen noch ein reicher Mann, und ernährt jetzt die Kinder des armen Bruders Wonichtsiſt, der ſelber Nichts zu beißen und zu nagen hat.

12.

Verſtändige, ja gelehrte Landwirthe machen oft Verſuche zur Verbeſſerung ihres Ackerbaues oder der Viehzucht. Mancher ſieht etwas Neues in andern Ländern und bringt's heim. Manchen lehrt der Zufall einen Vortheil, der ihm hernach großen Gewinn bringt. Meint er's gut mit ſeinen Mitbürgern, ſo theilt er ihnen ſeine Entdeckung mit, und ermuntert ſie, ſeinem Beiſpiel zu folgen. Die Meiſten ſagen alsdann: „Wir wollen bei der Weiſe unſerer Väter bleiben, und wie ſie's getrieben haben, ſo treiben wir's auch.“ Das iſt ſehr verſtändig geſprochen, geneigter Leſer! Nur muß man's nicht bei den Worten bewenden laſſen, ſondern auch ſeinen guten Vorſatz erfüllen. Denn der Ackerbau und jede Vorſicht und Beobachtung dabei iſt gewiß nicht auf einmal ſo erfunden worden, wie er jetzt iſt, ſondern eben unſere Väter und Voreltern haben lange und Vielerlei verſucht, und guten Rath nicht verachtet. Manches iſt mißlungen, Manches iſt wohl gerathen und beſſer geworden, und ſo können wir auch noch in Zukunft weiter kommen, und unſern Ackerbau und Wohlſtand verbeſſern, wenn wir nur Wort halten, und dem Beiſpiel unſerer lernbegierigen und fleißigen Vorfahren folgen.

58. Ein Kriegsſchiff.

Man kann ſich nicht vorſtellen, Was zu einem großen Kriegsſchiff gehört. Zu einem engliſchen Schiff, das 100 Kanonen führt, gehören 1000 ſtarke Eichen, alſo daß man ſagen kann, ein ganzer Wald; ferner 200 000 Pfund Eiſen. Zu den Segeln ſind erforderlich 6 500 Ellen Tuch; das Tauwerk oder die Seile haben ein Gewicht von 164 000 Pfund, und wenn ſie mit Theer überzogen ſind, wie es ſein muß, ſo wiegen ſie 200 000 Pfund. Das ganze Schiff hat

ein Gewicht von 5 Millionen Pfund oder 50000 Zentnern, ohne die Mannſchaft und Lebensmittel, ohne das Pulver und Blei; und ſchwimmt doch ſo leicht und ſicher auf dem Waſſer dahin, und geht, wohin der Menſch es haben will.

Wenn ein einziger Menſch ein ſolch Kriegsſchiff bauen müßte, und verſtände alle Handwerke, die dazu gehören, ſo hätte er daran zu arbeiten 480 Jahre. Wenn er angefangen hätte im Jahre 1333, als noch keine Türken in Europa waren, und man faſt noch 200 Jahre lang Nichts von Doktor Luther wußte, und hätte ſeitdem Tag für Tag daran gearbeitet, und lebte noch, ſo wäre er noch nicht fertig. Wenn alſo 480 Menſchen daran arbeiten, ſo werden ſie fertig in einem Jahr. Daraus kann man ſehen, was es für ein entſetzlicher Verluſt ſein muß, wenn in einer Seeſchlacht 8, ja 12 ſolcher Schiffe in die Gewalt des Feindes kommen oder untergehen, wenn ſie auch etwas kleiner ſind. Wenn aber auch ſolch einem Schiffe kein weiteres Unglück begegnet, ſo dauert es höchſtens doch nur 50 Jahre.

59. Adelbert von Chamisso.

Dass auch ein geborner Franzose sich in deutsche Sitte und deutsche Sprache so hineinleben kann, dass er als deutscher Dichter einen hohen Rang einnimmt, beweis't Chamisso. Er war in Frankreich von adligen Eltern geboren, floh mit diesen in der blutigen Revolution der neunziger Jahre nach Deutschland, ward in Berlin gut aufgenommen und als Offizier angestellt. Unterdessen gewann er sein neues Vaterland so lieb, dass er, als ihm die Rückkehr nach Frankreich erlaubt wurde, keinen Gebrauch von dieser Erlaubniss machte. Vielmehr widmete er sich der Dichtkunst und der Erforschung der Natur, und um die Letztere noch weiter zu treiben, machte er mit einer russischen Expedition eine Reise um die Welt und hielt sich dann bis an sein Ende (1838) in Berlin auf.

60. Das Rieſen-Spielzeug.

Burg Niedeck iſt im Elſaß der Sage wohl bekannt,
Die Höhe, wo vor Zeiten, die Burg der Rieſen ſtand;
Sie ſelbſt iſt nun verfallen, die Stätte wüſt und leer,
Du frageſt nach den Rieſen, du findeſt ſie nicht mehr.
Einſt kam das Rieſenfräulein aus jener Burg hervor,
Erging ſich ſonder Wartung und ſpielend vor dem Thor,
Und ging hinab den Abhang bis an das Thal hinein,
Neugierig, zu erkunden, wie's unten möchte ſein.
Mit wenig raſchen Schritten durchkreuzte ſie den Wald,
Erreichte gegen Haslach das Land der Menſchen bald,
Und Städte dort und Dörfer und das beſtellte Feld,
Erſchienen ihren Augen gar eine fremde Welt.
Wie jetzt zu ihren Füßen ſie ſpähend niederſchaut,
Bemerkt ſie einen Bauer, der ſeinen Acker baut;
Es kriecht das kleine Weſen einher ſo ſonderbar,
Es glitzert in der Sonne der Pflug ſo blank und klar.

„Ei, artig Spielding!“ ruft ſie, „das nehm' ich mit nach Haus.“
Sie knieet nieder, ſpreitet behend ihr Tüchlein aus
Und feget mit den Händen, Was da ſich Alles regt,
Zu Haufen in das Tüchlein, das ſie zuſammenſchlägt:

Und eilt mit freud'gen Sprüngen, wie muntre Kinder ſind,
Zur Burg hinan und ſuchet den Vater auf geſchwind:
„Ei Vater, lieber Vater, ein Spielding wunderſchön!
So Allerliebſtes ſah ich noch nie auf unſern Höh'n.“

Der Alte ſaß am Tiſche und trank den kühlen Wein,
Er ſchaut ſie an behaglich, er fragt das Töchterlein:
„Was Zappeliges bringſt du in deinem Tuch herbei?
Du hüpfeſt ja vor Freuden, laß ſehen, Was es ſei.“

Sie ſpreitet aus das Tüchlein und fängt behutſam an,
Den Bauer aufzuſtellen, den Pflug und das Geſpann;
Wie Alles auf dem Tiſche ſie zierlich aufgebaut,
So klatſcht ſie in die Hände und ſpringt und jubelt laut.

Der Alte wird gar ernſthaft und wiegt ſein Haupt und ſpricht:
„Was haſt du angerichtet? das iſt kein Spielzeug nicht;
Wo du es hergenommen, da trag' es wieder hin!
Der Bauer iſt kein Spielzeug; Was kommt dir in den Sinn?

Sollſt gleich und ohne Murren erfüllen mein Gebot;
Denn wäre nicht der Bauer, ſo hätteſt du kein Brod!
Es ſprießt der Stamm der Rieſen aus Bauernmark hervor;
Der Bauer iſt kein Spielzeug, da ſei uns Gott davor.“

Burg Niedeck iſt im Elſaß der Sage wohl bekannt,
Die Höhe, wo vor Zeiten die Burg der Rieſen ſtand:
Sie ſelbſt iſt nun verfallen, die Stätte wüſt und leer,
Und fragſt du nach den Rieſen, du findeſt ſie nicht mehr.

61. Die alte Waſchfrau.

Du ſiehſt geſchäftig bei dem Linnen
Die Alte dort im weißen Haar,
Die rüſtigſte der Wäſcherinnen,
Im ſechs und ſiebenzigſten Jahr,
So hat ſie ſtets mit ſaurem Schweiß
Ihr Brod in Ehr und Zucht gegeſſen,
Und ausgefüllt mit treuem Fleiß
Den Kreis, den Gott ihr zugemeſſen.

Sie hat in ihren jungen Tagen
Geliebt, gehofft und ſich vermählt;
Sie hat des Weibes Loos getragen,
Die Sorgen haben nicht gefehlt;
Sie hat den kranken Mann gepflegt;
Sie hat drei Kinder ihm geboren;
Sie hat ihn in das Grab gelegt
Und Glaub' und Hoffnung nicht verloren.

Da galt's, die Kinder zu ernähren:
Sie griff es an mit heitrem Muth,

Sie zog ſie auf in Zucht und Ehren,
Der Fleiß, die Ordnung ſind ihr Gut.
Zu ſuchen ihren Unterhalt,
Entließ ſie ſegnend ihre Lieben;
So ſtand ſie nun allein und alt,
Ihr war ihr heitrer Muth geblieben.
Sie hat geſpart und hat geſponnen,
Und Flachs gekauft und Nachts gewacht,
Den Flachs zu feinem Garn geſponnen,
Das Garn dem Weber hingebracht;
Der hat's gewebt zu Leinewand;
Die Scheere brauchte ſie, die Nadel,
Und nähte ſich mit eigner Hand
Ihr Sterbehemde ſonder Tadel.
Ihr Hemd, ihr Sterbehemd, ſie ſchätzt es,
Verwahrt's im Schrein am Ehrenplatz;
Es iſt ihr Erſtes und ihr Letztes,
Ihr Kleinod, ihr erſparter Schatz.
Sie legt es an, des Herren Wort
Am Sonntag früh ſich einzuprägen:
Dann legt ſie's wohlgefällig fort,
Bis ſie darin zur Ruh' ſie legen.
Und ich an meinem Abend wollte,
Ich hätte dieſem Weibe gleich
Erfüllt, Was ich erfüllen ſollte
In meinen Gränzen und Bereich;
Ich wollt', ich hätte ſo gewußt,
Am Kelch des Lebens mich zu laben,
Und könnt' am Ende gleiche Luſt
An meinem Sterbehemde haben.

62. Die Sonne bringt es an den Tag.

Gemächlich in der Werkſtatt ſaß
Zum Frühſtück Meiſter Nikolas.
Die junge Hausfrau ſchenkt ihm ein,
Es war im heitern Sonnenſchein.
Die Sonne bringt es an den Tag.
Die Sonne blinkt von der Schale Rand,
Mahlt zitternde Kringel an die Wand;
Und wie den Schein er ins Auge faßt,
So ſpricht er für ſich, indem er erblaßt:
Du bringſt es doch nicht an den Tag!"
„„Wer nicht? Was nicht?"" die Frau fragt gleich –
„„Was ſtierſt du ſo an? was wirſt du ſo bleich?"
Und er darauf: „Sei ſtill! nur ſtill;
Ich's doch nicht ſagen kann noch will —
Die Sonne bringt's nicht an den Tag."
Die Frau nun dringender forſcht und fragt,
Mit Schmeicheln ihn und Hadern plagt,
Mit ſüßem und mit bittrem Wort;
Sie fragt und plagt ihn fort und fort:
„„Was bringt die Sonne nicht an den Tag?""
„Nein nimmermehr!" — „„Du ſagſt es mir noch!""
„Ich ſag' es nicht!" — „„Du ſagſt es mir doch!""
Da ward zuletzt er müd' und ſchwach

Und gab der Ungeſtümen nach. —
„Die Sonne bringt es an den Tag!“
Auf der Wanderſchaft, 's ſind zwanzig Jahr,
Da traf es mich einſt gar ſonderbar;
Ich hatte nicht Geld, noch Ranzen, noch Schuh,
War hungrig und durſtig und zornig dazu. —
Die Sonne bringt's nicht an den Tag!
Da kam ein Jude mir juſt in die Quer' —
Ringsher war's ſtill und menſchenleer;
Du hilfſt mir, Hund, aus meiner Noth,
Den Beutel her, ſonſt ſchlag ich dich todt!
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.
Und er: „„Vergieße nicht mein Blut!
Acht Pfennig ſind mein ganzes Gut!““
Ich glaubt' ihm nicht; ich fiel ihn an;
Es war ein alter, ſchwacher Mann. —
„Die Sonne bringt es an den Tag!“
So rücklings lag er blutend da;
Sein brechendes Aug' in die Sonne ſah;
Noch hub er zuckend die Hand empor;
Noch ſchrie er röchelnd mir in's Ohr:
„Die Sonne bringt es an den Tag!“
Ich machte ihn ſchnell noch vollends ſtumm,
Und kehrt' ihm die Taſchen um und um:
Acht Pfennige, das war das ganze Geld:
Ich ſcharrt ihn ein auf ſelbigem Feld'.
Die Sonne bringt's nicht an den Tag!
Dann zog ich weit und breit hinaus,
Kam hier ins Land, bin jetzt zu Haus.
Du weißt nun meine Heimlichkeit,
So halte den Mund und ſei geſcheidt! —
Die Sonne bringt's nicht an den Tag!
Wenn aber ſie ſo flimmernd ſcheint,
Ich merk es wohl, Was ſie da meint,
Wie ſie ſich müht und ſich erboſ't, —
Du ſchau nicht hin und ſei getroſt!
Sie bringt es doch nicht an den Tag!“
So hat die Sonn' eine Zunge nun;
Der Frauen Zungen ja nimmer ruhn.
„„Gevatterin, um Jeſus Chriſt!
Laßt euch nicht merken, Was ihr nun wißt!““
Nun bringt die Sonn' es an den Tag!
Die Raben ziehen krächzend zumal
Nach dem Hochgericht', zu halten ihr Mahl.
„Wen flechten ſie auf das Rad zur Stund'?
Was hat er gethan? Wie ward es kund?“
Die Sonne bracht' es an den Tag!

63. Ludwig Uhland.

Sowie unter den verstorbenen Dichtern Schiller derjenige ist, dessen Gedichte sich des allgemeinsten Beifalls erfreuen, so ist es unter den noch lebenden wieder ein schwäbischer Mann, Ludwig Uhland. Weil Alles, was er schreibt so klar und verständig ist, weil er nur für das Edle und Gute und besonders auch für das deutsche Vaterland begeistert ist, weil seine Verse so wohlklingend sind, lies't Jung und Alt gern seine Poesien. Uhland ist in Tübingen geboren, wurde Rechtsgelehrter, und zeichnete sich auch als Mitglied der würtembergischen Landstände aus. Er ist jetzt ein Mann von 60 Jahren.

64. Zimmerſpruch.

Das neue Haus iſt aufgericht't;
Gedeckt, gemauert iſt es nicht,

Noch können Regen und Sonnenſchein
Von oben und überall herein.
D'rum rufen wir zum Meiſter der Welt,
Er wolle von dem Himmelszelt
Nur Heil und Segen gießen aus
Hier über dieſes offne Haus.
Zuoberſt woll' er gut Gedeih'n
In die Kornböden uns verleih'n;
In die Stube Fleiß und Frömmigkeit,
In die Küche Maaß und Reinlichkeit,
In den Stall Geſundheit allermeiſt,
In dem Keller dem Wein einen guten Geiſt;
Die Fenſter und Pforten woll' er weih'n,
Daß nichts Unſelig's komm herein,
Und daß aus dieſer neuen Thür'
Bald fromme Kindlein ſpringen für.
Nun, Maurer, decket und mauert aus!
Der Segen Gottes iſt im Haus.

65. Graf Eberhard's Weißdorn.

Graf Eberhard im Bart
Vom Würtemberger Land,
Er kam auf frommer Fahrt
Zu Paläſtina's Strand.

Daſelbſt er einſtmals ritt
Durch einen friſchen Wald,
Ein grünes Reis er ſchnitt
Von einem Weißdorn bald.

Er ſteckt' es mit Bedacht
Auf ſeinen Eiſenhut.
Er trug es in der Schlacht,
Und über Meeres Fluth.

Und als er war daheim,
Er's in die Erde ſteckt,
Wo bald manch' neuen Keim
Der milde Frühling weckt.

Der Graf, getreu und gut,
Beſucht' es jedes Jahr,
Erfreute dran den Muth,
Wie es gewachſen war.

Der Herr war alt und laß,
Das Reislein war ein Baum,
Darunter oftmals ſaß
Der Greis in tiefem Traum.

Die Wölbung, hoch und breit,
Mit ſanftem Rauſchen mahnt'
Ihn an die alte Zeit,
Und an das ferne Land.

66. Der gute Kamerad.

Ich hatt' einen Kameraden,
Einen beſſern findſt du nit.
Die Trommel ſchlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite
In gleichem Schritt und Tritt.

Eine Kugel kam geflogen:
„Gilt's mir, oder gilt es dir?“
Ihn hat es weggeriſſen,
Er liegt vor meinen Füßen,
Als wär's ein Stück von mir.

Will mir die Hand noch reichen,
Derweil ich eben lad':
„Kann dir die Hand nicht geben,
Bleib' du im ew'gen Leben
Mein guter Kamerad!“

67. Einkehr.

Bei einem Wirthe, wundermild,
Da war ich jüngſt zu Gaſte;
Ein goldner Apfel war ſein Schild
An einem langen Aſte.

Es war der gute Apfelbaum,
Bei dem ich eingekehret;
Mit ſüßer Koſt und friſchem Schaum
Hat er mich wohlgenähret.

Es kamen in ſein grünes Haus
Viel' leicht beſchwingte Gäſte;
Sie ſprangen frei, und hielten Schmaus,
Und ſangen auf das beſ'te.

Ich fand ein Bett zur ſüßen Ruh'
Auf weichen grünen Matten;
Der Wirth, er deckte ſelbſt mich zu
Mit ſeinem kühlen Schatten.

Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit,
Da ſchüttelt er den Wipfel.
Geſegnet ſei er allzeit
Von der Wurzel bis zum Gipfel!

68. Schwäbiſche Kunde.

Als Kaiſer Rothbart lobeſam
Zum heil'gen Land gezogen kam
Da mußt' er mit dem frommen Heer
Durch ein Gebirge wüſt und leer.
Daſelbſt erhub ſich große Noth:
Viel' Steine gab's und wenig Brod,
Und mancher deutſche Rittersmann
Hat dort den Trunk ſich abgethan.
Den Pferden war's ſo ſchwach im Magen:
Faſt mußt' der Reiter die Mähre tragen.
Nun war ein Herr aus Schwabenland
Von hohem Wuchs und ſtarker Hand;
Deß Rößlein war ſo krank und ſchwach
Er zog es nur am Zaume nach;
Er hätt' es nimmer aufgegeben,
Und koſtet's ihn das eigne Leben.
So blieb er bald ein gutes Stück
Hinter dem Heereszug zurück:
Da ſprengten plötzlich an die Quer
Fünfzig türkiſche Reiter daher:
Die huben an auf ihn zu ſchießen,
Nach ihm zu werfen mit den Spießen.
Der wackre Schwabe forcht ſich nit,
Ging ſeines Weges Schritt für Schritt,

Ließ ſich den Schild mit Pfeilen ſpicken,
Und thät nur ſpöttlich um ſich blicken;
Bis Einer, dem die Zeit zu lang,
Auf ihn den krummen Säbel ſchwang.
Da wallt dem Deutſchen auch ſein Blut:
Er trifft des Türken Pferd ſo gut:
Er haut ihm ab mit Einem Streich
Die beiden Vorderfüß' zugleich.
Als er das Thier zu Fall gebracht,
Da faßt er erſt ſein Schwerd mit Macht:
Er ſchwingt es auf des Reiters Kopf,
Haut durch bis auf den Sattelknopf,
Haut auch den Sattel noch zu Stücken,
Und tief noch in des Pferdes Rücken:
Zur Rechten ſieht man wie zur Linken
Einen halben Türken herunterſinken.
Da packt die Andern kalter Graus:
Sie fliehen in alle Welt hinaus,
Und Jedem iſt's, als würd' ihm mitten
Durch Kopf und Leib hindurch geſchnitten.
D'rauf kam des Wegs 'ne Chriſtenſchaar,
Die auch zurückgeblieben war;
Die ſahen nun mit gutem Bedacht,
Was Arbeit unſer Held gemacht.
Von denen hat's der Kaiſer vernommen.
Der ließ den Schwaben vor ſich kommen;
Er ſprach: „Sag' an, mein Ritter werth!
Wer hat dich ſolche Streich' gelehrt?"
Der Held bedacht ſich nicht zu lang:
„Die Streiche ſind bei uns im Schwang;
Sie ſind bekannt im ganzen Reiche:
Man nennt ſie halt nur Schwabenſtreiche."

69. Friedrich Rückert.

Unter allen Deutschen, welche sich mit Versen abgegeben haben, hat es wohl keiner in der Kunst des Reimens weiter gebracht als Friedrich Rückert, der noch jetzt als Professor in Berlin lebt. Er ist in Baiern in der Stadt Schweinfurt geboren und machte sich zuerst bekannt durch die Lieder, womit er seine Landsleute zum Kampfe gegen den Unterdrücker Napoleon anfeuerte. Damals hatte er aber einen anderen Namen angenommen, und man erfuhr erst später, Wer der Verfasser jener Lieder sei. Hernach machte er eine Reise nach Italien, denn er dachte: Man muss doch auch die Lieder anderer Länder hören, wenn man die deutschen gut verfertigen will. Und es war ihm nicht genug, italienische Gedichte zu übersetzen, nein er machte sich auch an morgenländische, an arabische, persische, wo nicht gar an türkische. So hat der Mann ausserordentlich fleissig gearbeitet und

gar viel Schönes zu Stande gebracht und ist jetzt kein Jüngling mehr; er wird nicht weit von den Sechzigen sein.

70. Vierzeilen.

Wehe Dem, der zu sterben geht,
Und Keinem Liebe geschenkt hat,
Dem Becher, der zu Scherben geht
Und keinen Durst'gen getränkt hat.

Sich im Spiegel zu beschaun
Kann den Affen nur erbaun.
Wirke! nur in seinen Werken,
Kann der Mensch sich selbst bemerken.

Der Kohl, den du dir selber gebaut,
Musst du nicht nach dem Marktpreiss schätzen;
Du hast ihn mit deinem Schweiss bethaut,
Die Würze lässt sich durch Nichts ersetzen.

Wen das Glück zu weichlich tätschelt,
Wird zuletzt es bitter büssen;
Wenn du hast dein Kind verhätschelt
Wirst du's endlich schlagen müssen.

Nicht Der ist auf der Welt verwais't,
Dessen Vater und Mutter gestorben,
Sondern der für Herz und Geist
Keine Lieb' und kein Wissen erworben.

Weil ich ein Mensch bin, muss ich lieben
Alles, was menschlich Antlitz trägt.
Weil ich lebe, bin ich getrieben,
Zu lieben Alles, was lebend sich regt.

Thu' Was Jeder loben müsste,
Wenn die ganze Welt es wüsste;
Thu' es, dass es Niemand weiss,
Und gedoppelt ist sein Preis.

Wenn das Gute würde vergolten,
So wär es keine Kunst, es zu thun.
Aber ein Verdienst ist es nun
Zu thun, wofür du wirst gescholten.

Deines Herzens Güte
Magst du daran erproben,
Ob du von ganzem Gemüthe
Das Gute kannst an deinem Todfeind loben.

Was du liebest, denke d'ran,
Dass der Tod dir's rauben kann.
Lebend, wirst du doppelt lieb es haben;
Minder schmerzen wird es dich, begraben.

Vom Himmel kam geflogen eine Taube
Und bracht' ein Kleeblatt mit dreifachem Laube.
Sie liess es fallen; glücklich, Wer es findet!
Drei Blättlein sind es: Hoffnung, Lieb' und Glaube.

Kein drückender Gefühl ist, als zu wissen,
Dass, wo du gehst, dich Niemand wird vermissen.
Drum danke Gott, dass du ein Herz gefunden,
Das weinen wird, wenn du ihm wirst entrissen.

71. Beſtrafte Ungenügſamkeit.

Es war das Kloſter Grabow im Lande Uſedom,
Das nährte Gott vor Zeiten aus ſeiner Gnade Strom.
Sie hätten ſich ſollen begnügen!
Es ſchwammen an der Küſte, daß es die Nahrung ſei,
Den Mönchen in dem Kloſter jährlich zwei Fiſch' herbei.
Sie hätten ſich ſollen begnügen!
Zwei Störe, groß, gewaltig; dabei war das Geſetz,
Daß jährlich ſie den einen fingen davon im Netz.
Sie hätten ſich ſollen begnügen!
Der andere ſchwamm von dannen, bis auf das andre Jahr,
Da bracht' er einen neuen Geſellen mit ſich dar.
Sie hätten ſich ſollen begnügen!
Da fingen wieder Einen ſie ſich für ihren Tiſch;
Sie fingen regelmäßig, Jahr aus Jahr ein, den Fiſch.
Sie hätten ſich ſollen begnügen!
Einſt kamen zwei ſo große in einem Jahr herbei;
Schwer ward die Wahl den Mönchen, welcher zu fangen ſei.
Sie hätten ſich ſollen begnügen!
Sie fingen alle beide; den Lohn man da erwarb,
Daß ſich das ganze Kloſter den Magen d'ran verdarb.
Sie hätten ſich ſollen begnügen!
Der Schaden war der kleinſte, der größte kam nachher:
Es kam nun gar zum Kloſter kein Fiſch geſchwommen mehr.
Sie hätten ſich ſollen begnügen!
Sie hat ſo lange gnädig geſpeiſet Gottes Huld;
Daß ſie nun Des ſind ledig, iſt ihre eigne Schuld.
Sie hätten ſich ſollen begnügen!

72. Drei Paare und Einer.

Du haſt zwei Ohren und Einen Mund:
Willſt du's beklagen?
Gar Vieles ſollſt du hören und
Wenig d'rauf ſagen.
Du haſt zwei Augen und Einen Mund:
Mach dir's zu eigen!
Gar Manches mußt du ſehen und
Manches verſchweigen.
Du haſt zwei Hände und Einen Mund:
Lern' es ermeſſen!
Zweie ſind da zur Arbeit und
Einer zum Eſſen.

73. Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt.

Es iſt ein Bäumlein geſtanden im Wald
In gutem und ſchlechtem Wetter;
Das hat von unten bis oben
Nur Nadeln gehabt ſtatt Blätter;

Die Nadeln, die haben geſtochen,
Das Bäumlein hat geſprochen:
„All' meine Kameraden
Haben ſchöne Blätter an,
Und ich habe nur Nadeln,
Niemand rührt mich an.
Dürft' ich wünſchen, wie ich wollt',
Wünſcht' ich mir Blätter von lauter Gold.“

Wie's Nacht iſt, ſchläft das Bäumlein ein,
Und früh iſt's wieder aufgewacht;
Da hat es goldne Blätter fein.
Das war eine Pracht.
Das Bäumlein ſpricht: „Nun bin ich ſtolz,
Goldne Blätter hat kein Baum im Holz.“

Aber wie es Abend ward,
Ging der Jude durch den Wald,
Mit großem Sack und langem Bart.
Der ſieht die goldnen Blätter bald;
Er ſteckt ſie ein, geht eilends fort,
Und läßt das leere Bäumlein dort;

Das Bäumlein ſpricht mit Grämen:
„Die goldnen Blättlein dauern mich,
Ich muß vor den Andern mich ſchämen,
Sie tragen ſo ſchönes Laub an ſich.
Dürft' ich mir wünſchen noch Etwas,
So wünſcht' ich mir Blätter von hellem Glas.“

Da ſchlief das Bäumlein wieder ein;
Und früh iſt's wieder aufgewacht;
Da hat es gläſerne Blätter fein.
Das war eine Pracht.
Das Bäumlein ſpricht: „Nun bin ich froh;
Kein Baum im Walde glitzert ſo.“

Da kam ein großer Wirbelwind
Mit einem argen Wetter,
Der fährt durch alle Bäum' geſchwind,
Und kommt an die gläſernen Blätter:
Da lagen die Blätter von Glaſe
Zerbrochen in dem Graſe.

Das Bäumlein ſpricht mit Trauern:
„Mein Glas liegt in dem Staub,
Die andern Bäume dauern
Mit ihrem grünen Laub.
Wenn ich mir noch Was wünſchen ſoll,
Wünſch' ich mir grüne Blätter wohl.“

Da ſchlief das Bäumlein wieder ein;
Und früh iſt's wieder aufgewacht.
Da hat es grüne Blätter fein.
Das Bäumlein lacht
Und ſpricht: „Nun hab' ich doch Blätter auch,
Daß ich mich nicht zu ſchämen brauch.“

Da kommt mit vollem Euter
Die alte Geis geſprungen;
Sie ſucht ſich Gras und Kräuter
Für ihre Jungen.
Sie ſieht das Laub und fragt nicht viel,
Sie frißt es ab mit Stumpf und Stiel.
Da war das Bäumlein wieder leer.
Es ſprach nun zu ſich ſelber:
„Ich begehre nun keiner Blätter mehr,
Weder grüner, noch rother, noch gelber.
Hätt' ich nur meine Nadeln,
Ich wollte ſie nicht tadeln."
Und traurig ſchlief das Bäumchen ein;
Und traurig iſt es aufgewacht.
Da beſieht es ſich im Sonnenſchein,
Und lacht und lacht.
Alle Bäume lachen's aus.
Das Bäumlein aber macht ſich Nichts d'raus.
Warum hat das Bäumlein denn gelacht?
Und warum ſeine Kameraden?
Es hat bekommen in einer Nacht
Wieder alle ſeine Nadeln,
Daß Jedermann es ſehen kann.
Geh hinaus, ſieh' nach, doch rühr's nicht an.

74. Der betrogene Teufel.

Die Araber hatten ihr Feld beſtellt,
Da kam der Teufel herbei in Eil':
Er ſprach: „Mir gehört die halbe Welt,
Ich will auch von eurer Ernte mein Theil."
Die Araber aber ſind Füchſe von Haus:
Sie ſprachen: „Die untere Hälfte ſei dein."
Der Teufel will all'zeit oben hinaus;
„Nein," ſprach er, „es ſoll die obere ſein."
Da bauten ſie Rüben in einem Strich;
Und als es nun an die Theilung ging,
Die Araber nahmen die Wurzeln für ſich,
Der Teufel die gelben Blätter empfing.
Und als es nun wiederum ging in's Jahr,
Da ſprach der Teufel in hellem Zorn:
„Nun will ich die untere Hälfte fürwahr!
Da bauten die Araber Weiz und Korn;
Und als es wieder zur Theilung kam,
Die Araber nahmen den Ährenſchnitt,
Der Teufel die leeren Stoppeln nahm,
Und heizte der Hölle Ofen damit.

IV. Blicke über das Vaterland hinaus.

---

1. Das Klima.

Nichts hat mehr Einfluß auf die Bewohner eines Landes, als das Klima deſſelben, das heißt die regelmäßig dort herrſchende Wärme oder Kälte, Trockenheit oder Näſſe, die Winde und Gewitter, kurz die Beſchaffenheit der Luft. Das Klima hängt nun aber hauptſächlich von drei Urſachen ab. Erſtens und am meiſten von der Höhe, bis zu welcher die Sonne in jeder Jahreszeit ſteigt. Ihr wißt aber wahrſcheinlich ſchon, daß dieſe Höhe ſich darnach richtet, wie weit ein Land von dem Äquator, das heißt von der Linie, welche die Erdkugel in zwei gleiche Hälften theilt, abliegt. Unter dem Äquator geht nämlich die Sonne den Leuten zweimal im Jahre gerade ſenkrecht über die Köpfe, und es iſt darum dort am heißeſten, auch ſind die Tage das ganze Jahr hindurch von gleicher Länge. Um 6 Uhr Morgens geht die Sonne auf, und um 6 Uhr Abends geht ſie wieder unter. Sobald man ſich aber 15 Meilen von dem Äquator entfernt hat, ſo wird Das ſchon etwas anders. Die Sonne ſteht nicht mehr im Frühling und im Herbſt ſenkrecht über dem Kopf, ſondern etwas ſchief, auch ſind die Tage im Sommer etwas länger, im Winter etwas kürzer. Geht man wieder 15 Meilen, oder wie man es nennt einen Grad weiter von dem Äquator ab, gleichviel ob nach Norden oder nach Süden, ſo nimmt die ſchiefe Stellung der Sonne und die Ungleichheit der Sommer- und der Wintertage immer mehr zu, bis es endlich ſo wird, wie bei uns, wo die Sonne im Sommer nur zwei Drittel der Himmelshöhe erreicht, und im Winter ſogar weniger als ein Drittel und wo der längſte Tag ungefähr 16 Stunden dauert, und der kürzeſte nur 8. Das kommt daher, weil Deutſchland, wenigſtens deſſen Mitte unter dem 50. Grad der Breite d. h. 50mal 15 Meilen von dem Äquator entfernt liegt Je weiter alſo ein Ort von dem Äquator entfernt iſt, oder mit anderen Worten, je größer die Zahl der Breitegrade iſt, worunter er liegt, deſto kälter iſt es daſelbſt. Da es nicht mehr als 90 ſolcher Grade gibt, ſo müſſen die Pole, welche unter dem 90. Grade liegen, die kälteſten Punkte der Erde ſein, und Das ſind ſie auch wirklich, denn Niemand kann vor Kälte dorthin kommen. Dazu kommt, daß dort nicht wie bei uns 365mal im Jahre Tag und Nacht abwechſeln, ſondern daß die Sonne ein halbes Jahr lang rings um den Himmelsrand herumläuft; daß es folglich 183 Tage und Nächte hinter einander Sonnenſchein, aber dann ebenſo lange Nacht iſt. Das nimmt nun freilich von dem Pol wieder ab, bis zu uns und von uns bis zum Äquator. Es gibt eine Gegend nahe am Pol, wo der längſte

Tag ein Vierteljahr dauert, und die längſte Nacht natürlich ebenſo lang. Dort erhebt ſich die Sonne ſchon etwas höher über den Rand, allein um das ewige Eis aufzuthauen und Pflanzen zur Ernährung von Thieren und Menſchen hervorzubringen, reicht dieſer ſchwache Sonnenſchein noch nicht hin. Unter dem Polarkreiſe, welcher durch Norwegen und Rußland läuft, und von uns noch 17 Grade, alſo 255 Meilen nach dem Pol zu liegt, iſt der längſte Tag immer noch 24 Stunden lang. Mithin hängt er mit dem vorhergehenden und folgenden zuſammen, folglich ſteht die Sonne am 20ſten, 21ſten und 22ſten Juni ununterbrochen am Himmel, und erſt am 23ſten gibt es eine ganz kurze, nur wenige Minuten dauernde Nacht. Ebenſo, aber umgekehrt verhält es ſich mit der längſten Nacht, welche auf den 21. Dezember fällt. Unter dem Polarkreiſe wohnen indeſſen ſchon Menſchen welche freilich Alles aufbieten müſſen, ſich gegen die Kälte zu ſchützen, denn das Queckſilber, welches bei uns immer flüſſig bleibt, gefriert dort jeden Winter und läßt ſich dann hämmern wie Eiſen. Beſſer iſt es ſchon in Petersburg, der Hauptſtadt Rußlands, welche unter dem 60. Breitegrade liegt, folglich 10 Grad nördlicher als unſere Heimath. Dort ſteht die Sonne im Sommer etwa ſo hoch als bei uns im Frühling. Da aber der längſte Tag dort 18¼ Stunde dauert, ſo bringt dieſer lange Sonnenſchein faſt wieder ein, Was ihm an Stärke fehlt, und es iſt wirklich dort im Sommer ſehr heiß. Allein es dauert nicht lange, denn im Anfang des Herbſtes iſt die Sonne ſchon wieder ſo tief geſunken, als ſie bei uns um Weihnachten ſteht, und da nun auch die Tage ſehr ſchnell abnehmen, bis zuletzt der 21. Dezember nur noch 5½ Stunde lang iſt, ſo ſteigt die Kälte gewaltig, und im Oktober ſind ſchon alle Flüſſe mit Eis bedeckt, um erſt im April wieder aufzuthauen. Da iſt es bei uns doch beſſer, wo der Winter oft durch Thauwetter und der Sommer durch Regen unterbrochen wird. Aber noch ſchöner iſt es in Italien, Spanien und Griechenland unter dem 40. Grad der Breite, alſo 150 Meilen näher am Äquator. Dort iſt der längſte Tag wie die längſte Nacht ſchon um eine Stunde kürzer, die Sonne geht alſo früheſtens um halb 5 auf und ſpäteſtens um halb 8 Uhr unter, allein ſie ſteht auch ſelbſt im tiefen Winter noch faſt ſo hoch, wie bei uns im Frühling, und man kann alſo dort von Schnee und Eis nicht viel wiſſen.

Rücken wir dem Äquator noch um 9 Grade näher, ſo kommen wir aus Europa heraus, aber in Aſien finden wir in dieſer Lage Jeruſalem in Paläſtina, in Afrika die Stadt Alexandrien in Ägypten und in Amerika die Stadt Neuorleans, wo die Auswanderer gewöhnlich landen. Hier wird die Hitze ſchon ſehr beſchwerlich, denn die Sonne ſteigt im Sommer ſo hoch, daß der Schatten eines Menſchen um Mittag nicht viel größer iſt als ſein Fuß, und ſelbſt im Winter ſteht die Sonne faſt noch in der Höhe wie bei uns im Sommer. Zum Glück ſind die Sommertage nicht ſo lang wie bei uns, denn die Sonne geht nie vor 5 Uhr auf, und nie ſpäter als 7 Uhr unter. Natürlich vertrocknen da die meiſten Flüſſe und Bäche während der heißen Jahreszeit, und wenn der Regen ausbleibt, ſo gibt es Mißwachs und Theurung; und gutes Waſſer wird in dieſen Gegenden höher geſchätzt, als das koſtbarſte Eſſen. Dennoch rechnet man dieſe Gegenden immer noch zur gemäßigten Zone. Aber von dem 23. Grade der Breite an

beginnt die heiße Zone. Denn dort kommt einmal im Jahr die Sonne wirklich ſenkrecht über den Scheitel der Menſchen, und ſtatt der 4 Jahreszeiten, welche bei uns jährlich aufeinander folgen, gibt es deren blos 2: die trockne und die naſſe oder Sommer und Winter. Die Tage ſind ſich faſt immer gleich und die Mittagsſonne ſteht nie tiefer als in der Hälfte der Himmelshöhe, in der Nähe des Äquators aber immer viel höher. Der Winter bringt weder Schnee noch Eis, ſondern blos Regen, aber dieſen in ſolcher Maſſe, daß alle Flüſſe über ihre Ufer treten, und manche Gegenden Wochen lang unter Waſſer ſtehen. Hat ſich das Waſſer verlaufen und iſt der Himmel heiter geworden, dann bleibt er es aber auch faſt den ganzen Sommer. Der Regen iſt nun eine Seltenheit und ohne den reichlichen Thau, welcher des Nachts fällt, würden alle Gewächſe in Staub zerfallen müſſen.

Ihr ſeht ſchon daraus, daß weder das heiße noch das kalte Klima für den Menſchen angenehm iſt, ſondern daß wir in unſerm gemäßigten am vortheilhafteſten wohnen. Wenn ihr nun noch dazu nehmt, daß die kalte Zone faſt gar keine nutzbaren Pflanzen und nur wenig nützliche Hausthiere hervorbringt, keine Schafe, kein Rindvieh, keine Pferde, dagegen aber Eisbären, welche den Menſchen zu Land und zur See gefährlich werden, ſo werdet ihr nicht Luſt haben nach Grönland oder Lappland oder ſonſt wo unter den Polarkreis auszuwandern. Aber auch die heiße Zone hat nicht viel Einladendes. Ihr würdet euch ſchwerlich in einem Lande gefallen, wo man Mittags des Sonnenbrandes wegen nicht aus dem Hauſe zu gehen wagt, des Nachts aber oft von einer empfindlichen und ungeſunden Kühle heimgeſucht wird, wo einen die Millionen giftiger Inſekten, welche die Luft füllen nicht ruhig ſchlafen laſſen, wo alle Wälder mit blutgierigen Tigern, Panthern, Leoparden, Löwen, oder mit giftigen Schlangen, das Waſſer mit Krokodilen angefüllt iſt; wo ein erſtickender Wind aus der Wüſte weht, und Wolken von Heuſchrecken über das Land herfallen und alles Grüne bis auf den Stumpf aufzehren. Freilich gibt es auch viel Schönes daſelbſt, aber viel Schönes aus unſerem Klima mangelt dagegen wieder. Hat man dort goldgelbe Citronen, ſüße Feigen und liebliche Datteln, ſo fehlen dagegen unſere Äpfel, Kirſchen und Zwetſchen. Und unſer Roggenbrod und unſere Kartoffeln würden wir doch auch nicht gern entbehren, noch weniger aber unſer friſches, kühles Waſſer, welches uns in keiner Jahreszeit mangelt.

Indeſſen iſt, wie ſchon oben geſagt, der Stand der Sonne wohl die hauptſächliche, aber doch nicht die einzige Urſache des verſchiedenen Klimas auf der Erde. Es gibt Länder in der heißen Zone, wo der Schnee häufig iſt und auf den Bergen das ganze Jahr hindurch liegen bleibt, und ebenſo finden ſich Gegenden in der gemäßigten Zone, welche faſt den ganzen Winter hindurch ihr Grün behalten, und ſelbſt in der kalten Zone gibt es einige mildere Plätzchen. Das hängt von der verſchiedenen Höhe der Orte und von der Nähe oder Ferne des Meeres und anderer großer Gewäſſer ab. Die niedrigſten Stellen der Erdoberfläche nimmt das Meer ein, alles feſte Land liegt höher, und ſcheinen auch gar keine Berge da zu ſein, ſo iſt das Land doch immer höher gelegen als das Meer. Nun iſt aber die Luft an den niedrigſten Stellen der Erde am dichteſten und dadurch für die Erwärmung durch die Sonnenſtrahlen am empfänglichſten. Je höher hinauf, deſto

dünner die Luft und deſto kühler oder kälter, ſelbſt unter dem Äquator. Daher kommt es, daß z. B. auf dem Berg Ätna in Sicilien unten an dem Meere alle Früchte des warmen Klimas wachſen z. B. Reiß, Zuckerrohr, Baumwolle, Zitronen, weiter oben wachſen unſere Bäume, Aepfel-, Nuß-, Kaſtanien-, Eichſtämme, auf der Spitze aber gibt es weder Baum, noch Strauch, noch Gras, ſondern nur gefrornen Schnee. Auch ſchon auf kleinen Bergen könnt ihr einen Unterſchied merken, unten ſchöne Früchte und Waldungen, oben ſchlechtes Geſträuch und Moos. Dazu kommt, daß auf der Seite, wohin der kalte Nordwind ungehindert weht, alle Gewächſe ſchlechter fortkommen, als auf der geſchützten Südſeite, welche von der Mittagsſonne erwärmt wird. Deßhalb iſt auch Italien ſo viel wärmer als die Schweiz, die hohen Alpen ſchützen es gegen den Nordwind, und das Rheingau, die Gegend Deutſchlands welche den beſten Wein erzeugt, hat Dies vorzüglich dem Umſtande zu danken, daß das Taunusgebirg es gegen Norden halbkreisförmig umſchließt. Auch können wir leicht die Erfahrung machen, daß es in den engen Thälern oft unerträglich heiß, während es auf den benachbarten Höhen windig und kühl iſt. Das Nämliche gilt aber von der ganzen Erde. Die letzte Urſache, welche das Klima der Länder beſtimmt, iſt die Nähe oder Ferne des Meeres. Das Waſſer wird durch den Sonnenſchein niemals ſo heiß als die Erde und insbeſondere die Steine, allein es wird auch nicht ſo bald kalt, als die Luft, welche in einem Augenblick zum Schwitzen heiß und im nächſten zum Frieren kalt iſt. Das Waſſer bleibt, ſo lange es nicht gefroren iſt, bei ſeinem mittleren Wärmegrad, man fühlt ſich darin am Mittag, und findet es warm bei der Abend- oder Morgenkühle. Dies wirkt nun auch auf die am Meere liegenden Länder. Sie werden im Sommer durch die Seewinde erfriſcht, und im Winter durch dieſelben vor ſtrengem Froſt bewahrt. So kommt es z. B. daß England, welches nördlicher liegt als Deutſchland, im Winter faſt gar keinen Schnee ſieht und daß dort das Vieh faſt das ganze Jahr hindurch auf der Weide bleibt. Dagegen hat man auch in der wärmeren Jahreszeit dort ſehr viel neblige und Regentage, und der Wein gedeiht nicht, aus Mangel an Sonnenſchein, auch bleibt das Obſt wäſſerig.

Überlegt man Dies alles, ſo kann man nicht zweifeln, daß Gott ſeine weiſen Abſichten dabei gehabt haben muß, indem er das Klima der Erde ſo mannigfaltig einrichtete, daß faſt kaum zwei Orte gefunden werden, welche ganz die nämliche Wärme, Kälte, den nämlichen Wind, die nämlichen Jahreszeiten und folglich die nämlichen Pflanzen, die nämliche Saat- und Erntezeit und die nämliche Güte der Früchte haben. Der vernünftige Menſch aber muß ſein Klima kennen, damit er es benutze, und alle ſeine Unternehmungen darnach einrichte.

2. Die Tageszeiten.

Ihr glaubt vielleicht, wenn wir Mittag haben, hätte die ganze Welt Mittag, und wenn die Sonne bei uns untergeht, gehe ſie auf der ganzen Erde unter? Dem iſt aber nicht ſo. Es gibt nur eine geringe Anzahl Städte, Dörfer und ſonſt bewohnter Örter, welche mit uns gleiche Stunden haben, und zwar liegen dieſe Örter von uns entweder nach Norden oder Süden. Was weſtlich oder öſtlich liegt,

hat nie dieſelbe Stunde wie wir, obgleich in einer Entfernung von einer oder zwei Meilen noch kein Unterſchied wahrgenommen wird. Aber Wer 10 Meilen von uns öſtlich oder weſtlich wohnt, dem geht die Sonne immer 4 Minuten früher oder ſpäter unter als uns. Wißt ihr nun, wie weit man entfernt wohnen muß, damit es nur eine Minute beträgt? wie weit um eine halbe Stunde Verſchiedenheit in der Tageszeit zu haben? Deßhalb darf man auf einer Reiſe von Oſten nach Weſten nicht glauben, die Uhren der Orte, wohin wir kommen, gingen falſch, wenn ſie mit der unſrigen nicht übereinſtimmen; der Grund liegt nicht in den Uhren, ſondern in unſerer Reiſe, durch welche wir gewahr werden, daß die Sonne einen Ort früher beleuchtet als den andern, oder auch daß der Mond hier früher aufgeht als dort.

Wir wiſſen nun zwar, daß in einer Entfernung von 150 Meilen die Uhr um eine ganze Stunde von der unſrigen abweicht, aber es fragt ſich: wo geht die Uhr früher und wo ſpäter? Das iſt aber leicht zu beantworten, weil wir wiſſen, daß die Sonne, der Mond, und alle Sterne von Oſten her am Himmel hinaufſteigen und im Weſten untergehen. Alſo muß die Sonne und alle übrigen Geſtirne in den öſtlich von uns gelegenen Örtern früher aufgegangen, in der Mittagshöhe geſtanden haben und untergegangen ſein, als bei uns, und umgekehrt nach Weſten zu, ſpäter. Nun ſehen wir ein, daß wenn es bei uns Mittag iſt, 150 Meilen öſtlich von uns es ſchon vor einer Stunde Mittag war, folglich eben 1 Uhr ſchlägt. So liegt z. B. Berlin faſt 150 Meilen oſtwärts von London; es ſchlägt alſo in jener Stadt 1 Uhr, wenn es in dieſer zwölf ſchlägt, und wenn die Sonne in London untergeht, iſt es in Berlin ſchon ſeit einer Stunde Nacht. Ebenſo liegt Paris beinahe um 150 Meilen weſtlich von Wien, und ihr werdet leicht ſagen können, wie viel Uhr es in Paris in dem Augenblicke iſt, wo es auf dem Stephansthurm zu Wien 10 Uhr Abends ſchlägt.

Geht man nun weiter nach Aſien oder nach Amerika, ſo kommt man an Orte, deren Zeit 2, 3, 4, ja ſelbſt 12 Stunden von der unſrigen verſchieden iſt, dergeſtalt, daß man dort Nacht hat, wenn wir Tag haben, und umgekehrt. Allein um Dies bequemer zu berechnen, muß man mehr als die bloße Entfernung der Orte wiſſen, welche ja doch nicht immer gerade nach Weſten oder Oſten gerichtet iſt, ſondern meiſtens auch nach Süden oder Norden abweicht. Man hat vielmehr auch hier wieder die Erdkugel in Grade eingetheilt, welche am Äquator gezählt werden und von Weſten nach Oſten um die ganze Erde herumlaufen. Man nennt ſie Grade der Länge und es gibt ihrer 360, während der Breitegrade nur 90 vom Äquator bis an jeden Pol ſind. Der Zwiſchenraum zwiſchen den Längegraden iſt aber nicht überall gleich weit, vielmehr unter dem Äquator 15 Meilen, von ihm abwärts aber immer kleiner bis er unter dem Pol ganz verſchwindet. Daß er in unſerer Gegend ungefähr 10 Meilen beträgt, haben wir bereits gehört, da er aber nördlich von uns Weniger, ſüdlich Mehr ausmacht, ſo wollen wir von nun an die Zeit nicht mehr nach den öſtlichen oder weſtlichen Entfernungen meſſen, ſondern nach den Längegraden, welche auf jeder Landkarte angezeigt ſind. Merken wir uns alſo, daß 15 Längegrade einem Zeitunterſchied von einer Stunde gleichkommen, oder daß ein Ort, wo die Uhr um 1 Stunde früher geht, um 15 Längegrade weiter öſtlich liegt als der andere. Weiß

alſo ein Schiffer ganz genau, wie viel Uhr es auf dem Schiffe und in ſeiner Heimath iſt, ſo weiß er auch, unter welchem Längegrad er ſich befindet, und kann berechnen, wie weit er noch vom Lande entfernt iſt. Umgekehrt ſehen wir auf der Karte, daß z. B. Jeruſalem unter dem 53. Grade der Länge liegt, folglich öſtlicher als der größte Theil von Europa, Wien iſt dem 34. Grade nahe, Berlin dem 31ſten, Frankfurt am Main dem 26ſten. Nun läßt ſich leicht ausrechnen, daß Wien ſeine Zeit 76, Berlin 88, Frankfurt 108 Minuten ſpäter zählt als Jeruſalem. So rechnet ihr denn einmal aus, um wieviel Uhr Chriſtus ſtarb, da es in Jeruſalem, wie es das Evangelium erzählt, 3 Uhr Nachmittags war? wieviel in Wien, Berlin und Frankfurt? Aber auch Das wünſche ich berechnet zu ſehen, um welche Stunde nach europäiſcher Rechnung Kolumbus Amerika entdeckte, da wir wiſſen, daß um 2 Uhr Morgens im Schiffe zuerſt Land gerufen wurde, und daß die kleine Inſel, die man fand, unter dem 302. Grad der Länge, mithin von Paris (unter dem 20.) 78 Grad weſtlich oder auch 282 Grad öſtlich liegt. Ferner ſollt ihr überlegen, unter welchem Grad der Länge ſich ein Schiff befinden muß, welches ſeine Uhr bei der Abfahrt genau nach der Hamburger Uhr geſtellt hat, und nach einigen Tagen bei dem Betrachten der Sonne findet, daß es auf dem Schiff gerade Mittag, aber in Hamburg ſchon 48 Minuten über 12 Uhr iſt, und wenn die Karte ausweiſ't, daß Hamburg unter dem 28. Grade der Länge liegt. Kann der Schiffskapitän nun noch aus der Sonnenhöhe oder aus der Höhe des Polarſterns erkennen, unter welchem Breitegrad er ſich befindet, ſo muß er ja den Punkt auf der Karte beſtimmen können, worauf er gerade fährt, und er kann alſo genau ſeinen Lauf nach dem Beſtimmungsort nehmen, und alle Felſen und ſonſt gefährliche Stellen vermeiden.

3. Die Kugelgeſtalt der Erde.

Die Erde iſt rund; Das habt ihr gewiß ſchon gehört, aber könnt ihr es euch vorſtellen? könnt ihr euch überzeugen, daß es wahr iſt? Ich zweifle ſehr, denn es iſt nicht leicht.

Die Erde ſoll eine Kugel ſein, und doch ſollen nicht blos wir hier in Deutſchland, ſondern auch die übrigen Europäer, und weit davon wieder die Aſiaten, dann die Afrikaner, und die Amerikaner und uns gegenüber die Auſtralier darauf ſtehen und gehen und leben wie wir, keiner auf der Seite liegen, keiner umfallen, keiner auf dem Kopfe ſtehen, keiner in die Tiefe hinabſtürzen. Das iſt unmöglich zu begreifen, wenn man an die kleinen Kugeln denkt, welche wir in die Höhe werfen oder auf dem Boden rollen oder auch aus Kanonen ſchießen. Alle dieſe Kügelchen — denn Das ſind ſie in Vergleich mit der Erde — ſind bloß unendlich geringe Theilchen der ungeheuren Erdkugel, welche kein menſchliches Auge auf einmal überſehen kann. Alle dieſe irdiſchen Kugeln, auch ſelbſt die größeſten werden von einer unbegreiflichen Kraft, welche in der über alle Begriffe großen Erdkugel ſteckt, angezogen und müſſen, wie kräftig man ſie auch wegſchleudert, immer wieder auf dieſelbe zurückfallen. Wenn nun ſelbſt Kanonenkugeln und von den feuerſpeienden Bergen ausgeworfene Steinmaſſen von der Erde ſo ſtark angezogen werden, daß ſie darauf zurückkehren müſſen, dann iſt es doch auch begreiflich, daß die Menſchen, wenn

ſie in die Höhe ſpringen, wieder auf den Erdboden zurückgezogen werden und feſt auf demſelben bleiben. Ich wünſchte, ihr hättet ſchon einen Magnet geſehen, wie derſelbe Eiſen anzieht, gleichviel auf welcher Seite es ihm nahe kommt. Ein runder Magnet bedeckt ſich, wenn er in Feilſpänen gewälzt wird, allenthalben freilich am dichteſten an zwei entgegengeſetzten Punkten, mit denſelben und ſtellt ſie aufrecht. Noch gleichmäßiger würde ſich eine elektriſch gemachte Harz- oder Glaskugel mit Papierſchnitzeln bedecken. Gerade ſo macht es die Erde mit den Menſchen und Thieren; und der Himmel iſt demnach überall über den Erdenbewohnern, nirgends unter denſelben. Denn er iſt ringsum in unendlicher Ferne ausgebreitet, die Erde aber hält Alles feſt, was ſich auf ihrer Oberfläche befindet. Fliegen ſitzen ja auch bisweilen an der Decke eines Zimmers, Bienen bilden einen ganzen Haufen um ihre Königin, ohne daß ſie eine Unterlage haben. Man ſieht alſo, daß es nur einer Kraft bedarf, um Geſchöpfe auch an die untere Seite eines Körpers zu befeſtigen. Und ſo ſind wir durch die Anziehungskraft der Erde an ihre Oberfläche gefeſſelt, daß wir wohl nach derſelben zu, aber niemals von ihr abfallen können, und Dies ſowohl in Europa als in allen übrigen Welttheilen und auf dem unermeßlichen Meere, welches zwiſchen denſelben ſtrömt.

Bei einer ſo großen Kugel ſieht man die Krümmung nicht, weil ſie für ein ſo kleines Fleckchen, als wir auf einmal überſchauen können, ganz unmerklich iſt. Legt ſich ein Menſch auf den nur etwas abgeplatteten Gipfel eines Berges auf die Erde, ſo wird er nicht gewahr, daß er ſich auf einer Höhe befindet, denn ſein nahe am Boden befindliches Auge ſieht nur den nächſten Raum und dieſer erſcheint eben. Eine Heuſchrecke, welche auf einem Heuwagen ſitzt, wird ebenſo die Heumaſſe für eben und unendlich groß halten, während ein darauf ſtehendes Kind die Höhe, worauf es ſich befindet, recht gut unterſcheidet. Das kommt daher, weil das Auge der Heuſchrecke ganz nahe, das des Kindes aber ſchon in genügender Entfernung von der Heumaſſe iſt, um ihre Geſtalt zu erkennen. So würden wir auch die Rundung der Erde augenſcheinlich erkennen, wenn wir uns weit genug davon entfernen könnten, um ein großes Stück auf einmal zu überſehen. Nun können wir zwar hohe Berge beſteigen und uns auf dieſe Art wohl eine Meile über die Meeresfläche erheben, allein Was kann Das ausmachen bei einer Kugel, welche 1720 Meilen dick iſt, oder wie man ſich beſſer ausdrückt, einen Durchmeſſer von 1720 Meilen hat. Wir gleichen auf dem höchſten Standpunkte, den wir nehmen können, immer noch einer Mücke, welche auf einem Mühlrade ſitzt. Und wir würden ſicherlich über die Geſtalt der Erde durch die bloße Anſchauung auch nicht beſſer über ihre Geſtalt urtheilen können, als jene Mücke über die Geſtalt des Rades, wenn uns unſer Verſtand nicht zu Hülfe käme und uns durch Schlüſſe zu der Überzeugung führte, daß die Erde wirklich eine Kugelgeſtalt habe. Für aufmerkſame Leſer ſind dieſe Schlüſſe nicht zu ſchwer zu verſtehen.

Der erſte Beweis für die Kugelgeſtalt der Erde wird gerade von dem Beſteigen der Berge hergenommen. Wäre nämlich die Erde eine fortlaufende Ebene, ſo müßte da, wo kein Hinderniß im Wege ſtünde, die Ausſicht ſo weit reichen, als überhaupt ein Sehen möglich iſt. Und Das iſt ſehr weit, beſonders wenn man Fernröhre nimmt, mit

welchen man ja ſelbſt im Mond Berge und Thäler ſehen kann. Nun ſieht aber ein erwachſener Menſch von etwa 6 Fuß Höhe auf dem Meer, das doch ganz eben iſt, noch nicht einmal eine Meile weit, es ſei denn, daß der Gegenſtand ſelbſt hoch wäre. Dann ſieht er aber nur die oberen Theile, während die unteren wie abgeſchnitten ſind. Steht man auf dem Bord eines Schiffes, und iſt dadurch das Auge etwa 20 Fuß über dem Meere erhaben, ſo reicht die Ausſicht beinahe 2 Meilen; Was weiter liegt, iſt nur dann ſichtbar, wenn es hoch über das Waſſer hervor ragt, und dabei ſieht man nicht bis auf den Boden herab, ſondern nur den oberen Theil. Von einem Schiffe z. B., welches 3 Meilen entfernt iſt, ſieht man wohl die Maſten ganz deutlich, aber das Verdeck noch gar nicht. Kommt es näher, ſo kommt das Verdeck zum Vorſchein, man ſieht ſogar die Menſchen ſich darauf bewegen, aber die etwas tiefer liegenden Kajütenfenſter ſieht auch das ſchärfſte Auge noch nicht. Ebenſo wird die Ausſicht auf einem Berge immer weiter, je höher man hinaufſteigt, und wenn auch gar Nichts im Wege ſteht, ſo ſieht man gewiſſe Orte doch nicht eher, als bis man ſich hoch genug befindet. Selbſt in der ebenſten Gegend iſt es, als läge ein Berg zwiſchen dem Standpunkte des Sehenden und dem Gegenſtande in der Ferne. Und ſo iſt es wirklich. Zwiſchen zwei Punkten einer Kugel liegt immer eine Art Berg, über welchen man erſt dann wegſehen kann, wenn man weit genug von der Kugel weg iſt. Denn wir ſehen in einer geraden Linie, aber die Kugel iſt von lauter krummen Linien umzogen. Wenn ihr euch einen Kreis auf die Tafel zeichnet und einen Menſchen auf einen, ein Schiff auf einen anderen Punkt und beide durch eine gerade Linie mit einander verbindet, welche den Kreis nicht durchſchneidet, ſondern gerade nur berührt, ſo habt ihr eine Vorſtellung von Dem, was auf der Erdkugel ſtattfindet, und ihr könnt begreifen, wie man aus der Ausſicht auf dem Meer und auf den Bergen einen Beweis für die Kugelgeſtalt der Erde gefunden hat. Einen zweiten Beweis für die runde Geſtalt der Erde liefern uns die Geſtirne, Sonne und Mond mitgerechnet, weil ſie unter den verſchiedenen Breitegraden der Erde in ſehr verſchiedener Höhe an dem Himmel ſtehen. Wir wiſſen ſchon, daß hier zu Lande die Sonne bei dem Anfang des Frühlings am 21. März um Mittag nicht ganz die Hälfte des Himmels erreicht, in Italien ſteht ſie aber an dieſem Tage gerade in der Hälfte, in Jeruſalem weit darüber, in Petersburg weit darunter. Das könnte nicht der Fall ſein, wenn die Erde eine Ebene wäre, denn da könnte die Sonne wohl etwas kleiner, auch zugleich etwas niedriger von einem entfernteren Standorte ausſehen, aber ihre Höhe am Himmel könnte ſich unmöglich ſo ſchnell vermindern, während ihre Größe doch in allen Gegenden gleich iſt. Auch müßte die Sonne, wenn man einige Grade öſtlich oder weſtlich ginge, ebenſo am Himmel hinauf oder hinunter rücken, wie es bei dem Gehen nach Norden oder Süden der Fall iſt. Nun ſtehen aber die Sonne und alle Sterne z. B. in Stockholm und in Petersburg an jedem Tage in gleicher Höhe, weil ſie unter gleichem Breitegrade liegen, mithin hängt die Höhe der Geſtirne nicht von der Entfernung zweier Orte überhaupt, ſondern blos von ihrer Entfernung vom Äquator ab. Ja noch mehr! Reiſt man ein paar Grade ſüdlich, ſo ſteigen nicht nur die ſüdlichen Sterne zuſehends höher am Himmel, ſondern

es kommen auch neue hervor, welche man vorher gar nicht geſehen hatte, und die nördlichen verſchwinden für einen Theil der Nacht bis endlich unter dem Äquator alle Sterne des Himmels auf einmal ſichtbar werden, aber nicht länger als 12 Stunden am Himmel bleiben und dann 12 Stunden verſchwinden. Auf der ſüdlichen Halbkugel aber jenſeit des Äquators verſchwinden die bei uns geſehenen Sterne zum Theil gänzlich, zum Theil wenigſtens für die meiſten Stunden der Nacht. Auch Das iſt nur möglich, wenn die Erde eine Kugel iſt, wenn wir alſo an jedem Orte einen anderen Stern gerade über uns haben, und wenn jede kleine Entfernung auf der Erde einer unendlich größeren an dem Himmel entſpricht. Um es euch noch deutlicher zu machen, ſo nehmt einen Apfel, ſteckt eine Stecknadel nach ſeinem Mittelpunkte und richtet dieſelbe ſenkrecht. Dieſe Nadel ſtellt unſeren Standpunkt auf der Erde vor, und ſie deutet auf einen Stern, der gerade über unſerem Scheitel ſteht. Steckt nun eine zweite Nadel an einem andern Punkte des Apfels aber auch wieder nach dem Mittelpunkte, nur nicht ſchief, ſo deutet dieſelbe ſicherlich auf einen ganz anderen unendlich weit von dem erſten entfernten und für uns weit niedriger ſtehenden Stern. Dagegen würde, wenn dieſe Nadel einen Menſchen vorſtellte, der Letztere unſeren Scheitelſtern ebenſo niedrig ſehen, wie wir jetzt den ſeinigen. Ganz anders wäre es aber, wenn man die beiden Nadeln in eine ebene Fläche ſenkrecht neben einander geſteckt hätte. Dann hätten ſie nicht auf verſchiedene Sterne deuten können, weil die Sterne nicht ſo nahe bei einander liegen. Eben ſo unmerklich würde aber auch eine Entfernung von 100 oder 1000 Meilen auf der Erde ſein, wenn dieſe nicht rund, ſondern eben wäre. Mithin bleibt uns auch hier kein anderer Ausweg, als anzunehmen, daß die Erde eine Kugel ſei, unbegreiflich groß im Verhältniß zu unſerem Körper und zu unſeren Schritten, aber unendlich klein im Verhältniß zu den Entfernungen der Sterne an dem Himmel.

Einen dritten Beweis liefert uns der Mond, der nächſte aller Himmelskörper an der Erde, der uns als eine leuchtende Scheibe erſcheint, und deſſen Berge man ſogar durch gute Fernröhre erkennen kann. Schon die Geſtalt des Mondes ſelbſt macht es uns wahrſcheinlich, daß auch die Erde ihm ähnlich ſein werde; aber zur Gewißheit wird dieſe Vermuthung erhoben durch die Mondfinſterniſſe. Es ereignen ſich nämlich von Zeit zu Zeit während des Vollmonds theilweiſe oder völlige Verfinſterungen der Mondſcheibe. Man ſieht deutlich den Schatten eines runden Körpers über den glänzenden Mond vorüberziehen. Denn der Schatten eines Körpers, nicht der Körper ſelbſt muß es ſein, weil der verfinſterte Theil immer noch ein düſteres kupferröthliches Licht behält. Hieraus ergibt ſich, daß ein runder Körper zwiſchen die Sonne und den von ihren Strahlen erleuchteten Mond treten und dieſem ſeinen Schatten zuwerfen muß. Dieſer runde Körper iſt aber kein anderer als unſere Erde, welche zur Zeit des Vollmonds zwiſchen Sonne und Mond ſteht, nur daß meiſtens der Schatten neben den Rand des Mondes fällt und deßhalb nicht geſehen wird. Daß Dies ſich ſo verhält, weiß man ſo genau, daß man ſogar bis auf die Minute vorauszuſagen weiß, wann eine Finſterniß eintreten wird. Iſt aber der Schatten eines Körpers rund und zwar immer rund, man mag den Körper drehen, wie man will,

ſo kann ſeine Geſtalt keine andere als eine kugelrunde ſein. Daß man die irdiſchen Berge im Mond nicht abgebildet ſieht, iſt ſehr natürlich, wenn man bedenkt, daß die höchſten Berge ſich auf der Erde ungefähr ausnehmen wie ein Sandkörnchen auf einer Kegelkugel. Es wird ſich eben ſo wenig im Schatten abbilden, wenigſtens von dem menſchlichen Auge nicht wahrgenommen werden.

Nach dieſen drei Beweiſen werdet ihr wohl von der Richtigkeit des Satzes: daß die Erde rund iſt, überzeugt ſein, und dennoch iſt der Hauptbeweis noch zurück, nämlich der, daß man die Erde wirklich ſchon nach vielen Richtungen umſchifft hat, und nirgends an einen Rand oder an eine Ecke gekommen iſt. Vielmehr ſind einige Seefahrer immer nach Weſten fortgeſchifft, haben überall das Meer glatt vor ſich, haben alle Abend die Sonne untergehen geſehen, wie bei uns; zuletzt ſind ſie in ihre Heimath zurückgekehrt, ohne daß ihnen die Form der Erde oder des Himmels abweichend von der bei uns ſichtbaren erſchienen wäre. Da iſt doch nun wohl aller Zweifel gehoben, und es kommt blos darauf an, daß man ſich die Sache lebhaft und deutlich vorſtellt, und immer weiter überlegt, wie weislich Gott ſeine Schöpfung eingerichtet hat.

4. Das heilige Land.

Das Vaterland ausgenommen kann von allen Ländern in der Welt einem Christen oder Juden keines wichtiger sein als Palästina. Nicht wegen seiner Grösse, denn es ist nur halb so gross als die Schweiz, oder dreimal so gross als das Grossherzogthum Hessen. Nicht wegen seiner Grösse also ist Palästina merkwürdig, auch nicht wegen seiner zahlreichen und fleissigen Bevölkerung oder wegen seines Handels. Denn es ist jetzt ein ödes, menschenleeres Land, schlecht angebaut und von Räubern durchzogen, und obgleich es an das mitelländische Meer stösst, so sind seine Häfen doch schlecht eingerichtet und von Kaufleuten wenig besucht. Die Muhamedaner, unter deren Herrschaft das Land steht, haben durch ihre grausame und ungerechte Regierung es arm und wüste gemacht. Die einzige Ursache, warum Palästina uns interessanter ist als andere Länder, und warum wir seine Geographie besonders genau zu lernen haben, ist die, dass dort unsere Religion ihren Ursprung genommen und von da aus ihre Wohlthaten über die ganze Erde verbreitet hat. In Kanaan, denn dies war der älteste Name des Landes, weideten Abraham, Isaak und Jakob ihre Heerden, dort sind die Orte zu finden, wo Abraham seinen Sohn opfern wollte, wo das gottlose Sodom unterging, wo Joseph von seinen Brüdern verkauft wurde. Nach Kanaan, dem von Gott den Nachkommen Abrahams verheissenen Lande, führte Moses sein Volk aus Ägypten zurück, dies war es, welches Josua eroberte und unter die zwölf Stämme vertheilte, über dieses herrschten Saul, David und Salomo. Jerusalem war damals seine Hauptstadt, und ist es noch, aber der prächtige Tempel Salomos steht nicht mehr. Endlich erschien Christus, unser Herr, in diesem Lande. Bethlehem war der Ort seiner Geburt, in Nazareth wohnte er bei seinen Eltern, in Jerusalem vergoss er sein Blut für uns und alle Menschen. Wie viel Heiliges und Merk-

würdiges muss sich in einem solchen Lande finden, und wie gern würde Jeder dahin reisen, um es selbst zu sehen, wenn es näher und von Christen regiert wäre.

Auch haben die Christen zu allen Zeiten nach diesen heiligen Gegenden gewallfahrtet. Man wollte gern auf dem Boden stehen, worauf der Herr gewandelt hatte, man wollte die Plätze sehen, wo er Wunder gethan und gelitten, wollte beten, wo auch er gebetet hatte. Desshalb wurden, so lange das Land den christlichen Kaisern gehörte, Kirchen, Klöster und Spitäler gebaut, damit die frommen Pilger nicht nur ihre Andacht verrichten, sondern auch Herberge und im Falle der Noth Pflege finden könnten. Aber die Muhamedaner, welche Moses und Christus auch als Propheten und Jerusalem als eine heilige Stadt verehren, entrissen den Christen den Besitz Palästinas und misshandelten die Pilger. Desshalb machte sich halb Europa auf, um durch Gewalt der Waffen das heilige Land von den Ungläubigen zu befreien und ein christliches Königreich daselbst zu stiften. Man nennt Dies die Kreuzzüge, weil die christlichen Streiter ein rothes Kreuz auf ihrer Schulter trugen; und viele herrliche Thaten werden aus dieser Zeit erzählt, wo die Könige wie die Bettler ihr Leben daran setzten, das Grab des Erlösers wieder zu erobern. Allein es gelang nur auf kurze Zeit. Nachdem Ströme von Blut vergossen und das arme Land noch ärger verwüstet war, als durch die früheren Eroberungen, mussten die Kreuzfahrer es abermals den Muhamedanern und zwar diesmal den Türken überlassen, welche es noch bis auf den heutigen Tag besitzen. Doch ist es gegen eine Abgabe Christen und Juden erlaubt dort zu wohnen, oder die heiligen Orte zu besuchen, und in den letzten Jahren hat sogar ein christlicher Bischof dort seinen Sitz genommen, und es dürfen christliche Kirchen neben den muhamedanischen Moscheen erbaut werden.

5. Die natürliche Beschaffenheit Palästina's.

Palästina hat noch jetzt ungefähr die nämlichen Gränzen wie das Land Kanaan vor vierthalbtausend Jahren. Gegen Norden das hohe Libanongebirge, gegen Süden das steinige, gegen Osten das wüste Arabien, gegen Westen das mittelländische Meer, welches jedoch grösstentheils durch den schmalen Küstenstreifen, welcher das Land Phönizien bildet, von Palästina geschieden ist. Jedoch sieht sich Das alles leichter auf der Karte, als man es durch Beschreibung erkennt. Betrachte desshalb Jeder lieber auf der Karte die Gränzen des heiligen Landes.

Von seiner Grösse habt ihr schon Etwas gehört. Wir wollen sie jetzt näher auf 430 Quadratmeilen bestimmen, Was gerade der Grösse der preussischen Provinz Sachsen gleich kommt. Die Länge des Ländchens an der Küste her beträgt 32 Meilen. Die Querlinie von der Gegend der Stadt Damaskus bis an die ägyptische Gränze ist die grösseste Entfernung, welche sich auf palästinischem Boden finden lässt, und beträgt 42 Meilen, also noch nicht ganz so viel als die von der deutschen Gränze bis nach Paris. Die übrigen Entfernungen z. B. die Breite des Landes,

den Abstand der Städte von einander, die Grösse der Seen mögt ihr selbst auf eurer Karte messen.

Palästina ist ein Gebirgsland, worin sich wohl weite Thäler, aber eigentlich gar keine Ebenen finden. Zwar gehört das Hochgebirge Libanon, welches das ganze Jahr hindurch mit Schnee bedeckt bleibt, nicht mehr zu dem jüdischen Gebiete, sondern zu dem phönizischen, aber es liegt so nahe, dass man seine weissen Gipfel sehen kann, auch kommen die Gewässer des Landes von seinen Höhen herab. So berühmt die Cedern des Libanons waren, so sind sie doch jetzt bis auf wenige verschwunden. Man hat abgehauen ohne wieder zu pflanzen. In die wenigen, welche noch aus alten Zeiten übrig sind, schneiden jetzt die Reisenden der Merkwürdigkeit wegen gewöhnlich ihre Namen ein. Von dem Libanon südwärts ziehen sich nun Bergreihen durch ganz Palästina, von denen jedoch kein einziger Gipfel die Schneelinie erreicht, wesshalb auch nur wenig Quellen auf ihnen entspringen, und kein einziger Fluss in Palästina seinen Ursprung nimmt. Dennoch gibt es zwischen den zum Theil kahlen und von Schluchten und Höhlen unterbrochenen Bergen auch gar manche schönen Thäler, ja an dem Ufer des Meeres zieht sich sogar eine Art fruchtbare Ebene her, welche von den dahinter liegenden Bergen eine herrliche Aussicht gewährt. Vorzüglich weit kann man von dem Vorgebirge Karmel, wo einst Elias den Regen vom Himmel erflehte, in das Meer hinaus und in die benachbarten fruchtbaren Thäler sehen. Ebenso schön ist die Aussicht, welche man von einigen anderen erhabenen Punkten im inneren Lande genissst z. B. von dem Ölberge auf die gegenüber liegende Stadt Jerusalem; obgleich jetzt sowohl Jerusalem, als auch der Ölberg die Spuren der Verwüstung und Vernachlässigung an sich tragen. Denn die einst so grosse und bevölkerte Stadt ist jetzt klein und verfallen, und auf dem Ölberge finden sich nur noch wenige Ölbäume, der grösste Theil seiner Oberfläche trägt die gelbe Farbe des kahlen Gesteins. Auch von dem Berg Thabor in der Nähe des Sees Genezareth, worauf Christus oft mit seinen Jüngern verweilte, ist die Aussicht nicht mehr so reizend als zu den damaligen Zeiten. Dennoch versichern die Reisebeschreiber, dass man in Deutschland nicht leicht etwas so Schönes sehen könne, als die unter diesem kegelförmigen und grün bewachsenen Berge sich ausbreitenden Seeufer.

Dagegen gibt es besonders südlich von Jerusalem und nach dem Todten Meere hin wüste Berggegenden, wo man Nichts als nackte Felsenwände und steinige Thäler sieht. In die ungeheuren Höhlen dieses Gebirges rettete sich einst David vor seinem Verfolger Saul, jetzt aber sind sie meistens von Räubern bewohnt, welche die Reise durch diese Gegend äusserst gefährlich machen.

Es ist schon angedeutet worden, dass Palästina ein ziemlich wasserarmes Land ist. Einen grossen schiffbaren Fluss besitzt es nicht, denn der Jordan, welcher allein den Namen eines Flusses verdient, ist nirgends breiter als 100 Fuss und nicht leicht tiefer als 6 Fuss. Dazu beträgt die Länge seines ganzen Laufes nur 25 Meilen. Auch mündet er nicht in das Meer, sondern in einen grossen Landsee, das Todte Meer genannt, an dessen

wüsten Ufern keine Städte liegen, also auch kein Handel getrieben wird. Gleichwohl ist der Jordan bei weitem das wichtigste Gewässer des Landes und uns Christen durch viele Erinnerungen merkwürdig. Nicht leicht wird ein Reisender versäumen, sich in seinem Wasser zu baden, und dabei an Johannes den Täufer und an die Taufe Christi zurück denken. Viele Reisenden nehmen sich desshalb auch etwas Jordanwasser zum Andenken mit nach Europa. Der Fluss entspringt gerade an der Gränze gegen Syrien an dem Abhange des Libanons und ergiesst sein klares Wasser bald darauf in einen sumpfigen See, dessen Schlamm ihn trübe färbt. Einige Stunden unterhalb dieses Sees fliesst er unter der grossen und breiten Jakobsbrücke her, wo der Erzvater Jakob bei seiner Rückkehr aus Mesopotamien mit seinen Heerden übergegangen sein soll. Nach einem kurzen Laufe tritt der Jordan bei Kapernaum in einen zweiten tiefen und klaren See von süssem Wasser, den See Genezareth, auch das Galiläische Meer genannt. Drei Meilen lang und in der Mitte eine Meile breit bildet dieser See eine herrliche Wasserfläche, belebt von Fischen und vormals auch von darauf fahrenden Fischern, mit grünen Ufern, die zu Christi Zeiten mit Städten und Dörfern besät waren, jetzt aber nur noch einige arme Ortschaften enthalten, deren Einwohner nicht einmal Kähne zum Befahren des Sees haben. Doch macht die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens das Ufer immer noch schön, und selbst das daselbst wachsende Schilf hat eine wohlriechende Blüthe. An dem Gestade dieses herrlichen Sees, welchen man das Auge der Gegend nannte, war es, wo Jesus sich meistens aufhielt und seine meisten Wunder verrichtete. Dort lag Kapernaum, welches er zur Heimath erwählt hatte, dort Chorazin und Bethsaida, welche seine meisten Wunderthaten mitangesehen hatten. Auch waren die Apostel grösstentheils aus dieser Gegend. Petrus und Andreas, Johannes und Jakobus waren Fischer, welche den See Genezareth mit ihren Barken befuhren. Auf ihm stillete Jesus den Sturm, auf seinen Wellen wandelte er.

Nach seinem Austritt aus dem See Genezareth fliesst der Jordan in einem bald engeren bald weiteren Thale ziemlich langsam und verhältnissmässig tief, besonders nachdem er von der linken Seite einen beträchtlichen Zufluss bekommen hat. Doch waren schon zu Christi Zeiten einige Furten vorhanden, wo man im Sommer den Fluss zu durchwaten pflegte. Bei höherem Wasserstand musste man überfahren, indem es an Brücken fehlte. Da der Hauptweg aus Galiläa nach Jerusalem hierher führte, so muss die Überfahrt oft benutzt worden sein, und Jesus ist ohne Zweifel öfters dort vorübergekommen.

Weiter abwärts gegen die Stadt Jericho und das Todte Meer hin erweitert sich das Thal zu einer Ebene, welche ehemals wegen ihrer Fruchtbarkeit und wegen ihrer schönen Rosen berühmt war; allein heutiges Tages ist sie durch die Zerstörungen der Feinde und die Trägheit der Einwohner, wie so viele anderen Stellen wüste und unfruchtbar geworden. Der Fluss fliesst langsam und trübe zwischen buschigen und schilfigen Ufern dahin, welche in der Regenzeit überschwemmt werden und gewöhnlich wilden Thieren zum

Aufenthalt dienen. Gegen das Ende seines Laufs wird das Wasser des Jordan immer gelblicher und träger, seine Umgebungen immer dürrer und trauriger, bis er sich endlich mit dem trübseligsten aller Gewässer, mit dem Todten Meere vereinigt.

Ihr wisst aus der heiligen Schrift die Geschichte von dem Untergange des Thales Siddim, worin die Städte Sodom und Gomorrha lagen. An die Stelle dieser untergegangenen Gegend ist seitdem der sehr tiefe, 12 Meilen lange, 3 Meilen breite Salzsee getreten, welcher das Todte Meer, bisweilen auch der Asphaltsee oder das Salzmeer heisst. Sein Wasser ist weit salziger, als das des Meeres und durch diesen Salzgehalt so dicht, dass der menschliche Körper fast von selbst darin schwimmt. So einladend Dies für schwimmlustige Menschen scheint, so wagt es doch nicht leicht Jemand darin zu baden, denn das Salzwasser ätzt die Haut wie Lauge, dergestalt dass sie sich nach einiger Zeit ablös't. Auch leben, so viel man bis jetzt hat beobachten können, weder Fische noch andere Thiere in diesen traurigen Gewässern, woher auch der Name Todtes Meer. Das aber ist eine Fabel, dass die Ausdünstungen über demselben so schädlich seien, dass kein Vogel darüber fliegen könne, sondern betäubt niederfalle, sowie es auch eine Fabel ist, dass das Eisen auf diesem Wasser schwimme. Wahr ist dagegen, dass noch niemals ein Schiff diesen verwünschten See befahren hat, denn so öde wie sein Wasser, sind auch seine Umgebungen. Ringsum Nichts als nackte dürre Felsen, das nächste Ufer mit einer Salzkruste bedeckt, hier und da auch mit Stücken Asphalt (Judenpech). Der unfruchtbare, von der Sonne verbrannte Boden, die ungesunde Luft, die Seltenheit des Regens verscheucht auch die Menschen von hier. Nur einige arme Araber wohnen in elenden Schilfhütten und fristen ihr Leben theils mit dem wenigen Getraide, welches sie dem Boden abgewinnen, theils von dem Handel mit dem am See gefundenen Salz.

Einen Abfluss hat dieser See nicht. Vermuthlich ist die Ausdünstung so stark, dass dadurch aller Überschuss an Wasser wieder verloren geht.

Ausser dem Jordangebiet gab es und gibt es in ganz Palästina nur einen oder zwei Bäche, welche im Sommer nicht vertrocknen, so wie auch die meisten Brunnen versiegen, so dass man einen beständig quellenden und frischen Brunnen für eine besondere Gabe des Himmels ansieht.

Gleichwohl besass das Land einige heisse Quellen, welche noch jetzt als Heilbäder benutzt werden. Die vorzüglichsten befinden sich in der Nähe des galiläischen Meeres, also da, wo die Natur das Land ohnedies am reichsten ausgestattet hatte, und wo zu Christi Zeiten eine zahlreiche und wohlhabende Bevölkerung zusammengedrängt war. Jetzt hat sich Das alles geändert und die Zahl der Badegäste ist desshalb sehr gering.

6. Jahreszeiten und Witterung Palästina's.

Wenn gleich Palästina noch in der gemässigten Zone liegt, so sind seine Jahreszeiten und seine Witterung doch keineswegs

mit den unsrigen übereinstimmend. Seine Lage unter dem 33. 32. bis zum 31. Grade der Breite zeigt schon an, dass die Wärme das ganze Jahr hindurch grösser sein muss als in Europa, auch können gelehrte Leute, ohne jemals dort gewesen zu sein, aus dieser Lage berechnen, dass der längste Tag daselbst wenige Minuten mehr als 14 Stunden Länge hat. Hieraus kann ein aufmerksamer Schüler sogleich finden, dass die Sonne 7 Stunden vor Mittag auf-, und 7 Stunden nach Mittag untergeht. Ebenso verhält es sich mit der längsten Nacht und dem mit derselben zusammentreffenden kürzesten Tage, welche in Palästina wie bei uns und auf der ganzen nördlichen Halbkugel auf den 21. Dezember eines jeden Jahres fällt Nicht minder übereinstimmend sind die Anfangstage des Frühlings am 21. März, des Sommers am 21. Juni, des Herbstes am 23. September in Palästina und Deutschland, wenn man Dies so versteht, dass der Winter mit dem kürzesten, der Sommer mit dem längsten Tage, jener mit dem niedrigsten Sonnenstande beginnt, dieser mit dem höchsten, und dass der Frühling anfängt, wenn die Tage den Nächten gerade wieder gleich geworden und der Herbst, wenn die kürzeren Nächte den Tagen wieder gleich geworden sind. Doch muss man daraus nicht schliessen wollen, dass nun auch dort der Witterung nach, so wie bei uns, Frühling, Sommer, Herbst und Winter von einander unterschieden seien und mit den genannten Tagen anfangen. In der heissen Zone gibt es nur zwei Jahreszeiten, die heisse und die Regenzeit, und da Palästina dieser Zone schon ziemlich nahe liegt, so kann man leicht denken, dass es auch eher zwei als 4 Jahreszeiten der Witterung nach zählt. Die jetzigen Juden fangen ihr Jahr im Herbste an, die alten aber thaten es im Frühling und zwar mit dem Neumonde, welcher zunächst nach der Nachtgleiche fiel, denn dann war bis zum Vollmonde die Gerste reif und sie konnten der Vorschrift Mosis gemäss in dem ersten Monate des Jahres ihr Dankopfer für die glücklich begonnene Ernte darbringen. Denn die Gerste war unter allen Getraidearten Palästinas diejenige, welche zuerst zur Reife kam. Aber zu Anfang oder in der Mitte des Aprils wird man sagen, wo wir kaum unsere Gerste säen, wie ist es möglich, dass sie da schon reif wird? Und docch ist es so. Gibt es schon in Deutschland Gegenden, welche einen Monat früher ernten als andere höher und nördlicher liegende, so thut Dies gegen Italien schon zwei Monate und gegen Palästina, dies noch wärmere Land drei Monate und mehr aus. Da könnt ihr nun begreifen, dass die im Herbst gesäte Gerste im April und der Weizen im Mai geerntet wurde, dergestalt, dass meistens mit den ersten Tagen des Juni Pfingsten, das Fest der vollendeten Ernte gefeiert werden konnte. Besser stimmt das Laubhüttenfest im Oktober mit unseren Witterungsvorstellungen überein, denn es war auf den Oktober bestimmt und sollte ein Dankfest sein für alle Wohlthaten Gottes, welche die Erde hervorbrachte, also nebst dem Getraide auch das geerntete Obst, das Öl und den Wein ins Gedächtniss zurückrufen.

Da der palästinische Winter fast keinen Schnee bringt, höchstens die hochliegenden Orte mehrere Tage mit einer leichten

Schneedecke bekleidet, da es auch keine Flüsse zur Bewässerung des Bodens besitzt, so hängt die Fruchtbarkeit eines Jahres gänzlich von dem reichlichen und regelmässigen Eintreffen des Früh- und Spätregens ab. Frühregen hiess nämlich der mehrwöchentliche Regen, welcher nach den dürren Sommermonaten etwa in der Mitte des Oktobers die Erde erfrischte und zur Beackerung und Besäung tüchtig machte. Blieb er aus, so war die Hoffnung auf eine gute Ernte dahin. Aber auch den Spätregen, welcher während des März sich einzustellen pflegte, konnten die Saaten durchaus nicht entbehren. Ohne ihn bildeten sich weder Körner noch Stroh gehörig aus, und er konnte um so weniger ersetzt werden, als von dem April an bis zum Oktober nur selten Gewitter erschienen, um die Sonnengluth zu mässigen und den Boden erwas zu erfrischen.

Gemeiniglich bleibt der Sommer ununterbrochen heiter und die hoch stehende Sonne würde das Grün des Rasens und der Bäume noch früher versengen, wenn nicht in allen heissen Gegenden die Nacht über ein ungemein starker Thau zu fallen pflegte, welcher den wechselnden Regen unserer gemässigten Gegenden einigermassen ersetzt. Freilich ist diese nächtliche Nässe und Kühle den Reisenden, welche an das Klima nicht gewöhnt sind und sich im Vertrauen auf die heissen Tage des Abends und Morgens nicht vorsichtig kleiden oft gefährlich und mancher Europäer hat dadurch seinen Tod gefunden. Gleichwohl kann dieser wohlthätige Thau nicht verhindern, dass gegen die Mitte des Sommers die grüne Decke des Bodens und das Laub der nicht tief wurzelnden Gewächse gelb und trocken zu werden beginnt, ja bei längerer Dauer der Hitze oft bis zum Zerreiben dürre wird, und dass dann das ganze Land ein trauriges Ansehen annimmt, welches nur durch die ewig grünen Palmen, und die ausdauernderen Oliven, Feigenbäume und Weinstöcke etwas unterbrochen wird. Alle Bäche mit ganz wenigen Ausnahmen sind dann vertrocknet und zeigen blos ihre steinigten unfruchtbaren Stromthäler. Das dürre Gras, die Getraidestoppeln, selbst die saftlosen Hecken entzünden sich dann oft durch die geringste Veranlassung und es entstehen weitläuftige Feldbrände. Besonders leicht ist Dies der Fall, wenn der Ostwind über die arabische Wüste her weht. Die Gluth dieses Windes ist so fürchterlich, dass sich die Einwohner während dessen in ihre Häuser einschliessen und nur im äussersten Nothfall herausgehen. Mit dem Eintritt des Herbstes kommen erst vereinzelte Regengüsse und dann der anhaltende schon erwähnte Frühregen wieder und geben dem ganzen Lande ein anderes Ansehn. Alles grünt dann von neuem, und der milde und kurze Winter unterbricht dieses Keimen und Wachsen sehr wenig, schon im Anfang des Februar blühen die Mandel - Pfirsich- und Oelbäume, und Alles ist mit reizenden Blumen bedeckt, obgleich bisweilen ein kalter Nordwind vom Libanon herab daran erinnert, dass es noch nicht Sommer ist.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Schneedecke bekleidet, da es auch keine Flüsse zur Bewässerung des Bodens besitzt, so hängt die Fruchtbarkeit einer Jahres gänzlich von dem reichlichen und regelmässigen Eintreten des Früh- und Spätregens ab. Frühregen hiess nämlich der [illegible] liche Regen, welcher nach den dürren Sommermonaten etwa in der Mitte des Oktobers die Erde erfrischte und zur Bearbeitung und Besäung tüchtig machte. Blieb er aus, so war die Hoffnung auf eine gute Ernte dahin. Aber auch den Spätregen, welcher während des März sich einzustellen pflegte, konnten die Saaten durchaus nicht entbehren. Ohne ihn bildeten sich weder Körner noch Stroh gehörig aus, und er konnte um so weniger ersetzt werden, als von dem April an bis zum Oktober nur selten Gewitter erschienen, um die Sonnenglut zu mässigen und den Boden etwas zu erfrischen.

Gewöhnlich bleibt der Sommer ununterbrochen heiter, und die hoch stehende Sonne würde das Grün des Rasens und der Bäume noch früher versengen, wenn nicht in allen heissen Gegenden die Nacht über ein ungemein starker Thau zu fallen pflegte, welcher den [illegible] Regen [illegible] einigermassen ersetzt. Freilich ist dieser [illegible] Kühle den Reisenden, welche an das [illegible] gewöhnt [illegible] und sich im Vertrauen auf die heissen Tage des Abends und Morgens nicht vorsichtig kleiden, oft gefährlich und mancher Europäer hat dadurch seinen Tod gefunden. Gleichwohl kann [illegible] wohlthätige Thau nicht verhindern, dass [illegible] Sommers die grüne Decke des Rasens und aller [illegible] flach wurzelnden Gewächse gelb und trocken [illegible], ja bei längerer Dauer der Hitze oft bis zum [illegible] reihen dürre wird, und dass dann das ganze Land ein [illegible] Ansehen [illegible], welches nur durch die [illegible] und die ausdauernderen Oliven, Feigenbäume und Weinstöcke etwas unterbrochen wird. Alle Bäche mit ganz [illegible] sind dann vertrocknet und zeigen blos ihre [illegible]. Das dürre Gras, die Getraidestoppeln, selbst die saftlosen Hecken entzünden sich dann oft durch die geringste Veranlassung und es entstehen verheerende Feldbrände. Besonders leicht ist dies der Fall, wenn der Ostwind über die arabische Wüste her weht. Die Glut dieses Windes ist so fürchterlich, dass sich die Einwohner während dessen in ihre Häuser einschliessen und nur im äussersten Nothfall [illegible]. Mit dem Eintritt des Herbstes kommen erst vereinzelte Regengüsse [illegible] der anhaltende [illegible] Frühregen wieder und geben dem ganzen Lande ein anderes Ansehn. Alles grünt dann von neuem, und der milde und kurze Winter unterbricht dieses Keimen und Wachsen sehr wenig, schon im Anfang des Februar blühen die Mandel-, Pfirsich- und Oelbäume, und Alles [illegible] Blumen bedeckt, obgleich bisweilen ein [illegible] Libanon herab daran erinnert, dass es noch nicht [illegible]

Nicht allein der raſche Abſatz der ſehr ſtarken erſten Auflage dieſes Buches iſt ein Beweis ſeiner Tüchtigkeit, ſondern auch die darüber erſchienenen Beurtheilungen, von denen hier einige abgedruckt ſind:

1. Aus Pädag. Monatsblättern 1. 2. (Aſchersleben bei Laue.)

Einſam ſteht Curtman da mit ſeinem treu vaterländiſch geſinnten Herzen, einſam ſteht er da wie ein Wegweiſer in eine große Zukunft des deutſchen Schulweſens, wo der Lehrer nicht blos Schulmann, ſondern Volkserzieher, Volksbildner im großen Sinne des Wortes wird. Er hat „ſeine Feder dem allgemeinen deutſchen Vaterlande gewidmet", er hat nicht nur einen wirklich deutſchen Lehrſtoff in die Schule gebracht, ſondern dieſen auch mit großer Umſicht und pädagogiſchem Freiſinn geſchaffen. Er hat wenig moraliſche Erzählungen, „um die Religion und was damit zuſammenhängt, nicht trivial zu machen, wenig poetiſche Stücke gegeben, und die ſtyliſtiſchen Aufgaben höher als die grammatiſchen geſtellt", weßhalb in ſeinem Buche, das er bis auf Weniges ſelbſt ſo geſchrieben hat, „alle ſtyliſtiſchen Formen von Bedeutung repräſentirt ſind, damit dieſe geleſen, umarbeitet, nachgeahmt u. ſ. w. werden."

Und in der That durchlaufen ſeine Aufſätze die ganze Scala der Styliſtik, ſpiegeln alle Farbentöne ſprachlicher Darſtellungen ab, berühren alle Seiten des menſchlichen Herzens. Aber das Schönſte am Buche iſt der ſüße Heimathsklang, das treue Herz, der einfache große Sinn der Betrachtung, die Friſche der Auffaſſung und der Pulsſchlag einer begeiſterten Vaterlandsliebe, der nicht nur in Curtmans Darſtellungen, ſondern auch an das Herz des Leſers klopft. Deutſchland iſt der Inhalt ſeines Leſebuchs, deutſcher Geiſt weht wie Mailuft durch jede Zeile des Buchs, aus jedem Wort blikt das fromme, reine, tiefgeiſtige Blauauge des deutſchen Volkes, jauchzend rufe ich allen deutſchen Lehrern zu: hier iſt die Goldgrube deutſcher Jugendbildung, in dieſen Boden pflanzt den jungen Baum, daß er wachſe, Knospen, Blüthen und Früchte treibe!

An deutſchen Lehrſtoffen ſoll man die deutſche Jugend bilden und erziehen. Curtman's Buch enthält: 1) Die Natur des Vaterlandes, 2) Land und Volk, 3) Poeſie der Deutſchen, 4) Blicke über das Vaterland hinaus. Mögen alle deutſchen Lehrer dem Banner folgen, welches Curtman erhoben hat, um unſerm Volke eine große Zukunft in ſeiner Jugend zu erobern!

2. Rheiniſche Blätter von Diſterweg. (Bd. 36. N. F. 2. Heft. 1847.)

Es iſt noch nicht gar lange her, da prunkten auf den Lectionsplänen der Volksſchulen als beſondere Unterrichtsgegenſtände Geographie und Geſchichte, Naturlehre und deutſcher Styl, und gewiß ſind auch noch Volksſchullehrer der Meinung, daß ohne dieſe Unterrichtsgegenſtände der Fortſchritt in der Schule nicht zu merken, und obendrein in einer mehrklaſſigen eine Scheidung des Unterrichtsſtoffes durchaus nothwendig ſei. Gegen dieſe, die Einfachheit und Weſenheit der Volksſchule ſtörende Ueberladung haben ſich ſchon vor mehr als einem Jahrzehnt erfahrene Pädagogen ausgeſprochen, und unter dieſen braucht nur die Anſicht des ſeligen Wilberg vernommen zu werden, der in ſeinem Schriftchen über die nothwendigen Unterrichtsgegenſtände der Elementarſchule, Unterrichten und Lehren, über Schulen Lehrweiſen ꝛc., Eſſen, 1834., die Gegenſtände auf Leſen, Schreiben, Rechnen, Singen und Religionsunterricht zurückführte, und zeigte, daß der ganze Sachunterricht eben an dieſen einfachen Uebungen vorgenommen werden müßte. Welche Anſicht der thätige, denkende und verdienſtvolle Verfaſſer des vorliegenden Leſebuchs über die Unterrichtsgegenſtände auch haben mag, durch ſein Werk überhebt er die Lehrer, welche ſein Leſebuch einführen, des Unterrichts in der Naturgeſchichte, Geſchichte und Geographie, indem er es ihnen nur anheimgibt, je nach Neigung und Bedürfniß, zu dem einzelnen Leſeſtoff noch Material hinzuzufügen oder auch daſſelbe in anderer Ordnung einzuprägen, nur nicht etwa in ſyſtematiſcher, denn dieſe mache das Weſen des wiſſenſchaftlichen Unterrichts aus und gehöre nirgendwo hin, wo elementariſch unterrichtet werden ſoll. Auch gibt er in ſeinem Buche Muſter des Styls, welches beſſer iſt, als alle ſogenannten Stylübungen, die in der Volksſchule angeſtellt werden, wenn der Lehrer es ſich angelegen ſein läßt, mit dem Inhalt auch die Form einzuprägen, und er nicht nur in anderer Weiſe darſtellen läßt, z. B. Geſpräche in Form der Erzählung und Erzählungen in Dialogen u. ſ. w., ſondern auch ganze Stücke dem Gedächtniß anvertraut, wozu die Sammlung von Gedichten und Liedern hinreichend Material an die Hand gibt. Es wäre zu Erreichung dieſer Zwecke das Buch nicht von Anfang bis zum Ende durchzuleſen, ſondern mit belehrenden und unterhaltenden Leſeſtücken zu wechſeln, um Phantaſie,

Verſtand und Gemüth der Kinder gleichmäßig zu entwickeln und anzuregen, und es kann dies in vorliegendem Buche um ſo leichter geſchehen, als die Einheit nicht verloren geht, denn Alles ſchließt ſich an das deutſche Vaterland an, das in den kleinen wie großen Staaten Gottlob! wieder als Einheit im Volke und bei den Fürſten lebt. Es iſt wahrlich ein glücklicher Gedanke, das Vaterland in ſeiner Mannigfaltigkeit und Einheit in den Mittelpunkt der Volksſchule zu ſtellen, und er iſt im Allgemeinen ſo gelungen verwirklicht, daß wir dies Leſebuch für eins der beſten erklären müſſen, welche nicht blos in der Elementarſchule, ſondern auch in untern Klaſſen mittlerer und beſonders der Mädchenſchulen gebraucht werden können.

Das Buch iſt ganz aus einem Guß, nicht eine Sammlung oder Zuſammenſtellung u. ſ. w., ſondern vom Verfaſſer in jedem einzelnen Abſchnitte mit weniger Ausnahme, ſelbſtſtändig und eigenthümlich bearbeitet. Die Sprache iſt einfach und edel, der Stoff klar und anziehend behandelt und die Auffaſſung ganz volksmäßig. Nur zuweilen iſt der Styl etwas breit und tritt die Moral etwas lehrweiſe hervor, im Ganzen aber iſt nach Umſtänden die Haltung der guten Laune, die unſerm Volke eigen, und in welcher Claudius die Norddeutſchen und Hebel die Süddeutſchen mit Genialität repräſentirt, jeder von beiden aber allen Deutſchen zum Verſtande und zum Herzen ſpricht, wie kein anderer. Aus erſteren hätte der Verfaſſer wohl noch mehr benutzen können; wie er mit großem Geſchick Hebel angezogen hat und auch Lenz und Pfregner aus ſeinem Buche „Blicke aus der Schule in das Leben" für manchen ſchönen Abſchnitt Dank weiß.

Den Lehrern, welchen wir dies Buch als in Inhalt und Styl vortrefflich für ihre Schüler empfehlen, iſt mit einer Ueberſicht des Stoffes mehr gedient, als mit unſerm Urtheil. Das Buch iſt in 4 Hauptſtücke getheilt: 1) die Natur des Vaterlandes, 2) Land und Volk, 3) Poeſie der Deutſchen und 4) Blicke über das Vaterland hinaus. Der letztere Abſchnitt iſt eine Zugabe und konnte auch noch manches Andere umfaſſen, obſchon der Lehrer die Abſchnitte für zweckmäßig halten wird. Sie handeln vom Klima, den Tageszeiten, der Kugelgeſtalt der Erde, dem heiligen Lande, der natürlichen Beſchaffenheit Paläſtina's, den Jahreszeiten und der Witterung Paläſtina's. Nro. 1. enthält in 112 Leſeſtücken eine ganze Naturgeſchichte unſres Vaterlandes, in welcher die Bedürfniſſe des Volks, ſo wie der Ton deſſelben gleiche Berückſichtigung gefunden haben, zum Muſter diene 98 das Getraide. In 127 Abſchnitten führt der Verfaſſer dann das Wiſſenswürdigſte aus der Geographie und Geſchichte Deutſchlands in klaren Ueberſichten und anziehenden Darſtellungen voll Lebenswärme vor, unter denen der Leſer auf Bekanntes ſtoßen wird, aber auch dann die bildende Hand des zarten Bearbeiters bewundert, und in 75 Gedichten und Erzählungen die Poeſie der Deutſchen. Aber nicht nur die Poeſie iſt's, die zur Jugend ſpricht, auch der Dichter Leben und Wirken wird in kräftigen Zügen vor die Seele geführt, denn nichts kann grade des Deutſchen Nationalgefühl mehr kräftigen, als die Pietät gegen die Männer, welche ihm den köſtlichen Schatz des deutſchen Gemüths erſchloſſen haben. So wie Herr Dr. Curtman ſie auffaßt, tritt auch die Literaturgeſchichte in die Volksſchule. Schließlich führe ich noch an, daß abwechſelnd einzelne Abſchnitte mit lateiniſchen Lettern gedruckt ſind, um den Schülern der Volksſchule, die keine fremden Sprachen lernen, gleiche Fertigkeit beim Leſen lateiniſcher Druckſchrift zu verſchaffen.

3. Schulblatt für Heſſen. (December 1846.)

Man iſt zwar ſchon gewohnt, Leſebücher in Menge entſtehen zu ſehen, aber immer greift der Schulmann mit Spannung nach jedem neuen, denn keins hat ihn noch ganz befriedigt, keins paßt ganz für ſeine Verhältniſſe. Das iſt auch unmöglich, und wenn er ſelbſt eins eigens für ſeine Schule ſchriebe, ſo würde ſich dieſe durch den Wechſel der Schüler nach einigen Jahren ſo verändern, daß er eigentlich auch ſein Buch umgeſtalten müßte. Darum rechnen wir das Leſebuch zu den beſten, welches, wenn auch nicht allen, doch den meiſten Bedürfniſſen zu genügen vermag, und als ein ſolches haben wir das vorliegende neuſte C.'ſche Werk erkannt. Schon daß es in Hinſicht auf Auswahl und Reihenfolge dem Lehrer alle mögliche Freiheit verſtattet, iſt ein großer Vorzug; ein nicht geringerer, daß es ſich von allem gerippeartigen Kompendienweſen fern hält und die Schüler durch lebendige, inhaltreiche Darſtellung anſpricht. Es heißt mit Recht „Vaterland," denn es beſchränkt ſich auf deutſche Natur, deutſches Land und Volk, deutſche Poeſie. Das Meiſte hat Hr. C. ſelbſt ausgearbeitet, das Fremde aber ſorgſam ausgewählt und, wo es nöthig, zweckmäßig umgeformt. Wir zweifeln nicht daß ſich das Buch bald in die deutſchen Schulen Eingang verſchaffen werde.